4° Am. A. 228^m (2

Bernhard Struck

<36604167020012

<36604167020012

Bayer. Staatsbibliothek

PERU

PERU

BEOBACHTUNGEN UND STUDIEN

ÜBER

DAS LAND UND SEINE BEWOHNER

WÄHREND EINES 25 JÄHRIGEN AUFENTHALTS

VON

E. W. MIDDENDORF

II. BAND

DAS KÜSTENLAND VON PERU

MIT 56 TEXTBILDERN UND 38 TAFELN

NACH EIGENEN PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHMEN

und 1 Karte

BERLIN

ROBERT OPPENHEIM (GUSTAV SCHMIDT)

1894

606/72/389

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Während im ersten Teile dieses Werkes im Anschluss an die Beschreibung der Stadt Lima über die staatlichen Einrichtungen und gegenwärtigen politischen Zustände der peruanischen Republik, und in daran geknüpften geschichtlichen Notizen von der Eroberung und Kolonisation des Landes durch die Spanier, sowie von den Begebenheiten seit der Lostrennung Perus vom Mutterlande und der Errichtung eines Freistaates gehandelt worden ist, wird in dem vorliegenden Teile wesentlich auf die der Entdeckung durch die Europäer vorhergegangene Zeit Rücksicht genommen. Der Hauptzweck, den der Verfasser bei seinen Ausflügen und Wanderungen an der Küste vor Augen hatte, war die Aufsuchung alter indianischer Ruinen und Baureste und deren Vergleichung unter einander, als Mittel zur Beurteilung des Kulturzustandes der Völker, die einst daselbst gelebt hatten, ehe sie mit den Europäern in Berührung kamen. Bei der Ankunft der Spanier gehörte, wie bekannt, die ganze Küstenstrecke von der Linie bis zum 35. südlichen Breitegrade zu einem Reiche, welches die Könige von Kusko aus der Rasse der Inkas beherrschten. Es ist daher noch jetzt in Peru gebräuchlich, und wohl auch sonst die noch allgemein verbreitete Ansicht, die mancherlei an der Küste vorhandenen Ruinen alter Bauten als Werke der Inkas zu betrachten. In den Einleitungen zu seinem Werke über die einheimischen Sprachen Perus hat der Verfasser wiederholt hervorgehoben, dass wenngleich die Inkas das mächtigste und bestorganisierte südamerikanische Kulturvolk waren, sie doch nicht das einzige und auch nicht das älteste gewesen sind, sondern dass gleichzeitig und schon vor ihnen, sowohl an der Küste als auch im Hochlande, andere Rassen einen gleichen, in mancher Hinsicht vielleicht einen noch weiter fortgeschrittenen Bildungsgrad erreicht hatten, der aber freilich nicht genügte, um ihnen der überlegenen Staatsklugheit

und geschlossenen Ordnung der Inkas gegenüber ihre Unabhängigkeit zu bewahren.

Die wenigsten der noch vorhandenen Bauwerke an der Küste stammen von den Inkas her, allerdings aber gehören diese zu den verhältnismässig besterhaltenen, was sich schon daraus erklärt, dass sie die jüngsten sind, und dass nicht wenige von den früheren durch die Inkas selbst zerstört worden sein mögen, als sie die Gegenden ihrer Herrschaft unterwarfen. Die von den Inkas errichteten Gebäude dienten entweder religiösen Zwecken, waren Tempel, Priesterwohnungen oder Klöster für Sonnenjungfrauen, oder sie waren für Kriegswesen und Verwaltung bestimmt und bestanden aus Festungen, Burgen und Vorratshäusern für Lebensmittel und militärischen Bedarf. Alle unterscheiden sich durch ihren Stil, ihre ganze Anlage und das verwendete Material deutlich von den älteren Bauten. Diese zeigen an der ganzen Küste eine gewisse Gleichförmigkeit, die man nicht ohne Verwunderung bemerkt in Anbetracht der grossen Ausdehnung über welche sie zerstreut sind, und welche beweist, dass trotz des geringen oder ganz fehlenden geselligen Verbandes, in welchem die Völkerschaften der Küste lebten, getrennt von einander durch weite, wüste Strecken, doch gleichartige Kultur und Lebensformen bei allen verbreitet waren. Da alle alten Bauwerke der Küste nur aus geschichtetem Lehm oder aus an der Luft getrockneten Backsteinen aufgeführt sind, so haben sie ohne Ausnahme durch Verwitterung sehr gelitten, insbesondere die dem Meere nahe gelegenen und dem zersetzenden Einfluss der Seeluft ausgesetzten. In einigen Thälern, welche bei ihrer Fruchtbarkeit eine früher zahlreiche Bevölkerung voraussetzen lassen, findet man kaum noch Spuren alter Ruinen, was vermutlich daher rührt, dass dieselben abgetragen, der Lehm anderweitig verwandt und der Boden zur Bearbeitung benutzt worden ist.

Wenn das archäologische Interesse die Veranlassung zu den meisten Reisen des Verfassers an der Küste gewesen ist, so hat er doch dabei die geographischen Verhältnisse des Landes, die sich seiner Beobachtung darboten, keineswegs vernachlässigt, und in Gegenden, in welchen Denkmale und Überreste alter Kultur entweder nicht mehr nachweisbar oder vielleicht nicht vorhanden gewesen waren, die gegenwärtigen Zustände mit besonderer Aufmerksamkeit notiert. In einer Einleitung werden allgemeine Bemerkungen über die Beschaffenheit der Küste, deren klimatische Verhältnisse und landschaftlichen Charakter gegeben; an eine Übersicht der Flüsse und Thäler reihen sich Notizen über die daselbst gezogenen Kulturgewächse, über die verbreitetsten in der Land-

schaft angetroffenen wildwachsenden Bäume und Pflanzen, sowie auch einiges über die daselbst lebende Tierwelt. Die Verhältnisse der Landwirtschaft werden an geeigneten Orten eingehend besprochen und wird der Leser daraus entnehmen, dass die Lage dieses wichtigen Erwerbszweiges in Peru eine gedrücktere ist als die des Grundbesitzes in Deutschland, über welche in unserer Zeit so viel geklagt wird. Die Ursachen des Rückgangs im Ertrag der Bodenkultur werden untersucht und gefunden einerseits im Preisfall der zwei wichtigsten Ausfuhrartikel: des Zuckers und der Baumwolle, andererseits in der zur Verwertung des anbaufähigen Bodens nicht genügenden Zahl ländlicher Arbeiter. Die zunehmende Entwertung des Silbers, die das peruanische Hochland so hart trifft, schädigt die Landwirtschaft nur insofern, als die auf den Gütern gezogenen und im Lande verbrauchten Erzeugnisse niedriger im Preise stehen; den Ausfuhrartikeln, die auf den Märkten in Gold bezahlt werden, erwächst beim Gleichbleiben der in Silber vergüteten Arbeitslöhne eher ein Gewinn.

Von den halborganischen mineralischen Erzeugnissen des Landes ist besonders der Guano und die Geschichte seiner Ausbeutung ausführlich behandelt. Zu den halborganischen Produkten wäre auch der Natronsalpeter zu rechnen gewesen, insofern sich derselbe unter Einwirkung von Seewasser aus ehemaligen Guanolagern gebildet hat; da jedoch die Salpeterlager sich in Provinzen befinden, welche Peru gezwungen wurde an Chile abzutreten, so fällt die Beschreibung derselben und ihrer Ausbeutung nicht mehr in den Bereich dieses Buches. Eigentliche Bergwerke finden sich im peruanischen Küstenlande nur wenige, da die Erzadern in der Regel erst in den höheren Gegenden des Gebirges zu Tage treten. Die Bearbeitung der Kupferbergwerke hat man einstellen müssen, seitdem durch die massenhafte Gewinnung dieses Metalls in Nordamerika, Australien und Spanien, in Peru kaum die reichsten Erze die Transportkosten an die Küste zu decken vermögen. Namhafte Silbergruben giebt es nur zwei, nämlich in der Nähe von Iquique, jetzt auf chilenischem Gebiet, die einst berühmte Mine von Huantajaya, und im Norden das am Wege von Pacasmayo nach Cajamarca gelegene Werk Chilete. Bei beiden sind die bisher erzielten Ausbeuten nicht befriedigend gewesen. Über die vorkommenden Silbererze und ihre Verwertung werden nähere Angaben erst später im dritten Teile dieses Werkes ihren Platz finden, da sich beim Besuche der Bergwerke des Hochlandes eine passendere Gelegenheit zur Besprechung der Metallgewinnung darbieten wird.

Im Norden der Republik bis zur äquatorianischen Grenze finden

sich grosse Lager von Eisenerzen, und zwar zum Teil von vorzüglicher Güte. Auch sind in jenen Gegenden an vielen Orten Steinkohlen gemutet worden. Das benachbarte Vorkommen dieser beiden Mineralien, das in anderen Ländern Veranlassung zu grosser industrieller Thätigkeit und Quelle von Wohlstand geworden ist, hat Peru bis jetzt noch keinen Vorteil gebracht, da bei mangelnden Wegen und Transportmitteln weder Kohlen noch Eisen den Wettbewerb mit dem Ausland, besonders mit der englischen Einfuhr, auszuhalten im stande sind. Doch wird dies vielleicht nicht immer so bleiben und möglicher Weise wird in Zukunft auch Peru seinen Bedarf an Eisen im eigenen Lande herstellen lernen. — Von sonstigen mineralischen Erzeugnissen ist nur das Seesalz und das Steinöl zu erwähnen gewesen, von denen das erstere in Mittelperu reichlich und mit geringer Mühe gewonnen wird; dem Petroleum ist erst in jüngster Zeit grössere Aufmerksamkeit zugewendet worden, doch ist seine bis jetzt allerdings noch geringe Ausbeute in raschem Wachsen begriffen und verspricht für das Land eine ergiebige Erwerbsquelle zu werden.

Berlin, im Juni 1894.

Der Verfasser.

Das Küstenland von Peru

Inhalt.

Seite

I. Allgemeine Übersicht 1

Die Thäler . 8

II. Die Umgebungen von Lima.

Callao . 34
Ancon, Caudevilla, Collique . 44
Chorrillos, Miraflores, Magdalena . 50
Der Morro Solar und die Höhen von San Juan 54
Das Thal des Rimaks oberhalb Lima, Santa Clara, Chosica, Matucana 67
Die im Rimakthale befindlichen Überreste alter indianischer Bauwerke 74
Die alte Stadt Huadca . 79
Die Huacas von Magdalena und Miraflores 96

III. Die südlich von Lima gelegenen Küstengegenden 104

Das Thal Lurin . 110
Das Thal Cañete . 126
Das Thal Chincha . 144
Das Thal Ica . 155
Die Chincha-Inseln und der Guano 176
Einfluss der Guanoverwertung auf öffentliches und Privatleben 194
Der Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs 211
Arequipa . 231
Die Stadt Arequipa . 240
Geschichtliches über Arequipa . 252
Umgegend von Arequipa . 257

IV. Die nördlich von Lima gelegenen Küstengegenden.

Huacho . 266
Paramunga . 277
Casma . 295

	Seite
Samanco, Chimbote	319
Salaverry	337
Der General Salaverry	341
Trujillo	358
Ruinen von Chanchan	370
Das Volk der Chimus	381
Der Sonnentempel bei Moche	395
Pacasmayo	397
Eten, Chiclayo, Lambayeque	404
Payta	419

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Allgemeine Übersicht.

In allen westlichen, vom stillen Ozean begrenzten Ländern des südamerikanischen Festlandes, so weit dieselben innerhalb der Wendekreise liegen, unterscheidet man drei, in Hinsicht auf Klima und Bodenverhältnisse verschiedene Regionen: die Küste, das Hochland und die Gegend der Wälder. Diese Einteilung gilt also auch für Peru, und zwar sind hier die Unterschiede am deutlichsten ausgeprägt. Die Küstenkette der Andes folgt im allgemeinen derselben Richtung wie das Ufer des Meeres, bald nähert sie sich demselben, bald weicht sie weiter zurück, und die Entfernung zwischen Kamm und Küste schwankt zwischen 15 und 30 Leguas (60—120 *km*), indessen wird nicht dieser ganze Abstand als Küstenland betrachtet, sondern nur der untere schmale Saum bis zu einer Höhe von 3000 bis höchstens 4500 Fuss. Eine bestimmte Grenze lässt sich nicht ziehen, doch versteht man in der Regel unter der Bezeichnung »Küste« den Landstreifen, auf welchem das ganze Jahr über kein eigentlicher Regen fällt.

Das Hochland — la sierra — besteht aus der mächtigen Bodenerhebung des Andesgebirges, welches in Peru seine grösste Ausdehnung erreicht: ein ungeheurer Rücken von wechselnder Breite, der an seinem westlichen und östlichen Rande von Reihen höherer Gipfel begrenzt, und dessen dazwischen liegende Masse vom Marañon und seinen Nebenflüssen in zahllosen Thälern durchfurcht wird. Die östliche Abdachung des Gebirges, die tiefen und heissen Thäler und die waldbedeckten Ebenen, durch welche die jetzt zu grossen Flüssen ange-

schwollenen Wasser der Andes, nachdem sie aus den Bergen herausgetreten sind, dem Amazonenstrome zuziehen, wird die »Montaña« genannt. Diese Waldregion bildet den grössten Teil des Gebiets der peruanischen Republik, übertrifft Küste und Sierra zusammengenommen an Ausdehnung, allein sie ist die am wenigsten bevölkerte Gegend des Landes, und weite Strecken desselben sind noch völlig unbekannt.

Die Küste Perus erstreckt sich nach ihrem jetzigen, infolge des Krieges mit Chile beschränkten Grenzen, vom 18. bis zum 3. Grade südlicher Breite, und zieht in nordwestlicher Richtung nach der Linie hin, von 72° 45' bis 83° westlicher Länge von Paris. Sie bildet nirgends tiefere Einsenkungen oder Busen, sondern nur von Strecke zu Strecke kleine Buchten und verläuft dazwischen viele Meilen weit fast geradlinig oder in wenig geschweiften flachen Bogen. Vom Meere aus gesehen ist im südlichen Teile das Küstenland hoch, bis zu 3000 Fuss, und fällt oft steil nach dem Meere zu ab; nach Norden zu ist das vom Meere bespülte Land niedriger, besteht bald aus sandigen Ebenen, die sich bis zum Strande erstrecken, bald aus flachen Hügelreihen, die durch die Brandung zu jähen Klippenwänden abgeschnitten worden sind. Einige Gruppen kleiner Inseln liegen in geringer Entfernung vom Festlande: unter dem 13. Breitengrade die Chinchas, unter dem 9. die Guañapes und unter dem 7. die beiden Lobos-Gruppen. Diese waren einst die Schatzkammern Perus, denn auf diesen Felseneilanden befanden sich die Guanolager. Jetzt sind diese Vorräte erschöpft, die Inseln haben mit ihrem Werte ihre Wichtigkeit verloren und sind verlassen.

Trotz ihrer geringen Gliederung besitzt die Küste einige vortreffliche natürliche Häfen, und zwar liegen die besten unter dem 9. Breitengrade ganz nahe bei einander, nämlich die Buchten von Casma, Samanco und Chimbote. Die letztere ist der sicherste Hafen der Westküste und überhaupt einer der besten der Erde. Er bildet einen weiten, ovalen, fast kreisrunden Binnensee mit gutem Ankergrunde bei genügender Tiefe, aus welchem die Schiffe durch mehrere geräumige Öffnungen oder kurze Kanäle unmittelbar auf die hohe See gelangen. Samanco ist von Chimbote nur durch eine sandige Landzunge und ein felsiges Vorgebirge getrennt und beide bilden gewissermassen eine Doppelbucht. Leider können diese Häfen für jetzt für die Schiffahrt nicht so verwertet werden, wie ihre Vorzüge es verdienen, denn Casma und Samanco haben im Sommer nur wenig Trinkwasser, und in Chimbote fehlt dieses gänzlich. Die übrigen natürlichen Häfen der Küste haben die allen gemeinschaftliche Beschaffenheit, dass sie aus Buchten bestehen, die nur an der Südseite durch vorspringende Vorgebirge geschützt werden, nach Norden

zu ganz offen liegen: so die Bai von Arica, die grosse Rehde von Callao, die Häfen Ancon und Paita; auch die weniger geschützten Ankerplätze bei Huacho, Supe und Huarmey zeigen ähnliche Uferbildungen. Indessen wird dadurch die Sicherheit der Schiffe nicht gefährdet, denn die Winde, besonders die heftigeren, wehen stets von Süden her, ein starker Nordwind gehört in Peru zu den grössten Seltenheiten. Zwischen Arica und Callao, und ebenso im Norden zwischen Chimbote und Paita, fehlen geschützte Buchten gänzlich. Das Aus- und Einschiffen der Waren muss daher vermittelst langer Landungsbrücken bewerkstelligt werden, welche weit hinaus ins Meer reichen, oder, wo diese fehlen, werden Güter und Personen von eigens dazu geschulten Lastträgern durch die Brandung getragen, was zuweilen nicht ohne Gefahr und immer sehr lästig ist.

Im ganzen ist die Schiffahrt an der peruanischen Küste sicher und leicht. Es giebt keine Untiefen und Sandbänke, bei keinem der Häfen versperrt eine Barre oder Korallenriffe den Eingang; vom Wasser bedeckte Felsen sind selten, fast alle liegen nahe am Lande, sind bekannt und leicht zu vermeiden. Nur zuweilen wehen heftigere Winde und Stürme gehören zu den seltensten Ausnahmen, daher der grosse Ozean in dieser Gegend mit Recht den Namen des stillen Meeres führt. Wenn trotzdem kaum ein Jahr vergeht, ohne dass einer oder der andere Dampfer an der Küste scheitert, so liegt der Grund solcher Unglücksfälle zumeist eben in dieser geringen Gefährlichkeit, denn allzu grosse Sicherheit macht die Seeleute nachlässig. Gewöhnlich werden die Schiffe dadurch verloren, dass man den Kurs dem Lande zu nahe hält und bei dichtem Nebel durch die Strömungen gegen die Küste getrieben wird, ohne es zu ahnen. Den besten Beweis der thatsächlichen Gefahrlosigkeit bei genügender Vorsicht liefert der Fahrplan der Schiffe, dem zufolge je nach den Umständen die Dampfer alle Häfen bei Nacht anlaufen, während ausser auf dem Turme der Insel San Lorenzo, am Eingange der Rhede von Callao, kein Leuchtfeuer an der ganzen peruanischen Küste brennt.

Obgleich Peru zwischen den Wendekreisen liegt, so ist doch das Klima in keiner Gegend der Küste so warm, wie man es bei dem Worte »tropisch« zu verstehen pflegt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt im allgemeinen 4 Grad weniger als auf den entsprechenden Breitegraden Brasiliens. Dieser erhebliche Unterschied, von dem bereits im ersten Teile dieses Werkes gehandelt worden ist, hat seinen Grund wesentlich in der Nähe hoher, mit Schnee bedeckter Gebirge, sowie in dem Vorhandensein eines kalten Meeresstromes, welcher von den südlichen

Polargegenden herabkommt und sein Wasser der Küste entlang in geringer Entfernung vom Lande vorbeiführt. Sobald die Sandebenen der Küste anfangen durch die Strahlen der Sonne erhitzt zu werden, entsteht ein aufsteigender Strom von warmer Luft, während die über dem Meere lagernde abgekühlte Schicht sich landeinwärts ergiesst. Die Seebrise beginnt gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr morgens und wird zuweilen durch ihre Heftigkeit unangenehm, allein an den dem Meere nahe gelegenen Orten hat man dafür nie von zu grosser Hitze zu leiden. Ein anderer Umstand, der zur Verminderung der Temperatur beiträgt, liegt in der Richtung der Küste. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass das Meeresufer, wie schon bemerkt wurde, sich in beinahe nordwestlicher Richtuug gegen die Linie hinneigt. Da nun die Andeskette derselben parallel läuft, so wird durch diese hohen kalten Berge die heisse Luft der äquatorialen Waldregion aufgehalten und abgekühlt, ehe sie zum Küstenlande gelangen kann.

In den niederen Küstengegenden fällt während des ganzen Jahres in Südperu nie eigentlicher Regen. In Mittelperu ereignet es sich zuweilen in den Sommermonaten zwischen Januar und März, wenn im Hochland die grossen Niederschläge erfolgen, dass schwerbeladene Wolken, die vom Meere zum Gebirge ziehen, im Vorüberschweben einige dicke Tropfen herabsenden. Manchmal fallen sie so dicht, dass ein leichter Schauer entsteht, allein nach wenig Minuten ist der kaum benetzte Boden wieder trocken. Im Norden Perus werden die Bewohner mitunter durch heftige Regengüsse überrascht, allein auch hier ereignen sie sich verhältnismässig doch nur selten und sind nie von langer Dauer. Unter solchen Umständen ist natürlich die ganze Küstenlandschaft kahl und öde. Während der Wintermonate werden allerdings einige Gegenden vorübergehend durch Vegetation belebt. Von Anfang Mai bis gegen Ende September lagert sich um die Vorberge der Andes eine Nebelschicht, die sich wie eine helle Binde am Abhang der dunkelgrauen Höhen hinzieht. Dieser Wolkengürtel beginnt im Mittel bei einer Höhe von 1000 Fuss und reicht bis zu 3000, steigt aber an manchen Stellen bis zu 500 herab und überschreitet auch nach oben die angegebene Grenze. Aus diesem Nebel schlägt sich ein feiner Wasserstaub nieder, Garrúa genannt, unter dessen befruchtendem Einfluss sich in kurzer Zeit weite Strecken mit einem dünnen Pflanzenwuchs bedecken, der in feuchten Jahren und in geschützten Thälern bald zu einem Kräuterdickicht wird. So lange der Nebel die Berge bedeckt, verrät sich die Umwandlung, die sich an ihnen vollzogen hat, nur durch einen dunkelblaugrünen Schimmer des umhüllenden Schleiers. Zerteilen sich dann

die Wolken, so erscheinen die Höhen wie von einer saftgrünen Sammetdecke überkleidet, auf welche hier und da die Sonnenstrahlen glänzende Lichter werfen. Der Besucher, der an hellen Tagen zu den Höhen hinaufsteigt, wird für seine Mühe noch durch andere Überraschungen belohnt. Er erblickt den taublitzenden Grund mit zahllosen Blumen aller Art übersäet, bald die verschiedensten Formen und Farben in reizender Mannigfaltigkeit mit einander vermischt, bald weite Strecken nur von den Blüten einer geselligen Pflanze bedeckt, wie zum Beispiel die Felder der goldgelben Lilien auf den Bergen von Amancaes bei Lima mit den Tausenden der violetten Johannisblümchen abwechseln.

Wie die Mächtigkeit der Nebelschicht in den verschiedenen Gegenden grossen Schwankungen unterworfen ist, und von der Form der Berge, der Richtung der Thäler und des Windes abhängt, so auch die Breite des Pflanzengürtels, der sich durch ihre Benetzung entwickelt. Am günstigsten liegen die Ebenen, die sich hinter den Vorbergen in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuss langsam gegen den Fuss der Andes hin erheben. Solcher Hochebenen, die in Peru Lomas (Rücken) genannt werden, giebt es im Süden im Departement Moquehua, weiter nördlich in der Gegend von Atiquipa, sowie auch in der Nähe von Piura, dem nördlichsten Departement der Republik. Diese Kräuterdecke liefert vortreffliches Futter für das Vieh, und zwar nicht bloss in ihrem frisch grünenden Zustande, sondern auch, nachdem sie vertrocknet ist und sich so zu sagen in stehendes Heu verwandelt hat. Denn so rasch die Vegetation unter der Einwirkung der Feuchtigkeit emporgesprosst ist, so rasch verschwindet sie auch wieder, sobald im Frühjahr die zunehmende Wärme die Nebel auflöst. Schon nach wenigen sonnigen Tagen fangen die Kräuter an zu welken, gegen Ende November ist alles verdorrt, und die Höhen sind wieder grau und öde wie zuvor.

Die lange andauernden Winternebel bei gleichzeitigem Fehlen eigentlichen Regens haben auf die Gestaltung der oberflächlichen Formen der Küstenberge einen bemerkenswerten Einfluss ausgeübt. Durch langsames Eindringen der Feuchtigkeit in das Gestein und häufigen Wechsel der Temperatur werden die äusseren Schichten desselben allmählich zersetzt, allein da die verwitterten Massen nicht durch Regen fortgeschwemmt werden, so bleiben die darunter liegenden Felsen davon bedeckt, ihre Umrisse sind gerundet und die Berge nehmen sich aus, als ob sie aus aufgeschütteter Erde beständen. Der Granit, der an vielen Orten der Küste zu Tage tritt, scheint der Zersetzung am meisten zugänglich, er zerfällt erst zu schaligen Stücken, zerbröckelt allmählich mehr und mehr und wird endlich zu Sand. Wenn nun die

Erzeugnisse der Verwitterung auch nicht durch Regengüsse weggeführt werden, so bleiben sie doch nicht alle an Ort und Stelle, denn der Wind fegt die feinsten Teilchen fort; dieser Sand verteilt sich über Ebenen, füllt Schluchten aus und bedeckt sogar in dicken Lagen hohe Berge. In vielen ebenen Gegenden bildet der Sand eigentümlich halbmondförmige Haufen, deren Mittelstück wallartig nach innen steil abfällt, nach aussen sich in allmählicher Böschung abdacht und an beiden Enden sich in hornartigen Ausläufern verliert. Diese Sandhaufen, médanos genannt, entstehen durch das beständige Wehen des Windes aus derselben Richtung, und indem immer neue Sandkörnchen von der konvexen Aussenseite über den konkaven Rand geweht werden, so bleiben diese Ansammlungen nicht dauernd an ihrem Platze, sondern schieben sich langsam in der Richtung des Windes weiter. Am bekanntesten sind die Médanos in der Hochebene zwischen Arequipa und dem Meere, der Pampa von Islay, und die mächtigsten Sandhügel trifft man in der Umgegend von Ica, wo sie 200 bis 300 Fuss hoch werden.

An vielen Orten der Küste finden sich Zeichen, welche beweisen, dass der Spiegel des Meeres früher eine höhere Lage eingenommen hat als gegenwärtig, dass also das Land sich gehoben hat, und zwar geht aus mehreren Beobachtungen deutlich hervor, dass eine merkliche Aufwärtsbewegung in den letzten Jahrhunderten stattgefunden hat, und dass eine solche allmähliche, zuweilen auch ruckweise Hebung noch jetzt andauert. In dem Thale des Chillonflusses unweit Lima sieht man in steilen Nebenthälern in horizontalen Reihen grössere und kleinere Steinmassen im Sande gelagert, welche den früheren Stand des Meeres in verschiedenen Zeiten andeuten, als dieses Thal noch eine schöne geschützte Bucht war. Der Boden der ganzen Thalebene, in welcher die Stadt Lima liegt, liefert denselben Beweis. Bei den Ausgrabungen, die zum Zwecke der Kanalisation gemacht wurden, konnte man sehen, dass der Grund bis zu einer Tiefe von 15 Fuss aus Lagen von rundgewaschenen Steinen und Lehm besteht. Diese vermutlich noch weit mächtigeren Lagen waren vom Rimak aus den Bergen herunter geführt und später durch die Brandung in der ganzen weiten Ebene wieder angeschwemmt worden. In den Thälern von Pacasmayo und Eten kommt man eine halbe Legua und weiter von der Küste zu Sanddünen, die durch Wellenschlag angehäuft und mit dürftigem Gestrüpp überwachsen sind. In den Ruinen der alten Stadt Chanchan bei Trujillo sieht man in der dem Meere zu gelegenen Gegend noch wohlerhaltene Überreste von Hafendämmen, die jetzt weit im Lande liegen. Am Wege von Huaura nach Supe, der nahe am Meere hinführt, trifft man 80 bis

100 Fuss über dem gegenwärtigen Wasserstand viele Stücke halb zerbröckelten Treibholzes, welches noch im Bogen im Sande liegt, so wie es einst von den Wellen angespült wurde. Während des Erdbebens von 1868, durch welches Arica und Arequipa zerstört wurden, hob sich der Boden der Bucht von Chorrillos und sank nicht wieder ganz zurück, so dass das Meer seit jener Zeit einige Fuss weit vom Ufer zurückwich. Wir beschränken uns hier auf die Anführung dieser wenigen Beispiele, da wir später wiederholt Gelegenheit haben werden, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

So öde und armselig der Anblick der peruanischen Küste auch ist, so birgt sie doch wertvolle mineralische Substanzen, welche trotz ihrer äusseren Unscheinbarkeit viele Jahre lang dem Staate grössere Einkünfte gebracht haben, als früher die Ausbeutung der reichsten Silberminen. Der wichtigste dieser Ausfuhrartikel war der Guano, der Dünger von Seevögeln und Seehunden, der sich im Laufe von Jahrhunderten auf kleinen Inseln und an manchen Punkten des Festlandes zu Lagern von erstaunlicher Mächtigkeit angehäuft hatte. Die grösste Masse und der wertvollste, weil an Ammoniaksalzen reichste Guano befand sich auf den Chincha-Inseln, von denen später ausführlich gehandelt werden wird, wiewohl das Interesse am Guano nur noch ein historisches ist; denn die anfangs für unerschöpflich gehaltenen Vorräte der Chincha-Inseln sind bereits seit lange abgeräumt und auch die anderen gegenwärtig ausgebeuteten Lager haben nur noch geringe Bestände aufzuweisen. Dagegen enthalten manche Gegenden der Küste eine andere nicht minder wertvolle Substanz in solcher Menge, dass ihre Erschöpfung auch bei ergiebiger Ausbeute noch nach vielen Jahrzehnten nicht zu befürchten steht. Dies ist der Natronsalpeter, dessen mit erdigen Teilen gemischte Lager sich in wechselnder Mächtigkeit über viele Meilen erstrecken und meist 1000 bis 3000 Fuss über dem Meere in sandigen wellenförmigen Ebenen liegen. Fast alle Salpeterlager befinden sich in der an Chile abgetretenen Provinz Tarapacà; die Vermutungen, dass auch die weiter nördlich gelegenen, noch zu Peru gehörenden Gebiete Salpeterablagerungen besitzen, haben bisher noch keine Bestätigung gefunden. Das Vorkommen der ergiebigsten Salpeterlager in einer beträchtlichen Höhe über dem gegenwärtigen Stand des Meeres deutet auf Bodenschwankungen von ganz anderer Art wie die oben erwähnten. Wiederholt sind beim Ausgraben der salpeterhaltigen Erde in beträchtlicher Tiefe unter der Oberfläche des Bodens Gerippe von Guanovögeln, auch vertrocknete Vogelkörper mit Federn, Vogeleier, zuweilen noch in nestartigen Gebilden gefunden worden. Es ist daher kaum zweifel-

haft, dass der Natronsalpeter sich aus ehemaligem Guano gebildet hat und dies konnte natürlich nur dadurch geschehen sein, dass die Guanolager vom Meere bedeckt wurden, und sich das Natrium des Meeressalzes mit der Salpetersäure des Guanos verband. Wie viele Jahrtausende darüber verflossen sein mögen, während die alten Guanolager ins Meer versanken und sich dann wieder bis zu einer Höhe von 3000 Fuss erhoben, darüber lassen sich nach den gegenwärtig beobachteten Hebungen der Küste kaum Vermutungen aufstellen.

Neben diesen beiden wichtigsten Erzeugnissen des Landes wird an mehreren Orten der Küste Salz gewonnen. Die Salinen befinden sich am Ufer des Meeres in Ebenen, die früher Salzwasserseen gewesen sind, und deren Salz beim Verdunsten des Wassers im Boden zurückblieb. Die wichtigsten Salzwerke liegen in der Nachbarschaft von Huacho, nördlich von Lima, und werden später beschrieben werden. Steinkohlen finden sich im Hochlande an vielen Stellen, an der Küste jedoch sind bisher nur im unteren Teile des Santathales Flötze entdeckt, aber noch nicht ausgebeutet worden. Petroleum tritt nahe an der nördlichen Landesgrenze beim Hafen von Tumbez zu Tage, wo sonst Ölschichten in weiter Ausdehnung das Meer bedeckten.

Gruben, in welchen Metalle gewonnen werden, giebt es an der Küste nur wenige. In der Nähe von Iquique liegt, jetzt auf chilenischem Gebiet, die einst berühmte Silbermine Huantajaya, deren Bearbeitung zu wiederholten Malen von neuem aufgenommen worden, aber immer wieder liegen geblieben ist. Unweit des Hafens von Pacasmayo wird 3000 Fuss über dem Meere durch eine Aktiengesellschaft die Grube Chilete bearbeitet, welche Erze von mittlerer Güte in grosser Menge liefert, wo aber trotzdem bis jetzt noch keine günstigen Erfolge erzielt worden sind. Kupfergruben wurden bei Ica und im Thale von Tambo bei Arequipa bearbeitet, allein trotz dem Reichtum der Erze mussten die Arbeiten aufgegeben werden, als durch die grosse Kupfergewinnung in Spanien und Nordamerika der Preis dieses Metalles zu seinem gegenwärtigen Stande herabgedrückt wurde.

Die Thäler.

Aus den oben angeführten Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse des peruanischen Küstenlandes ergiebt sich, dass dieses eine so vollkommene Wüste ist, wie die persischen, arabischen und afrikanischen, wenn auch weniger ausgedehnt. Aber wie die Einöden der alten Welt hier und da durch Oasen belebt werden, so werden

auch die peruanischen Sandflächen von Strecke zu Strecke durch Streifen von Vegetation unterbrochen. Im Hochgebirge entstehen eine Anzahl von Bächen und Flüssen, deren Wasser seit alter Zeit zur künstlichen Berieselung der Thäler verwendet worden ist, und die in solcher Weise unterhaltenen Ausbreitungen pflanzlichen Lebens winden sich wie breite grüne Guirlanden durch die graue Wüste. Die alten Peruaner waren sehr geschickt in der Anlage von Bewässerungskanälen und alle noch gegenwärtig in Gebrauch befindlichen Leitungen sind Werke aus der Zeit vor Eroberung des Landes durch die Spanier. Die Flüsse werden im Winter, wenn der Himmel im Hochlande wolkenlos ist, durch das Schmelzen des Schnees der Gletscher genährt, während der Sommermonate durch die Regengüsse, die alsdann in der Sierra niedergehen. Daher sind die Flüsse zu dieser Zeit angeschwollen und trübe, im Winter dagegen wasserarm und klar. Die mittlere Wassermenge der Flüsse hängt im allgemeinen ab von der Höhe des Gebirges, aus dem sie entspringen, und von dessen Entfernung vom Meere. Je höher die Kette, desto ausgedehnter die Schneefelder, und je weiter entfernt, desto länger der Lauf der Flüsse, und desto mehr Gelegenheit viele Quellen in sich aufzunehmen. Manche Flüsse vertrocknen im Winter vollständig und erreichen auch im Sommer das Meer nur an einzelnen Tagen nach starkem Regenfalle, in manchen Sommern auch garnicht. Auch bei den stärksten vermindert sich die Wassermenge gegen Ende der Wintermonate so sehr, dass man sie ohne Gefahr durchreiten kann. Im Sommer dagegen schwellen zuweilen auch sonst ganz unbedeutende Flüsse dergestalt an, dass Reisende wochenlang auf das Abnehmen des Wassers warten müssen, denn es giebt an der Küste nur ganz wenige Brücken. Über grössere und tiefere Flüsse setzt man alsdann in Flössen oder muss sie durchschwimmen. Zu diesem Ende giebt es in den an den Flüssen gelegenen Ortschaften eigene Gilden, Chimbadores*) genannt, welche den Reisenden beim Passieren der angeschwollenen Flüsse beistehen. Diese untersuchen alle Tage die oft wechselnden Strömungen, um die geeignetsten Orte zum Übergang ausfindig zu machen. Reisende, die durchaus ihren Weg fortsetzen wollen, müssen dann entkleidet auf eigens dazu gehaltenen grossen Pferden den Fluss durchschwimmen, während ihnen der Chimbador den Weg zeigt und ihr Gepäck auf dem Kopfe trägt: ein gefährliches Wagestück, bei

*) Chimbador ist ein Peruanismus der spanischen Sprache, hergeleitet von dem Keshuawort »chimpa«, die andere Seite, daher Chimbador: einer der sich auf die andere Seite begiebt.

welchem schon viele Reisende und auch gar mancher Chimbador umgekommen sind.

Man zählt an der peruanischen Küste im ganzen einige dreissig Flüsse, deren bedeutendste der Santa, der Barranca und die Chira sind. Keiner derselben ist auch bei höchstem Wasserstand für Fahrzeuge schiffbar, denn das Gefälle ist viel zu gross und der Strom daher zu reissend; am ruihgsten fliesst in ihrem unteren Laufe die Chira. Der längste Fluss der Küste ist der Santa, der Strom des Departements Ancash in Mittelperu. Er entspringt auf dem 10. Grade südlicher Breite, läuft in einem tiefen Thale zwischen der schwarzen und weissen Cordillera von Süden nach Norden bis 8° 40', wendet sich dann nach Westen, durchbricht das Gebirge und mündet unter dem 9. Grade nach einem Laufe von ungefähr 300 *km*, 10 *km* nördlich vom Hafen von Chimbote. Der Barranca mündet 225 *km* südlich vom Santa, die Chira ganz im Norden im Departement Piura auf 4,75°.

Der trockenste Teil der ganzen Küste ist die im Friedensvertrage von Ancon an Chile abgetretene Provinz Tarapacà, in welcher eigentlich kein anderer Fluss zu verzeichnen ist, als der Loa, welcher früher die Grenze zwischen Peru und Bolivia bildete. Verfolgen wir von hier ab die Küste in nördlicher Richtung, so treffen wir zuerst die drei wasserarmen Thäler von Pisagua, Camarones und Vitor, die jetzt gleichfalls chilenisches Gebiet geworden sind. Dann folgt die Bucht von Arica, in welche drei kleine Flüsse münden, die einen nur sehr kurzen Lauf haben, denn der Kamm der Cordillera tritt hier näher ans Meer. Nur der eine dieser Flüsse erreicht in der Winterzeit als unbedeutender Bach die See. Er wird Rio de Azufre, der Schwefelfluss genannt, wegen des mineralischen Geschmackes seines Wassers, und durchfliesst das Thal von Lluta, welches wegen des Salzgehaltes des Flusses nichts hervorbringt als Klee. Von den beiden anderen Flüssen erschöpft der eine sein Wasser im Thale von Azapa, der andere in den um die Stadt Tacna gelegenen Gärten; beide erreichen nur im Sommer die Küste. Weiter nördlich, innerhalb des 18. Breitengrades ziehen drei etwas wasserreichere Flüsse dem Meere zu; der Sama, Ite und Ilo. Sie entspringen in der Gegend des gefürchteten Vulkans Tutapaca und bewässern die fruchtbaren Thäler von Locumba und Moquehua, deren Weinpflanzungen zu den berühmtesten der Republik gehören.

Unter dem 17. und 16. Grade weicht das Gebirge weiter von der Küste zurück, die in dieser Gegend entspringenden Flüsse haben daher einen längeren Lauf und sind ansehnlicher. In der Nähe der noch thätigen Vulkane Ubinas und Huaina Putina liegen die Quellen des

Tambo, der noch innerhalb des 18. Grades mündet, nachdem er ein früchtereiches Thal bewässert hat. Dann folgt nach Norden zu das enge Thal von Vitor, dessen Fluss sich unter dem Namen »Rio de Quilca« ins Meer ergiesst, weiter oben aber Rio de Chili genannt und durch die Vereinigung des Blanco und Sumbay gebildet wird. An seinen Ufern liegt inmitten einer frischgrünen, von Bergen umringten Hochebene Arequipa, die zweite Stadt der Republik. Nur einige Leguas von der Mündung des Chili bei Quilca erreicht in der Nähe des Städtchens Camanà ein anderer, gleichfalls längerer Fluss die Küste: der Rio de Majes, in dessen gleichnamigen Thal viel Wein gebaut wird. Auch der mit dem Majes parallel laufende Ocoña gehört zu den grösseren Flüssen. Auf diesen folgen fünf kleinere, von denen der Atiquipa und Acari die beträchtlichsten sind. Auch der Nasca, der zwar viele Zuflüsse von beiden Seiten empfängt und in seinem unteren Laufe Rio grande genannt wird, ist doch wasserarm. Dasselbe gilt von dem Flusse von Ica, der in manchen Jahren das Meer garnicht erreicht, dafür aber in seinem oberen Laufe ein Thal bewässert, das zu den fruchtbarsten und schönsten der ganzen Küste gehört. Grösser ist wieder der Chunchanga, der sich beim Hafen von Pisco in die See ergiesst. Unter dem 14. Grade münden die wasserreichen Flüsse von Chincha und Cañete, welche beide die nach ihnen benannten weiten und blühenden Thäler versorgen, von denen sich das erstere durch seinen Weinbau, das zweite durch grosse Zuckerpflanzungen auszeichnet. Die darauf folgenden Flüsse Asia und Mala sind wieder unbedeutend, auch der Lurin, der Fluss des Thales von Pachacamak, führt nur eine geringe Wassermenge. Der Rimak, der Fluss des Thales von Lima, ergiesst auch in den trockensten Sommern einen Überschuss von Wasser ins Meer, desgleichen der Chillon oder Carabaillo, der in geringer Entfernung vom Rimak in die Bucht von Callao mündet. Dasselbe gilt von den beiden etwas weiter nördlich der Küste zuziehenden Flüssen von Chancay und Pasamayo; doch sind die drei letzteren weniger wasserreich als der Rimak.

Die Gegend des letzten Viertels des 11. und das erste Viertel des 10. Breitengrades gehört zu den am reichlichsten bewässerten der peruanischen Küste, denn in dieser kurzen Strecke münden vier ansehnliche Flüsse ins Meer, nämlich der Huaura, der Supe, der Barranca oder Pativilca und der Rio de la Fortaleza, der Festungsfluss, so genannt von der alten Inkaburg Paramunga, die nahe an seiner Mündung liegt. Der Barranca ist der stärkste unter den vieren, aber bei seinem starken Gefälle ist der Fluss sehr reissend, auch liegt sein Bett tiefer

als die Thalebene und eignet sich daher weniger gut zur Abzweigung von Wasserleitungen. Der Huaura versorgt durch seine Kanäle die Thäler von Huacho und Masu, welche eine ununterbrochene, drei Leguas breite frischgrünende Flur bilden, die als die schönste und üppigste der Küste gilt. Nördlich vom Festungsfluss wird die Gegend wieder viel trockener, was daher rührt, dass die hier dem Meere nahe liegende Andeskette keinen Schnee trägt. Es ist die sogenannte schwarze Cordillera, welche von der eigentlichen Hauptkette — der weissen — durch das Thal des Santaflusses getrennt wird. In diesen ergiessen sich daher alle Gewässer, die durch das Schmelzen des Schnees entstehen und machen ihn zum stärksten der Küstenströme, während von der schwarzen Kette nur drei mässige Flüsschen, der Huarmey, Casma und Nepeña herabkommen. Auch von den auf den Santa folgenden Flüssen sind der Chao und Viru unbedeutend, der von Moche, in seinem oberen Laufe Otusca genannt, wieder wasserreicher. Im Thale des letzteren liegt jetzt die Stadt Trujillo und in deren Nähe die Ruinen von Chanchan, einst die volkreichste Stadt der Küste und Hauptsitz des Reiches der Chimus. Von hier an weicht die Cordillera weiter zurück, die Gegend wird ebener, die Thäler weit und zusammenfliessend, so dass das Wasser der Ströme, die hier vom Gebirge herabkommen zur Befruchtung ausgedehnter Strecken benutzt werden kann. Wir treffen so die breiten, gut angebauten Thäler Chicama, Jequetepeque, Saña, Lambayeque und Morrope. Der stärkste dieser Flüsse ist der Lambayeque, welcher sich etwa zehn Leguas von der Küste in zwei Hauptarme teilt und dadurch ein weites Delta bildet, welches durch Kanäle reichlich bewässert wird. Diese ganze Gegend von Trujillo bis Morrope ist die ergiebigste der Republik, aber auf diese Gefilde voll üppiger Vegetation folgt wieder eine schauerliche Einöde, die Wüste von Sechura. Diese wird unterbrochen durch den Fluss von Piura und etwas weiter nördlich durch die Chira, welche bereits als einer der wasserreichsten Flüsse erwähnt wurde. Der nördlichste Fluss endlich ist der Tumbez, welcher die Grenze zwischen Ecuador und Peru bildet. Auch dieser Fluss führt das ganze Jahr hindurch viel Wasser, da in dieser Gegend bereits viel mehr Regen fällt als in Süd- und Mittelperu.

Die meisten Küstenthäler Perus erweitern sich in der Nähe des Meeres zu Ebenen und zuweilen vereinigen sich zwei benachbarte zu einer grösseren deltaförmigen Ausbreitung, wie z. B. die Thäler des Rimaks und Chillons, des Barranca und Festungsflusses. Die weitesten Thäler finden sich, wie schon bemerkt, im Norden; alle jedoch verengern sich bald. Die Strecke, in welcher ihre Sohle nur eine mässige

Steigung zeigt, beträgt gewöhnlich nur vier bis sechs, ganz selten gegen zwölf Leguas. Dann fangen sie an steiler zu werden und man betrachtet die Gegend bereits als nicht mehr zur Küste gehörig. Fast in allen Thälern ist der grössere Teil des anbaufähigen Bodens zu ausgedehnten Gütern vereinigt, Haciendas genannt, und zwar stammt diese Verteilung noch aus der Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier, indem die Soldaten, besonders die ersten Begleiter Pizarros durch Anweisung von Grundbesitz für ihre der Krone geleisteten Dienste belohnt, und ihnen zugleich der zur Bebauung ihrer Ländereien erforderliche Anteil des Flusswassers zugesichert wurde. Manche dieser Haciendas sind sehr umfangreich, zuweilen meilenlang, und in der That viel zu ausgedehnt, als dass der Besitzer, auch wenn er ein thätiger und unternehmender Mann ist, sie gehörig bewirtschaften könnte. Diese Bodenverteilung, welche die Eingeborenen ihres Eigentums beraubte und sie zu Leibeigenen machte, war die Hauptursache der raschen Abnahme der einst sehr zahlreichen Bevölkerung, ihr nachteiliger Einfluss dauert bis zum heutigen Tage fort und wirkt lähmend auf die Entwickelnng des Landes, wie sehr auch Klima und Fruchtbarkeit der Erde dasselbe begünstigen.

Die in den Thälern der Küste gezogenen Kulturgewächse sind nicht in allen Gegenden dieselben, denn wenn die klimatischen Verhältnisse auch im allgemeinen überall ähnliche sind, so ist besonders in den Wintermonaten in den südlichen und nördlichen Teilen ein Temperaturunterschied fühlbar. Die südlichen Gegenden eignen sich vorzüglich für den Weinbau, in Mittelperu trifft man gegenwärtig fast nur Zuckerpflanzungen, während im Norden neben Zucker auch viel Reis gebaut wird. Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde eine Zeitlang vorzugsweise Baumwolle angepflanzt, allein als nach dem Frieden die Baumwollenkultur in den vereinigten Staaten wieder ihre frühere Ausdehnung gewann, konnten die peruanischen Erzeugnisse wohl hinsichtlich der Güte, aber nicht in den Preisen den Wettbewerb bestehen, und die meisten Pflanzungen gingen wieder ein. Neben diesen vorzüglich für Ausfuhr bestimmten Erzeugnissen des Ackerbaus werden überall viele verschiedene Feldfrüchte für den Verbrauch im Lande gezogen. Obenan steht der Mais, nicht bloss als Nahrungsmittel der Menschen, sondern vorzüglich zum Unterhalt und Mästen der Tiere. Hieran schliessen sich die europäischen Hülsenfrüchte; an Wurzelfrüchten: Kartoffeln, Camotes (süsse Kartoffeln), Yucas, Aracachas, Rüben und Rettiche; allerhand Gemüse, als Kohlarten, Spinat, Lattich, Sauerampfer, Cichorien, Sellerie, Artischokken, Spargel, Kresse, Zwiebeln, Küchengewürze wie Petersilie,

Münze, Majoran, Koriander, Senf, Anis, Kamille, spanischer Pfeffer, endlich süsse und andere Früchte wie herbe und süsse Citronen, Apfelsinen, Feigen, Quitten, Mispeln, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Granaten, Melonen und Erdbeeren, ausserdem die Landesfrüchte als Chirimoyas, Bananen, Granadillas, Ciruelas, Pepinos, Guayaven, Lúcumas, Papayas, Mangos, Pacayes, Tunas, Palillos, Ananas, Oliven und Paltas. In allen Thälern ist ein grosser Teil des Bodens mit Luzerneklee besät, zum Futter für Pferde und Vieh. Die Kleefelder ersetzen hier die Wiesen, welche ganz fehlen.

Die Mehrzahl der Pflanzenarten, die gegenwärtig in Peru durch Ackerbau gezogen werden, sind erst durch die Spanier ins Land gebracht worden. Der Kaiser Karl V. hatte befohlen, dass allen Kolonisten, die zuerst spanische Feld- oder Gartenfrüchte mit Erfolg und in einer gewissen Menge ziehen würden, eine aus der Staatskasse zu entnehmende Belohnung ausgezahlt werden sollte, und zwar bestand die Prämie in je zwei Silberbarren zu 300 Dukaten. Der Weizen scheint zuerst kultiviert worden zu sein, sowohl an der Küste als auch im Hochland. Im Jahre 1547 war nach dem Zeugnis Garcilasos schon eine geringe Menge geerntet worden, aber nicht genug, um Brod daraus zu backen. Gegenwärtig wird kein Weizen mehr an der Küste gebaut, sondern nur im Hochland, und dasselbe gilt von der Gerste, deren erste Körner mit dem Weizen gemischt nach Peru gelangten. Die ersten Reben wurden von den kanarischen Inseln gebracht und gaben blaue Trauben, aus welchen gegen 1566 der erste Wein gepresst wurde. Im selben Jahre gelangten auch die ersten Olivenreiser nach Lima und gediehen sehr gut, nicht nur in der Umgegend der Hauptstadt, sondern später besonders in den südlichen Provinzen. Auch das Zuckerrohr war den alten Peruanern unbekannt und wurde von den Spaniern aus Westindien ins Land gebracht. Die erste Zuckermühle wurde jedoch nicht an der Küste errichtet, sondern im Thale von Huánuco. Die Reiskultur datiert erst aus einer späteren Zeit; der in den nördlichen Provinzen gezogene kommt dem Karolina-Reis fast gleich und wird von der einheimischen Bevölkerung allen ausländischen Reisarten vorgezogen.

Die meisen der aus Europa und anderen Weltteilen nach Peru verpflanzten Gewächse gedeihen gut und sollen besonders anfangs Früchte von so ausserordentlichen Grösse hervorgebracht haben, dass Garcilaso beim Wiederholen der darüber gemachten Angaben die Besorgnis ausdrückt, man werde ihn der Übertreibung beschuldigen. Es hat übrigens nichts Unwahrscheinliches, dass der peruanische Boden, der für die neuen Pflanzen damals ein noch jungfräulicher war, der Entwicklung

derselben besonders günstig gewesen sei. Gegenwärtig unterscheiden sich die Früchte hinsichtlich ihrer Grösse nicht von denen anderer in klimatischer Hinsicht ähnlicher Länder. Man zieht vorzügliche Weintrauben, Melonen, Apfelsinen, Citronen und neuerdings auch gute Erdbeeren. Die Früchte der gemässigten Zone wie Äpfel, Birnen, Pfirsiche, gedeihen zwar auch, sind aber weniger saftig und aromatisch als in Europa; Pflaumenarten und Kirschen giebt es nicht.

Unter den in Peru einheimischen Früchten steht obenan die Chiri moya. Sie ist von rundlicher Form, erreicht eine Grösse bis zu zwei Mannesfäusten und ist von einer grünen lederartigen Schale umgeben, welche muschelartige Eindrücke oder kleine höckerige Erhabenheiten aufweist. Das Innere der Frucht besteht aus einem zarten weissen Fleisch von süssem nnd eigentümlich aromatischem Geschmack, welches strahlenförmig von der Mitte aus nach der Rinde zu gelagert ist und die bohnenartigen schwarzen Samenkerne umschliesst. Die Chirimoya ist die Frucht eines baumartigen Strauches von 15—20 Fuss Höhe (Anona Cherimolia), der bis zu 2000 Metern über dem Meere wächst und auf halber Höhe besser wächst als im Tieflande. Die Blüten der Chirimoya haben statt der Blätter drei schmale, dreiseitige, fleischige, engzusammenliegende Lappen von ähnlichem Duft wie die Frucht. Nach der muscheligen und höckerigen Beschaffenheit der Schale werden zwei Arten von Früchten unterschieden, die aber in Hinsicht auf Grösse und Geschmack sich gleich sind. Eine etwas grössere mehr zapfenförmige Frucht von weniger feinem Geschmack ist die Huanábana, von einer anderen Art derselben Pflanzengattung (Anona muricata). Nächst der Chirimoya wird die Granadilla am meisten geschätzt, die Frucht einer Schlingpflanze (Passiflora ligularis), welche sich in Gärten und an den Wegen an den Bäumen hinaufwindet, und gleichfalls in den Hochthälern besser gedeiht als an der Küste. Die Granadilla ist eine glatte, glänzende, gelbe oder gelbgrüne Kapsel mit pergamentartiger, lackiert aussehender Rinde von ovaler Form, 5—6 Centimeter lang und 4 Centimeter breit, welche in drei Fächern viele flache Samenkörner in einer süssen, aromatischen blassgrünen Gallerte enthält. Das Aussehen und der Geschmack dieser Fruchtmasse erinnert an unsere Stachelbeere, aber der Duft ist feiner. Von der Anordnung der Samenkörner rührt der Name der Frucht her: Granadilla, d. h. kleine Granate, da bei dem Granatapfel die Kerne ebenfalls in einer weichen, aber roten Fleischmasse eingebettet sind.

Von Bananen (Musa paradiscaca) giebt es in Peru mehrere Arten, die aber nicht alle bei der Ankunft der Spanier im Lande einheimisch

waren. Sie werden alle Plátanos genannt und zwar sind die feinsten im Geschmack die Plátanos de seda (Seidenbananen). Eine sehr süsse und sehr aromatische Art ist der Plátano morado, so genannt wegen der rotbraunen Farbe der Schale. Die am meisten genossenen Bananen sind die Plátanos de la Isla, deren Namen von ihrer Heimat in den Südseeinseln herstammt; die gewöhnlichste Art sind die Plátanos guineos und die Plátanos largos, die langen Bananen, die ziemlich trocken sind und nur gebraten oder gekocht genossen werden. — Da unsere Pflaumenarten in Peru nicht zu gedeihen scheinen, so hat man deren spanischen Namen auf eine einheimische Frucht von ähnlichem Aussehen übertragen. Die Ciruela gleicht in ihrer Form einer gelben Pflaume und ihr Geschmack erinnert an unsere sauere Kirsche. Der Baum, der sie hervorbringt (Spondias purpurea), hat lange, zusammengesetzte Blätter und gehört der Familie der Terbinthinaceen an. Die peruanische Pflaume ist keine Steinfrucht, sondern hat einen Kern von der Härte des Korkholzes. — Die Lúcuma ist eine runde Frucht von der Gestalt und Grösse einer Apfelsine, umgeben von einer dunkelgrünen, dicken, zähen Schale, welche beim Reifen aufspringt wie eine gekochte Kartoffel und so das in ihr enthaltene gelbe Fleisch zum Vorschein kommen lässt. Dieses ist mehlich, aber süss, und umschliesst einen dicken kastanienartigen Kern. Der Baum, auf dem sie wächst, wird von den Eingeborenen Rucma genannt (Lúcuma obovata aus der Familie der Sapotaceen), erreicht eine ziemliche Höhe und seine dichte Krone von grossen ovalen glänzenden Blättern macht ihn zu einer Zierde der Gärten.

Weniger geschätzt als die bisher angeführten Früchte ist die Guayave, die Frucht von Psidium pomiferum (pyriforme), welche in Gestalt und Grösse einem kleinen Klapperapfel gleicht und ein süsslich säuerliches, fadeschmeckendes Fleisch mit vielen kleinen Samenkörnern enthält. Die Guayave wird selten roh genossen, sondern meist mit Zucker gestobt oder zu einer dicken mussartigen Masse eingekocht. Der Guayavebaum gehört zu den Myrtaceen und wird in Peru nicht über 25—30 Fuss hoch, aber die Krone ist dichtbelaubt und der Anblick des Baumschlags anmutig. — Die Mangofrucht gilt gleichfalls als gewöhnlich. Der Mango stammt ursprünglich aus Indien wie sein botanischer Name Magnifera indica andeutet. Die in Peru wachsende Art ist von der Grösse eines Gänseeis, von gelber Farbe, glatter dünner Schale, und hat gelbes faseriges, deutlich nach Terpentin schmeckendes Fleisch, welches einen dicken Kern umhüllt. Der Mangobaum wird ziemlich hoch und wächst nur in den der Linie nahe gelegenen Provinzen. — Die Pacay ist die

Frucht eines Baumes aus der Mimosenfamilie (Inga Feuillei) eine 1 bis 2 Fuss lange, 1 Zoll breite grüne Schote, welche eine Reihe von schwarzen bohnenartigen Kernen enthält. Die weisse, süsse, feinfaserige Substanz, in welche die Kerne gelagert sind, ist der essbare Teil der Frucht. Sie wächst auf hohen Bäumen mit zusammengesetzten grossen dunklen Blättern, deren weite, dichtbelaubte Kronen in den Gärten schattige Gänge bilden. — Eine zwar nicht feine aber gern genossene, weil erfrischende Frucht, ist die Tuna. Sie ist von der Grösse einer kleinen Citrone, grün oder auch braunrot, von fassartiger Gestalt. Ihre im übrigen glatte Schale trägt Reihen von feinen Haaren, deren Berührung nesselartige brennende Schmerzen erzeugt. Das Fleisch der Tuna ist saftig und süss, enthält aber sehr viele kleine harte Kerne. Sie ist die Frucht einer heckenbildenden Kaktusart (Opuntia tuna). Die Ananas reift zwar an der Küste in einigen geschützten, sehr heissen Thälern, aber die Zahl der daselbst gezogenen Früchte ist gering; die in Lima zu Markte gebrachten kommen alle von Guayaquil und Panamà.

Eine von den vorerwähnten ganz verschiedene Frucht ist die Palta, die von vielen selbst der Chirimoya vorgezogen wird. Sie hat die Gestalt einer grossen Birne, èine feste, lederartige, gewöhnlich grüne Schale und ein weiches grünlich gelbes Fleisch von eigentümlichem nussartigem Geschmack, in welchem ein dicker kastanienartiger Kern lose eingebettet liegt. Die Palta, welche in Westindien und Mexico Aguacate genannt wird, ist die Frucht eines zu den Myrtaceen gehörigen 25—30 Fuss hohen Baumes (Persea gratissima) mit grossen ovalen Blättern, dessen sperrige dünne Zweige vom Gewichte der schweren Früchte tief herabgezogen werden.

Eine bevorzugte Stelle unter den einheimischen Kulturpflanzen der heissen Thäler nimmt der spanische Pfeffer ein, welcher in Peru und überhaupt an der Westküste Ají, in Mexico Chili genannt wird. Der Ají ist die Frucht mehrerer Capsicumarten, gehört also zu der reichen und wichtigen Solaneenfamilie. Die Pfefferstaude wird 1—3 Fuss hoch, trägt länglich ovale, spitze, ganzrandige Blätter, welche auf langen Stielen sitzen und auf der Unterfläche leicht behaart sind. Kelch und Blüte sind fünfteilig, fünf Staubfäden stehen um einen stumpfen niedrigen Staubweg. Die Blütenblätter sind schmutzig weiss. Die Frucht ist 2—6 *cm* lang, 2 *cm* dick und besteht aus einer dünnen fleischigen Schale, welche aussen glatt, glänzend und je nach den Arten von hochroter, gelber oder dunkelgrüner Farbe ist. Diese enthält eine grosse Menge von Samenkörnern von gelblich weisser Farbe, flach, nierenförmig, an

einer Art von Stiel sitzend, welcher frei in der Mitte der Frucht läuft, aber an Basis und Spitze angewachsen ist. Diese Samenkörner sind die schärfsten Teile der Pflanze, aber auch schon die Hülse ist meist sehr pikant. Die gewöhnlich verwendeten Arten sind Capsicum annuum und Capsicum grossum. Eine besonders scharfe Art ist Capsicum cerasiforme, so genannt von ihren runden kirschenförmigen hochroten Früchten, welche dicht von Körnern angefüllt sind. Der Ají ist das Lieblingsgewürz der Peruaner und hat bei mässigem Gebrauch eine nützliche, die Verdauung befördernde Wirkung. Bei keinem nach Landessitte bereiteten, nicht süssem Gerichte fehlt eine kleine Zuthat dieses Pfeffers.

Neben den einheimischen Baum- und Samenfrüchten verdienen noch einige Wurzelfrüchte besondere Erwähnung. Die Kartoffel, welche ursprünglich im Hochlande ihre Heimat hat, wird bei ihrer bekannten Akklimatisationsfähigkeit auch an der Küste angebaut. Die Knollen werden hier sehr gross, aber das Fleisch ist weniger mehlreich, oft wässerig und nahe an der Schale mit vielen wurzelartigen Fasern durchwachsen. Auch ist im Tieflande der Ausfall der Ernte öfters unsicher, da hier die Kartoffelpflanze gegen Temperaturwechsel empfindlicher zu werden scheint. Zuweilen muss der Landwirt zu seinem Kummer erleben, dass eines Morgens die Pflanzen, die am Abend noch gesund und frisch waren, ihre Blätter neigen und anfangen zu welken, und dass in wenigen Tagen ein Teil, zuweilen das ganze Feld abstirbt. Man nennt dies eine Helada, einen Frost, obgleich ja an der Küste die Temperatur stets viele Grade über dem Gefrierpunkt bleibt. Ob das plötzliche Welken und Vertrocknen, das auch bei anderen Pflanzen und Bäumen, besonders den Astrapäen beobachtet wird, wirklich durch ein plötzliches Sinken der Temperatur, oder vielleicht durch eine parasitische Ursache bewirkt wird, ist noch nicht klar.

An die Kartoffel schliesst sich die Batate oder süsse Kartoffel, in Peru Camote genannt, die an den Wurzelfäden sich bildenden Knollen der Batata edulis. Diese Wurzeln sind rundlich, eingeschnürt oder spindelförmig, haben eine graugelbe Schale wie die gewöhnlichen Kartoffeln und gelbliches, zuweilen mit einer violetten Schicht umgebenes Fleisch. Die Knollen werden grösser als die Kartoffeln, nicht selten über ein Pfund schwer. Sie werden am liebsten gebraten oder gebacken genossen, denn beim Kochen in Wasser oder Fleischbrühe wird die Masse oft seifenartig oder schliffig. Ihr Geschmack ist angenehm, zugleich mehlig und süss; aber diese letztere Eigenschaft wird bei häufigerem Genuss für manche widerlich, daher sie der Kartoffel als Nahrungsmittel

nachsteht. Die Batate gehört zu den Convolvulaceen und ist eine Winden- oder Kriechpflanze mit buschigen Ranken, langen an der Innenseite roten, aussen weissen mit fünf dunklen Streifen gezeichneten Blüten. Die Blätter sind spitz herzförmig, wie die des Epheus gelappt, die jüngsten von zarter bräunlich roter Farbe. Die unförmlichen Wurzelknollen bilden mit den überaus zierlichen Formen der Staude einen auffallenden Kontrast.

Eine dritte, an der Küste viel gebaute Wurzelfrucht ist die Yuca, die Wurzel von Jatropha mitis oder Manihot Aipi. Diese Pflanze gehört zu der an Giften und Nahrungsstoffen gleich reichen Familie der Euphorbiaceen, von welcher die Gattung Jatropha die stärkemehlreichen Nahrungsmittel der Mandioca oder Cassava und der Tapioca liefert. Die Yuca ist frei von dem giftigen Milchsaft, der bei anderen Jatropha-arten Vorsichtsmassregeln nötig macht. Man kocht die Wurzel in Wasser, Milch oder Fleischbrühe und sie ist ein republikanisches Gericht, denn sowohl im Hause des Reichen als in der Hütte des Ärmsten fehlt sie nie auf dem Frühstückstisch. Die Yucapflanze bildet eine laubreiche Staude, die aus zwei, drei und mehr aus einer Wurzel entsprossenen Stengeln besteht und zur Zeit der Blüte eine Höhe von 8—9 Fuss erreicht. Die Blätter sind tief eingeschnitten, oder lanzettförmig gelappt und nehmen sich aus wie siebenstrahlige Sterne, sitzen auf roten Stengeln und sind von roten Adern durchzogen. Die Blüte besteht aus einem glockenförmigen Kelch, dessen fünf Zipfel etwas eingerollt sind. Zehn Staubfäden mit einwärts gekehrten Staubbeuteln, abwechselnd länger und kürzer, umstehen den Fruchtboden, von dem sich drei Staubwege erheben. Die Samenkapsel enthält drei Zellen mit je zwei Körnern. Die Wurzeln der Yuca bilden lange spindelförmige Anschwellungen, welche zuweilen armdick werden, mit einer schwarzen, runzligen Rinde bekleidet sind und schneeweisses Fleisch enthalten. Je kräftiger die Staude, desto zahlreicher, länger und dicker sind ihre Wurzeln. Wegen ihres reichen Laubes und der feingegliederten Blattbildung gewährt eine Yucapflanzung, von einer Anhöhe betrachtet, einen äusserst zierlichen und anmutigen Anblick.

Wenden wir uns jetzt zu einer allgemeinen Betrachtung der an der peruanischen Küste wildwachsenden Pflanzen, so bemerken wir zunächst, dass abgesehen von der erwähnten reichhaltigen, aber vorübergehenden Vegetation, die sich während der Wintermonate auf den Höhen entwickelt, das Pflanzenreich auch in der Trockenheit des Sommers in den dem Meere nahe gelegenen Gegenden nicht ganz unvertreten ist. An den Uferbergen wächst zuweilen in grosser Zahl die Salicornia peruana

aus der Familie der Chenopodiaceen, deren auf dem Boden liegende Stengel aus feinen Verzweigungen kleine, trotz der Trockenheit fleischige und saftige Blätter treibt. Zu derselben Familie gehören auch die in der Nähe der See vorkommenden Sálsola-Arten, so die Sálsola Soda und Salsola Kali, niedrige krautartige Pflanzen mit fleischigen, wechselständigen, anliegenden Blättern, welche beide, ihren Namen entsprechend viel Natron und Kalisalze in ihrem Gewebe enthalten. Sowohl in der Nachbarschaft des Meeres als auch landeinwärts wachsen an Bergwänden und auf Ruinen alter Lehmgebäude Tilandsia-Arten, in Peru gewöhnlich Cardo de Lomas, Wüstendisteln genannt. Diese zu den Bromeliaceen gehörigen unscheinbaren, genügsamen Pflanzen bilden graugrüne Büschel von schmalen festen und dicken spitzen Blättern, die selten einzeln, meist gesellig stehen und Bergabhänge oder Bodenvertiefungen rasenartig bedecken. Sie treiben ihre Wurzeln nicht in den Boden, sondern die Ausbreitung ihrer Fäden liegt, von den Blättern der Pflanze bedeckt, lose auf der Oberfläche und saugt so die Feuchtigkeit aus der Luft auf. Tritt man beim Besteigen eines Berges auf einen Rasen von Tilandsien, so giebt oft ein ganzer Schwaden unter dem Fusse nach und rutscht am Abhang hinunter. Anderen Tilandsia-Arten werden wir im Hochland begegnen, wo sie als Schmarotzer auf Bäumen, oder als Bekleidung steiler Felsen wachsen. Am Meeresufer findet man nicht selten Massen von Seetang oder Sargaso (Macrocystis Humboldtii), dessen botanischer Name von den blasenartigen Luftbehältern herrührt, durch die es sich über dem Wasser erhält. Der Sargaso wächst teils an Felsen im Wasser, teils wird er vom hohen Meere durch den Wellenschlag an den Strand getrieben.

Bei der künstlichen Bewässerung der Thäler und der dadurch gebotenen sparsamen Verwendung ist es natürlich, dass unter den daselbst wildwachsenden Pflanzen die baumartigen wenig vertreten sind. Es giebt keine eigentlichen Wälder, sondern nur Dickichte von Buschwerk, hohen Sträuchern und Schilf. Palmen, die man gewohnt ist als charakteristisch für tropische Vegetation zu betrachten, sieht man nur selten, und die wenigen dienen der Landschaft nicht zur Zierde. Zu den grössten Bäumen, die auch an manchem Orte lichte Gehölze bilden, gehören einige Arten der Mimosenfamilie. Unter diesen zeichnet sich aus der Algorrobo (Prosopis dulcis) durch seine weit ausgebreitete Krone und durch seinen knorrigen, oft seltsam gewundenen und verschnörkelten Stamm. Der Algorrobo hat dunkle, ganz fein gefiederte Blätter mit winzigen gegenständigen Blättchen. Seine Blüten bilden Köpfchen oder Kätzchen von gelbgrüner Farbe, die Samenschoten

haben einen süssen, nussähnlichen Geschmack, werden von Tieren aller Art gern gefressen und sind ein wertvolles Futter, das die Schweine rasch mästet. Der Algorrobo erreicht ein sehr hohes Alter und sein Stamm einen dementsprechenden Umfang. Solche alte Stämme sind oft halb vertrocknet, leben aber in ihrem verkrüppelten Zustande noch viele Jahre fort. Er ist ein höchst genügsamer Baum, der mit einer geringen Wassermenge sein Leben zu fristen vermag. Man trifft ihn vorzugsweise am Rande der Thäler, wo keine Bewässerung mehr stattfindet, zuweilen sieht man Gruppen bis 50 Fuss über der Thalebene im tiefen Sande stehen, wo sonst keine andere Pflanze mehr fortkommt. Es ist wahrscheinlich, dass an solchen Orten die Bäume nicht im Sande Wurzel geschlagen haben, sondern erst später durch herbeigewehten Sand begraben worden sind. Immerhin lässt sich unter solchen Umständen das Fortleben der Bäume nur dadurch erklären, dass die Blätter des Algorrobo in hohem Grade die Fähigkeit besitzen, Feuchtigkeit aus der Luft aufzusaugen. — Eine zweite Algorroboart ist Prosopis horrida, die sich von der vorigen vorzüglich durch ihre langen Stacheln unterscheidet und daher Espino genannt wird. Ein anderer Mimosenbaum, dessen Blätter nicht so fein gefiedert sind wie die des Algorrobo, ist der Huarango (Acacia punctata), dessen Zweige, wie die des Espino, mit langen Stacheln bewaffnet sind.

In keinem Küstenthale fehlt die peruanische Weide (Salix Humboldtii) eine kleinblättrige Art, die zu Bäumen von ansehnlicher Höhe heranwächst. Gleich anderen Gliedern ihrer Familie liebt diese Weide feuchten Boden, bescheidet sich aber auch mit geringer Bewässerung, kommt allenthalben fort und wächst rasch, daher man sie trotz ihres unvollkommenen Schattens an die Seiten der Wege und in der Nähe der Ortschaften zu Alleen anpflanzt. Ein anderer Baum, der an unsere heimischen Gegenden erinnert, ist ein Nussbaum, Juglans cinerea. Diese Art unterscheidet sich von der in Deutschland kultivierten wälschen oder Walnuss (Juglans regia) vorzüglich durch die Form der Blätter, welche zusammengesetzt sind, bis zu 2 Fuss lang werden, mit 9—11 grossen länglichen, am Rande gezähnten Seitenblättern und einem unpaaren Endblatt. Die Nuss ist kleiner als die wälsche, cylindrisch zugespitzt und mit rauher grüner Schale umgeben. Die Äste des Baumes streben mehr nach oben und sind nicht so ausgebreitet als bei Juglans regia, welche überhaupt den amerikanischen Nussbaum an Grösse und Schönheit bei weitem übertrifft.

Der ursprünglich aus Persien stammende Maulbeerbaum — morus nigra — in Peru Moro genannt, wächst jetzt in den Thälern wild, meist

als baumartiger Strauch, der sich durch sein dichtes schönes Laub bemerklich macht. Seine brombeerartigen Früchte von säuerlich süssem Geschmack werden gegessen und zur Bereitung eines Saftes benutzt, dem man antiskorbutische Wirkungen zuschreibt.

Die in der Nachbarschaft des Flussbettes gelegenen Gegenden der Thäler, welche nicht zum Ackerbau benutzt werden können, da sie alljährlich zur Sommerzeit beim Anschwellen der Flüsse überschwemmt werden, sind in der Regel mit dichtem Gebüsch überwachsen, und diese Dickichte bestehen wesentlich aus vier strauchartigen Gewächsen, welche unter den Namen Chilco, Pájaro bobo, Manglillo und Quebraolla bekannt sind. Der am meisten verbreitete Strauch, der in keinem Gebüsche fehlt, ist der Chilco (Baccharis Fevillei), ein unscheinbares Gewächs mit schäbig aussehendem, staubigem Laub. Die Blätter sind wechselständig, lanzettförmig, am Rande zahnig gekerbt, wellig und ziemlich fest. Die Blüten sind getrennten Geschlechts, die männlichen bilden kleine endständige Büschel. Die Asche der Zweige ist reich an Natron und Pottasche. Auch der Pájaro bobo (Tessaria legitima) zeichnet sich weder durch Wuchs noch durch Farbe und Form seines Laubes vorteilhaft aus. Seine Stämme, die bis zu 4 *m* hoch werden, sind graubraun, wenig verzweigt, die mässig grossen, wechselständigen, ganzrandigen ovalen Blätter sind schmutzig grau-dunkelgrün. Die kleinen Blüten bilden endständige Köpfchen, die äusseren sind weiblich und von blasser Farbe, die inneren Zwitter mit purpurroten Blütenblättchen. Während der Chilco immer mit anderen Büschen gemischt wächst, bildet die Tessaria öfters für sich allein ziemlich ausgedehnte Gehölze. Sie liefert gutes Brennholz. Woher der sonderbare Name Pájaro bobo — Dummvogel — entstanden ist, hat der Verfasser nicht zu erfahren vermocht. Der Manglillo (Myrsine Manglillo oder Manglillo peruviana) findet sich oft in Gesellschaft der beiden vorigen, ist aber weniger verbreitet: ein aristokratischer Strauch, der durch Farbe und Anordnung seines Laubes sehr von seinen plebejischen Nachbarn absticht. Der Manglillo gehört zu der Familie der Myrsinaceen, hat ovale feste Blätter von glänzend grüner Farbe, welche wechselständig oder viertelförmig das Ende seiner Zweige umgeben. Sie erinnern an die des Lorbeers, aber ihre Farbe ist lebhafter. Die Blüten sind achselständig und bilden kleine Gruppen, Blütenkrone und Kelche sind vierteilig, die Frucht eine fleischige Beere. Die Quebra-olla (Acnistus aggregatus) wächst nicht in der Mitte der Gebüsche, sondern frei am Rande von Wegen und Geländen: ein zur Familie der Solaneen gehöriger Strauch, der bei günstigem Boden baumartig wird. Er treibt

wenig geteilte, sperrige Äste und Zweige mit grossen, welligen, spitzeliptischen, ganzrandigen Blättern, deren Unterseite weiss ist. Die kurz gestielten, kelchlosen kleinen Blüten bilden achsenständige Büschel von 50 bis 100, welche dicht gedrängt die Zweige umgeben und einen angenehmen Duft verbreiten. Die Frucht ist eine erbsengrosse goldgelbe Beere. Das Holz dieses Strauches liefert gutes Brennholz, daher der Name Quiebra-olla, Topfbrecher.

Untermischt mit den oben angeführten Buschgewächsen trifft man in den Thälern noch auf eine grosse Anzahl anderer Sträucher. Einer der auffallendsten ist der Rizinusbaum, die Palma Christi, im Deutschen auch Kreuzbaum genannt, der auch in unseren botanischen Gärten oft gezogen wird. Der zu den Euphorbiaceen gehörige Strauch erreicht zuweilen eine baumartige Höhe und fällt inmitten anderer Laubarten durch seine auf sperrigen grossen sternförmig gelappten Blätter auf. Die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel, welche beim Reifen trocken wird, aufspringt und die dunklen Samenkörner sehen lässt. Diese Samen enthalten das bekannte Rizinus- oder Castoröl. In Peru wird die Pflanze Higuerilla — kleiner Feigenbaum — genannt und es kommen zwei Varietäten vor, von denen die eine grauweisse Stengel und Blattstiele und eine gelbliche Blütennarbe hat, während sich die andere durch rote Stengel und ebenso gefärbte Narbe von der ersteren unterscheidet. — Der in Europa als Zierpflanze gezogene Heliotrop — Heliotropium peruvianum — wächst an der Küste wild und bildet Hecken. Ebenso stammen aus Peru die bei uns Nasturzien genannten Winden und Kriechpflanzen (Tropaeolum majus und minus), deren saftiges Laub und schöne gelbe Blumen dort sich um Baumstämme ranken und Zäune überwuchern. Grössere Gebüsche bildet Lantana camera, welche vermutlich wegen ihres geselligen Vorkommens den Namen Gildenpflanze führt — yerba de la maestranza. Dieser zu den Verbenaceen gehörige Busch mit paarigen Zweigen und ovalen rauhen runzeligen Blättern fällt dem Spaziergänger durch die Farbe seiner Blüten auf. Diese sind klein, stehen in endständigen Büscheln, sind anfangs blau, werden aber bald rötlich, purpurrot und endlich goldgelb, so dass man an einem Büschel Blüten von verschiedener Farbe sehen kann. Ein anderer häufig angetroffener Busch ist Cestrum auriculatam, welcher höher wird als der vorige, bis zu drei und vier Meter, bekannt unter dem Namen Yerba santa, das heilige Kraut, aber ebenso oft yerba hedionda — das Stinkkraut genannt, wegen des eigentümlich unangenehmen Geruchs der Blätter. Diese Blätter sind sonderbar geformt: spitzoval gerollt und umfassen den Stengel mit ohrförmigen Nebenblättchen, wovon der botanische Name C. auriculatam herrührt.

An trockenen Stellen wächst eine Ginsterart, die mit unserem Besenginster (genissa spartium) identisch scheint und mit ihren gelben Schmetterlingsblumen im Frühjahr die ganze Gegend mit ihrem Dufte erfüllt.

In Jahren, wo die stark angeschwollenen Flüsse Land überschwemmen, dass für gewöhnlich der Bewässerung nicht zugänglich ist, bedecken sich oft weite Strecken mit Stechapfelstauden — Datura strammonium — die bis zu neun Fuss hoch werden, und von deren Ausdünstung der Fussgänger, der sich einen Weg durch ihre Dickichte bahnen muss, ganz betäubt wird. Eine baumförmige Art dieser Familie ist der Floripondio — Datura arborea, aus dessen dunkler Blätterkrone die grossen weissen Blüten wie Glocken von Milchglas herabhängen und besonders nach Sonnenuntergang stark duften. Die Blätter dieser Pflanze wirken gleichfalls narkotisch, wenn auch nicht in dem Grade wie die des Stechapfels und werden vom Volke zu schmerzstillenden Umschlägen bei Entzündungen benutzt.

Ein stattlicher Busch ist die peruanische Baumwollenstaude — Gossypium peruvianum — die in vielen Thälern wild wächst. Sie wird sechs bis zehn Fuss hoch, ihre fünflappigen Blätter bilden einen anmutigen Baumschlag, aus welchem die endständigen grossen Blüten hervorblicken, deren fünfteilige Blätter schwefelgelb, nach innen zu purpurrot sind. Die weisse Wolle, welche die schwarzen Kerne in der dreifächerigen Samenkapsel umgiebt, hat bei der peruanischen Art zwar feine, aber sehr kurze Fasern.

Die gegenwärtig an der Küste gezogenen Haustiere sind sämtlich erst durch die Europäer eingeführt worden. Vor Ankunft der Spanier kannte man als vierfüssige gezähmte Tiere nur zwei: nämlich eine kleine Art Hunde, welche zur Begleitung der Menschen, weniger zur Bewachung ihrer Wohnungen dienten und bei Mangel anderen Fleisches öfters gegessen wurden; ausserdem das Meerschweinchen. Das Lama gedeiht nur im Hochlande und vermag wegen seiner dicken Wolle ein heisses Klima nur auf kurze Zeit zu ertragen. Man zieht an der Küste alle Haustiere der gemässigten Zone: Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel und Maultiere. Die Rinder sind auf manchen Gütern von schönen Rassen, auch die Schafe sind vielfach mit spanischen Merinos gekreuzt. Die Schweine sind kurzbeinig und erreichen beim Mästen mit Maiskörnern einen enormen Umfang. Die Pferde haben im allgemeinen die Eigenschaften der andalusischen Rasse: gedrungenen Bau und einen nach unten zu dicken Hals wie die antiken Pferde. Die meisten gehen einen natürlichen Pass, d. h. sie setzen bei rascherer

Bewegung die Füsse nicht wie beim Trab, sondern wie beim Schritt. Der Preis eines Pferdes richtet sich ebensosehr nach der Sanftheit und Leichtigkeit des Passes als nach der Schönheit der Form und Farbe. Die Reitpferde gehen alle ohne Hufeisen, bloss bei längeren Reisen im Gebirge lässt man sie beschlagen. Maultiere werden zwar auch an der Küste gezogen, allein der grösste Teil des Bedarfs kommt aus den Gestüten der argentinischen Republik. Die an der Küste geborenen Maultiere haben keinen natürlichen Pass, sondern diese Gangart muss ihnen durch Zureiten angelernt werden. Bei der Milde des Klimas leben alle Tiere das ganze Jahr über im Freien. Während der Nacht werden sie der Ordnung und Sicherheit halber in Höfe getrieben und eingeschlossen, am Tage befinden sich alle, die nicht arbeiten, frei auf der Weide. Dies ist der Grund, weshalb alle Felder in Peru mit Lehmwänden — tapias — umgeben sind, und in diesen Mauern steckt ein grosses Kapital, denn auf manchen Gütern erreicht die Gesamtlänge der Tapias bis zu 100 Kilometer. Die einheimischen Hunde sind schon seit langer Zeit verschwunden, die jetzt vorhandenen sind Mischlinge von allerlei Rassen und besonders auf dem Lande meist hässliche, verkommen aussehende Köter. — Von Federvieh hält man Hühner, Enten, Truthühner, Pfauen, Tauben, aber sehr selten Gänse. Eine bevorzugte Sorgfalt geniessen die Hähne, die zu Wettkämpfen oft in grosser Zahl gehalten werden.

Von wildlebenden Säugetieren giebt es an der Küste nur wenige Arten und von diesen auch nur eine geringe Anzahl Vertreter. In Thälern, wo grössere Strecken Landes unbebaut liegen, lebt im Busche einzeln oder in Rudeln das Taruca, eine Rehart, welche etwas grösser als unsere Rehe aber kleiner als ein Hirsch ist. Füchse giebt es ziemlich viele. Sie haben ihren Bau auf Bergen und kommen meist zur Nachtzeit herab. Ein Marder, Muca genannt, stellt den Hühnern und Tauben nach. Wo der Wildstand sehr zahlreich, die Bevölkerung aber gering und die Wohnungen der Menschen selten sind, kommt auch der Puma oder amerikanische Löwe zuweilen aus dem Hochland in die Thäler zum Besuch. Die jetzt an der Küste lebende Mäuseart und die sehr zahlreichen Ratten sind wohl durch die europäische Schiffe ins Land gekommen. Von Fledermäusen giebt es mehrere Arten.

Zahlreicher sind die Vögel, wiewohl sie an Mannigfaltigkeit der Arten und Pracht des Gefieders gegen die in den heissen Thälern des Innern wohnenden zurückstehen. Am häufigsten begegnet man auf Ritten durch die Büsche und zwischen den Feldern den Tauben, von denen es drei Arten giebt. Die eine, und zwar die gewöhnlichste, ist unserer

Wildtaube ganz ähnlich. Eine Turteltaubenart ist die Cúculi, so genannt wegen des Klanges ihres Girrens, welcher etwa wie ku-ku-ri lautet. Sie ist licht grau-braun mit etwas dunklerem Kopf und blauem Rande um die Augen. Sehr graziös sind die kleinen Sperlingstauben, die in grosser Zahl leichtfüssig durch die Furchen der Felder laufen. In der Umgegend von Lima, wo den Tauben von den Sonntagsjägern nachgestellt wird, sind alle Arten sehr scheu, in anderen Thälern jedoch, wo man die Flinten nur abschiesst, um die Vögel von den Feldern abzuhalten, fürchten sie die Menschen nicht, sondern sind zutraulich. Die Tauben thun den Reis- und Maisfeldern viel Schaden, noch mehr aber die kleinen Papageien. Der kurzschwänzige grüne Sperlingspapagei (Psittacus passerinus) bewohnt das Küstenland bis zu einer Höhe von 6000 Fuss, ein naschhafter und gefrässiger Vogel, der gesellig lebt und lärmende Gewohnheiten hat, besonders beim Auffliegen. In den Büschen, auf Weiden und in der Nähe der Viehherden trifft man in den mittleren und nördlichen Thälern überall einen zur Familie der Kukuke gehörenden Vogel, einen Madenfresser (Crotophagen), der etwas kleiner ist als unsere Elster, aber sonst durch Körperbildung und Bewegungen an diese erinnert. Er hat schwarzes Gefieder, kurzen, etwas gebogenen Schnabel, abgerundete Flügel, lange abgerundete Schwanzfedern, fliegt selten hoch, immer nur kurze Strecken, schlüpft durch Gebüsche und lebt meist am Boden. Da er seine Nahrung vielfach im Dünger der Pflanzenfresser sucht und findet und daher sich gern in der Nähe des weidenden Viehes aufhält, so nennt man ihn in Peru: Guarda-caballos, den Pferdehüter. Ein anderer, diesem an Grösse, Bau und Flugart ähnlicher Vogel ist der Chisco. Er hat lichtgraues Gefieder mit einem Stich ins Gelbliche, hält sich vorzugsweise in Büschen auf und belebt die Gegend in den Morgen- und Abendstunden durch seinen Gesang, während der Guarda-caballos nur selten einen kurzen Ton hören lässt.

An die Madenfresser schliessen sich einige Amselarten, welche gleich den ersteren am liebsten im Gebüsch und am Boden sich aufhalten. Eine schwarze Amselart ist beinahe so gross als der Pferdehüter und kann in einiger Entfernung, aber nicht in der Nähe mit ihm verwechselt werden. Die Schwanzfedern sind kürzer, nicht gestuft und gerundet, sondern stehen in gerader Linie neben einander. Der Schnabel ist länger und spitzer, der Hals schlanker. Eine andere ebensogrosse Art hat gelblich graues Gefieder wie der Chisco, ist unserer Schnarre ähnlich, aber nicht gefleckt oder gesprenkelt. Mit den Amseln verwandt ist eine Staarart, welche man in grosser Zahl in den Thälern des Nordens antrifft; sie sind kleiner als die Amseln, aber grösser als unser Staar,

haben blauschwarzes Gefieder, an Hals und Brust mit glänzendem Metallschimmer. Man sieht sie in Reihen auf den Zweigen der Büsche sitzen und im Frühjahr sind sie unermüdliche Sänger. Sie sind mehr dreist als zutraulich, lassen die Menschen erst sehr nahe kommen, ehe sie auffliegen, setzen sich aber nie in seiner Nähe nieder.

Von den Sperlingsvögeln ist zunächst ein dem europäischen Spatzen an Grösse und Flugart ganz ähnlicher kleiner Vogel zu erwähnen, dessen Gefieder zwar auch grau und braun ist, aber an Kopf und Brust eine lebhaftere streifige Zeichnung hat. Dieser Sperling lebt in Schwärmen in der Nähe der menschlichen Wohnungen in Büschen und auf den Bäumen der Gärten, hat ähnliche Gewohnheiten wie sein europäischer Gattungsgenosse, ist aber weniger lärmend und frech. Eine grosse Art von gelbgrauen Kernbeissern trifft man allenthalben schwarmweis auf den Feldern, wo sie von unerfahrenen Jägern oft mit den Sperlingstauben verwechselt und geschossen werden. Ein unserem Dominikanerfinken ähnlicher Vogel lebt nicht gesellig, sondern man findet ihn meist allein auf der Spitze eines Pflanzenstengels oder auf den höchsten Zweigen der Büsche sitzen, wo er sich wegen seines an Kopf und Brust glänzend roten Gefieders ausnimmt wie eine farbenprächtige Blume. — Auch Lerchenarten fehlen nicht, darunter die Wüstenlerche, welche in Sandebenen an der Küste lebt, und deren Gefieder der Farbe des Bodens so sehr gleicht, dass man ihrer erst in nächster Nähe gewahr wird. Die in Peru gewöhnliche Schwalbenart ist etwas kleiner als unsere Hausschwalbe. Sie fliegen zwar am Tage in ziemlicher Zahl über die Ortschaften, bauen ihre Nester jedoch nicht an den Häusern, sondern in der Umgegend der menschlichen Wohnungen in alten Ruinen und Lehmwänden. Schwirrvögel oder Kolibris von mehr oder minder glänzendem Gefieder sieht man zwar überall in den Thälern, wo Blumen blühen, doch sind sie an der Küste weniger zahlreich als in den höher gelegenen Gegenden. Sie umschwirren Sträucher und Büsche und halten sich mit insektenartig raschem Flügelschlag in der Schwebe, während sie mit ihrem langen gebogenen Schnabel in der Tiefe der Blüten winzige Käfer und Spinnen jagen, oder wohl auch mit der Spitze ihrer fadenartigen Zunge Nektar naschen.

Grössere Raubvögel, die von selbsterlegter Beute leben, wie Adler und Habichte, sieht man im Tieflande nur ganz selten, ziemlich häufig dagegen einen graubraunen Sperber, der im Spanischen Cernícalo genannt wird, in der Keshuasprache Killi-Killi wegen seines ähnlich lautenden kreischenden Rufs. Sein Jagdrevier sind Felder und Gebüsche, wo er kleinen Vögeln nachstellt. Eine kleine Steineulenart,

welche etwa so gross ist als eine kleine Taube, lebt besonders auf alten Ruinen und nistet in den Höhlen oder Löchern der Lehmwände: ausserordentlich graziöse Tierchen mit grauweissem, mit gelbbraunen Fleckchen gesprenkelten Gefieder. Sie sind keineswegs empfindlich gegen das Licht, man sieht sie in greller Mittagssonne immer paarweis zusammen, oder doch in geringer Entfernung vo einander. Sie sind nicht scheu, lassen den Menschen sehr nahe kommen, ehe sie ihren Ort verlassen und fliegen stets nur eine kurze Strecke. Nachteulen oder Käuze wohnen auf Türmen und auf Dächern hoher Gebäude. Der schrille, krächzende Schrei, den sie ausstossen, wenn sie in der Dunkelheit auf Raub ausfliegen, macht sie in Peru, wie anderwärts, zu Gegenständen abergläubischer Furcht. Wenn die Eule nachts zufällig schreiend über ein Haus fliegt, wo ein schwer Erkrankter liegt, so sind die alten Frauen überzeugt, dass es um den Armen geschehen sei.

Weit zahlreicher sind die Raubvögel, die nicht von der Jagd, sondern vom Fleische verendeter Tiere leben. Die am meisten verbreitete Art dieser zwar nützlichen aber widerwärtigen Tiere sind die kleinen Aasgeier, die in Peru und überhaupt an der Westküste Gallinazos genannt werden. Es giebt in Peru zwei Arten, die zwar einigermassen verschieden von einander sind, aber wegen ihrer gleichen Grösse und gleichen Lebensweise mit demselben Namen bezeichnet werden. Der eine ist der in Westindien und Mexiko als Uruba bekannte Cothartes Aura, ein Vogel von der Grösse einer kleinen Gans, von schwarzem Gefieder, aber nicht gesättigt schwarz wie das des Raben, sondern glanzlos mit einem Stich ins Braune oder Graue, wie altes schäbiges Tuch. Der Kopf ist federlos, gleich dem Halse mit runzeliger grauschwarzer Haut bedeckt, aus welcher hier und da kurze borstige Haare hervorstehen; der Schnabel ist schwarz, besonders an der Spitze stark gebogen und bis weit nach vorn mit einer Wachshaut bedeckt Die Füsse sind schwarzgrau, dic Krallen stumpf. Die andere Art — Coragyps atratus — ist etwas kleiner und hat auf dem ebenfalls kahlen Kopf einen niedrigen roten Kamm. Diese Art hat zu dem südamerikanischen Namen des Vogels Veranlassung gegeben, denn Gallinazo ist ein Aumentativ des spanischen Wortes Gallina, Henne, bedeutet also einen Vogel wie ein grosses Huhn. Die Gallinazos sind zwar ekelhafte Geschöpfe, leisten aber dem Menschen in Ländern, wo die Polizei nicht über die Reinlichkeit der Strassen wacht, wesentliche Dienste, denn alle toten Tiere, alle faulenden Auswurfstoffe, werden von ihnen sofort gierig verschlungen. Wenn der Gallinazo gesättigt ist, sitzt er stundenlang zusammengesunken in träger Ruhe. Wird er aber vom Hunger getrieben

und findet er in der Nachbarschaft keine Nahrung, so erhebt er sich hoch in die Luft und beschreibt spähend weite Kreise. Seine Witterung ist wahrscheinlich noch viel schärfer als sein Gesicht; denn kaum ist irgendwo ein Tier verendet, so sieht man von allen Seiten die schwarzen Vögel herbeifliegen. Der Verfasser hat sie zuweilen um ein gefallenes und sterbendes Lasttier zu hunderten und mehr sitzen und auf den Tod ihres Opfers warten sehen. Ist das Tier so matt, dass es sich nicht mehr bewegen kann, so kommen die frechsten oder hungrigsten, noch ehe es tot ist, heran und fangen an die Augen auszuhacken und Stücke von den weichen Teilen loszureissen. Von einem gefallenen Esel oder Maultier ist gewöhnlich nach zwei Tagen nichts mehr übrig als das Fell und die Knochen. Die Gallinazos sind stumme Vögel, nur wenn sie untereinander um Beute kämpfen, lassen sie ein widriges heiseres Fauchen hören. Der Condor, der zwar vorzugsweise die höheren Gegenden bewohnt, kommt auch nicht selten an die Küste herab, wenn daselbst tote Fische oder Seehunde an den Strand geschwemmt sind. Der Verfasser hatte einst Gelegenheit, eine ungewöhnlich grosse Anzahl dieser grossen Raubvögel in grosser Nähe zu beobachten. Ein Walfisch war in der Bucht von Arica von amerikanischen Jägern erlegt worden, und nachdem der Speck abgehauen war, hatte der Strom die übrige Masse des Fisches an den Strand getrieben. Der Geruch des faulenden Fleisches hatte alle Geier aus weiter Umgegend zusammengeführt. Hunderte von Condors sassen auf dem stinkenden Aase, während zahllose Gallinazos in weitem Kreise traurig umhersassen und warteten, bis sich ihre vornehmeren Zunftgenossen gesättigt haben würden. So oft einer der hungrigen Plebejer es wagte, der Fischleiche zu nahe zu kommen, wurde er sofort durch einen Schnabelhieb der Grossen zurückgewiesen. Die übersättigten Tiere sassen in der Nachbarschaft regungslos, und mit Steinwürfen angegriffen, vermochten sie erst aufzufliegen, nachdem sie ihren übervollen Kopf durch Auswürgen des Inhalts erleichtert hatten.

An Wasservögeln, die besonders die Seen im Hochlande beleben, ist auch in den Küstenthälern kein Mangel. So sehr man auch bemüht ist, alles Wasser der Flüsse zur Netzung der Felder zu verwerten, so ist dies doch in vielen Thälern nicht möglich; der Überschuss des Wassers, oder das, was bereits zur Berieselung gedient hatte und sich nach dem Durchlaufen der Felder weiter unten wieder sammelt, bildet besonders nahe am Meere oft sumpfige Niederungen, welche von Schwärmen wilder Enten, Hühner und Schnepfen bewohnt werden. Diese gleichen zwar nicht vollständig ihren Gattungsgenossen

in Europa, sind ihnen aber doch so ähnlich, dass die Unterschiede nur für einen Fachmann besonderes Interesse haben.

Die an der Küste lebenden Seevögel gehören zu den Familien der Pelikane oder Löffelgänse, der Seeraben, Sturmtaucher, Lummen, Möven, Meerschwalben und Flossentaucher. An brakischen Seen in der Nähe des Meeres trifft man auch den Flamingo. Bei weitem der grösste unter diesen Seevögeln ist der Pelikan (Pelicanus onocratulus). Der Leib eines alten Pelikans ist etwa so umfangreich wie der eines Schwanes, die Füsse und der beschlauchte Schnabel sind graurötlich, Augen rot, Kopf und Bauch weiss, Flügel grauschwarz. Der Pelikan wird zwar überall angetroffen, zieht aber manche Gegenden besonders vor, z. B. den Eingang der Bucht von Chimbote. Er ist gesellig, doch sieht man immer nur eine mässige Anzahl zusammen auf den Fischfang ausziehen. Sie fliegen in schräger Reihe hinter einander mit langsamem, schwerfälligem Flügelschlag und immer in geringer Höhe über dem Meere. Der Kopf ruht dabei auf dem Rücken, um dem langen schweren Schnabel eine Unterlage zu bieten. Der Pelikan, der in anderen Gegenden gern in flachem Wasser fischt, ist in Peru ein Stosstaucher. Sobald er eine Beute erblickt, zieht er die Flügel ein, wendet den Kopf nach unten und lässt sich ins Wasser fallen wie einen Klotz. Ist sein Nahrungsbedürfnis befriedigt, so kehrt er zu seiner Klippe zurück und verdaut, zusammengekauert mit komischem Ernst, in regungslosem Schweigen. Während die anderen Seevögel meist sehr geräuschvolle Gewohnheiten haben, hört man nie seine Stimme.

Die Lummen (Uria) trifft man in grösster Anzahl an den südlichen Küstenstrichen, und der Morro von Arica war einst ihr beliebtester Sammelplatz. Sie werden dort gewöhnlich schlechthin Guanovögel genannt, da sie unter den Guano erzeugenden Arten die am zahlreichsten vertretenen sind. Die daselbst lebende Lumme (Uria variegata) hat einen entengrossen Leib, Beine, Schwanz und Hals kurz, der Schnabel schwärzlich, an der Basis dick, lang und spitz zulaufend. Das Gefieder an Bauch und Hals ist schmutzig weiss, Kopf etwas dunkler, Flügel und Schwanz schwarzgrau. Der Gang der Vögel ist wegen der kurzen, nur zum Schwimmen eingerichteten Füsse, ungeschickt und watschelnd. Die Lummen ziehen in Schwärmen von vielen Tausenden auf den Fischfang aus und fliegen mit hurtigem Flügelschlag. Man sieht oft vom Lande aus dunkle Wolken auffallend rasch über das Meer ziehen. Plötzlich stürzt dann die ganze scheinbare Wolke herab in die See, wie ein auf eine eng umschriebene Gegend niedergehender Platzregen. Diese Vögel müssen ein scharfes Gesicht haben, denn sie fliegen meist

hoch, um eine weite Fläche zu überblicken. Ihre gewöhnliche Nahrung sind die Sardinen, die in zahllosen Schwärmen an der Oberfläche spielen. Haben dann die Leiter des Lummengeschwaders ein solches Sardinengewimmel erspäht, so senken sie zunächst etwas den Flug, stürzen sich aber in ihrer ungeduldigen Gier alsbald aus ganz erstaunlicher Höhe herunter. Sobald die kleinen Fische vor ihren Verfolgern auseinander gestoben sind, erheben sich die Vögel sogleich wieder und in kurzer Zeit sieht man die schwarze Wolke von neuem über das Meer ziehen. Dies dauert den ganzen Tag, und man weiss nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über die Ausdauer der Vögel im Fliegen, oder über ihren unersättlichen Appetit. Bei der Rückkehr zum Berge bleiben sie nicht zusammen, sondern kommen in Abteilungen, manche früher, manche erst nach Sonnenuntergang, je nachdem bei den einzelnen die Beute reichlich oder kärglich ausgefallen war. Man sieht sie dann auf den Vorsprüngen und Stufen der Felsen in langen Reihen dicht neben einander und hinter einander sitzen, die Köpfe dem Meere zugewendet und hört auch während der Nacht beständig ihr heiseres Schnattern. Indessen scheinen sie friedfertig mit einander zu leben und sich bloss ihres geselligen Zusammenseins zu freuen.

Die Seeraben oder Scharben (Phalacrocorax), die man an allen Küsten der gemässigten und heissen Zone antrifft, leben auch in grosser Anzahl an der peruanischen. Man nennt sie hier Cuervos del mar. Der Name Cormoran, mit welchem sie von Franzosen und Engländern und auch zuweilen im Deutschen bezeichnet werden, ist entstanden aus einer Zusammensetzung und Verstümmelung des lateinischen Corvus marinus. Sie haben mit den Landraben nichts gemein als ihre schwarze Farbe, die bei alten Tieren an Brust und Rücken einen metallischen Schimmer zeigt. Der Seerabe hat einen Leib wie eine mässig grosse Ente, langen Hals, flachen Kopf, langen, geraden, vorn hakenförmig gebogenen Schnabel. Der vordere Teil desselben ist schwarz, nach den Winkeln zu wird er gelb, die Gegend um die Schnabelwinkel und der oberste Teil des Halses ist kahl und ebenfalls von gelblichweisser Farbe. Flügel und Schwanz sind kurz, besonders im Verhältnis zu dem langen dünnen Hals. Die Seeraben fliegen nicht in grossen Schwärmen, sondern in kleinen Abteilungen reihenweise hinter einander mit ausgestrecktem Hals und Kopf und sehr raschem Flügelschlag. Sie erheben sich nie hoch in die Luft, sondern halten sich fast immer ganz nahe an der Oberfläche des Wassers, sind daher keine Stosstaucher, sondern fischen schwimmend und tauchend, können sehr lange unter Wasser bleiben und bewegen sich daselbst mit erstaunlicher Schnellig-

keit. Beim Schwimmen auf der Oberfläche bleibt der Körper vom Wasser bedeckt. Oftmals, wenn man auf einem Dampfer in einen Hafen einfährt und das Schiff sich langsam seinem Ankerplatze nähert, sieht man das Meer wie übersäet mit den gelbgeschnäbelten Köpfen der Seeraben, die hastig nach allen Seiten wegrudern und alsbald unter dem Wasser verschwinden.

Von den Flossentauchern oder Pinguins sieht man nur wenig, denn sie halten beim Schwimmen nur den Kopf über dem Wasser. Auf den Vogelfelsen sieht man sie beim Vorbeifahren auf den untersten Stufen in Reihen sitzen, denn ihre Unbehilflichkeit erlaubt ihnen nicht, sich höher gelegene Ruhesitze aufzusuchen. Wegen seiner aufrechten Haltung beim Sitzen, vielleicht auch wegen seiner kindlichen Unerfahrenheit und Einfalt heisst dieser Vogel in Peru Pájaro niño, der Kindervogel.

Die Tummelplätze der Möven sind wie überall die sandigen Ufer des Meeres, die sich oft meilenweit ohne Unterbrechung durch Felsen erstrecken. Die Flut steigt an der Westküste nicht über 3—4 Fuss, aber die Dünung der See ist hoch, die Brandung daher stark und jede höhere Welle überschwemmt den sanft geneigten, festen Strand bis weit hinauf. Läuft dann das Wasser wieder zurück, so bleiben kleine Krebse und andere winzige Seetiere in grosser Zahl auf dem harten Sande liegen. Die Möven sind vorzügliche Strandfischer. Sie waten geschäftig in den letzten Kräuselungen des Wassers, und kommt eine höhere Welle, so trippeln sie eilig zurück, fliegen auch wohl mit graziöser Wendung auf, um sich sogleich nach dem Zurückweichen des Wassers wieder niederzulassen, um zu sehen, was ihnen die Welle bescheert hat: ein höchst anmutiges Schauspiel, das man lange Zeit mit beständig erneutem Interesse betrachten kann. Die Seeschwalben erhaschen ihre Beute im Fluge auf der Oberfläche des Meeres, machen also den Möven ihre Nahrung nicht streitig und leben am Strande friedlich in ihrer Gesellschaft.

Alle soeben erwähnten Vögel, die am Meere und vom Meere leben, zeichnen sich durch eine ausserordentliche Gefrässigkeit aus, und die Reste ihrer Verdauung bilden den Guano. Nur aus der grossen Menge der Vögel und aus der Masse der Nahrung, die alle zu sich nehmen, wird es erklärlich, wie sich ihr Dünger im Laufe der Zeit zu Lagern von so enormer Mächtigkeit hat anhäufen können, wie die, welche bis vor kurzem ausgebeutet worden sind.

Das Meer an der peruanischen Küste ist reich an Fischen, vorzüglich kleinen und mittelgrossen, von denen viele gegessen werden und einige sehr schmackhaft sind. Zu den letzteren gehören die Corbina und die Lisa, silberschuppige 1,5—2 Fuss lange Fische mit feinem

weissen Fleisch. Eine grosse Art der Corbina ist der Rovalo, der 30 bis 40 Pfund schwer wird und beschuppt ist wie ein alter Karpfen. Das feinste Fleisch hat unter den Küstenfischen der Pámpano, ein kleiner Fisch, der zuweilen in grossen Schwärmen erscheint, zu Zeiten ganz fehlt. Dasselbe gilt von dem Peje-rey, dem Königsfisch: eine Art Seeforelle mit zartem weissem Fleisch. Nicht so häufig sind Seezungen, noch seltener Steinbutte und Rochen. Als ordinärster Fisch ob seinem groben, trockenen grauen Fleisch gilt der Bonito (der Hübsche), so genannt wegen seiner stahlblauen feingeschuppten Haut und seinen zierlich gefalteten Schwanzflossen. Ganz kleine Sardinen schwärmen an der Küste zu Millionen umher. Sie dienen den Vögeln zur Nahrung, werden aber von den Menschen meist verschmäht. Auch einige essbare Muscheln werden gefischt, indessen sind sie wenig schmackhaft und schwer verdaulich. Austern giebt es nicht, auch keine Hummern, nur grosse Krabben.

Von Amphibien sind nur wenige Arten anzuführen. Eidechsen, die den unseren an Grösse, Farbe und Zeichnung ähnlich sind, giebt es in Menge, sowohl in den Thälern, als auch in den Sandebenen. Im Norden sieht man zuweilen eine 1,5—2 Fuss lange hellgrüne, auch trifft man dort hin und wieder den Leguan, der 3 Fuss und darüber lang wird und eine entsprechende Breite hat. Der Iguano oder Leguan ist graubraun und grünlich, hat einen über den Rücken laufenden Kamm, schuppige Haut und unter dem Kinn am Halse eine sackartige Hautfalte. Das Fleisch dieses Tieres wird vom Volke gegessen und soll dem Schildkrötenfleisch ähnlich schmecken. — Im brackischen Wasser an den Mündungen der Flüsse Tumbez und Chira leben Kaimans. Schlangen trifft man nur selten, einige Arten sollen giftig sein, doch hört man nie, dass Menschen durch ihren Biss getötet worden seien. Von Fröschen ist besonders eine ganz kleine Art zu erwähnen, die an den Wassergräben sich in grosser Zahl aufhält und zur Nachtzeit einen flötenden Laut hören lässt, welcher klingt wie das Zirpen des Heimchens oder die Note unseres Finken bei Regenwetter.

Die Insektenwelt ist weit weniger zahlreich und mannigfaltig vertreten als unter denselben Breitegraden in Brasilien. Farbenprächtige Käfer und Schmetterlinge sind sehr selten, dafür fehlen aber auch die Schwärme kleiner stechender Fliegen, die an den Flüssen am Ostabhange der Andes die Luft verdunkeln und die Menschen zur Verzweiflung bringen, denn Schnaken (zancudos) und Mücken (mosquitos) sind in den Küstenthälern nicht häufiger, als in wärmeren europäischen Ländern. Auch die anderen Arten von Ungeziefer, welche die Menschen bei weniger reinlichen Lebensgewohnheiten zu belästigen pflegen,

machen sich in Peru nicht in mehr unliebsamer Weise bemerklich, als anderswo, etwa mit Ausnahme der Flöhe. Zuweilen vermehren sich diese in den Thälern ganz plötzlich und in so erstaunlicher Weise, dass die Bewohner aus ihren Häusern vertrieben werden. Doch ist eine solche Plage immer nur von kurzer Dauer, und die Heerscharen der bissigen braunen Springer verschwinden ebenso rasch als sie erschienen waren. Grosse Verwüstungen in Möbeln und Büchern richtet ein Holzwurm an, die Made eines kleinen Hautflüglers, der zu Anfang des Sommers auskriecht, nach kurzem Umherflattern die Flügel abstreift und bald nach der Begattung stirbt.

Skorpione werden zuweilen gefunden, doch sind sie nirgends zahlreich. Der Stich ihres Stachels ist weniger schmerzhaft als der einer Wespe und hat nie längere üble Folgen. Besondere Erwähnung verdient unter den Kerbtieren eine enorme haarige Spinne, deren Leib so gross wird wie eine kleine Krabbe, etwa so gross wie ein Hühnerei. Dieses unheimlich aussehende Tier findet man zuweilen, wenn man grosse Steine auf den Bergen umwendet. Der Name Vogelspinne, mit dem man derartige Spinnen zu bezeichnen pflegt, ist für diese Art nicht passend, denn sie lebt nur von Würmern und kleinen Insekten. Dem Menschen wird sie nicht schädlich. Weit gefährlicher ist eine ganz kleine schwarze Spinne, deren Biss mit Recht gefürchtet wird. Leute, die sich unvorsichtig unter Bäumen oder Büschen auf den Boden legen, werden zuweilen durch einen stechenden Schmerz aus ihrer Ruhe gestört. Sie finden dann in der Mitte eines geröteten Hautfleckes einen etwas dunkleren schmerzhaften Punkt, wo binnen kurzer Zeit ein Bläschen entsteht. Dieses Bläschen wird schwarz, und es bildet sich im Verlauf der nächsten Tage in der Umgebung ein missfarbiger Hof, in deren Bereich die Haut brandig wird und abstirbt. Manchmal wird die so entstandene Zerstörung handgross und erfordert Monate zur Heilung.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden dem Leser nunmehr die verschiedenen Gegenden der peruanischen Küste, die dem Verfasser bekannt sind, vorgeführt werden. Da die Ausflüge, auf denen er dieselben kennen gelernt hat, nicht nach einem vorgefassten Plane gemacht wurden, sondern gelegentlich, meist durch längere Zeitabschnitte von einander getrennt, so werden sie nicht beschrieben, wie sie der Zeit nach auf einander folgten, sondern zur besseren Übersicht in drei Gruppen geordnet, deren erste die Orte in der Umgegend von Lima enthält, die zweite die südlich von der Hauptstadt gelegenen Thäler behandelt, während die letzte sich mit den nördlichen Gegenden beschäftigt.

II.

Die Umgegend von Lima.

Callao.

Der Seeverkehr von Lima wird durch drei Häfen vermittelt, welche mit der Stadt durch Eisenbahnen verbunden sind. Der Haupthafen ist Callao, von den beiden kleineren liegt Ancon nördlich, Chorrillos etwas südlich von der Hauptstadt. Callao ist von Lima 2 Leguas — elf Kilometer — entfernt, und der sehr lebhafte Verkehr zwischen beiden Orten, dem früher nur eine Fahrstrasse zur Verfügung stand, wird jetzt durch zwei Eisenbahnen erleichtert. Die zwischen den beiden Schienenwegen führende alte Strasse ist zwar breit, aber gegenwärtig schlecht gehalten und vernachlässigt. Sie ist zu beiden Seiten mit Astrapäen besetzt, meist schäbigen Exemplaren dieses sonst so schönen Baumes, mit dürftigen Kronen aus staubbedeckten Blättern und Stämmen, die alle durch die herrschenden Südwinde nach Norden zu gebogen worden sind und schief stehen. Die Bucht von Callao ist einer der grössten und sichersten natürlichen Häfen der Erde, geräumig genug, um die Flotten aller Länder aufzunehmen. Dabei ist der Zugang weit, leicht und gefahrlos, der Ankergrund weich und von angemessener Tiefe. Bei dem Anblick des Planes der Bucht auf einer Seekarte fallen nicht alle ihre vorteilhaften Eigenschaften ins Auge, denn die Bucht ist nur nach Süden geschlossen und nach Westen durch zwei felsige Inseln geschützt, nach Norden zu ist sie weit offen, was jedoch ihrer Sicherheit keinen Eintrag bringt, denn es gehört zu den klimatischen Eigentümlichkeiten der Küste, dass daselbst nur Süd- und Südwestwinde heftig werden, die von Norden wehenden sind selten und in der Regel nur mässig. Die weite Öffnung der Bucht erleichtert daher nur ihre Zugänglichkeit für die Schiffe, ohne diese Gefahren auszusetzen. Von den beiden Inseln,

welche die Bucht gegen Westen von dem offenen Meere abschliessen, ist die grössere, San Lorenzo genannt, ungefähr acht Kilometer lang und anderthalb Kilometer breit: eine öde, graue Bergmasse, deren höchster Punkt etwa tausend Fuss über dem Meere liegt und einen Leuchtturm trägt. Daran schliesst sich südlich ein kleines Felseneiland — Fronton — von dem Festlande durch einen 1,5 Kilometer weiten Meeresarm getrennt, welche den von Süden kommenden Schiffen gleichfalls eine ganz sichere Einfahrt bietet. Diese wird daher bei Tage von den Dampfschiffen auch stets vorgezogen, um sich den Umweg um die Spitze von San Lorenzo zu ersparen. Das Festland, welches die Bucht nach Süden abschliesst, ist eine schmale flache Landzunge, bestehend aus Geröll, das die Brandung zu beiden Seiten anschwemmt. Diese Landzunge heisst Punta del Callao und von ihr stammt der Name der Stadt, denn Callao ist entstanden aus dem Keshuawort Kallu, die Zunge, welches Wort, wie auch in unserer Sprache, zur Bezeichnung von schmalen Landstreifen gebraucht wird. Da, wo sich die sandige Punta mit dem Festlande verbindet, stehen die ersten Gebäude der Stadt, die sich ungefähr anderthalb Kilometer am Ufer hin erstreckt.

Callao besteht aus einem alten und einem neuen Teil. In dem ersteren, dem Strande zunächst gelegenen, befinden sich die Kaufläden, die Kontore der Hafen- und Zollhausagenten, sonstige Geschäftslokale, sowie die Gast- und Trinkhäuser. Mit Ausnahme zweier Strassen, der Calle del comercio (Handelsstrasse) und der Calle de la Aduana (Zollhausstrasse) sind fast alle eng und winkelig, die Häuser, meist leicht und schlecht gebaut, doch gewöhnlich sauber angestrichen. Die neue Stadt liegt hinter der alten, hat breitere Strassen, die sich in rechten Winkeln schneiden und viele wohlgebaute, freundlich aussehende Wohnhäuser. Von öffentlichen Gebäuden ist zunächst das Zollhaus zu erwähnen, welches sich in der ehemaligen Festung Real Felipe befindet, jetzt Castillo de la Independencia (Schloss der Unabhängigkeit) genannt, Das Zollgebäude nimmt eine Seite des nach ihm genannten Platzes ein, hat eine zwar nur aus Holz, aber ganz hübsch gearbeitete Fassade in gothischem Stil, und in der Mitte einen Turm über einem ornamentalen kleinen Vorbau, unter welchem sich der Eingang befindet. Der Platz ist mit einem Brunnen geziert, den ein geschmackvoll angelegter kleiner Garten umgiebt. Um die Höfe im Innern des Forts stehen die Lagerhäuser und Warenspeicher, in welche die nicht sogleich verzollten Güter durch einen Seiteneingang auf Schienen vom Landungsplatze aus gebracht werden. Ein Teil der Festung dient noch militärischen Zwecken,

Zu Middendorf, Peru Bd. II.



Aus Stieler's Handatlas N° 94.

nämlich die beiden breiten runden Türme, die man schon sogleich bei der Ankunft in den Hafen durch die Masten und Rahen der Schiffe hindurchschimmern sieht. Diese runden Türme von 40 Metern Durchmesser hatten ursprünglich zwei Geschosse, deren jedes ringsum mit Kanonen besetzt war. Später trug man einen Teil des Oberstocks ab und verwandelte denselben in eine Plattform, wo in gemauerten Einsenkungen einige Geschütze von grossem Kaliber aufgestellt wurden. Diese Kanonen wurden jedoch von den Chilenen mitgenommen. Am Fusse des einen dieser Türme befindet sich eine Batterie von glattrohrigen Zwölf- und Vierundzwanzig-Pfündnern, aus welchen die Salutschüsse abgegeben werden. An die Türme schliesst sich ein Gebäude mit Kasematten, welche jetzt als Haftlokale für politische Gefangene benutzt werden.

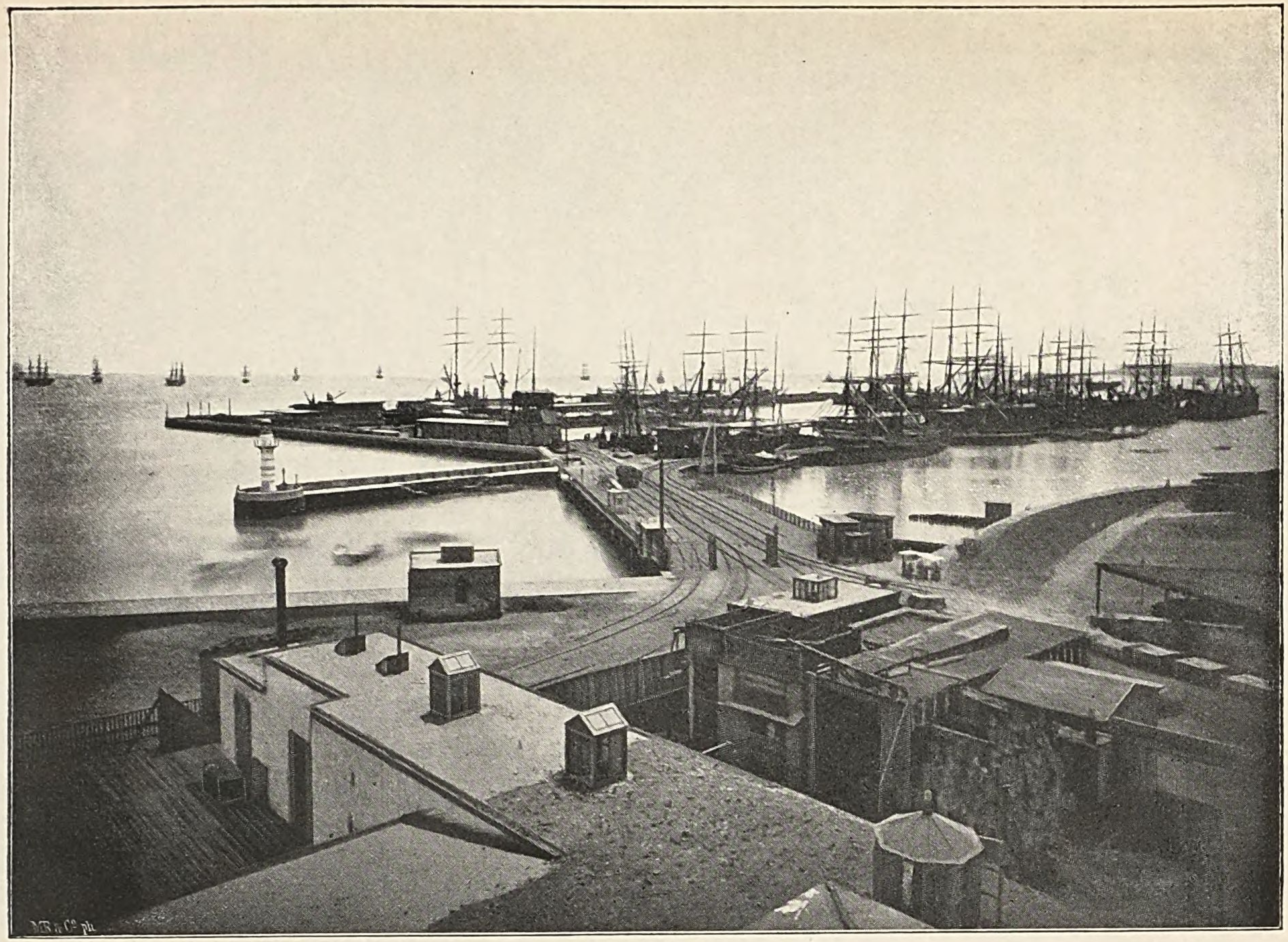
Ein anderes öffentliches Gebäude, das Erwähnnng verdient, ist das Hospital, welches an der Ostseite der Stadt am Ende der Alameda am Platze Guadalupe liegt. Das Haus wurde 1870 eröffnet und besteht aus einem nur einstöckigen Gebäude, welches statt des Hofes einen schön gepflegten Garten mit Springbrunnen umschliesst. Von Säulen getragene asphaltierte Korridore, auf welche sich die Thüren der Krankensäle öffnen, umgeben den Garten auf drei Seiten, und das ganze Gebäude wird von zehn französischen barmherzigen Schwestern mit der Sorgfalt und Sauberkeit gehalten, die wir schon bei den in Lima angestellten Schwestern dieses Ordens anerkennend erwähnt haben. Alle diese pflichttreuen armen Frauen sehen blass und kränklich aus; denn so gut auch die Einrichtungen des Hospitals sind, so hat man doch in der Wahl des Platzes gefehlt, indem man das Haus in der Nähe des Flusses baute, wo der Boden feucht ist und miasmatische Ausdünstungen erzeugt. Das Hospital hat Betten für 400 Kranke, ist aber nur zum Teil belegt. Es werden nur Männer aufgenommen, das Frauen-Spital befindet sich in Bellavista, einem Vorort von Callao an der Strasse nach Lima, welcher etwas höher liegt als der Hafen und daher gesünder ist. Das für kranke Frauen bestimmte Gebäude ist ein ehemaliges Johanniterkloster (S. Juan de Dios), welches nach seiner Schliessung als Kaserne benutzt und später (1876) zu einem Hospital umgebaut wurde. — Beide Hospitäler werden vom städtischen Wohlthätigkeitsverein (beneficencia) unterhalten, welcher über keine anderen Einnahmen verfügt als die des Lotto, aber diese genügen und lassen sogar einen kleinen Überschuss, denn sie betragen über 30,000 $ im Jahr. Eine fernere Einnahmequelle der Hospitäler sind die von den Schiffen entrichteten Vergütungen für Verpflegung kranker Seeleute.

Früher wurde das Löschen und Beladen der Schiffe durch grosse

Boote (Lanchas) besorgt, aber wiewohl das Wasser in der Bucht meist ruhig ist und die Schiffe bei der genügenden Tiefe des Ankergrundes nicht allzuweit vom Lande zu liegen brauchten, so war dies Verfahren immerhin zeitraubend und lästig. Um diesem Übelstande abzuhelfen bewarb sich das (jetzt nicht mehr vorhandene) Handelshaus Tempelman, Bergmann & Cie. in Lima um die Erlaubnis zur Erbauung eines von steinernen Dämmen umschlossenen Hafenbeckens (muelle y darsena) zum Aus- und Einladen von Schiffen und erhielt dieselbe am 7. August 1869. Indessen machten die Arbeiten unter diesen Unternehmern nur geringe Fortschritte, daher der Kontrakt nach Jahresfrist an die englische Baufirma Brassey & Cie. übertragen wurde, welche das Werk durch den Ingenieur James Hodges ausführen liess. Die Hafendocks bestehen aus einem durch Mauern abgegrenzten Raum in der Form eines Parallelogrammes mit einer 30 *m* weiten Öffnung zum Aus- und Einlaufen der Schiffe. Die aus Quadersteinen und hydraulischem Kalk aufgeführten Dämme haben eine obere Breite von 25 *m* zum bequemen Lagern der Waren und sind mit Schienengeleisen zum Transport versehen. Die gesamte Länge der zum Ausladen verwendbaren Strecke beträgt 1160 *m*. Mit dem Lande sind die Docks durch eine eiserne Brücke verbunden, über welche Schienenstränge zum Zollhause und zu den Bahnhöfen führen. Auf der stumpfen Ecke des Dammes am Meere steht ein kleiner Leuchtturm; für die Mannschaften der Kriegsschiffe und der Kauffahrteischiffe giebt es besondere Landungstreppen.

Die Unternehmer der Docks haben das Recht, dieselben 60 Jahre zu ihrem Nutzen auszubeuten und für 10 Jahre ein ausschliessliches Privilegium. Alle Schiffe sind gezwungen im Dock aus und einzuladen. Von jedem Fahrzeuge von mehr als 10 Tonnen Register, welches im Hafen vor Anker geht, erheben die Unternehmer 10 Centavos auf die Tonne, wofür die Schiffe das Recht haben, ohne weitere Abgabe ihren Proviant an Bord zu nehmen. Grössere Schiffe entrichten für jede Tonne nach Mass 2,50 $, für die Tonne nach Gewicht 1,50 $ beim Aus- nnd Einladen. Alle Kriegsschiffe sind frei von Abgaben. Die peruanische Regierung hat das Recht, zu jeder Zeit das Werk zum taxierten Wert käuflich zu erwerben; nach 60 Jahren fällt es unentgeltlich an den Staat.

Die Darsena enthält kein Trockendock zum Ausbessern und Kalfatern der Schiffe. Dagegen besitzt der Hafen ein schwimmendes Trockendock, ein nicht nur für Callao, sondern für die ganze Küstenschiffahrt höchst nützliches und wichtiges Werk, welches im Jahre 1863 auf Anregung des damaligen Direktors der englischen Dampfschiffs-



Der Innenhafen in Callao (Muelle y dársena).

(S. 38)

Gesellschaft, George Petrie, durch eine Aktiengesellschaft beschafft wurde. Das Dock wurde von der Firma Randolph Elder in Glasgow für 42 000 £ erbaut, ist aussen 100, inwendig 60 Fuss lang, hat nur 4 Fuss Tiefgang, kann Schiffe bis zu 5000 Tonnen tragen, wird durch Öffnen von Klappen zur Aufnahme von Fahrzeugen gesenkt und durch zwei Dampfmaschinen ausgepumpt. Binnen 1 — 2,5 Stunden kann jedes Schiff gehoben werden.

Ausserhalb der Docks haben die Segelschiffe ihren Ankerplatz in der östlichen Gegend der Bucht. An diese schliessen sich die Post- und Fracht-Dampfschiffe; am weitesten nach Westen, nach der Insel S. Lorenzo zu, liegen die Kriegsschiffe. Die Mehrzahl der im Hafen liegenden Dampfer gehört der englischen Pacific steam-navigation-Company. Diese Gesellschaft ist von ganz bescheidenen Anfängen im Laufe der Zeit an der Westküste von Südamerika zu einer wahren Macht emporgewachsen. Sie eröffnete ihre Fahrten im Jahre 1840 mit zwei kleinen Dampfern und besitzt jetzt eine Flotte von mehr als 60. Der Gründer der englischen Gesellschaft war William Wheelwright, ein auch sonst durch nützliche Unternehmungen verschiedener Art um Südamerika verdienter Mann. Die Oberleitung und die Hauptwerkstätten und Magazine der Gesellschaft befinden sich in Callao wegen der Lage dieses Hafens in der Mitte der von ihren Schiffen befahrenen Küstenstrecke. Ihre Gebäude mit zwei eigenen Landungsbrücken liegen in der Vorstadt Chucuito, westlich von der Festung am Anfang der Landzunge, deren Spitze die Punta heisst. Das Anwesen der englischen Gesellschaft ist bei weitem der ansehnlichste Privatbesitz in der Stadt.

Im Vergleich zu früher hat sich die Zahl der Schiffe, die in den Hafen von Callao ein und auslaufen, gegenwärtig sehr vermindert. Die glänzendste Periode fiel in die sechziger Jahre, als die Guano-Ausfuhr von den Chinchainseln ihre grösste Ausdehnung erreicht hatte. Alle Schiffe, die sich dahin begaben, mussten die Erlaubnis zu laden in Callao holen und nach eingenommener Ladung dahin zurückkehren. Damals lagen beständig gegen 200 Schiffe in der Bucht vor Anker und der Wald von Masten war so dicht, dass man bei der Ankunft kaum etwas von den Häusern am Lande erkennen konnte. Übrigens ist zu bemerken, dass, wenn die Zahl der Segelschiffe sehr zurückgegangen ist, bei den Dampfschiffen eine Zunahme stattgefunden hat. Denn nicht nur hat die englische Gesellschaft ihre Schiffe erheblich vermehrt, auch in anderen Ländern wie Deutschland, Frankreich, Italien sind Gesellschaften gegründet worden, welche besonders für Warenverkehr in regelmässigen Zeitabschnitten Dampfer nach der Westküste

auslaufen lassen. Während des Krieges mit Chile wurde die Schiffahrt ganz unterbrochen und auch nach Abschluss des Friedens (1883) hat sie sich nur langsam wieder zu erholen vermocht.

In dem Masse als der Verkehr im Hafen abnahm, musste auch die Bevölkerung, die von demselben lebt, sich vermindern. Übrigens liess die Zu- und Abnahme der Bewohner nie eine regelmässige Bewegung erkennen, sondern diese war stets unstät und wechselnd. Vom Jahre 1859, in welchem der Census 18 700 ergab, ging die Einwohnerzahl bis 1866 auf 14 800 zurück. Von 1869 an nahm sie ziemlich rasch und erheblich zu, infolge der ausgedehnten Eisenbahnbauten des Unternehmers Henry Meiggs und des künstlichen Wohlstandes, welchen die in Umlauf gesetzten grossen Geldsummen im ganzen Lande erzeugten. Nach der unter der Verwaltung Pardos 1876 angestellten Volkszählung betrug die Bevölkerung von Callao 33 638 Seelen. Während des Krieges mit Chile wurde die Stadt fast verödet, und auch nach dem Frieden blieben in vielen der entlegenen Strassen sämtliche Häuser geschlossen. Die Vereinsamung der Stadt veranlasste nicht wenige Familien, die rüher ihren ständigen Wohnsitz im Hafen gehabt hatten, nach Lima überzusiedeln.

Im Sommer ziehen viele Limenier vor ihre Seebäder in Callao zu nehmen, statt in den anderen Badeorten; denn in Chorrillos ist der Meeresboden schlammig und das Wasser wird durch die Bewegung der Badenden bald trübe und schmutzig, Ancon ist zu entfernt und in Magdalena macht die starke Brandung das Baden weniger angenehm, zuweilen unmöglich. Freilich haben auch die Bäder in Callao ihre Nachteile. Das Wasser ist durchschnittlich zwei Grad kälter als draussen auf offener See, da der an der Küste herabkommende kalte Südstrom durch die Öffnung des Boqueron zwischen dem Eilande Fronton und der Punta in die Bucht tritt. Sodann wird das Wasser nicht bloss durch die Siele der Stadt verunreinigt, sondern zeitweilig auch noch auf eine andere eigentümliche Weise. Zuweilen nämlich zeigt das Wasser der Bai auf grosse Strecken eine milchige Trübung und einen sehr üblen fauligen Geruch. Ob diese Entfärbung gleich anderen im Seewasser beobachteten Änderungen der Klarheit und Farbe von der Gegenwart kleiner tierischer oder pflanzlicher Organismen herrührt, oder wie einige meinen, von Ausströmungen von Schwefelwasserstoffgas aus Bodenspalten der Bucht, die ehemals ein vulkanischer Krater gewesen sei, ist noch nicht ausgemacht*). Weiss angestrichene Boote oder

*) Nach A. v. Humboldt trifft man östlich von der Insel Barbados die Farbe des dort sehr tiefen Wassers immer milchig und H. fragt sich, ob daselbst vielleicht ein versunkenes vulkanisches Eiland unter dem Meeresspiegel liege.

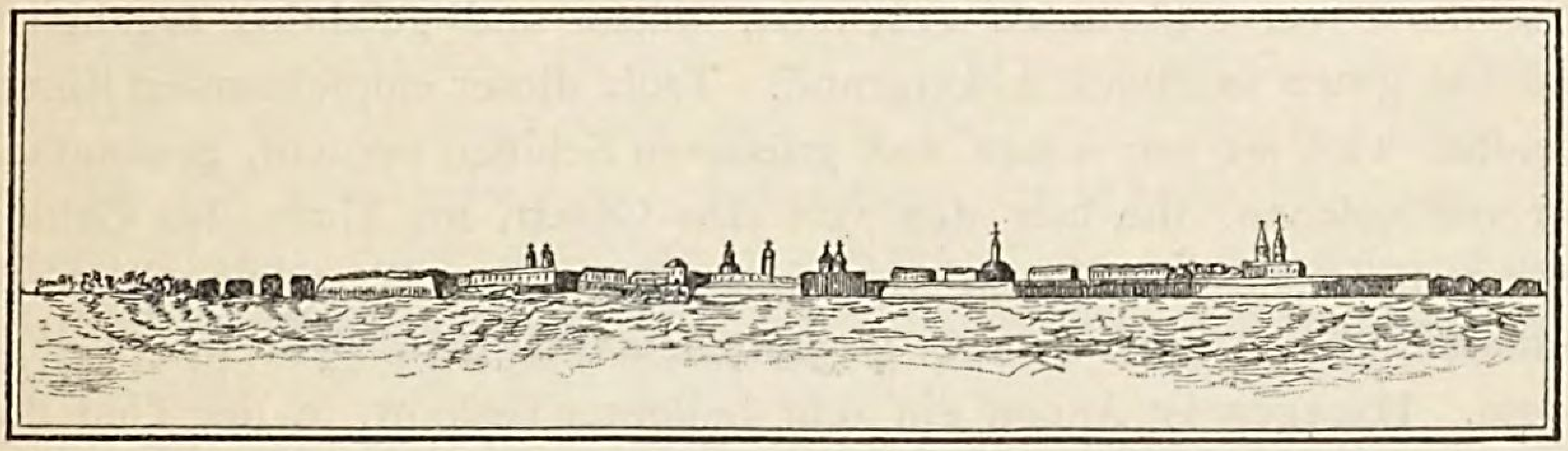
Schiffe bekommen durch die Berührung mit diesem Wasser eine dunkle Färbung, indem sich das Bleioxyd des Anstriches mit dem Schwefel verbindet, daher die englischen Seeleute diese Trübung des Wassers »the painter« — den Anstreicher — nennen. Von diesen Verunreinigungen ist jedoch das Wasser an der Punta frei, daher die Bäder daselbst vor den übrigen den Vorzug verdienen. Auf der Punta, der Spitze der vorerwähnten Landzunge, befinden sich zwei Hotels und eine kleine Kolonie von Privathäusern, wo manche wohlhabenden Leute aus Lima die ganze Sommerzeit zubringen, da dort wegen der frischen Seebrise die Hitze niemals lästig wird. Die Punta ist mit der Stadt durch eine Eisenbahn verbunden, welche von einer Haltestelle der englischen Linie ausgeht und ihren Endpunkt nach einer Fahrt von 10 Minuten erreicht.

In geschichtlicher Hinsicht ist über Callao wenig zu bemerken. Der Ort wurde nicht durch eine bestimmte Verfügung der königlichen Regierung gegründet, sondern entstand allmählich durch die wachsenden Bedürfnisse der Hauptstadt. Zwei Jahre nach der Gründung Limas wurde einem gewissen Diego Ruiz vom Cabildo oder Stadtrat die Erlaubnis erteilt, ein Gast- und Lagerhaus zur Aufbewahrung der ausgeschifften Waren zu errichten. Andere Speicher folgten nebst einigen Häusern und Hütten, und so entstand ein kleiner Ort, für den nach Verlauf von 20 Jahren der Rat von Lima die Erbauung einer Kirche verfügte, worauf im Jahre 1566 die Ernennung des ersten Alcalden erfolgte. Dieser hatte jedoch nur beschränkte Befugnisse, denn der erste Beamte des Hafens war der vom Könige ernannte sogenannte General de la mar. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts zählte der Ort etwa 800 Häuser mit 2000 Einwohnern (Cobo, fundacion de Lima), stand aber immer noch unter der Gerichtsbarkeit des Stadtrates Lima, bis im Jahre 1671 Callao vom Vicekönig Conde de Lemus zur Stadt erklärt wurde und eine eigene Munizipalverfassung erhielt. 1624 widerstand Callao, wiewohl damals noch nicht durch Wälle verteidigt, erfolgreich den wiederholten Angriffen des holländischen Admirals Jacob Clerk (genannt der Hermit). Dieser hatte in Amsterdam eine Flotte von 11 Schiffen ausgerüstet mit 294 Kanonen und 1600 Landungstruppen, war nach der Westküste gesteuert mit der Absicht Lima zu erobern und zu plündern und ankerte am 7. Mai 1624 bei der Insel San Lorenzo. Der damalige Vicekönig, Marqués de Guadalcazar, traf jedoch energische Massregeln zur Abwehr des Angriffes. Alle Truppen von Lima wurden nach Callao gesandt, die Bürger wurden bewaffnet und auch die Studenten der Universität und der anderen Schulen bildeten freiwillige

Kompanieen. Clerk vermochte nichts auszurichten als den Hafen zu blockieren und einige ankommende Schiffe wegzunehmen, die Landungsversuche schlugen fehl, desgleichen ein Plan, die Stadt und das Fort durch Brandschiffe anzuzünden. Ein Jahr nach seiner Ankunft (2. Juni 1625) starb er plötzlich und wurde auf der Insel San Lorenzo begraben. Sein Nachfolger im Kommando, Ghen Huygen, verliess bald darauf die Westküste und fuhr mit seinen Schiffen nach Brasilien, wo er die Stadt Bahia erstürmte, aber nach Jahresfrist wieder räumen musste, worauf er mit den Überresten seines Geschwaders nach Holland zurückkehrte. Um die Stadt nicht wiederum der Gefahr einer Eroberung durch eine feindliche Flotte oder durch Seeräuber auszusetzen, liess sie der Vicekönig Marqués de Mancera (1639—1648) mit Wällen umgeben. Die 13 Basteien derselben wurden mit Geschützen besetzt, die in Lima gegossen worden waren. Gegen Ende des 17 Jahrhunderts hatte sich Callao bereits ansehnlich entwickelt. Es enthielt ausser seiner Pfarrkirche noch sechs andere in Klöstern der Augustiner, Dominikaner, Franziskaner, Mercedarier, Johanniter und Jesuiten und eine Bevölkerung von 5—6000 Seelen. Der französische Ingenieur Frézier, der im Auftrage seiner Regierung eine Reise nach Chile und Peru machte, hat uns in seinem Werke (Voyage dans la mer du Sud, 1716) eine Beschreibung der Stadt hinterlassen. — Von allem, was er daselbst gesehen, ist jedoch jetzt nichts mehr vorhanden, denn durch das Erdbeben vom 28. Oktober 1746 wurde die Stadt mit ihren Wällen und Hafenanlagen vollständig vertilgt. Dieses Erdbeben, das schrecklichste der vielen, von denen Peru heimgesucht worden ist, haben wir ausführlich im ersten Bande dieses Werkes erzählt, daher wir den Leser darauf verweisen. Von sämtlichen Einwohnern Callaos, deren Zahl von 5000 bis 7000 angegeben wird, entkamen kaum 200. Nach Angabe einiger der Überlebenden sollte der Ort durch die Erschütterung selbst nicht so stark gelitten haben wie Lima, wiewohl dies in der Dunkelheit der Nacht (das Erdbeben ereignete sich nach 10 Uhr) ja nicht zu übersehen war. Eine halbe Stunde nach dem ersten heftigsten Stoss begann das Meer gegen 11 Uhr vom Ufer zurückzuweichen und kehrte darauf mit einer hohen Flutwelle wieder, welche über die Wälle in die Stadt stürzte und alles niederwarf. Von 23 grösseren und kleineren Fahrzeugen, die damals im Hafen vor Anker lagen, wurden 19 umgestürzt und 5 auf das Land geworfen. Diese wurden über die Stadtmauern getragen, und die am Bord befindlichen Personen hörten von der Höhe der Welle das Wehgeschrei der Menschen, die sich in den Strassen zu retten suchten. Ein Kriegsschiff, die Fregatte »Fermin« strandete bei Bellavista, eine

viertel Stunde von der Küste. Als das Meer sich wieder zurückgezogen und beruhigt hatte, waren von allen Gebäuden und Wällen nur Stücke der beiden Thorwege stehen geblieben.

25 Jahre nach dem Erdbeben wurde das noch stehende Fort Real Felipe erbaut, wo sich jetzt die Lagerräume des Zollhauses befinden. Diese Festung war der letzte Platz, den die Spanier auf dem Festlande von Südamerika inne hatten. Nach der Kapitulation von Ayacucho hielt sich daselbst der General Rodil mit einer kleinen Besatzung, bis auch er, nachdem er eine dreizehnmonatliche Belagerung mit grosser Standhaftigkeit ausgehalten, sich endlich am 22. Februar 1826 ergeben musste. Nach 40 Jahren erschien nochmals eine spanische Kriegsflotte vor Callao. In dem Streite Spaniens mit Chile ergriff Peru Partei für die Schwesterrepublik und sendete derselben ein Geschwader von 7 Schiffen zu Hilfe. Im Dezember 1865 schloss darauf die peruanische



Callao vor dem Erdbeben von 1746 nach einer Abbildung von Frézier.

Regierung des damaligen Diktators M. Ignacio Prado ein Bündnis mit Chile, dem später auch die Republiken Ecuador und Bolivia beitraten. Die Verbündeten erklärten an Spanien zu Anfang des Jahres 1866 den Krieg, worauf eine spanische Flotte unter dem Admiral Nuñez zuerst (31. März) Valparaiso bombardierte und am 25. April auf der Aussenbai von Callao bei der Insel San Lorenzo ankerte. Am 2. Mai segelte sie bis Kanonenschussweite vor die Stadt und begann die Beschiessung der Festung und der Strandbatterieen: eine prahlerische Unvorsichtigkeit, denn nur eines ihrer Schiffe, die Numancia, war gepanzert, die übrigen von Holz. Die Peruaner waren auf den Angriff vorbereitet und verfügten ausser über ihre vielen alten Kanonen noch über mehrere neue von sehr schwerem Kaliber. Hätten sie diese Geschütze besser zu gebrauchen gewusst, so würde es den Spaniern schlimm ergangen sein; aber auch so mussten sie sich nach einem vierstündigen Gefecht mit stark beschädigten Schiffen zurückziehen und verliessen bereits am 10. Mai die peruanische Küste. Zum Andenken an diesen sogenannten

Sieg wurde in Lima das Denkmal des 2. Mai errichtet, eine geschmackvolle Säule auf dem Platze am unteren Ende der Stadt, von welchem aus die Allee nach Callao führt*). Im Kriege zwischen Peru und Chile (1879—1883) wurde Callao, nachdem von den beiden besten peruanischen Panzerschiffen die »Independencia« gestrandet und der Monitor »Huascar« erobert worden war, von der chilenischen Flotte blockiert und aus grosser Entfernung von Zeit zu Zeit beschossen. Nach der Niederlage der Peruaner in den Schlachten von Chorrillos und Miraflores wurde die Stadt von den Siegern ohne weiteren Kampf besetzt.

Ancon. — Caudevilla. — Collique.

Der zweite Hafen von Lima, Ancon, liegt nördlich von der Hauptstadt, 7 Leguas oder 35 Kilometer von dieser und etwa ebenso weit von Callao entfernt. Die Bucht ist klein, nach dem Meere zu offen, aber doch vor Südwinden geschützt, leicht und gefahrlos zugänglich und hat guten sandigen Ankergrund. Trotz dieser empfehlenden Eigenschaften wird sie nur selten von grösseren Schiffen besucht, gewöhnlich nur von solchen, die hier den von den Gütern im Thale des Chillon erzeugten Zucker einnehmen oder einige Ballen von Waren für dieselben ausladen. Auch die Fischerei ist unbedeutend, man sieht nur wenige Boote. Dagegen ist Ancon ein sehr beliebter Badeort, in der That das beste Seebad in der Nachbarschaft von Lima, welches noch weit mehr besucht sein würde, wenn es etwas weniger entfernt läge und Geschäftsleuten die tägliche Hin- und Rückreise erlaubte. Um uns von Callao aus dahin zu begeben, benutzen wir zunächst die transandinische oder amerikanische Eisenbahn, deren Bahnhof sich ganz in der Nähe der Landungstreppe befindet. Die Bahn läuft eine Strecke weit am Strande vor den Häusern der Stadt hin und folgt dann dem Ufer des Rimaks, der auch in sehr trockenen Wintern etwas Wasser führt und sich als Bach ins Meer ergiesst. In Lima angekommen fahren wir bis zum zweiten Stadt-Halteplatz, la Palma, begeben uns dort über die gleichnamige Brücke auf die rechte Seite des Flusses und befinden uns vor dem Bahnhof der Anconbahn, einem bescheidenen Gebäude aus gewelltem Blech unmittelbar am gemauerten Uferrande.

Die erste Hälfte des Weges nach Ancon liegt in der anmutigsten

*) Dieses schöne Denkmal wurde von dem Architekten Edmond Guillaume und dem Bildhauer Leon Cugnot entworfen, in Paris ausgeführt und am 28. Juli 1874 in Lima enthüllt. Das Honorar für die Künstler und der Preis des Materials betrug 220 000 Frcs., Transport und Aufstellung 10 000 Frcs.

Gegend der Umgebung von Lima, ebenso angenehm zu Pferde als zu Fuss zurückzulegen. Die Bahn fährt zwischen Bäumen, Hecken und frischgrünen Feldern durch eine kaum merklich abwärts geneigte Ebene, die durch die Vereinigung der Thäler der Flüsse Rimak und Chillon gebildet wird. Sobald man den Chillon überschritten hat, beginnt sich der Boden zu heben, die Vegetation, von der künstlichen Bewässerung nicht mehr erreicht, wird dürftiger und verschwindet bald vollständig. Man fährt über öde Sandflächen, wie sie der Küste eigen sind, allmählich steigend, bis man eine niedrige Hochebene erreicht, von wo man nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt die stille Bai von Ancon erblickt, zu der sich die Bahn in kurzen Windungen hinabsenkt. Der Ort besteht zwar nur aus einer mässigen Anzahl von Häusern, aber alle sind gut gebaut und neu, denn Ancon wurde erst zu Anfang der siebziger Jahre unter dem Präsidenten Pedro Balta angelegt. Die Hauptgebäude stehen in einer Reihe längs dem Strande, darunter ein gutes Hotel, vor welchem sich die Landungsbrücke für die Boote befindet und zur Seite desselben die feinsandige Uferstrecke, wo man sich gewöhnlich badet. Der Boden des Meeres ist dort ganz eben und die Tiefe des Wassers nimmt allmählich und gleichmässig zu. Der Boden um Ancon ist nicht vollständig trocken, sondern enthält in geringer Tiefe unter der Oberfläche eine feuchte Schicht, daher man an einigen Orten Dattelpalmen angepflanzt hat, die gut zu gedeihen scheinen.

In der Nähe von Ancon trifft man nirgends Überreste alter Mauern oder Lehmwände von ehemaligen Wohngebäuden oder Tempeln, es scheint aber doch einst in der Gegend eine ansehnliche Ortschaft gestanden zu haben, denn es findet sich ein grosser Begräbnisplatz unweit des Ortes. Dieses Totenfeld, welches die Herren Reiss und Stübel genau untersucht und beschrieben haben, ist ganz zerwühlt und es mögen sich daselbst wenig ungeöffnete Gräber mehr finden. Die dort bestatteten Leichen waren alle in der später näher anzugebenden Weise mumienartig eingewickelt und befanden sich in hockender Stellung entweder einzeln oder familienweise in viereckigen gemauerten Grabstätten. Der aus den Grüften hervorgeholte und umhergestreute braune Staub fühlt sich fettig an und hat einen widerlichen guanoartigen Geruch, der aber nicht daher rührt, dass man Vogeldünger zur Einpackung der Mumien verwendet, sondern von der Durchdringung des Bodens mit flüssigen Leichenteilen bei Abwesenheit anderer Feuchtigkeit.

Die von Lima nach Ancon führende Eisenbahn sollte dem ursprünglichen Plane nach bis in das Thal von Huacho verlängert werden, wurde indess nur bis Chancay gebaut: eine kleine Stadt in dem gleich-

namigen Thale und von Ancon etwa eben so weit entfernt, wie dieses von Lima. Die gerade Entfernung zwischen Lima und Chancay wird auf den Posttabellen zu 12 Leguas angegeben. Die Eisenbahn führt ungefähr 8 Kilometer in einer Höhe von 150—200 Fuss über dem Spiegel des Meeres am Abhang ziemlich steiler Uferberge hin. Diese Bergwände bestehen aus losem Sand, aus welchem man nur etwa so viel ausgeschaufelt hatte, um die Schienen legen zu können. Als der Verfasser zum ersten Male diese Strecke befuhr, meinte er nie zuvor eine unbehaglichere, gefährlichere Reise gemacht zu haben. Es schien ihm, als müsse jeden Augenblick der ganze Fahrdamm samt dem Zuge ins Meer hinabrutschen. Dabei knirschten die Räder ohne Unterbrechung in den knappen Kurven und der Zug fuhr so langsam, dass man fühlte, wie sehr der Maschinist sich seiner eigenen Gefahr bewusst war. Nachdem die Bahn die schwindelige Strecke am Meere zurückgelegt hat, senkt sie sich in das Thal des Pasamayo und überschreitet dasselbe auf einem langen Viadukt, einem aus schlanken Holzbohlen gezimmertem Brückengerüst, dessen Zittern und Krachen die Nerven des Reisenden nicht weniger reizt, als der lose Fahrdamm an den Sandbergen. Während des Krieges mit Chile wurde diese Bahn zum Teil zerstört, zum Teil von Flugsand bedeckt, und ist seitdem nicht wieder fahrbar gemacht worden.

Chancay liegt auf einer Ebene am Meere, die nach dem Strande zu mit einer ungefähr 100 Fuss hohen, fast senkrechten, zerklüfteten Wand von Steingeröll abfällt. Unten am Rande des Wassers brechen eine Reihe kleiner Quellen hervor, an welchen dichtes Gebüsch wächst, so dass das ganze Ufer mit einem grünen Saume eingefasst zu sein scheint. Sonst ist alles trocken und öde. Die kleine Stadt ist ein Luftkurort, besonders heilsam für Brust- und Fieberkranke. Auch der Verfasser begab sich einst dahin, um von einem hartnäckigen Fieber Erholung zu suchen, und er glaubte in der That nie in seinem Leben so reine und erquickende Luft geatmet zu haben als auf seinen Abendspaziergängen über die Höhen des Uferrandes. Ehe der Bau der mittleren transandinischen Bahn unternommen wurde, zog man in Erwägung, ob diese Linie nicht über Chancay durch das Thal des Flusses Pasamayo gelegt und von hier aus über das Gebirge geführt werden könne. Allerdings würden die zu überwindenden Schwierigkeiten, und daher auch die Kosten erheblich geringer gewesen sein, zudem wäre auch die Strecke zu der wichtigen Bergstadt Cerro de Pasco, deren Verbindung mit der Küste ein Hauptzweck der Bahn war, kürzer gewesen. Da diese jedoch auch bis Jauja und Huancayo verlängert

werden sollte, so würde dieser südliche Zweig um so länger geworden sein, daher man der jetzt gebauten Linie durch das Thal des Rimaks den Vorzug gab.

Der Fluss Chillon, auch Carabaillo genannt, den die Bahn von Lima nach Ancon überschreitet, ist zwar nicht ganz so wasserreich als der Rimak, versiegt aber gleich diesem auch in trockenen Wintern nicht. Sein Thal ist weit und fruchtbar und enthält mehrere ergiebige Zuckerpflanzungen (haciendas de caña), deren grösste, Caudevilla, drei Leguas von Lima entfernt ist. Der Verfasser besuchte diese Gegend in Gesellschaft einiger Freunde an einem hellen Morgen des sonst gewöhnlich trüben Augustmonats. Wir fuhren zuerst auf der Anconbahn bis zur Hacienda Infantas, einer grossen Zuckerpflanzung eine halbe Legua von Lima, mit elegantem Wohnhaus und neuen, sehr vorzüglichen Maschinenanlagen zur Bereitung von Zucker und Spiritus. Dort bestiegen wir für uns bereit stehende Pferde, ritten etwa eine halbe Stunde zwischen Lehmwänden durch Zuckerfelder und gelangten zum Fusse eines etwas aus den Höhen der Thalwand hervortretenden, alleinstehenden Hügels, auf dessen Spitze sich die Ruinen einer alten Burg befinden, Collique genannt. Der Berg liegt am linkseitigen Thalrand, ist von oval kegelförmiger Gestalt, kahl und etwa 400 Fuss hoch. Wir liessen unsere Pferde angebunden am Wege und bestiegen den Gipfel, um die alte Veste zu untersuchen, fanden uns aber einigermassen enttäuscht. Die Befestigungen bestehen aus zwei niedrigen Ringmauern aus unregelmässigen Feldsteinen, welche den Bergabhang an seinem oberen Drittel umgeben. An der Spitze folgt dann noch eine dritte, höhere und besser gefügte Mauer, welche einen runden Turmbau — die eigentliche Burg — und mehrere ganz zerfallene und verwitterte Gebäude umschliesst. Eine steile, zum Teil in den Felsen gehauene Treppe führt zu der Plattform, auf welcher die Burg sich erhebt, und das Interessanteste daselbst ist eine Art Bastei, auf welche noch einige Haufen kleiner runder Steine liegen, deren sich die Verteidiger zum Schleudern bedienten. Wie viele Jahrhunderte verflossen sein mögen, seit diese Steinhaufen dort zusammengetragen wurden, lässt sich nicht einmal vermutungsweise angeben, denn die Burg ist sehr alt und stammt nach ihrer Bauart und Steinfügung aus der Zeit vor der Incaherrschaft.

In der Nähe des Hügels von Collique findet sich am Rande der Thalwand ein alter Begräbnisplatz, wo zwar auch schon viele Grüfte geöffnet worden sind, aber doch weit weniger als in Ancon, da der Ort abgelegen ist. Seit das Interesse für peruanische Altertümer so lebhaft geworden ist, beschäftigen sich Leute von allerlei Berufsarten

aus Liebhaberei oder zu gelegentlichem Gelderwerb mit dem Durchsuchen alter Gräber. Wir lernten später einen sogenannten »Huaquero«, mit welchem Namen diese Grabjäger bezeichnet werden, in Caudevilla kennen, der mit ziemlichem Erfolg gearbeitet hatte. Der Begräbnisplatz von Collique liegt ganz trocken, daher viele der dort gefundenen Mumien in ihren Verpackungen von rohem Baumwollenzeug ausserordentlich gut erhalten sind. An den umherliegenden Schädeln fällt die von den im Rimakthale gefundenen Schädeln ganz abweichende Form auf. In den Gräbern der alten Stadt Huadca, zwischen Lima und Callao, sind dieselben gleichmässig gerundet, während bei den Schädeln von Collique die Scheitelbeine zu beiden Seiten der Scheitelnaht backenförmig vorgewölbt sind. Offenbar gehörten die alten Bewohner dieser Gegenden, wiewohl sie Nachbarn waren, ganz verschiedenen Volksstämmen an.

Gegen Mittag kamen wir auf dem Gute Caudevilla an, wo uns der Verwalter, der mit einem der Herren unserer Gesellschaft befreundet war, ein von einem chinesischen Koche sehr sauber und schmackhaft bereitetes Frühstück vorsetzen liess. Hierauf besichtigten wir die Baulichkeiten des grossen Geweses, das ich vor Jahren schon einmal besucht hatte. Ich fand das Wohnhaus, sowie die Geschäfts- und Maschinengebäude gegen früher unverändert, wohl aber die Ortschaft, die sich nach und nach um das Gut angebaut hat. Die Hacienda ist von hohen Mauern umgeben, die von Strebepfeilern gestützt werden. Der grosse Hof hat drei Thore, von denen zwei nach dem daranliegenden Dorfe führen, das eine für Fussgänger und Reiter, das andere für die Eisenbahn, auf welcher das Zuckerrohr von den Feldern zur Mühle gebracht wird. Die Höfe und grossen Schuppen, wo früher die chinesischen Kontraktarbeiter wohnten und jeden Abend wie Sklaven eingeschlossen wurden, stehen jetzt leer, denn die Chinesen haben längst ihre Kontrakte abgedient, verdingen sich als freie Arbeiter und leben in ihren eigenen Hütten. Ihre Wohnungen bilden das Dorf, welches neben dem Gute entstanden ist. Vor den Thoren desselben ist ein ziemlich grosser freier Platz, um welchen die besser gebauten Häuser und Hütten liegen, und von dem kleine Strassen und Gassen auslaufen. In der Mitte der einen Seite befindet sich der chinesische Tempel, dessen Thür stets offen steht. Man tritt in ein saalartiges Gemach, in dessen hinterer Abteilung ein altarähnlicher Tisch steht und dahinter ein zweiter mit dem Bildnisse Buddhas, umgeben von einigen teufelartigen Fratzen. Zu beiden Seiten stehen an den Wänden Hellebarden mit seltsam verschnörkelten, mit Drachen verzierten Spitzen. Andere Stellen der Wände sind bedeckt mit breiten Streifen von rotem Papier oder Karton,

bemalt mit chinesischen Charakteren, welche Gebote, Lehren und Sinnsprüche ausdrücken. Von der Decke herab hängen zahlreiche sechs- oder achteckige, mit buntem Papier überzogene Laternen.

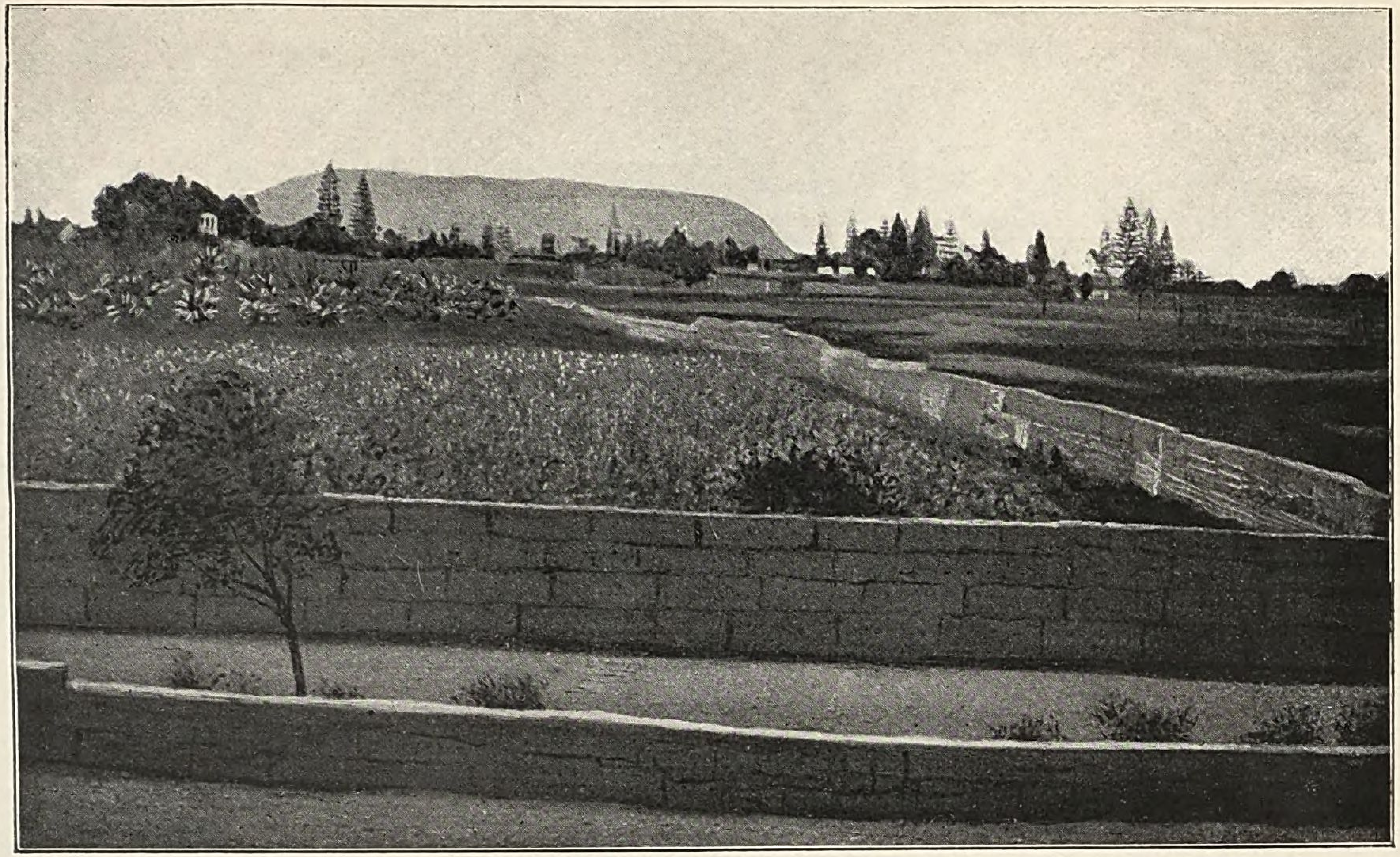
Rechts neben dem Tempelgemach lag eine in ähnlicher Weise verzierte Halle mit vielen grossen und kleinen Tischen für Festlichkeiten. Es wurde jedoch heute daselbst nicht gezecht, sondern nur gespielt. Die meisten Chinesen sind leidenschaftliche Spieler und bezahlen, wenn sie verloren haben, zur Beschaffung neuen Geldes unerhörte Wucherzinsen — natürlich nur ihren eigenen Landsleuten. Man spielte auf dreierlei Arten: mit Legesteinen wie bei unserm Domino, mit Karten und Paar oder Unpaar. Die Spielkarten bestehen aus schmalen, nur einen halben Zoll breiten und drei Zoll langen Streifen von dickem Papier, die auf der Vorderseite verschiedene Zeichnungen und Schnörkel haben und auf der Rückseite schwarz sind. Von diesen Kärtchen hielt jeder der Spieler eine grosse Anzahl, 20—30, fächerförmig in der Hand; beim Mischen wurden dieselben in eine Schüssel geworfen und mit den Fingern umgerührt. Das beliebteste Spiel schien Paar oder Unpaar zu sein, welches an einem langen ovalen Tisch gespielt wurde wie Roulette. In der Mitte des Tisches sass der Bankhalter, zu seinen beiden Seiten zwei Zahlgehilfen und ringsum die Spieler, hinter denen auf Bänken und Schemeln ein dichter Kranz aufmerksamer Zuschauer die wechselnden Entscheidungen des Zufalls mit kaum minder grossem Interesse verfolgte als die Beteiligten. Geleitet wurde das Spiel von einem am Ende des Tisches sitzenden, gravitätisch aussehenden, nicht mehr jungen Chinesen, der einen grossen Haufen von messingenen Zahlmarken vor seinem Platze liegen hatte. Von diesen nahm er eine Hand voll und legte sie vor sich auf den Tisch, wo dieses Häufchen von anderer Hand mit einem bronzenen Becken bedeckt wurde. Hierauf setzten die Spieler ihre Einsätze. Jeder hatte vor sich zwei viereckige, durch Linien bezeichnete Räume, deren einer für paar der andere für unpaar bestimmt war, und je nachdem sich jemand für das eine oder das andere entschieden hatte, legte er seinen Einsatz in das dafür markierte Viereck. Sobald dies bei allen geschehen war, hob der Vorsitzende das Becken von den Zahlmünzen und das Zählen begann. Mit einem langen Elfenbeinstäbchen wurden immer je vier Stücke aus der Masse gesondert, in ein Viereck zusammengelegt und dann eingestrichen; dann holte man vier neue und fuhr so fort, bis die letzten kamen und damit die Entscheidung: ein einfaches Spiel, das von jedem übersehen werden kann, bei dem kein Missverständnis und kein Betrug möglich

ist, daher auch keine Streitigkeiten vorkommen. Frauen waren nicht zugegen.

Der Besitzer des Gutes schien auch ein Freund des Spiels zu sein, aber nicht mit Karten, sondern mit Hahnenkämpfen, welche in Peru zu Wetten benutzt werden, wie in anderen Ländern Pferderennen. In einem langen schmalen Hof wurden ungefähr 60 Kampfhähne gehalten, jeder für sich in einem Kasten, von denen zwei Reihen übereinander an gegenüberliegenden Wänden angebracht waren, so dass die Hähne sich sehen konnten und ihre Kampfbegierde durch beständiges Krähen zu erkennen gaben. Man liess ein Paar zur Probe ohne Messer kämpfen. Die Kämpfe zwischen bewaffneten Hähnen sind im ersten Bande beschrieben worden.

Chorrillos, Miraflores, Magdalena.

Der unterste Teil des Rimakthales wird Valle de Lima — das Thal von Lima — genannt: eine weite, gegen das Meer sich sanft neigende Ebene, umsäumt von einem etwas landeinwärts geschweiften Uferrand, der in Callao ganz flach ist, sich aber nach Süden zu allmählich hebt, bis er durch ein steil aufsteigendes Vorgebirge begrenzt wird. Am Fusse und unter dem Schutze dieses Vorgebirges, Morro Solar genannt, liegt Chorrillos, der dritte Hafen von Lima und zugleich der beliebteste Bade- und Vergnügungsort der hauptstädtischen Bevölkerung. Um von Callao aus Chorrillos zu besuchen, benutzen wir nicht die transandinische Bahn wie bei dem Ausflug nach Ancon, sondern die sogenannte englische Linie. Diese umkreist zunächst die Festung und läuft sodann durch eine breite Strasse der Stadt, hält einen Augenblick in Bellavista, einem Vorort von Callao und erreicht in einer halben Stunde Lima. Hier muss man umsteigen, braucht jedoch nicht weit zu gehen, denn der Bahnhof der Callaobahn wird von dem anderen, von welchem die Bahn nach Chorrillos ausläuft, nur durch eine nicht breite Strasse getrennt. Die Fahrt dahin dauert einige Minuten länger als die Reise von Lima nach Callao, denn die Entfernung ist etwas grösser: 3 Leguas oder 15 Kilometer. Nach einer Viertelstunde hält der Zug in Miraflores — zu deutsch Blumenschau — einem freundlichen Vorort, wo viele Familien von Lima den Sommer zubringen. Manche Leute haben daselbst auch ihren ständigen Aufenthalt und fahren alle Morgen zur Besorgung ihrer Geschäfte zur Stadt. Miraflores besass vor dem Kriege nicht wenige schmucke und elegante Häuser, von denen jedoch die meisten von den Chilenen verbrannt wurden. Manche derselben lagen



Miraflores — Der Morro Solar.

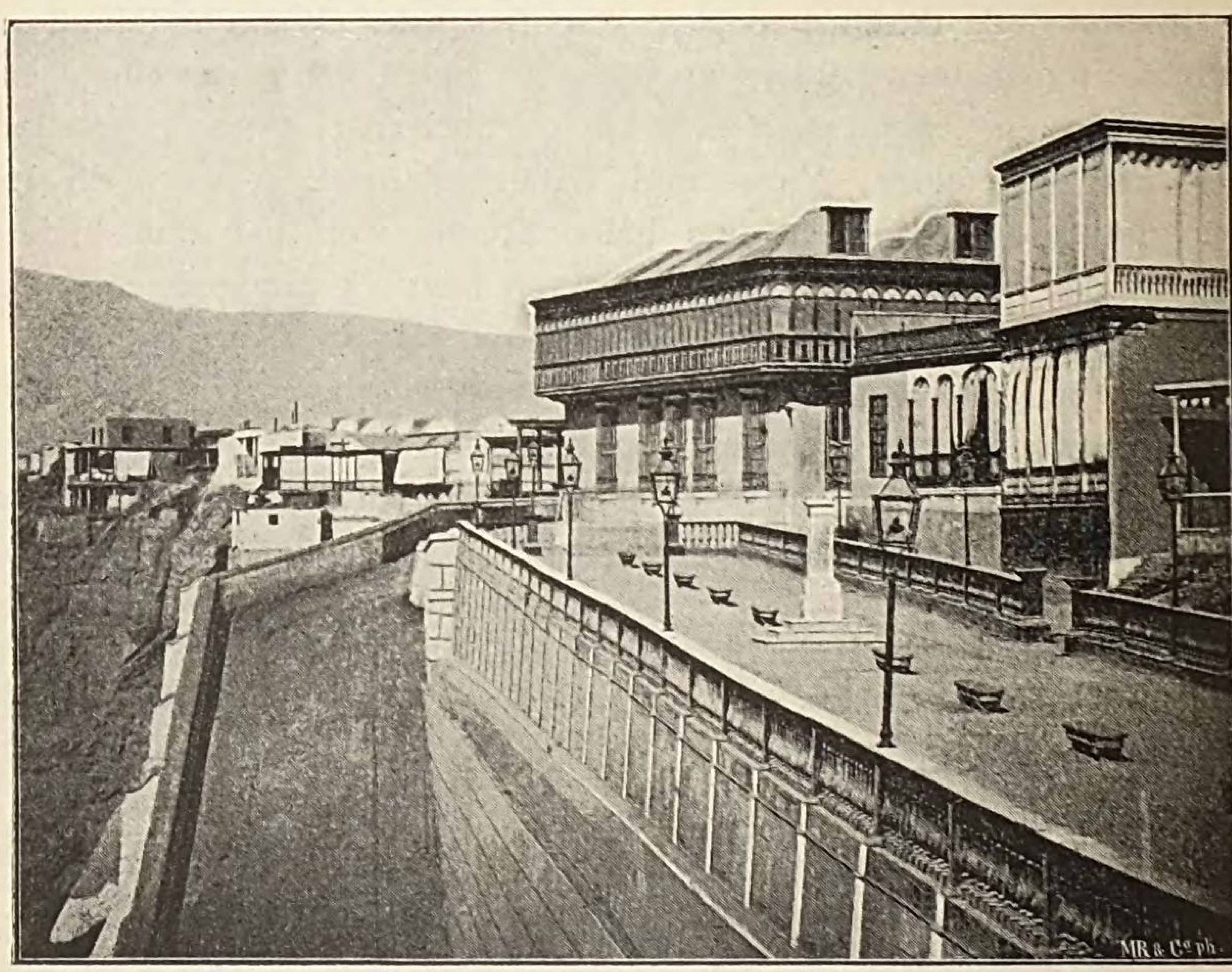
(S. 50.)

in anmutigen, wohlgepflegten Gärten, von denen sich einer durch ein kleines Wäldchen von Norfolktannen auszeichnet, die schon hoch gewachsen und von weitem sichtbar sind. Als Badeort wird es weniger benutzt, da es nicht unmittelbar am Meere liegt. Es führt jedoch eine sehr gut gehaltene Fahrstrasse zum Strande hinunter. Der zweite Halteplatz ist Barranco, von Miraflores in einer Viertelstunde erreicht und wie dieser ein Vorort, dessen Häuser etwas näher am Meere liegen, aber ungefähr 100 Fuss über dem Strande an dem steil abfallenden zerklüfteten Uferrand. Barranco hat durch den Krieg weniger gelitten als Miraflores, da daselbst nicht gekämpft wurde. Während Miraflores von öden, unbebauten Feldern umgeben ist, findet sich in der Umgegend von Barranco eine, wenn auch nicht üppige, doch frisch grüne Vegetation; Mais- und Kleefelder, Yuca- und Batatenpflanzungen wechseln mit Baumgruppen und Hecken eine halbe Stunde weit bis zum kleinen Dorfe Surco, welches ganz in Baumgärten liegt. 5 Minuten, nachdem der Zug den Barranca verlassen hat, kommt man in Chorrillos an.

Der Ort liegt, wie bereits bemerkt wurde, am Fusse des Morro Solar auf einer Ebene, die mit einem 90—100 Fuss hohen steilen Rand nach dem Meere abfällt, etwa wie in Sorrent bei Neapel, nur dass hier das Ufer felsig ist, während der Uferrand bei Chorrillos, Barranco und Miraflores aus Geröll besteht. Er ist entstanden durch allmähliche Hebung des Meeresbodens, indem die Brandung die Lagen von Erde und Rollsteinen der Ebene nach und nach wegspülte, so dass im Laufe der Zeit dieser hohe Rand entstand. Unten am Strande brechen, wie in Chancay, zahlreiche kleine Quellen aus den Kieslagen des Bodens, woher der Name Chorrillos, d. i. Wasserstrählchen. Es ist Wasser des Rimaks, welches in höheren Thalgegenden dem Flusse zur Bewässerung der Felder entnommen in den porösen Schichten der Erde abwärts sickert und endlich so zu Tage tritt.

Wie jetzt dieser einst so elegante und dabei so gemütliche Ort aussehen mag, ist der Verfasser nicht in der Lage zu berichten, denn zur Zeit, da er Peru verliess, lag Chorrillos noch fast ganz in Trümmern. Ein neuer Plan war entworfen worden, nach welchem an die Stelle der früheren engen und winkligen Strassen, breitere und regelmässige treten sollten, allein bei der allgemeinen Verarmung machte die Bebauung nur sehr langsame Fortschritte. Die am meisten geschätzte Lage in der Stadt ist die Gegend um den sogenannten Malecon, eine mit Steinplatten belegte Terrasse, die sich bis unmittelbar an den Fuss des Morro erstreckt und von wo der Weg zum Badeplatz hinunterführt. Die Badehütten sind wie die der Ostseebäder. Neben dem Badeplatz

ist ein kleiner hölzerner Damm ins Meer gebaut zum Anlegen für Boote, sowie zum Aus- und Einladen von Waren. Es verkehren jedoch nur kleinere Fahrzeuge in diesem Hafen, grössere Schiffe ankern hier sehr selten. Der grosse Vorzug von Chorrillos besteht in seinem milden gleichmässigen Klima, seiner weichen und doch erfrischenden und kräftigenden Luft. Doch gilt dies eigentlich nur von der Gegend um den Malecon, die durch den Morro Solar vor Winden geschützt ist. In den vom Berge entfernteren Strassen, besonders in der breiten Calle



Der Malecon im alten Chorrillos.

de Lima, wo die meisten neuen Häuser standen, weht vom Vormittag an eine so starke Brise, dass man im Oberstocke Thüren und Fenster stets geschlossen halten muss.

Die Gegend von Chorrillos soll gleich dem übrigen Thale von Lima in alter Zeit sehr bevölkert gewesen sein, doch stand die Hauptortschaft nicht, wo sie sich gegenwärtig befindet, sondern etwas weiter landeinwärts in der Ebene am Fusse des Morro Solar, wo sich noch jetzt ausgedehnte Ruinen alter indianischer Bauten hinziehen. In der Mitte derselben, unmittelbar am Wege, der nach der Hacienda Villa führt, liegt eine Festung, bestehend aus einer viereckigen Plattform, die von

Mauern oder Wänden aus gestampftem Lehm gestützt wird. Die auf dieser Grundlage errichteten Oberbauten scheinen jedoch nicht von grossem Umfange gewesen zu sein. Dass dieser Ort auch in alten Zeiten schon ein Seebad war, scheint sein Name Arma-tambo zu beweisen, ein Wort der Keshuasprache, welches Badeherberge bedeutet. Hier rastete und speiste Hernando Pizarro am letzten Tage seiner Reise nach Pachacamak, wohin er nach Gefangennahme Atahuallpas von seinem Bruder geschickt worden war, um die dortigen Tempelschätze nach Cajamarca zu bringen*).

Im Jahre 1688 entstanden die ersten Häuser oder Hütten des jetzigen Orts, indem ein gewisser Don Francisco de Carrasco den Fischern des Weilers Surco Ländereien am Meere, die sein Eigentum waren, zu Wohnplätzen als Schenkung überliess. Chorrillos blieb ein bescheidenes Fischerdorf bis ungefähr vor 50 Jahren. Jeden Morgen brachten die Frauen auf Eseln nach Lima zu Markte, was ihre Männer in der Nacht gefangen hatten. Noch jetzt wird St. Peter als Schutzheiliger des Ortes verehrt und alljährlich bei Eröffnung der Fischzeit der Heilige durch eine Prozession gefeiert, bei welcher sein Bild erst durch die Strassen getragen und dann in einem Boote hinaus in die See gefahren wird. Die Wohnungen in Chorrillos waren anfangs leicht aus Fachwerk und Schilf gebaute Häuschen und Hütten und wurden daher Ranchos genannt. Rancho ist ein spanisches Wort, das vielerlei Bedeutungen hat, unter andern auch Jagdhaus, Zusammenkunftsort, Hütte. Die Gewohnheit, die Wohnungen in Chorrillos Ranchos zu nennen, blieb auch, als die Häuser daselbst prächtiger und luxuriöser geworden waren, als die besten in Lima. Der Aufschwung von Chorrilos begann in den vierziger Jahren, als nach Entdeckung der Guanolager und der zunehmenden Ausfuhr dieser Substanz auf einmal viel Geld ins Land kam, welches natürlich zum grossen Teil in Lima ausgegeben wurde. Der Dünger, der die Felder in Europa befruchtete, düngte auch Peru, freilich zu seinem Verderben. Chorrillos wurde jetzt ein Modeort. Es gehörte in Lima zum guten Ton, nicht nur die Sommermonate daselbst zuzubringen, sondern womöglich einen eigenen Rancho zu besitzen. Früher musste der Weg von Lima zu Pferde oder im Wagen auf staubiger Strasse zurückgelegt werden, war also immer eine kleine etwas lästige Reise, daher bereits im Jahre 1857 das beliebte Seebad mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn verbunden wurde, wodurch alle Besucher

*) Relacion de Miguel Estete in Oviedos Historia general y natural de Indias, Lib. XLVI, Cap. IX, 4. Bd., p 191.

in den Stand gesetzt wurden, sich morgens zur Abmachung ihrer Geschäfte nach Lima zu begeben und abends zurückzukehren; denn was den Aufenthalt in Chorrillos so heilsam und kräftigend macht, ist weniger das Bad als das Zubringen der Nacht daselbst. Der General Ramon Castilla, der populärste der peruanischen Präsidenten, lebte gern in Chorrillos und that besonders während seiner zweiten Verwaltung viel zur Verbesserung öffentlicher Anlagen, als Strassen, Spaziergänge und Badeeinrichtungen. Das Leben in Chorrillos hatte einen eigenen Zauber, obwohl die Tage daselbst ohne jegliche Abwechslung verflossen, durchaus gleichförmig und eintönig. Es gab weder Theater noch Konzerte, keine Spaziergänge oder Fahrten zu Land und zu Wasser, man führte ein Schlaraffenleben. Morgens badete man, nach dem Frühstück fuhren die Männer zur Stadt, die Frauen sassen zu Hause oder besuchten sich, bloss von der schwarzen Manta umhüllt, kleideten sich aber abends fein an, um mit unbedecktem Kopfe auf dem Malecon zu spazieren, wo gewöhnlich Militärmusik spielte. Dort spazierten auch die jüngeren Herren und sahen sich die geschmückten Damen an, die älteren sassen in ihren Häusern und spielten l'hombre, hier Rocambor genannt. Das Spiel war überhaupt stets die Hauptunterhaltung der Männer, und früher, als das Land noch wohlhabend war, wurde sehr hoch gespielt. Jetzt haben sich die Peruaner hierin gebessert, denn es giebt nur wenige, die noch etwas zu verspielen haben. Der obenerwähnte Präsident Castilla war auch ein grosser Liebhaber des Rocambors, überhaupt des Spiels, und hier in Chorillos soll sich die Anekdote von der Bezahlung seiner Spielschulden aus der Staatskasse zugetragen haben, die wir in den biographischen Notizen des ersten Bandes erzählt haben.

Der Morro Solar und die Höhen von San Juan.

Einer der lohnendsten Spaziergänge von Chorrillos aus, der jedoch nur selten unternommen wird, ist die Besteigung des Morro Solar. Von weitem gesehen, z. B. vom Berg San Christobal bei Lima, nimmt sich der Solar aus wie eine einfache, ungegliederte Höhe, er ist jedoch in Wirklichkeit ein vorgeschobener kleiner Gebirgsstock, von dessen Masse mehrere Grate ausgehen, wovon man sich aber erst überzeugen kann, wenn man seinen Gipfel erreicht hat. Von Chorrillos steigt man auf einem bequemen Zickzackwege zunächst auf den felsigen Hügel, dessen Fuss die kleine Bucht bildet. Der Hügel heisst La Punta de Chorrillos oder El Salto del fraile — der Mönchssprung — sogenannt nach einer alten Sage, derzufolge einst ein Mönch aus Liebeskummer sich dort von

dem Felsen ins Meer gestürzt haben soll. Dieser Hügel ist mit dem viel höheren Hauptberge durch eine sattelartige Senkung des Bodens verbunden, durch welche ein Fussweg vom Orte nach einer auf der anderen Seite befindlichen Bucht führt. Im Kriege gegen Chile liess der Diktator Piérola auf dem Salto del fraile eine Batterie von schweren Geschützen anlegen, zu deren Hinaufschaffung der erwähnte Weg gebaut wurde. Am Tage vor der Schlacht bei San Juan (12. Januar 1881) besuchte der Verfasser den Hügel und sah die letzten Kanonen hinaufwinden, wobei ein paar hundert Menschen sich unsäglich abmühten. Einige Tage später wurden diese Geschütze von den Chilenen zersprengt, ohne dass ein Schuss aus ihnen gefeuert worden war. Der Weg auf den eigentlichen Morro ist nicht so steil und beschwerlich als er von unten aussieht. Bis hinauf auf die Spitze wo ein Kreuz steht, ist eine breite Bahn geebnet, auf welcher ebenfalls Kanonen hinaufgeschafft worden waren oder werden sollten, denn von Strecke zu Strecke sieht man kurze, in den Boden getriebene Pfähle zum Umschlingen von Seilen. Der Gipfel des Morro ist ein anderthalb Kilometer langer Rücken, von dem zwei Ausläufer sich nach dem Meere zu abzweigen und kleine Buchten bilden. Der Berg ist etwa 800 Fuss hoch, kahl und grau, nur in sehr feuchten Wintern umzieht den oberen Teil ein schwacher grüner Schimmer von kleinen Pflänzchen. Doch fehlt auch in heissen Sommern die Vegetation nicht ganz, aber sie besteht dann nur aus einer Art von Luftpflanzen, die lose auf dem Boden liegen. Diese sonderbaren Gewächse bestehen aus einigen Arten von Tilandsien, hartblättrige Büschel aus der Familie der Bromeliaceen, die ihre Wurzeln nicht in den Boden senken, sondern unter dem Schutze der Blätter ausbreiten und auf diese Weise Feuchtigkeit aus der Luft aufsaugen. Sie stehen oft in Kolonieen und bedecken den Bergabhang auf grosse Strecken wie ein struppiger Rasen. Tritt man auf dieselben, so lösen sich oft grosse Stücke und rutschen auf der abschüssigen Wand hinab.

Von der Höhe des Morro blickt man gerade hinunter auf die Hügel von San Juan, wo im letzten Kriege mit Chile das Schicksal Perus in einer für dieses Land so verderblichen Weise entschieden wurde. Ehe wir einiges über den Hergang dieses Kampfes erzählen, wird es zum besseren Verständnis dienen, wenn wir eine Übersicht des Schlachtfeldes voraussicken, wie sie unser Aussichtspunkt darbietet. Der Bergstock des Solar liegt zwar von den Ausläufern der Andeskette gesondert, steht aber doch durch eine Reihe niedriger Hügel mit derselben in Verbindung. Vollkommen unterbrochen wird diese nur durch eine enge Einsenkung, vielleicht von Menschenhand gegraben, durch welche ein

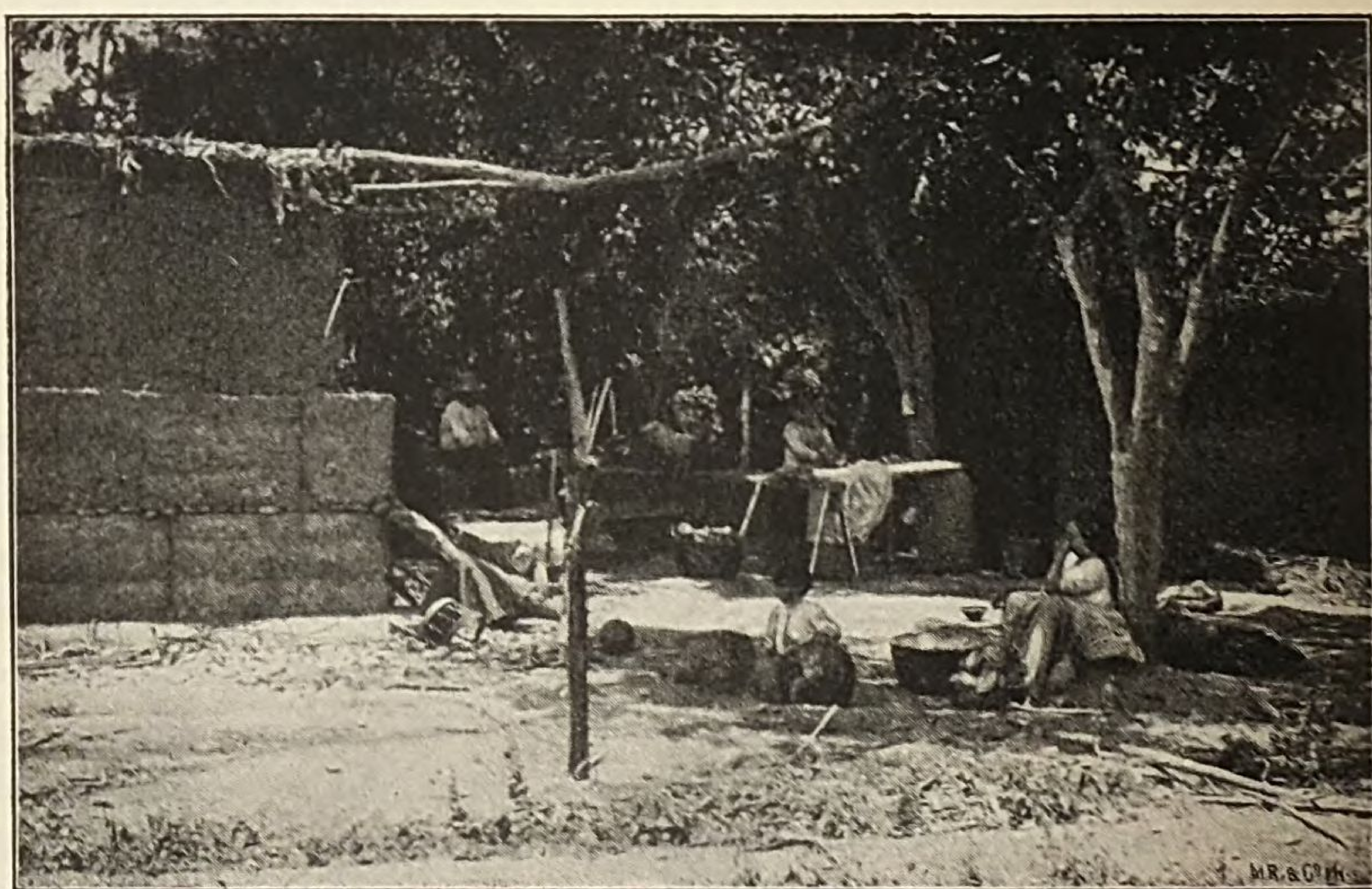
aus dem Rimak abgeleiteter Kanal, Rio Surco — der Furchenfluss — genannt, hindurchtritt, um die Felder der Hacienda Villa zu bewässern, welche am südlichen Fusse des Morro liegt. Man sieht von oben das schlossartige Wohnhaus dieses Gutes am Rande einer weiten Sandebene, der Pampa de Lurin, welche sich nach Süden bis zum Thale von Lurin oder Pachacamak erstreckt. Die Hügelreihe zwischen dem Morro und dem Hauptgebirge bildet also gewissermassen einen Pass, das Thor, durch welches ein Feind, der die Stadt Lima vom Süden her angreifen will, seinen Eingang in das Thal erzwingen muss. Die Peruaner hatten daher die Hügelreihe befestigt, eine fortlaufende gemauerte Brustwehr zog sich über dieselben mit Schützengräben, die sich an den Morro anlehnten und durch andere Werke am Abhang sowie auf der Spitze dieses Berges noch weiter gedeckt wurden: gewiss eine sehr starke und zur Verteidiguug wohlgeeignete Stellung, die nur den Fehler hatte, dass sie für die den Peruanern zu Gebote stehenden Streitkräfte etwas zu ausgedehnt war.

Die Reihe der Unglücksfälle Perus in diesem Kriege begann mit dem Verlust ihres letzten Panzerschiffes, des Widderschiffs Huascar, welches bei Punta Angamos von der chilenischen Flotte überrascht, kampfunfähig gemacht und nach dem Tode seines tapferen Kommandanten, des Admirals Miguel Grau, erobert wurde (8. Oktober 1879). Darauf folgte die klägliche Niederlage der mit den Bolivianern vereinigten peruanischen Truppen bei Dolores (S. Francisco), in welcher das Heer der Verbündeten unter dem General Buendia fast ohne Kampf zerstreut wurde (19. November), wodurch Chile in den Besitz der Salpeterprovinz Tarapaca gelangte. Zu Anfang des nächsten Jahres landete dann ein chilenisches Heer von 18 000 Mann in Ilo, dem Hafen von Moquehua, griff aber erst einige Monate später (26. Mai) das peru-bolivianische Heer an, welches unter dem Befehle der Generale Montero (für Peru) und Camacho (für Bolivia) stand. Diesmal schlugen sich die Verbündeten besser, doch waren ihnen die Chilenen überlegen, sowohl hinsichtlich der Zahl und Ausrüstung der Truppen, als auch besonders durch ihre Artillerie; daher war auch hier ihr Sieg vollständig, das Heer ihrer Gegner wurde zerstreut und fast vernichtet. Nachdem so die Chilenen thatsächlich in Besitz der Gebietsteile gelangt waren, um deren Eroberung es ihnen von Anfang an zu thun gewesen war, erübrigte noch, Peru zur förmlichen Abtretung derselben zu zwingen, und dies konnten sie nur durch Einnahme der Hauptstadt erreichen. Die Einkünfte der reichen Salpeterprovinz stellte ihnen grosse Mittel zur Verfügung und sie rüsteten ein Heer von 30 000 Mann aus, die grösste

bewaffnete Macht, die dieser kleine Staat je aufgestellt hatte, und landeten damit in Pisco (20. November 1880) etwa 230 Kilometer südlich von Lima. Von hier rückten sie langsam nach Norden, nahmen ihr Hauptquartier in Lurin und schoben ihre Vorposten allmählich bis auf die Ebene vor, die man vom Morro Solar aus vor sich hat. Am 12. Januar 1881 besuchte der Verfasser den Morro, von wo aus man mit dem Feldstecher deutlich das chilenische Lager überblicken konnte, sowie auch die Chilenen sich von den benachbarten Höhen über die Werke und Aufstellung der Peruaner zu unterrichten vermochten, was sie ohne Zweifel wiederholt thaten. Als der Verfasser abends von seinem Spaziergange nach Chorrillos zurückkehrte, um einige Habseligkeiten, die sich noch in seiner Wohnung befanden, in Sicherheit bringen zu lassen, hatte niemand eine Ahnung von der Katastrophe, die bereits am nächsten Morgen hereinbrechen sollte. Eine Nachricht war verbreitet, dass die Feinde ihr Lager vor den peruanischen Linien abbrächen und wieder in ihre früheren Stellungen bei Lurin zurückzugehen schienen.

Um das eigentliche Gefechtsfeld des Kampfes zu besuchen, der gewöhnlich als Schlacht bei Chorrillos bezeichnet wird, begiebt man sich von Lima zunächst mit der Bahn bis zur Haltestelle Barranco. Von hier schlägt man linker Hand einen anmutigen Fusspfad ein, der durch Gärten und Olivenhaine oder unter sehr laubreichen Pacaybäumen den Wanderer in zwanzig Minuten nach Surco führt, einem kleinen Dorf von elenden Hütten um einen sandigen Platz, wo eine schäbige, halb zerfallene Kirche steht mit einigen kläglichen Glöckchen auf dem dachlosen Turme. Die spärliche Bevölkerung von dunklen Zambos und Indianern, die daselbst hausen, sieht ebenso verkommen aus wie die Wohnungen, und man ist verwundert in so reizender Lage und mitten in fruchtbarem Lande solche Dürftigkeit zu finden. Der Krieg hat die Menschen um ihre ohnehin geringen Habseligkeiten gebracht und die Verdienstlosigkeit die Mehrzahl der ehemaligen Bewohner vertrieben. Von Surco gelangt man auf einem gleichfalls angenehmen Wege zwischen grünen Hecken und Zuckerpflanzungen in einer halben Stunde zu der Hacienda San Juan, einem Gute mit unscheinbaren Wirtschaftsgebäuden und ebensolcher Zuckermühle. Gleich hinter San Juan beginnt die Hügelkette, die denselben Namen führt. Sie besteht, wie bereits bemerkt, aus einer Reihe von Höhen von 200 bis 300 Fuss, welche einen Übergang zwischen den Ausläufern des Hauptgebirges und dem Morro Solar bilden. Die Hügel, die den Mittelpunkt der peruanischen Stellung gebildet hatten, scheinen ganz nahe zu liegen, doch ist der Weg bis

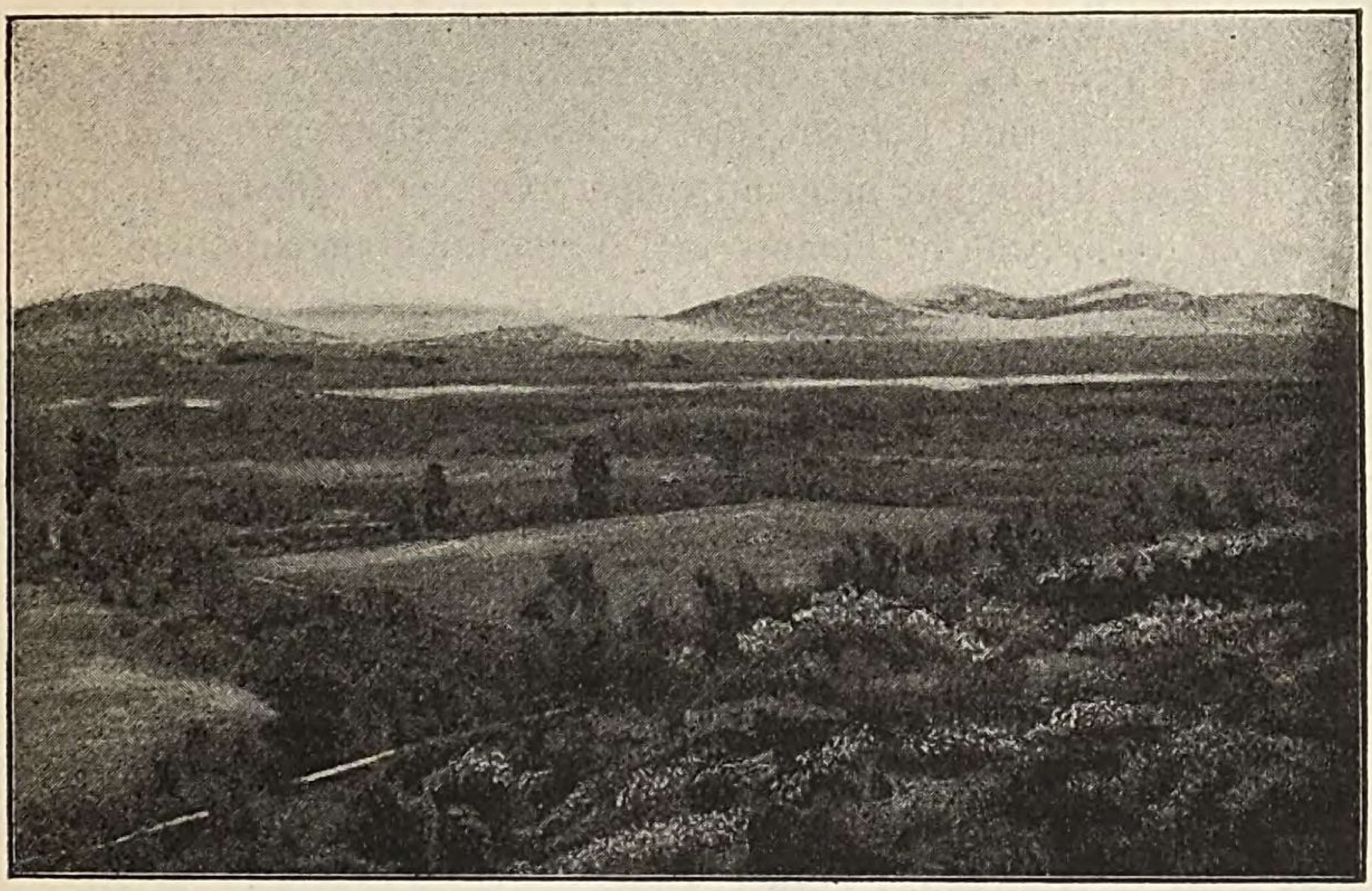
zum Gipfel ziemlich lang und beschwerlich. Drei Hügel erheben sich etwas über die anderen und scheinen von weitem gesehen in einer Linie zu liegen, doch ist dies nicht der Fall, indem der mittlere näher nach der Hacienda San Juan zu, die beiden seitlichen nach der Pampa von Lurin vorgeschoben sind. Die Hügel sind ziemlich steil, felsig und zum Teil mit Tilandsien bedeckt. Nach Süden zu, d. h. nach der Pampa, ist ihr Abhang weniger hoch, denn diese Ebene liegt selbst schon mehr als hundert Fuss über dem Meere. Hier befand sich das chilenische Heer vor der Schlacht und verharrte daselbst Tage lang in



Wohnung bei Surco.

scheinbarer Unthätigkeit, aber nur, um sich möglichst genau über alle Einzelheiten der peruanischen Stellung zu unterrichten. Am 12. Januar hatte man einige Bewegung in ihrem Lager bemerkt, als ob sich die Truppen zu einer rückgängigen Bewegung anschickten. Allein am 13. morgens um 4 Uhr schritten sie zum Angriff. Wenn man die Höhen von unten betrachtet und sie selbst im tiefen Sande watend erstiegen hat, so wundert man sich, dass so starke Stellungen genommen werden konnten, allein es gelang den Chilenen ohne zu grosse Mühe durch Überraschung, dank der Nachlässigkeit der Peruaner. Diese hatten keine Vorposten am Fusse der Hügel aufgestellt, und die Chilenen gelangten unter dem Schutze der Dunkelheit bis an den Abhang, wo sie also schon vor der Artillerie in Sicherheit waren. Überhaupt feuerten

die Batterieen kaum einen Schuss, denn die Chilenen hatten bereits den Mittelhügel beinahe erstiegen, ehe ihr Anrücken bemerkt wurde, feuerten dann ein paar Musketensalven und stürzten mit dem Bajonett auf die Brustwehren, deren Verteidiger alsbald durch die Überraschung in Schrecken und Verwirrung kamen. Durch diesen ersten Angriff wurde der Ausgang der Schlacht schon gleich im Anfang im Wesentlichen entschieden. Denn die Chilenen hatten den in den peruanischen Linien am weitesten zurückliegenden Hügel erstiegen, und als dieser genommen war, konnten sie die Verteidiger der übrigen zugleich von



Die Höhen von San Juan.

vorn und im Rücken beschiessen. Der übrige Kampf bestand in fruchtlosem Widerstand einiger peruanischer Heeresteile, von denen sich manche tapfer geschlagen haben sollen. Es zeigten sich hierbei die Fehler und Nachteile der peruanischen Aufstellung. Ihre Linie war zu lang für die Zahl ihrer Truppen, denn sie verfügten im ganzen nur über 16,000 Mann, während das chilenische Heer 24,000 Mann stark war. Die Höhen von San Juan waren von 4500 Mann besetzt, welche der Oberst Cáceres befehligte. Cáceres, der nachmalige Präsident von Peru, war ein tapferer und entschlossener Mann, allein seine Truppen wären wohl auch ohne die oben erwähnte Überraschung überwältigt worden, denn sie wurden von zwei chilenischen Divisionen von zusammen 13 000 Mann angegriffen. Sehr wacker hielt sich der General

Iglesias, derselbe, der später von den Chilenen zum provisorischen Präsidenten eingesetzt, den Frieden zu Ancon abschloss, darauf jedoch von Cáceres zur Abdankung gezwungen wurde. Er befehligte die Besatzung des Morro Solar (4500) und die Chilenen unter dem Admiral Lynch vermochten gegen ihn nichts auszurichten, bis nach der Erstürmung von San Juan die Truppen des chilenischen Centrums sich auch gegen ihn wendeten und ihn auf dem Berge einschlossen, so dass er endlich, nachdem er einen grossen Teil seiner Leute verloren, sich um 2 Uhr nachmittags mit dem Reste gefangen geben musste.

Der Diktator Piérola fiel gleich von Anfang an in höchst kläglicher Weise aus der Rolle, die er mit so viel Anmassung und Zuversicht sich einstudiert hatte. In seiner eitlen Selbstüberschätzung hielt er sich allein für befähigt und berufen, die Chilenen zu besiegen und wollte deshalb diesen Ruhm mit niemand teilen. Obgleich selbst nicht Soldat, glaubte er doch, wie in Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten, so auch in militärischen Dingen alles besser zu verstehen als irgend ein anderer; und wie die unzweckmässigen und schwachen Verteidigungslinien nach seinen Entwürfen ausgeführt worden waren, so hatte er sich auch den Oberbefehl über das Heer und die Leitung der Schlacht vorbehalten. Als jedoch der Kampf wirklich begann, verlor er alsbald den Kopf. Er ritt rat- und zwecklos zwischen Barranco und Surco hin und her, wusste selbst keine Befehle zu erteilen und erlaubte doch keinem anderen dies zu thun. Bloss als Iglesias auf dem Morro, von der Übermacht bedroht, ihn ersuchen liess, ihm die Reserve zu schicken, antwortete er ihm, es sei unnütz, er solle sich zurückziehen so gut er könne, alles sei verloren.

Schon morgens um 8 Uhr langten die ersten Flüchtlinge in Lima an, wiewohl das Schlachtfeld drei Wegstunden von der Stadt entfernt ist. Ein dumpfer Schrecken verbreitete sich. Im Geheimen hatten gewiss wenige geglaubt, dass man die Feinde besiegen werde, aber jetzt, da die Befürchtungen zur Gewissheit geworden waren, fühlten sich alle wie gelähmt. Abends, als es dunkel geworden war, verkündete eine trübe Glut am Himmel den unglücklichen Limeniern, dass ihr geliebtes Chorrillos dem Untergange geweiht wurde. Diese Stadt und die Menschen, die dort geblieben waren, wurden durch die Niederlage am härtesten getroffen. Am Nachmittag kamen die ersten chilenischen Truppen von Barranco her. Sie schossen alles nieder, was sie auf dem Wege trafen, Menschen und Tiere. Die italienischen Krämer, die den Chilenen wegen ihrer Vorliebe für Peru verhasst waren, wurden hinter ihren Ladentischen erschossen. Ein englischer Arzt, ein achtzigjähriger

Mann, der die kindische Überzeugung hatte, seine Nationalität mache ihn unverletzlich, wurde vor dem Hause des englischen Ministers ermordet. Einige italienische und französische Fischer, die mit ihren Booten vom Meere zurückkehrten, hatten ein gleiches Schicksal. Abends ereigneten sich dann entsetzliche Scenen unter den Siegern selbst. In dem chilenischen Heere befand sich das verworfenste Gesindel, viele Verbrecher waren als nützliche Elemente zu diesem Kampfe mit bewaffnet worden. Diese Menschen wurden durch die Blutarbeit des Tages und den Nachts bei der Plünderung genossenen Branntwein in einen Zustand von Raserei versetzt. Sie wollten mehr Blut und kämpften in den Häusern unter einander mit Bajonett und Messer. Auf der breitesten Strasse, der Calle de Lima, wurden von Strecke zu Strecke grosse Feuer angezündet. Die Soldaten tanzten um die Flammen und schossen zur Belustigung auf einander. Die Offiziere durften sich nicht blicken lassen, denn sie waren ihres Lebens nicht sicher, und selbst der chilenische Oberbefehlshaber Baquedano soll Nachts das Haus verlassen haben, wo er sich mit einigen Offizieren einquartiert hatte. So erzählte man, und wenn diese Notiz nicht verbürgt ist, so klingt sie doch nach anderen Berichten aus sicherer Quelle nicht unwahrscheinlich. Der Verfasser behandelte damals als Arzt die Frau des Direktors der Gasanstalt, eines Schotten Namens Reid. Dieser ruhige, vollkommen verlässliche Mann teilte ihm folgendes über seine Erlebnisse mit. Am Tage der Schlacht hatte er sich mit seiner Familie im Kohlenspeicher der Gaswerke verborgen. Abends, nachdem es in seiner Gegend am Ende der Stadt ruhiger geworden war, wagte er sich auf die Strasse, sah von weitem die Feuer und die darum springenden betrunkenen Soldaten, die auf einander schossen, und schlich sich nach der Unteroffizierschule — escuela de cabos — vor der Stadt, woselbst die Chilenen ihre Ambulanz eingerichtet hatten. Der dort kommandierende Offizier empfing ihn zuvorkommend und liess seine Familie aus dem Kohlenschuppen nach dem improvisierten Hospital bringen, wo im Korridor Matratzen für sie auf die Steinfliesen gebreitet wurden. Als Reid am nächsten Tage mit dem Offizier sprach, teilte ihm dieser mit beklommener Miene mit, er habe am Morgen eine traurige Dienstpflicht zu erfüllen gehabt: er habe aus den Häusern von Chorrillos 195 Leichen chilenischer Soldaten entfernen und verbrennen lassen. Dies waren die Opfer der Siegesorgie*).

*) Der Korrespondent der chilenischen Zeitung »Mercurio« gab die Zahl der in der Nacht bei den Kämpfen der Chilenen untereinander umgekommenen Soldaten zu 300 bis 400 an — 22. März 1881.

Als spät abends die Kunde von dem zügellosen Zustande der chilenischen Truppen in das Hauptquartier der geschlagenen Peruaner gelangte, schlugen einige der jüngeren Führer vor, diesen Umstand zu einem nächtlichen Überfall zu benutzen, und in der That hätte damals ein entschlossen ausgeführter Nachtangriff dem ganzen Feldzug eine andere Wendung geben können; allein die meisten Generäle zeigten sich dem Plane abgeneigt, da man bei der Entmutigung der Truppen ein solches Unternehmen nicht wagen dürfe. Im Grunde jedoch waren sie selbst verzagter als ihre Leute. Auch der Diktator Piérola lehnte den Vorschlag ab, da ja im Falle des Gelingens der Ruhm dem Urheber zugefallen wäre und er in diesem einen Nebenbuhler fürchtete.

Neben der Verteidigungslinie von San Juan, welche am 13. Januar verloren wurde, hatten die Peruaner noch eine zweite angelegt, die sich zwischen Barranco und Miraflores quer durch das Thal zog und aus einem tiefen Graben und dahinter aufgeworfenen Erdwall bestand, verstärkt von Strecke zu Strecke durch vorspringende Schanzen. Diese Linie war besetzt durch die sogenannte Reserve-Armee, welche aus den bewaffneten Bürgern bis zum 40. Jahre gebildet worden war. Da nach der Niederlage der Linientruppen über die Erfolglosigkeit alles ferneren Widerstandes kein Zweifel obwalten konnte, so bemühten sich die Vertreter der fremden Mächte in Lima den Diktator zu einer freiwilligen Übergabe der Stadt zu bewegen, und unter ihrer Vermittelung wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis zum 15. dauern sollte. An diesem Tage hatten sich die fremden Minister im Hauptquartier Piérolas in Miraflores noch einmal zu einer Konferenz zusammengefunden, als plötzlich nachmittags um 2 Uhr das Schiessen wieder begann. Die Peruaner sollten den Waffenstillstand gebrochen haben, und allerdings fielen von ihrer Seite die ersten Schüsse, allein sie wurden, wahrscheinlich absichtlich, von den Chilenen dadurch veranlasst, dass sie bei einer Besichtigung der peruanischen Linien die vorgeschriebene Grenze überschritten hatten. Die Versammlung der Minister löste sich natürlich in Eile auf, und die erschrockenen Diplomaten mussten sich durch die Felder retten und über die dieselben einfassenden Lehmmauern springen, was dem Vertreter des deutschen Reiches, einem grossen Bierfreunde, der sich einer seinen Neigungen entsprechenden Wohlbeleibtheit erfreute, sehr sauer geworden sein soll.

Der Graben und Wall der zweiten Verteidigungslinie war ausser durch die Milizen durch die Truppen des linken peruanischen Flügels besetzt, die am Tage von San Juan nicht ins Gefecht gekommen waren. Diese hielten sich am 15. anfangs sehr tapfer und drei Versuche der

Chilenen, den Graben zu überschreiten, wurden mit grossem Verlust abgeschlagen. Gegen 5 Uhr, nachdem der Kampf drei Stunden gedauert hatte, wurde ihr Feuer plötzlich schwächer, ihre Haltung unsicher, sie fingen an sich zu zerstreuen, und mit ihnen floh die übrige Reservearmee der Stadt zu. Der Schiessbedarf war ihnen ausgegangen, oder wie ein anderer Bericht lautete, sie hatten Patronen erhalten, die nicht zu ihren Gewehren passten, denn nicht alle waren mit denselben Waffen versehen. In beiden Fällen fehlten ihnen daher die Mittel den Kampf weiter fortzusetzen, und es war unter solchen Umständen erklärlich, dass fortan jeder nur auf seine Rettung bedacht war. Von der Verfolgung wurden die chilenischen Soldaten durch ihre Offiziere abgehalten, die inzwischen ihrer Leute wieder Herr geworden waren. Dies war für Lima die Zeit der grössten Gefahr, denn wären die wütenden Horden mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt gedrungen, so war nicht abzusehen, welche entsetzlichen Dinge sich ereignet haben würden. Dieses Unglück wurde abgewendet durch das entschlossene Auftreten der Admirale der vereinigten fremden Kriegsschiffe, die zum Schutze ihrer Staatsangehörigen zwischen Chorrillos und Callao versammelt waren. Es wurde dem chilenischen Oberbefehlshaber erklärt, dass, falls er Lima der Plünderung preisgebe, die chilenische Flotte angegriffen und vernichtet werden würde, und zu diesem Ende hielten sich alle fremden Schiffe in Kampfbereitschaft.

Da der Diktator ohne nach Lima zurückzukehren in das Gebirge entflohen war, so wurde am 16. unter Vermittelung der fremden Minister die Übergabe der Stadt durch die städtischen Behörden unterzeichnet. Sie war an diesem Tage ohne jeden militärischen und polizeilichen Schutz und diese Gelegenheit machten sich die zersprengten peruanischen Soldaten zu nutze, um in der Nacht die Kaufläden der Chinesen zu plündern und ihre Häuser anzuzünden. Die Löschmannschaften der ausländischen Spritzengesellschaften traten jedoch diesem Unfug energisch entgegen, bewaffneten sich und schossen alle Strolche nieder, die sie auf frischer That ertappten.

Am 17. Januar hielten darauf die Chilenen ihren Einzug, in musterhafter Ordnung, ohne irgend welche Äusserung von Siegesfreude, schweigend, mit verhaltenem Groll in den finstern Gesichtern. Viele von ihnen waren ja bitter enttäuscht worden, denn die Plünderung Limas war der Preis gewesen, den man ihnen bei ihrer Anwerbung als Lohn ihrer Mühe verheissen hatte. Da nun die Hauptstadt ihrer Raubgier entzogen war, so liessen die Soldaten ihren Grimm in den Vororten freien Lauf und wurden dabei von ihren Vorgesetzten nicht zurück-

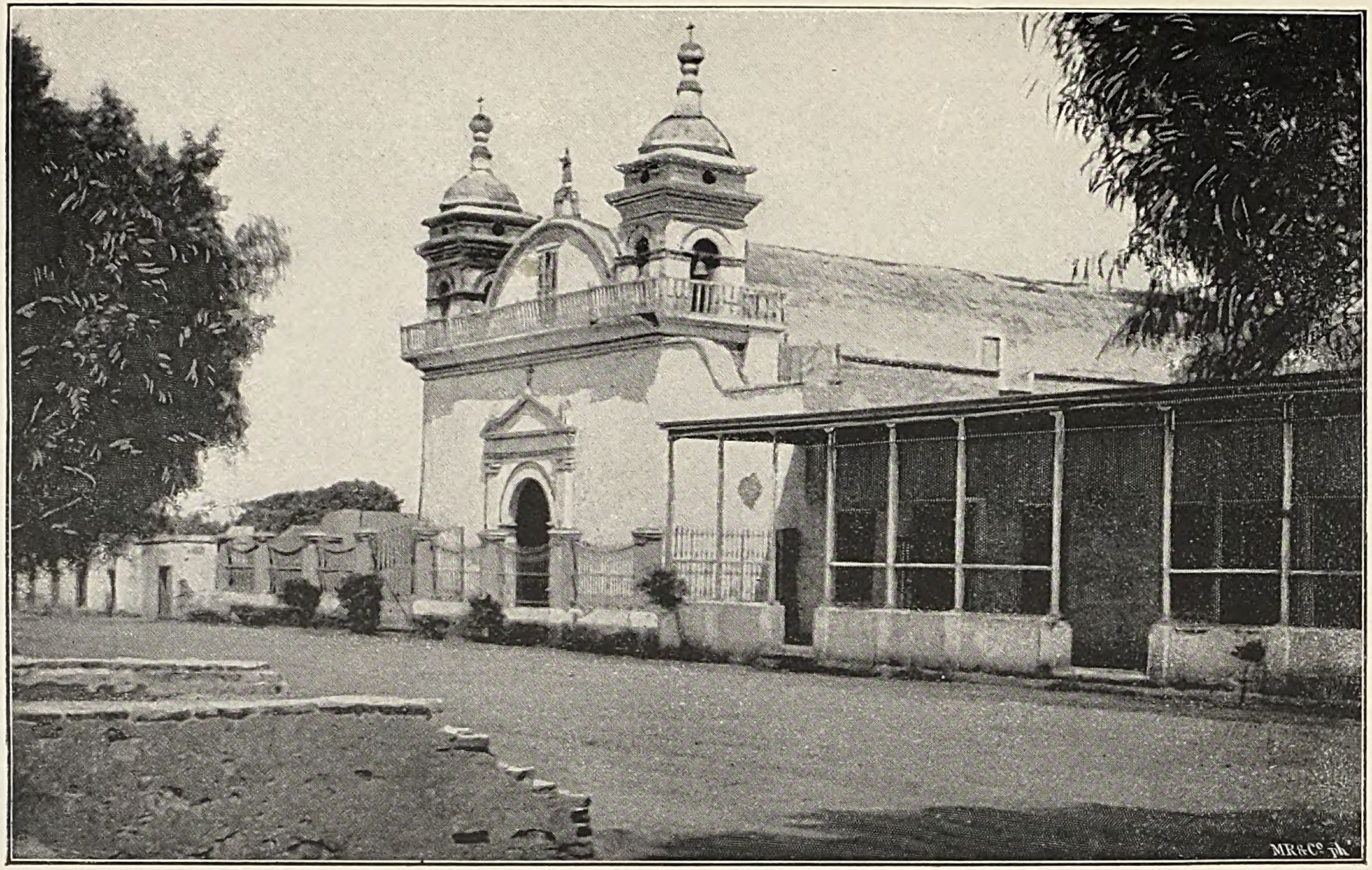
gehalten. Chorrillos wurde zerstört und brannte Wochen lang; denn da die Mauern der Häuser aus Adobes aufgeführt und ziemlich dick waren, so verbreitete sich das Feuer nicht von selbst, sondern die Häuser mussten einzeln niedergebrannt werden. Man raubte sie aus, lud die besseren Möbel auf Schiffe, und häufte den Rest in den Zimmern zusammen, um diese dann anzuzünden. Die Zerstörung war also eine wirkliche Arbeit, und da die Chilenen derselben am Ende müde wurden, so blieben schliesslich eine Anzahl von Häusern stehen. Dasselbe wiederholte sich in den Dörfern Barranco und Miraflores. In dem letzteren Orte wurden mehrere schöne Häuser durch eine gut ersonnene List erhalten. Die Besitzer machten an geeigneter Stelle den Vorschlag, eine freiwillige Brandschatzung zu zahlen, wenn man ihre Wohnungen verschonen wolle. Ein junger Deutscher, ein Mann von kleiner Statur, aber stark und mutig, erbot sich am Tage nach dem Einzuge der Chilenen sich nach Miraflores zu wagen und wurde dem Kommandanten der feindlichen Truppen vorgestellt. Er bot den Offizieren von der englischen Bank in Lima ausgestellte Wechsel an, welche bezahlt werden sollten, wenn nach drei Wochen gewisse darin bezeichnete Häuser noch unversehrt sein würden. Die Offiziere, denen die Zerstörung der Häuser gleichgiltig gewesen wäre, hatten jetzt ein Interesse an deren Erhaltung und liessen sie fortan bewachen. Während der deutsche Unterhändler noch mit den Offizieren sprach, trat ein Soldat auf ihn zu und fragte ihn, ob er etwas von Schmucksachen verstände. Zugleich zog er ein Paket von schmutzigem Papier aus der Tasche, wickelte es auf und zeigte ihm ein goldenes Haarnetz, das auf den Kreuzungsstellen der Maschen mit Perlen inkrustiert war: Wie viel das wohl wert sei, wünschte er zu wissen. Der Befragte erwiderte, er sei kein Kenner, glaube aber, dass man gewiss 300 Thaler dafür bekommen könne. »Was?« schrie der Kerl, »300 Thaler? Soll ich drei Menschen um 300 Thaler umgebracht haben?« Die Offiziere, die dabei gestanden hatten, wendeten sich ab und gaben sich den Anschein, als ob sie die Worte nicht gehört hätten.

Nach der Besetzung von Lima suchten die chilenischen Behörden nach Kräften für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Die Soldaten durften die Höfe der Kasernen nicht verlassen, und Ausschweifungen, die zur Anzeige kamen, wurden mit Strenge bestraft; allein die meisten Raubanfälle wurden gerade durch die Polizeimannschaften verübt, denen die Bewachung der Strassen zur Nachtzeit oblag. Nach und nach suchte man sich des Verbrechergesindels zu entledigen, das im chilenischen Heere in Masse vertreten war und sich nur aus Beutelust hatte

anwerben lassen, und die man gern genommen hatte, da sie tapfere Soldaten waren. Die Leute der niederen Volksklasse in Chile werden in ihrem Lande Rotos — Zerrissene, Zerlumpte — genannt. Der chilenische Roto ist ein Mestize, ein Mischling von spanischem mit araukanischem Indianerblut. Die ersten spanischen Ansiedler waren zucht- und zügellose Abenteurer, die nach der Beendigung der Parteikämpfe unter den Eroberern sich dorthin zurückzogen. Später kamen dazu arbeitsame galizische Einwanderer und diese vermischten sich mit den eingeborenen Araukaniern, welche seit den Zeiten Valdivias bis auf unsere Tage ihren wilden, kriegerischen und diebischen Charakter bewahrten. Der chilenische Roto hat die Eigenschaften der Rassen geerbt, von denen er abstammt, und gehört daher unter den zweibeinigen Raubtieren der Schöpfung zu den gefährlichsten. Körperlich ist er kräftig, gewandt, leicht anstellig und ausdauernd; seinem Wesen nach ist er raub- und streitsüchtig, nicht grausam, insofern man darunter Freude an dem Leiden seiner Mitgeschöpfe versteht, aber mordlustig und blutdürstig. Daher liebt er den Kampf in nächster Nähe; seinen Gegner zu erschiessen gewährt ihm nur eine mässige Befriedigung, ihn mit dem Bajonett nieder zu stechen ist schon besser, aber die höchste Genugthuung für ihn ist, seinem Feinde das krumme Messer in den Leib rennen zu können. Es lässt sich hieraus entnehmen, dass, wenn solche Leute militärisch geschult werden, ihre sonstigen Eigenschaften sie zu den gefährlichsten Soldaten machen müssen. Den peruanischen Soldaten waren daher die Chilenen weit überlegen. Auch bei jenen besteht die Mehrzahl aus Mestizen, aber der peruanische Indianer ist gleichgültig und stumpfsinnig, er tötet natürlich auch, aber weil er dazu kommandiert wird, nicht weil ihm das Morden eine besondere Freude macht. Nur bei dem Aufstande gegen die Weissen, seine langjährigen Unterdrücker und Peiniger, kommt sein Blut in leidenschaftliche Wallung, und eine tückische, grausame Rachsucht bricht hervor. Auch die chilenischen Offiziere waren im allgemeinen weit tüchtiger als die peruanischen. Unter den ersteren befanden sich viele gebildete junge Leute aus allen Berufsklassen, die sich aus Liebe zu ihrem Lande in den Dienst desselben gestellt hatten. Diese sahen die Ausschreitungen ihrer Soldaten mit patriotischem Bedauern, als Befleckungen ihrer Nationalehre; bei vielen freilich war diese Missbilligung nur äusserlich und verbarg eine geheime Genugthuung und Schadenfreude; denn der Hass der Chilenen gegen die Peruaner ist alt und eingewurzelt. Er entsprang bereits zur Zeit des Kolonialregiments aus Eifersucht auf die bevorzugte Stellung, die Lima als Sitz des vornehmsten südameri-

kanischen Vicekönigreichs genoss, und war zusammengesetzt aus Neid ob des grösseren Reichtums und einer gewissen Überlegenheit in den geselligen Lebensformen, aus Verachtung der Weichlichkeit und Schwäche der Peruaner, sowie ihres eitlen, dünkelhaften Wesens. Die Peruaner dagegen haben die Chilenen nie gehasst oder gering geschätzt, aber sie misstrauten ihnen und fürchteten sie. Schon die Unterstützung der peruanischen Revolution unter Gamarra gegen den Protektor Santa Cruz und die peru-bolivianische Konföderation war von Seite Chiles lediglich ein Akt der Eifersucht, welche in dem Vorhandensein eines emporblühenden Nachbarstaates zwar nicht eine Gefahr für die eigene Sicherheit erblickte, wohl aber eine Beeinträchtigung der politischen Stellung, die Chile von jeher an der Westküste von Südamerika angestrebt hat. Das geheime Bündnis, welches der Präsident Manuel Pardo mit Bolivia schloss, und das für Peru so verhängnisvoll wurde, hatte im Grunde nur die Absicht, diese stets vorausgesehene von Chile drohende Gefahr abzuwenden; denn Peru hatte Chile um nichts zu beneiden, ihm nichts zu nehmen, aber man wusste in Peru nur zu wohl, dass Chile bloss auf eine Gelegenheit, einen Vorwand wartete, um lange im Stillen genährte Pläne auszuführen.

Von dem traurigen Schicksal, das die Orte Chorrillos, Barranco und Miraflores betraf, blieb Magdalena, der vierte Vorort von Lima, verschont, teils wegen seiner Lage etwas abseits vom Wege, auf welchem das feindliche Heer herangerückt war, sowie auch dank der Anspruchslosigkeit seiner Wohnhäuser, deren bescheidenes Mobiliar die Habsucht der Sieger nicht reizte. Das Dorf Magdalena liegt ungefähr in der Mitte zwischen Callao und Miraflores, etwa einen Kilometer vom Meere entfernt, enthält manche hübsche Gärten und Olivenhaine, die dem Orte ein freundliches Aussehen verleihen, aber auch Fieberluft erzeugen. Es sind daher unmittelbar an der See in gesünderer Lage eine Anzahl neuer Häuser entstanden, welche zum Unterschiede von den mehr landeinwärts gelegenen Magdalena del mar genannt werden. Der etwa 80 Fuss hohe Uferrand fällt steil ab und besteht aus Geröll wie in Chorrillos. Das Baden in der See ist daselbst nicht angenehm, denn da die Dünung des Meeres, ohne durch irgend ein Hindernis gebrochen zu werden, gerade gegen den Strand anläuft, so ist die Brandung zu stark. Eine schmalspurige Eisenbahn verbindet Magdalena mit Lima, die aber wenig benutzt wird, daher ihre Einnahmen kaum die Kosten des Betriebs decken.



Kirche in Magdalena.

(S. 66.)

Das Thal des Rimaks oberhalb Limas, Santa Clara, Chosica, Matucana.

Dreissig Kilometer von der Mündung des Rimaks beginnt das bis dahin enge Thal dieses Flusses sich allmählich zu erweitern. Man wird dessen in Lima jedoch nicht gewahr, denn da gleich oberhalb der Stadt sich mitten aus der Thalebene ein Gebirgsstock erhebt, der San Bartolomé, welcher die Aussicht nach oben verschliesst, so scheint es, als nähme die deltaförmige Ausbreitung, in deren oberem Winkel die Stadt liegt, erst hier ihren Anfang. Von der Spitze des San Cristobal hat man über den San Bartolomé hinweg einen Blick auf die grünen Zuckerfelder der oberen Thalgegenden. Obgleich nun alle Ländereien, die durch das Wasser des Rimaks getränkt werden, nur Teile eines gemeinschaftlichen Thales sind, so werden doch die einzelnen Abschnitte desselben, die durch verschiedene, aus dem Flusse abgeleitete Kanäle bewässert werden, als besondere Thäler bezeichnet. So heissen die Gegenden an der linken Seite oberhalb des San Bartolomé das Thal von Ate, weiter unten folgen die Thäler von Surco, San Juan und von Villa, die wir bereits bei Beschreibung der Schlachten kennen gelernt haben. Auf der rechten Seite des Flusses zählt man von oben ab die Thäler von Lurigancho, Amancaes und Bocanegra, die Gegend in der Mitte des Thales unterhalb Limas wird nach den daselbst befindlichen Ruinen einer alten Stadt Valle de Huática genannt. Um alle in diesen verschiedenen Gegenden gelegenen Landgüter zu bewässern und zugleich die Städte Lima, Callao, Miraflores und Chorrillos genügend zu versorgen, wird die Wassermenge des Flusses sorgfältig verteilt nach einer seit alter Zeit in Kraft stehenden Verordnung (Reglamento de aguas de Canseco y Cerdan), und ein eigenes Gericht (Juzgado de Aguas) wacht über deren Befolgung, sowie über die alljährliche Reinigung und Ausbesserung der Kanäle. Selbstverständlich ist eine genaue Teilung des Wassers nur in den Wintermonaten erforderlich, denn im Sommer, wenn im Hochlande die Regenzeit eintritt, bringt der Fluss einen grossen Überschuss und schwillt oft so stark an, dass alle Wehre, Dämme und sonstigen zur Wasserverteilung erforderlichen Einrichtungen weggeschwemmt werden. Auch in den oberen Gegenden, wo der Fluss das ganze Jahr über wasserreich ist, unterliegt die Entnahme keiner Regel; diese tritt erst weiter unten in Kraft, wo die grossen Kanäle für Ate, Surco, Lurigancho, Bocanegra und Huatica abgezweigt werden. Der grösste Kanal ist der von Surco, welcher eine volle Hälfte des Flusses erhält und daher auch Rio de Surco genannt

wird. Jede Abzweigungsstelle von Wasser wird »toma« — Entnahme — genannt. Die nach dem Reglamento jedem Gute zukommende Wassermenge wird nach »Riegos« bemessen, indem ein Riego die Wassermenge bezeichnet, die in 24 Stunden durch eine Öffnung strömt, welche das Sechstel einer Elle ins Quadrat misst. Übrigens ist die als Riego bezeichnete Wassermenge nicht allenthalben in Peru dieselbe. Im Thale von Chincha z. B. ist sie grösser als in Lima, beträgt eine viertel Quadratelle. An anderen Orten nennt man Riego überhaupt die Wassermenge, welche zur Tränkung von 10 Fanegadas Land erforderlich ist. Zur Verteilung des Wassers wird die Menge gemessen, indem das Bett des Flusses geebnet, eine Schnur darüber gespannt und längs derselben von Strecke zu Strecke Stäbe mit Massangaben in den Flussboden getrieben werden. Dass eine auf Grund solcher Messungen vorgenommene Verteilung keine genaue sein kann, liegt auf der Hand, da ja dabei die Geschwindigkeit des Stromes gar nicht berücksichtigt wird.

Um das Thal des Rimaks kennen zu lernen, machen wir einen Ausflug auf der transandinischen oder sogenannten Oroyabahn. Sobald der Zug die durch den Bergstock des San Bartolomé gebildete Thalenge zurückgelegt hat, gelangt er wieder in eine offene Gegend und fährt durch weite Zuckerfelder langsam aufwärts dem Gebirge zu. Die erste Haltestelle ist Santa Clara, 18 Kilometer von Lima, 30 von Callao entfernt und gerade 400 Meter über dem Meere. Die durchschnittliche Steigerung beträgt also 1,3 pCt. Hier verlassen wir den Zug, um die einen Kilometer thalaufwärts gelegene Hacienda Estrella zu besuchen. Der Anblick des Wohnhauses, dessen Oberstock sich über einen dichtbelaubten Garten erhebt, ist ganz stattlich. Hinter dem Hause befindet sich ein grosser Hof, der auf der linken Seite von der Zuckerfabrik, auf der rechten von Arbeiterwohnungen und Werkstätten begrenzt wird. Die Estrella ist eine der bestgehaltenen Zuckerpflanzungen der Umgegend von Lima, wiewohl das Rohr hier wegen der höheren Lage schon etwas länger zur Reife braucht. Die Maschinengebäude betehen aus drei aneinanderstossenden Häusern oder Hallen, in deren ersterer sich die Mühle, in der zweiten die Brennerei, in der dritten die Raffinerie befindet. Diese letztere steht jedoch nicht in Betrieb. Diese drei Anlagen haben über 1 200 000 Soles (Thaler) gekostet, hätten aber zur Zeit meines Besuchs, wie mich der derzeitige Eigentümer, der mich herumführte, versicherte, mit 400 000 beschafft werden können. Die Estrella befand sich infolgedessen in derselben üblen finanziellen Lage, wie die übrigen Zuckerpflanzungen in Peru, die zur Zeit der hohen Zuckerpreise sich zu kostspielige Maschinen hatten kommen lassen und

durch den Preisfall infolge der vermehrten Erzeugung von Rübenzucker die Zinsen der aufgenommenen Kapitalien nicht zu erschwingen vermochten und unter deren Last erdrückt wurden.

Der Vorgang der Rohrzuckerbereitung ist folgender. Auf einem durch Haspelräder bewegten breiten Gurte wird das aus den Wagen geladene Rohr hinauf in das Maschinenhaus zu den Walzen geführt und zerquetscht. Die Walzen bestehen aus drei gerieften Stahlcylindern, zwei untere, die sich vorwärts bewegen und ein oberer, der sich rückwärts dreht. Durch diese Gegenbewegung werden die Rohrstücke erfasst, zermalmt und auf der andern Seite wieder hinausgedrückt. Wenn die Cylinder gut schliessend in einander greifen, so bringt die Maschine bei der Bewegung ein eigentümlich summendes oder brausendes Geräusch hervor. Der Saft strömt unter den Walzen als ein kleiner Bach hervor, fliesst durch ein Sieb, durch welche die Reste des Rohrs zurückgehalten werden, und wird sodann in die Vakuumkessel hinaufgepumpt. Dort wird er durch Auspumpen der Luft und Erhitzung durch Dampf, welcher ausserhalb der Kessel, d. h. zwischen den beiden Kesselwänden zirkuliert, so weit eingedickt, dass er eben noch fliesst. In diesem Zustand füllt man ihn in viereckige eiserne Kasten von etwa 5 Fuss ins Geviert, die auf kleinen Rädern laufen, woselbst er sich bereits zum grossen Teil in eine krystallinische Masse verwandelt. Die Kasten werden sodann durch eine Hebevorrichtung nach einer hohen Plattform befördert, unter welcher sich die Centrifugalapparate befinden: kesselförmige Siebe, die sich mit einer sehr grossen Geschwindigkeit drehen. Über jedem Apparat ist eine Art Trichter, aus dessen Öffnung die halbflüssige Zuckermasse portionenweise heraustritt und mit etwas Wasser besprengt der Rotation unterworfen wird. Schon wenige Augenblicke, nachdem die Zuckermasse in die Drehsiebe gelangt ist, verschwindet die braune Farbe, indem die Feuchtigkeit durch die Löcher nach aussen geschleudert wird, und der Zucker erscheint weiss und krystallinisch an der Siebwand. Er wird dann aus diesen Centrifugalen entleert und durch eine Hebemaschine, wie der Weizen in den Mühlen wieder hinaufgehoben und in einer grossen, sich langsam drehenden Walze getrocknet. Die Achse der Walze ist sanft geneigt, so dass der getrocknete Zucker von selbst am Ende derselben herausfällt und zu ebener Erde in Säcke gesammelt und im Lagerraum gewogen wird. In der angegebenen Weise geht der Zucker fünfmal durch die Maschine, indem das, was in den Centrifugalen durch das Wasser abgespült worden ist, von neuem in den Vakuumkesseln eingedickt wird. Der so gewonnene Zucker ist nach jedesmaligem Durchgange durch die

Maschine dunkler. Der Syrup, der zuletzt als unkrystallisierbarer Rest bleibt, wird in der Destillation zu Alkohol von 40 pCt. gebrannt. Die Maschine der Estrella erzeugte täglich 135 Centner krystallinischen Zucker, hätte aber bis zu 180 liefern können.

Auf dem Gute Estrella wird nicht nur das auf dessen Feldern gebaute Rohr verarbeitet, sondern auch die Erzeugnisse der auf dem rechten Ufer des Rimaks gelegenen Hacienda Huachipa, deren Besitzer zu diesem Ende eine Brücke über den Fluss gebaut und sein Gut durch eine schmalspurige Bahn mit der Estrella verbunden hat. Er vergütet derselben als Preis des Mahlens 40 pCt. des erzeugten Zuckers. Die Hacienda Huachipa liegt an der Ausmündung eines rechtseitigen Nebenthals, in welchem aber nur in der Regenzeit Wasser fliesst, daher ihre Felder aus dem Rimak bewässert werden. Der dazu dienende Kanal wird oberhalb Santa Clara gefasst und windet sich um den Fuss eines felsigen Bergvorsprungs etwa 40 Fuss über den Thalboden. Der Teil des Thales, in welchem Huachipa liegt, wird Lurigancho alto — das obere Lurigancho genannt, sowie die Gegend um Santa Clara auch als Ate alto bezeichnet wird.

Wie in Caudevilla, so waren auch in Estrella alle Arbeiter Chinesen: früher Kontraktleute, jetzt freie Tagelöhner, die ihren Lohn zur Hälfte in Reis, zur Hälfte in Geld empfingen. Nach dem Frühstück machte der Verfasser in Begleitung des Gutsherrn einen Spaziergang durch das aus den Wohnungen der Chinesen bestehende Dorf und besuchte auch den Tempel, dessen innere Ausstattung und Raumverteilung dem von Caudevilla glich. Er enthielt dasselbe von Fratzen umgebene Buddhabild, die roten Papierstreifen an den Wänden, die bunten von der Decke herabhängenden Laternen, nur dass zu diesen Beleuchtungsapparaten hier ein eleganter europäischer Krystallkronleuchter hinzugefügt war, den der Tempelhüter mit nicht geringem Stolze zeigte. Räume zu Festlichkeiten und Spiel fanden sich auch neben der Tempelhalle, waren aber leer, da der Tag unseres Besuchs kein Feiertag war. Der Garten vor dem Hause war gut gehalten und es fand sich da unter einem dichten Laubdach ein einladendes Schwimmbad, allein trotz seines lockenden Aussehens wurde es, wie man mir sagte, selten benutzt, wegen der im Garten herrschenden Fieberluft.

Etwas oberhalb Santa Clara hören die Zuckerpflanzungen auf, es folgen einige Klee- und Maisfelder, dann wird das Thal enger, besteht nur aus einem breiten, steinigen Flussbett, hier und da mit Gestrüpp oder Rohr bewachsen, zwischen denen sich nur selten ein Streifen anbaufähigen Landes findet. Eine Stunde, nachdem der Zug Lima ver-

lassen hat langt er in Chosica an, 59 *km* von Callao und 850 *m* über dem Meere. Chosica ist ein beliebter Luftkurort, obgleich sich dort bloss ein Hôtel befindet, welches eine beschränkte Anzahl von Gästen aufzunehmen vermag. Der Aufenthalt daselbst ist besonders in den Wintermonaten angenehm, wenn die Küstengegenden in dichte Nebel gehüllt sind, und die Feuchtigkeit der Luft dort katarrhalische Leiden erzeugt, die oft hartnäckig und zu häufigen Rückfällen geneigt sind. Chosica liegt gerade oberhalb der Nebelzone. Man fährt in Lima unter einem düsteren, wolkenbeladenen Himmel ab, aber etwa fünf Minuten, ehe der Zug in Chosica ankommt, beginnt das Wetter sich aufzuhellen, und plötzlich sieht man sich zu seiner Überraschung in ganz wolkenloser, klarer, trockener Luft.

Von jetzt an beginnt die Bahn stärker zu steigen. Der Fluss ist wasserreich und stürzt mit starkem Gefäll brausend über die grossen Rollsteine seines Betts. Die Bahn folgt den Windungen seines Laufs in engen Kurven. Die Räder knirschen an den Schienen und die Maschine keucht heftig und langsam, denn hier finden sich an einzelnen Stellen die stärksten Steigungen: über 4 pCt. In der Station San Bartolomé, die nur 17 *km* von Chosica entfernt ist, finden wir uns bereits auf einer Höhe von 1500 *m*. Diese Haltestelle liegt in einer mässigen Erweiterung des Thales, welche durch Ausmündung eines Nebenthales entsteht. In diesem blicken aus kleinen Obstgärten die Häuschen einer ärmlichen Ortschaft, deren Bewohner ihre Früchte den Reisenden in San Bartolomé zum Verkauf anbieten. Ihre Paltas sind von vorzüglicher Güte. Dieser Ort bezeichnet das Ende der Küstengegend, liegt eigentlich bei einer Höhe von 5000 Fuss bereits jenseits derselben, aber die Umgebung hoher Berge, von deren Wänden die Sonnenstrahlen nach abwärts gelenkt werden, macht das Klima so warm, dass, wer vom Hochland herunter kommt, hier schon der Küste nahe zu sein glaubt. Oberhalb San Bartolomé wird das Gefäll des Thales so stark, dass die Bahn nicht länger dem Laufe des Flusses zu folgen vermag. Sie muss also wieder umkehren, um in wunderbaren Windungen an der Thalwand emporklimmend, die zur Steigung erforderlichen Entfernungen zu gewinnen. Sie läuft dann hoch am Thalrande hin und überschreitet dort auf kühner eiserner Brücke die Schlucht Verrugas: angeblich die höchste Eisenbahnbrücke der Erde. Bei der Haltestelle Surco wendet sich die Bahn von neuem rückwärts, beschreibt einen neuen Bogen und gelangt so nach Matucana 101 Kilometer von Callao und 2370 Meter über dem Meere. Matucana ist eine kleine Ortschaft in einer länglichen Erweiterung des Thals. Es ist der besuchteste klimatische Kurort für Lungenkranke,

die entweder zu schwach sind, um zu Maultier oder zu Pferde reisen zu können, oder aus sonst einem Grunde nicht nach Jauja gehen wollen. In der That ist die Luft in Matucana trocken, kühl und heilsam, doch hat der Ort den Nachteil, dass der Küstenwind, der von den Nachmittagsstunden an bis in die Nacht weht, oft eine unangenehme Heftigkeit erreicht. Dieser Wind bläst in allen Thälern am Westabhang der Andeskette, wenn auch je nach der Richtung derselben mit verschiedener Stärke. Wird die Luft in den engen von Felswänden umschlossenen Thälern mehr und mehr erhitzt, so steigt sie nach oben, während die kühlere Luft von der See hineinströmt, und zwar um so heftiger, je grösser die Erwärmung des Thals gewesen war. In Matucana klappern oft Thüren und Fenster bis spät in die Nacht.

Ein anderer Übelstand dieses Ortes ist die Gefahr der Warzensucht. Diese höchst seltsame Krankheit, über welche im ersten Bande einiges bemerkt wurde, scheint immer durch den Genuss von ungesundem Wasser zu entstehen, d. h. infolge der Verunreinigung desselben durch gewisse, noch unbekannte organische Substanzen, die sich weder durch einen besonderen Geschmack noch durch Farbenwechsel des Wassers zu erkennen geben. Längere Zeit, zuweilen erst Monate, nachdem die Vergiftung stattgefunden hat, treten die ersten Symptome auf: Kopf-, Rücken- und Gliederschmerzen, sowie remittierendes Fieber, welche oft lange aller Behandlung widerstehen, bis endlich der Warzenausschlag zum Vorschein kommt. In den achtziger Jahren ereignete sich einst etwas oberhalb des Ortes ein Bergrutsch, wodurch der Fluss abgedämmt und ein kleiner See gebildet wurde. Nach einigen Tagen jedoch bahnte sich das Wasser einen Ausweg durch die lose Erde, und zwar so rasch, dass der Ort durch den Strom des angestauten Wassers überschwemmt wurde. Einige Wochen später erkrankten viele Leute in Matucana an Warzen, besonders auch viele Limenier, die sich dort zeitweilig aufgehalten hatten.

Matucana gehört nach seiner Lage über dem Meere bereits zum Hochland, der Sierra, die klimatischen Verhältnisse sind dementsprechend und die Vegetation schon weit dürftiger, wenn sie auch zur Sommerzeit öfters durch starke Regengüsse erfrischt wird. Wiewohl wir somit hier das Küstenland verlassen haben, so folgen wir doch des Zusammenhanges halber der transandinischen Bahn bis zu ihrem damaligen Endpunkte und fügen einige Notizen hinzu über die geplanten Verzweigungen der Bahn nach der Überschreitung der Küstenkette. Nachdem der Bau derselben jahrelang unterbrochen gewesen war, wurde er nach Abschluss des Übereinkommens mit den Inhabern der äusseren peruanischen

Schuld, zufolgedessen diesen die Ausbeutung der Staatsbahnen auf einen Zeitraum von 66 Jahren überlassen worden war, wieder aufgenommen, auch einige neue Strecken fertig gebaut und dem Verkehr übergeben, doch sollen die Arbeiten gegenwärtig (1894) wieder eingestellt worden sein.

Weiter aufwärts von Matucana wird die Gegend immer wilder, die Berge höher und felsiger, die zwischen ihnen sich hindurchzwängende Thalspalte enger und oft schluchtartig. Die beim Bau der Bahn zu überwindenden Hindernisse waren sehr gross und wenn man dieselbe zum ersten Male befährt, befindet man sich beständig in einem Gefühle von Aufregung und Staunen. Der interessanteste Punkt der ganzen Linie ist das Infernillo — die kleine Hölle — oberhalb der Station San Mateo, 27 Kilometer von Matucana, wo das Thal aus einer zu beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossenen Spalte besteht. Die Bahn tritt dort aus einem Tunnel ins Freie, überschreitet die Schlucht auf einer eisernen Brücke und verschwindet auf der andern Seite wiederum im Berge. Die grösste Schwierigkeit der Bahn bestand in der Beschaffung der für die Steigung erforderlichen Entfernungen. Es war daher nicht möglich ohne Unterbrechung fortlaufende Geleise zu legen, da es für kreisförmige Kurven an Raum gebrach, wenn man diese nicht, wie später auf der Gotthardbahn geschah, durch das Innere der Berge hauen wollte. Allein dadurch würden die Kosten, die ohnedies den Voranschlag schon weit überschritten hatten, noch bedeutend vermehrt worden sein. Man musste sich daher mit der Anlage einer Reihe sogenannter Kopfstationen behelfen und die Bahn gleicht gewissermassen einem ungeheuren Zickzackweg. Die grössten Steigungen finden sich jedoch nicht in den oberen Gegenden, sondern auf der Strecke zwischen Chosica und San Bartolomé, wo sie an einzelnen Stellen 5 pCt. betragen. Von San Bartolomé bis Matucana ist die durchschnittliche Steigung 3,6 pCt., von hier bis zu der provisorischen Endstation Chiclla 3,5 pCt.

Als der Verfasser Peru verliess — Mitte 1888 — wurde die transandinische Bahn bis zu einer Höhe von 3724 Metern (12 220 englische Fuss) befahren bis zu dem kleinen Orte Chiclla, 139 Kilometer von Callao. Doch waren damals die Erdarbeiten schon weiter hinauf fortgeführt, auch der grosse Tunnel, welcher auf eine Höhe von 4789 Metern unter dem Kamm hindurchführt, bereits gebohrt, hatte aber noch nicht überall die erforderliche Weite. Die damals wegen Geldmangel eingestellten Arbeiten sind neuerdings durch die englische Gesellschaft (Peruvian Korporation), welche sich aus den Inhabern der äusseren

Schuld gebildet hat, wieder aufgenommen und bis zur Oroyabrücke über dem Flusse Mantaro weitergeführt worden, wodureh die mittlere transandinische Bahn thatsächlich vollendet ist, insofern sie die Küstenkette des Andesgebirges überschritten hat und zu einem Nebenflusse des Amazonenstromes, also in das Gebiet des atlantischen Ozeans hinabgestiegen ist. Um aber diesen Schienenweg für das Land nutzbar zu machen, fehlt noch der Ausbau der beiden Endzweige, in welche sich die Bahn vor der Oroyabrücke teilen sollte, und von denen der eine nördlich bis zum Bergwerksort Cerro de Pasco, der andere südlich im Thale des Mantaro bis zur Stadt Huancayo verlängert werden sollte. Die auf diesen beiden Linien zu überwindenden Schwierigkeiten sind allerdings im Vergleich zu den früheren nur geringfügig, immerhin jedoch ist bei der misslichen Finanzlage Perus nicht abzusehen, wie lange Zeit noch bis zu ihrer Inangriffnahme verstreichen wird.

Der kleine Ort Chiclla, der jahrelang als Endstation der transandinischen Bahn dienen musste, sieht etwas besser aus als gewöhnlich die Dörfer im Hochland, denn die meisten Häuser sind neu und verdanken ihre Entstehung dem durch die Bahn erzeugten lebhafteren Verkehr. Es werden viele Silberbergwerke in den benachbarten Bergen bearbeitet, welche alle ihre Erze in Säcke gepackt nach Chiclla senden, um sie von hier nach Callao zur Verschiffung verladen zu lassen. Diese Erze werden grossenteils durch Lamas von den Bergen heruntergebracht, daher stets grosse Herden dieser Thiere in den Strassen dieses Orts umherstehen. Das Lama ist ein nützliches aber nicht sympathisches Tier, denn es verbreitet einen widerlichen Geruch und hat ekelhafte Gewohnheiten, z. B. gelegentlich seinen Zorn durch Ausspritzen von Nasenschleim zu zeigen. Jedes Tier trägt nur einen Centner, allerdings eine weit geringere Last, als die Ladung eines Maultiers, dafür sind aber die Kosten seiner Unterhaltung sehr gering, denn wenn man es nicht zu sehr antreibt, ihm erlaubt gemächlich zu wandern, so sucht es sich unterwegs alles Futter, das es zur Fristung seines kümmerlichen Daseins bedarf. Die Ladung wird dem Lama meist ohne alle Befestigung auf den Rücken gelegt, wo die Erzsäcke in der dicken Wolle nicht rutschen. Um beladen zu werden kniet das Tier von selbst nieder und steht, wenn es die Last fühlt, wieder auf.

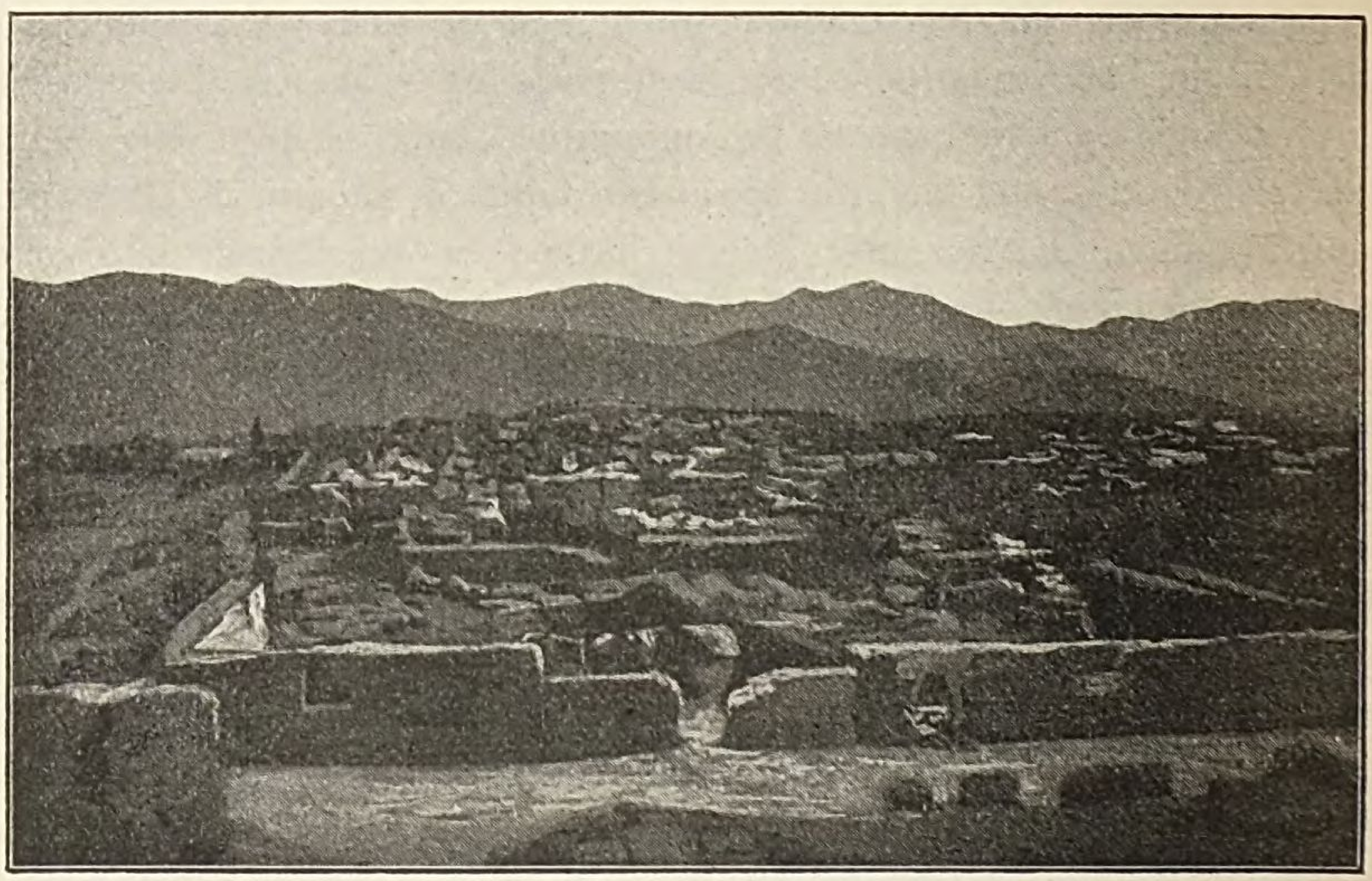
Die im Rimakthale befindlichen Überreste alter indianischer Bauwerke.

Das Thal des Rimaks ist reicher als irgend ein anderes des peruanischen Küstenlandes an Ruinen und alten Bauresten, von welchen

besonders die untere, dem Meere benachbarte Gegend übersäet ist. Diese Überbleibsel und Zeugen einer längst verschwundenen einheimischen Kultur sind teils künstliche Hügel und Erdaufschüttungen, teils wallartige Ringmauern, welche grössere Ortschaften umschlossen, oder burgähnliche, befestigte Wohnstätten, die allenthalben in den bebauten Feldern zerstreut liegen. Die Mauern bestehen aus gestampftem, in Formen gepresstem Lehm, nur ausnahmsweise aus an der Luft getrockneten Backsteinen und haben alle sehr durch Verwitterung gelitten. Bei einigen lässt sich im allgemeinen der Plan der Anlage erkennen, andere bilden nur formlose Trümmerhaufen. In der Gegend, wo gegenwärtig die Stadt Lima steht, befand sich vor Ankunft der Spanier ein kleines indianisches Dorf, welches nach dem Namen des Flusses Rimak durch nachlässige Aussprache Lima genannt wurde, und welcher Name später auf die spanische Kolonie überging. Nach dem Zeugnis Miguel Estetes, der Hernando Pizarro auf dessen Ritte nach Pachacamak begleitete, war das Thal dicht bevölkert, und es fanden sich daselbst neben vielen kleineren Ortschaften und einzelnen Gehöften drei grössere Städte, nämlich eine oberhalb des jetzigen Lima an der rechten Seite des Flusses, jetzt Cajamarquilla genannt; eine zweite unterhalb Limas, zwischen der Stadt und dem Dorf Magdalena, Namens Huadca, jetzt Huatica ausgesprochen. Dies war der Hauptort des ganzen Thals mit Mauern, Festung, Tempeln und Grabhügeln. Eine dritte Stadt endlich war das bereits erwähnte Armatambo am Fusse des Morro Solar, über dessen ehemalige Ausdehnung sich gegenwärtig nicht mehr urteilen lässt, da ein grosser Teil der aus Lehmwänden bestehenden Ruinen abgetragen und zum Feldbau geebnet worden sind.

Da wir uns eben noch mit dem oberen Thale des Rimaks beschäftigt haben, so liegen uns die Ruinen von Cajamarquilla am nächsten und wir beginnen daher mit einem Besuche derselben. Als der Verfasser die Zuckerpflanzung Estrella besichtigt hatte, fragte er den Besitzer, ob er ihm vielleicht behilflich sein könne die Ruinen einer alten indianischen Stadt zu besuchen, welche in seiner Nachbarschaft auf der andern Seite des Flusses liege. Der Gutsherr, in dessen Zuckermühle seit Jahren das Rohr der dortigen Gegend gemahlen wurde, hatte trotzdem von dem Vorhandensein solcher Ruinen noch garnichts gehört und bemerkte, er werde mit Vergnügen diese Gelegenheit benutzen, sie selbst kennen zu lernen und mich dahin begleiten. Er schickte also einen Diener mit gesattelten Pferden voraus, um uns an einem gewissen Platze zu erwarten, und befahl, eine kleine Lokomotive, die zur Herbeischaffung des Rohrs aus den entlegenen Gegenden des Guts gebraucht

wurde, für uns in Bereitschaft zu setzen. Mit dieser fuhren wir auf einer leichtgebauten hölzernen Brücke über den Fluss und fanden am Ende der Bahn den Knecht mit den Pferden. Er führte uns durch ein trockenes Flussbett, welches aber augenscheinlich in der Regenzeit viel Wasser führte, denn es bestand aus einer steilwandigen Schlucht, die aus der Ebene ausgewaschen war. Dieser steinige, höchst lästige Weg war doch nicht ganz ohne Interesse, denn an den Wänden der Schlucht waren die Lagen des Bodens zu sehen, auf welchem, wie wir sogleich fanden, die alte Stadt erbaut war. Wir überschritten den Bewässerungs-



Ruinen von Cajamarquilla.

kanal, welcher im weiten Kreise rings an der Grenze des angebauten Landes herumläuft und hatten alsbald die Ruinenmassen vor Augen. Diese gleichen im allgemeinen den Trümmern, die man allenthalben im Thale zerstreut findet, nur dass sie hier sich zusammenhängend über eine Fläche von vier Quadratkilometer erstrecken und auf der einen Seite sogar den Abhang eines Hügels bedecken, also eine Stadt bildeten, welche wohl 10—12 000 Bewohner fassen konnte. Die Ruinen bestehen aus sogenannten Adobones, d. h. Lehmwänden, die aus grossen, in Formen gepressten Stücken von 5 bis 6 Fuss Höhe über einander zusammengesetzt sind. Der obere Teil der Wände ist meist zusammengestürzt, allein die Adobones sind dabei nicht zerfallen, sondern bedecken in ganzen Lagen den Boden. Diese Stücke sind ohne Zweifel

im Laufe der Zeit durch Erdbeben herabgeschüttelt worden, und bald auf die eine, bald auf die andere Seite der Wand gefallen, zu der sie gehört hatten, daher es schwer und nur an einigen Orten möglich ist, sich von der Gestalt und Raumverteilung der Häuser eine Vorstellung zu machen. Nur hier und da erkennt man Strassen; die Wohnungen scheinen eine ununterbrochene, mit einander zusammenhängende Masse zu bilden. In diesem Trümmerfeld bemerkt man an drei Orten hügelartige Erhöhungen, die aus aufgeschütteter Erde bestehen, hohe, auf denselben noch aufrecht stehende Wände scheinen zu beweisen, dass diese Orte Festungen waren. Auf einem der Hügel, der nach dem Flusse zu liegt, befindet sich ein grosser freier Platz, von welchem man die ganze Stadt überblickt.

Das Interessanteste in den Ruinen sind die im Boden ausgehöhlten Gruben, die man allenthalben antrifft, sowohl im Innern der Häuser als auch auf kleinen freien Plätzen. Man sieht hier reihenweis neben einander kreisrunde Öffnungen von 2—4 Fuss Durchmesser in der harten oberflächlichen Bodenschicht, welche Eingänge zu kesselförmigen Höhlen sind. Die Tiefe der Gruben ist sehr verschieden, von 6 bis zu 20 Fuss und darüber. Die tieferen sind nicht überall gleich weit, sondern bestehen aus mehreren über einander folgenden Ausbuchtungen, die durch ringförmige Verengerungen geschieden sind. Einige der Gruben sind voll Schutt, und wenn diesen hinwegräumen lässt, so findet man Menschenknochen und Thongeschirre. Diese Höhlen, die gewöhnlich innerhalb der Wohnungen liegen, waren also Gräber, gleich denen, die wir später an anderen Orten des Thals in hochgelegenen Räumen der Gebäude wiederfinden werden. Denn die alten Eingeborenen mochten sich, wie noch jetzt die Chinesen, von ihren Toten nicht trennen und bestatteten dieselben nicht nur in ihrer Nähe, sondern selbst in ihren Häusern. Doch geschah dies wohl nur in vornehmen Familien, denn die aufgefundenen grossen Begräbnisplätze beweisen, dass die grosse Mehrzahl der Leichen fern von den Wohnungen begraben wurden. Andere Gruben, besonders die tieferen, welche in Reihen oder Gruppen auf kleinen Plätzen gefunden wurden, sind leer und scheinen als Speicher oder Vorratskammern für Kornfrüchte gedient zu haben. Sie waren zur Aufbewahrung derselben sehr geeignet, denn da der Boden der Gruben höher liegt als die Thalsohle, so waren sie vollkommen trocken.

Die Trümmer von Cajamarquilla sind mehr zerbröckelt als die, welche man in manchen anderen Orten des Rimakthales antrifft, wegen des reichlichen dem Lehm der Adobones beigemischten Sandes. An

vielen der halb zerfallenen Wände bemerkt man Thüren, aber niemals Fenster. Die Eingänge der Häuser waren meist niedrig, eng, manche oval, oben breiter als unten. Diese Form der Thüren ist dieselbe, die man auch sonst an den aus der Zeit vor der Incaherrschaft herstammenden Gebäuden der Küste antrifft. Nirgends finden sich in den Ruinen Überreste von Incabauten oder Zeichen, dass die Incas die vorhandenen Gebäude benutzt und zu ihrem Gebrauche hergerichtet hätten, wie dies an anderen Orten der Küste, z. B. Pachacamak, Cañete und Chincha der Fall war. Auch in anderen Trümmerstätten des Rimakthales sucht man vergeblich nach Spuren von Incabauten, was einigermassen auffällig ist, denn dass ihre Herrschaft zu Zeiten der Ankunft der Spanier schon lange gedauert hatte und befestigt war, scheinen die Ortsnamen des Thals zu beweisen, welche grossenteils der Keshuasprache entnommen sind. So ist Cajamarquilla ein spanisches Diminutiv des Keshuaworts Kaka-marca — Felsenstadt; Huachipa, der Name der daneben gelegenen Hacienda ist Genitiv von huachi — der Pfeil; Lurigancho ist entstanden aus Ruru-cancha — der Obstbaumgarten; Rimak bedeutet eigentlich einen Sprecher, in Beziehung auf den Fluss einen Rauscher, Brausenden; Pariache, der Name des unterhalb Huachipa gelegenen Guts ist entstanden aus dem Keshua Diminutiv paria-cha — der kleine Sperling; Callao von Kallu, die Zunge; der Name des alten Chorrillos Armatampu bedeutet Badeort. Zwei Ortsnamen jedoch scheinen anzudeuten, dass auch Aimaraes vor den Incas hier ansässig waren, nämlich Chosica und Ate, denn Chosica bedeutet in der Aimaràsprache eine Eule, Ati einen Zaun.

Alle freien Plätze der Ruinen von Cajamarquilla sind mit Tilandsien bedeckt wie der Abhang des Morro Solar und die Hügel von San Juan, trockne graublättrige Luftpflanzen mit kümmerlichen blauroten Blüten an gelben Rispen. Eine ständige Bewohnerin der alten Mauern ist eine kleine, zierliche, weiss und grau gesprenkelte Eule, die nicht scheu ist und den Menschen ganz nahe kommen lässt, ehe sie auffliegt. — In früherer Zeit, vor Erbauung der Eisenbahn war Cajamarquilla ein Aufenthalts- und Zufluchtsort von Räubern, die in den vielen Gruben sichere Verstecke fanden. Jetzt ist das Räuberhandwerk ein brotloses Gewerbe geworden und wird daher nicht mehr betrieben. Räuber, die in den Gütern einbrechen, werden bald entdeckt und aufgehoben, Reisende zu Pferd oder zu Maultier, welche die Beutelust reizen könnten, giebt es seit der Eröffnung der Eisenbahn nicht mehr.

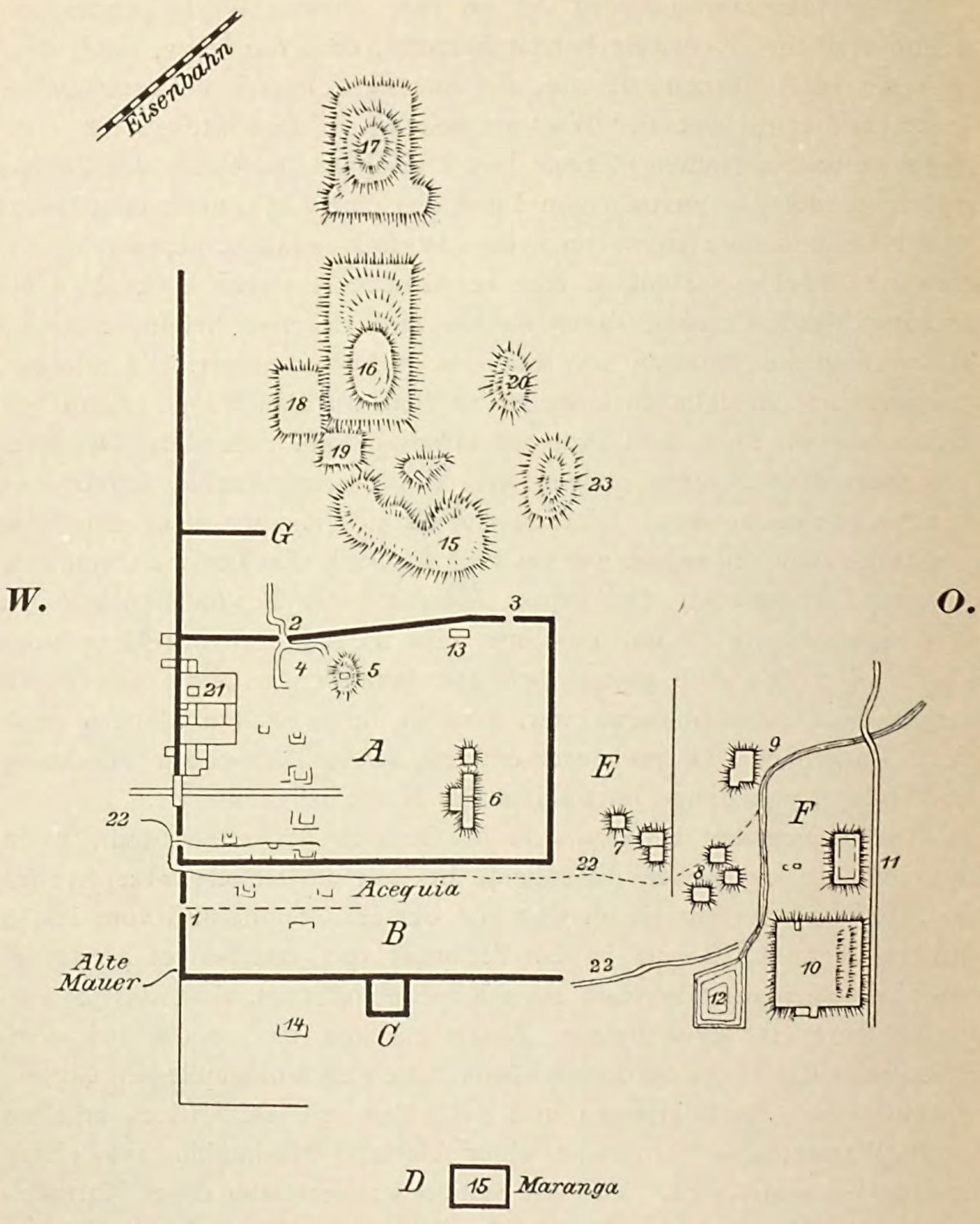
Die alte Stadt Huadca.

Wir wenden uns jetzt zu den in den unteren Thalgegenden gelegenen Ruinen. Es wurde bereits bemerkt, dass die weite, nach dem Meere zu sanft geneigte Ebene, die aus dem Rimak bewässert wird, von alters her behufs der Wasserverteilung in Distrikte geteilt wird, welche besondere Namen führen. Der dreiseitige Ausschnitt des Thales, welcher entsteht, wenn man von Lima aus eine Linie nach dem Hafen von Callao und eine zweite nach dem Dorfe Magdalena gezogen denkt, heisst das Thal von Huatica, eine verdorbene Aussprache des Namens der alten Stadt Huadca, deren Ruinen sich daselbst befinden. Diese Trümmer liegen inmitten von Feldern und Weingärten, die alle mit Lehmwänden umgeben sind, weder zu Pferd noch zu Wagen zugänglich, sondern nur zu Fuss, und zwar mit Hindernissen, indem der Besucher wiederholt über Mauern steigen und Bewässerungskanäle durchwaten oder überspringen muss. Dies ist der Grund, aus welchem die interessante Gegend, in welche wir im Begriffe sind, den Leser einzuführen, so wenig bekannt ist. Die grosse Mehrzahl der Bewohner von Lima hat keine Ahnung davon, dass nur eine Legua von der Hauptstadt sich in alter Zeit eine grosse Ortschaft befunden hat, die von vielen tausend Menschen bewohnt war, und in ihren weiten Mauern zahlreiche Burgen und Herrenhäuser enthielt, sowie Tempel zur Verehrung von Göttern, von denen jetzt selbst der Name vergessen ist.

Am bequemsten besucht man die Ruinen der alten Stadt, wenn man auf der englischen Eisenbahn bis zur Haltestelle »La Legua« fährt, welche ungefähr gleich weit von der Hauptstadt und vom Hafen entfernt liegt. La Legua ist ein Meierhof von verfallenem Aussehen, neben welchem die Überreste einer Kapelle andeuten, dass das jetzt so unscheinbare Gut einst bessere Zeiten gesehen hat. Nahe bei demselben liegt das kleine Stationsgebäude mit einem wohlgepflegten Garten, beschattet von Norfolktannen und Astrapäen und stets frisch erhalten durch Wasser, das vermittelst einer kleinen Windmühle aus einem Brunnen gepumpt wird. Von der Station wandert man durch Kartoffel- und Futterfelder auf eine Reihe künstlicher Hügel zu, deren oberster ganz nahe an die Bahn herantritt, während der unterste wohl zwei Kilometer von derselben entfernt liegt. Nach einer Wanderung von einer halben Stunde, während welcher man mehrmals die Lehmwände der Felder zu übersteigen hat, gelangt man zu der Ringmauer der alten Stadt, welche sich vom Fusse des untersten Hügels nach dem Meere

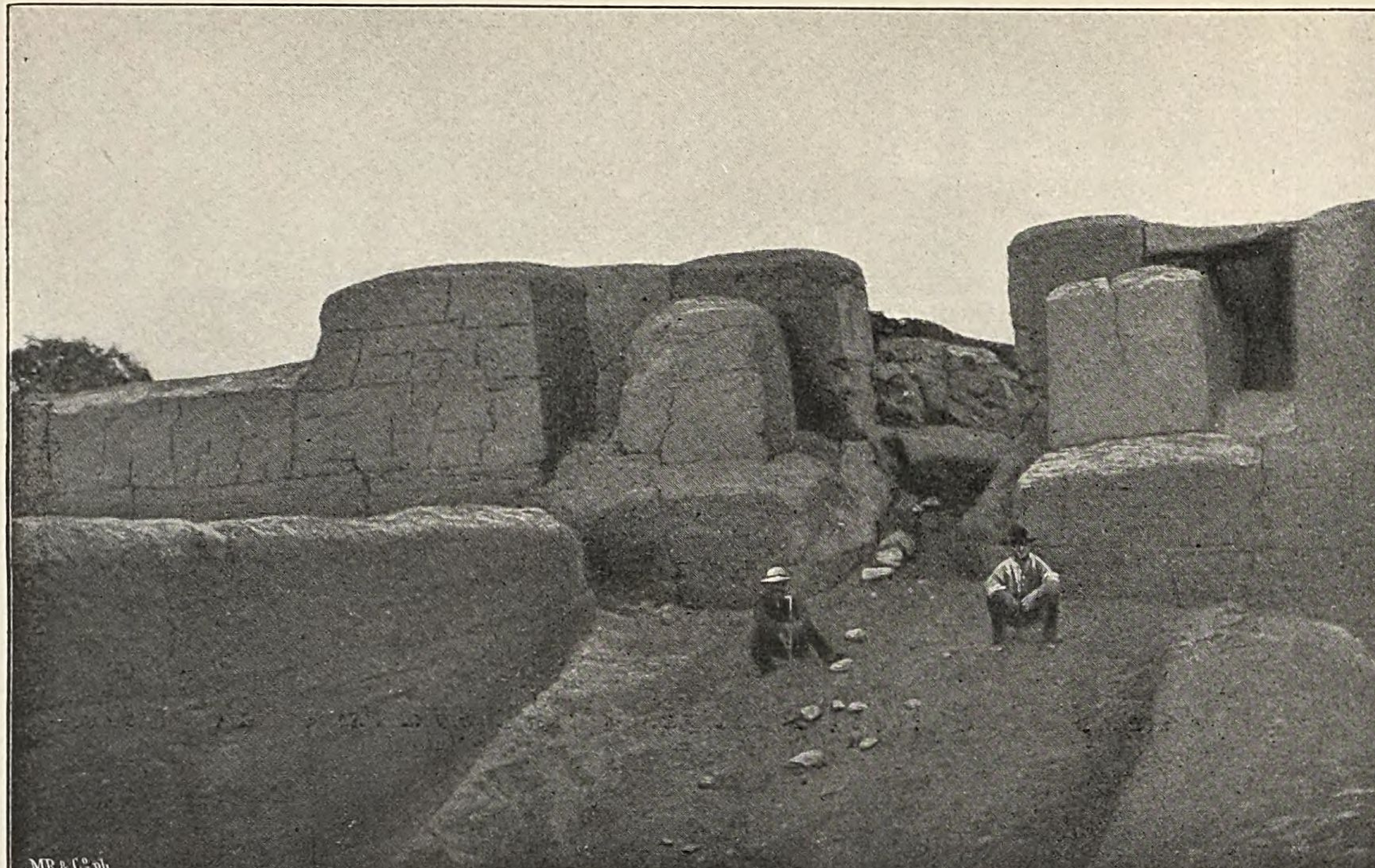
zu erstreckte und mit den ausserhalb der Mauern gelegenen Häusern einen Raum von ungefähr vier Quadratkilometern bedeckt hat.

Zum besseren Verständnis der hier folgenden Beschreibungen be-



Plan von Huadca.

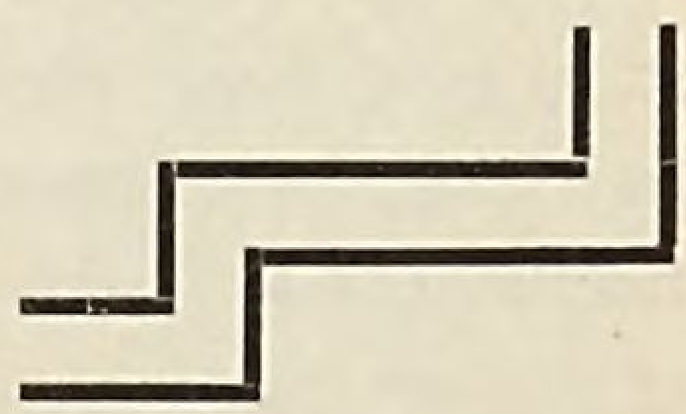
gleiten wir dieselben hier mit einem Plan, der nach unseren bei wiederholten Besuchen der Ruinen angestellten Vermessungen aufgenommen ist. Bei der Betrachtung desselben wird zunächst auffallen, dass mit Ausnahme einer kleinen Strecke an der nördlichen Seite der



Thorweg der Stadtmauer von Huadca.

(S. 80.)

Ringmauer, die dem Fusse des Hügels (15) zugekehrt ist, alle Mauern sowie die Wände der Gebäude in rechten Winkeln zusammentreffen, und zwar sind sie ziemlich genau in der Richtung der Haupthimmelsgegenden ausgelegt. Der mit einer dickeren Linie eingeschlossene Raum (*A*) war augenscheinlich das am dichtesten mit Häusern bestandene Centrum der Stadt, welches von den umliegenden Gegenden (*B*, *E*, *G*) durch eine dicke Mauer geschieden war. Zu dieser inneren Stadt führten drei Thore, eines an der westlichen und zwei an der nördlichen Seite. Das westliche, durch den gegenwärtigen Grundeigentümer zugemauerte Thor öffnete sich in einen von hohen und dicken Lehmwänden eingefassten Weg, der in gerader Richtung drei Kilometer durch die Felder hinführt. Das eine der nördlichen Thore (2) ist am besten erhalten und dient jetzt noch als offener Zugang. Es hat zu beiden Seiten eine plumpe Verzierung in Form von zwei abgestumpften, fast kubischen Pyramiden. Wie in der Regel die Thore der alten peruanischen Festungen, führt es nicht gerade ins Innere des von der Mauer umschlossenen Raumes, sondern in einen knieförmig gebogenen Gang, um bei einem Überfall die Verteidigung zu erleichtern. Auch der äussere Zugang von (*G*) her wird durch einen solchen geknickten, von Mauern eingefassten Weg gebildet, der sich eine Strecke weit in nördlicher Richtung verfolgen lässt. Das zweite nördliche Thor (3) ist verfallen und durch späteres Gemäuer verschlossen, so dass sich seine ursprüngliche Form nicht mehr erkennen lässt. Zwischen den beiden nördlichen Thoren liegt das oben erwähnte Stück der Mauer, dessen Richtung mit den übrigen nicht ganz

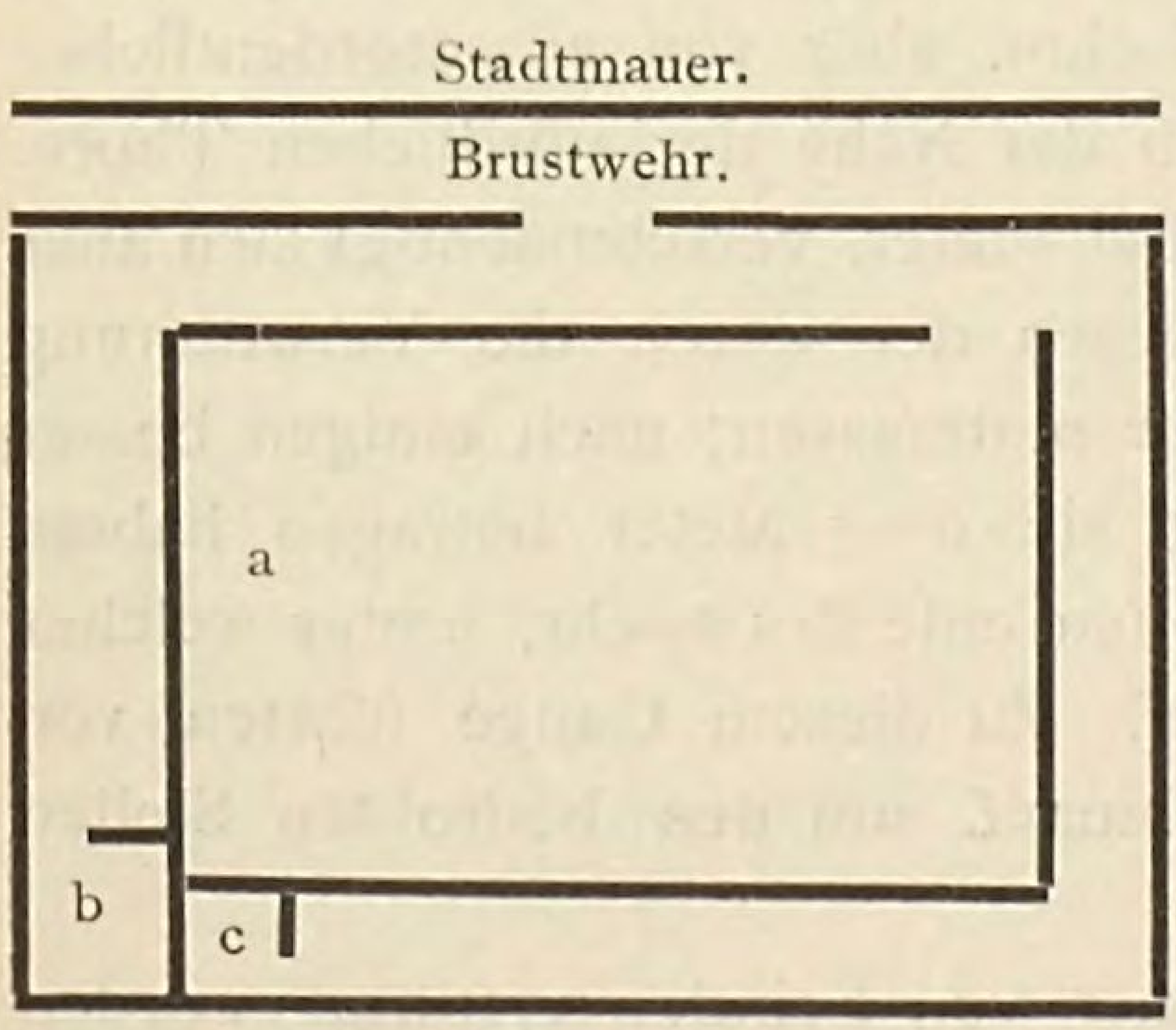


gleichlaufend, sondern etwas schräg ist. Die ganze Mauer ist wie die übrigen der Stadt aus gestampftem Lehm, aber von ausserordentlicher Mächtigkeit. Am dicksten war sie in der Nähe der nördlichen Thore. Dort misst sie an der Basis bis zu drei Meter, verschmächtigt sich aber nach oben. Die Höhe lässt sich wegen der durch die Verwitterung verursachten teilweisen Zerstörung nur mutmassen; nach einigen besser erhaltenen Stellen zu urteilen, mag sie 6—7 Meter betragen haben. Die äussere Seite der Mauer bildet oben eine Brustwehr, hinter welcher ein Gang für die Verteidiger hinlief. Zu diesem Gange führten von Strecke zu Strecke steile Treppen hinauf, um den bedrohten Stellen rasch zu Hilfe eilen zu können.

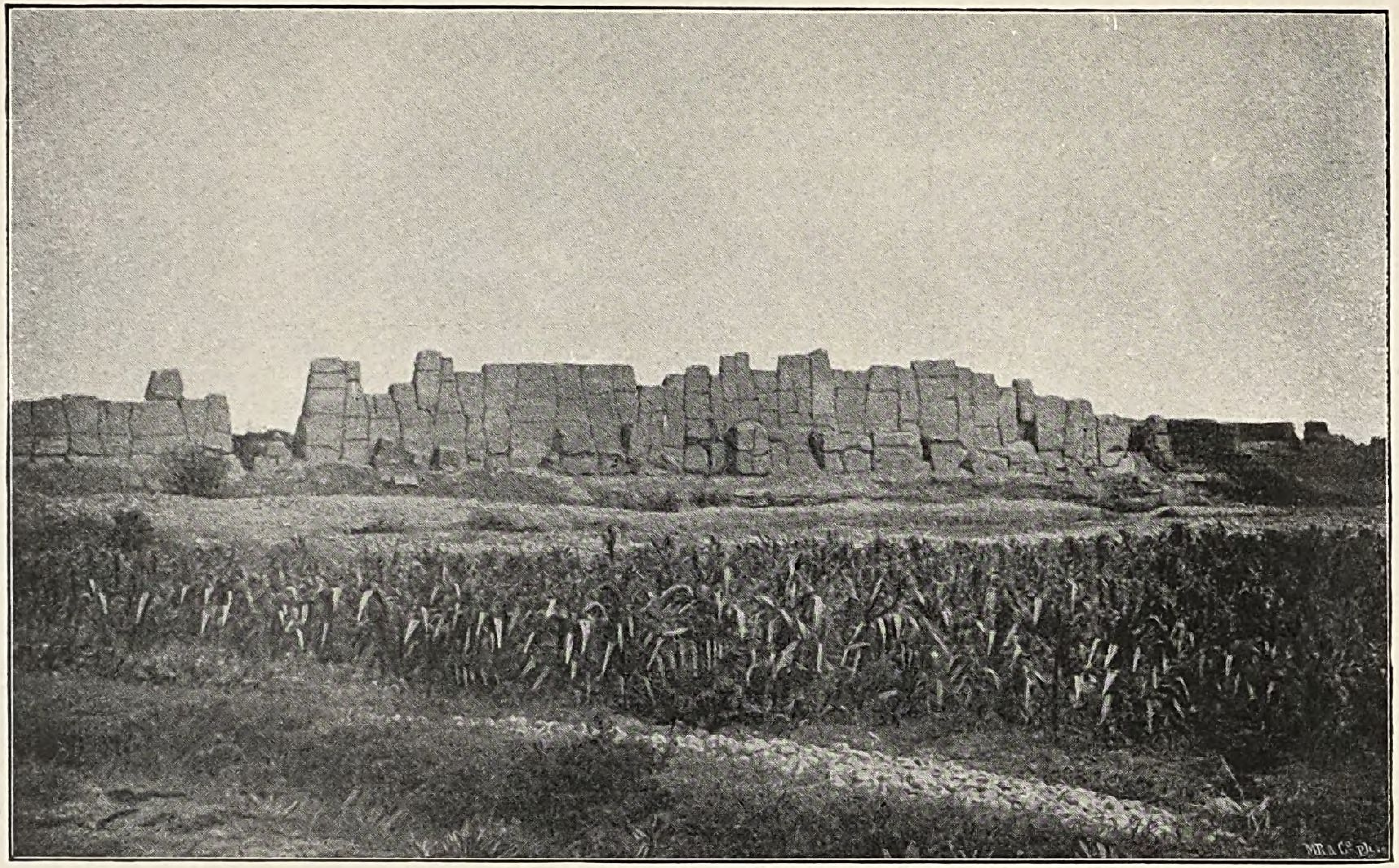
Für den Fall, dass die Ringmauer von Feinden erstürmt worden wäre, hatten die Verteidiger im Innern derselben noch mehrere Zufluchtsorte, die ihnen als Rückhalt dienen konnten. Der wichtigste derselben

befand sich unmittelbar bei dem Thore (2) eine von einer Doppelmauer umgebene Burg (4), die ein Viereck mit abgerundeten Ecken bildete und deren Seiten je 80 Meter massen. Zwei dieser Seiten sind zum Teil erhalten und auf der Westseite sind noch beide Mauern sichtbar (von der äusseren, die von beträchtlicher Höhe, aber geringer Dicke ist, wurde eine photographische Aufnahme gemacht). Nach Osten zu lehnte sich die Burg an einen befestigten künstlichen Hügel (5), wo aber jetzt nur neu erbaute Hütten stehen, in denen die gegenwärtigen Bebauer des Bodens wohnen. Das grösste Gebäude im Innern der Stadt, welches zugleich Festung und Palast gewesen zu sein scheint, liegt in der südöstlichen Gegend des Ruinenfeldes, auf einem künstlichen Hügel und wird Huaca de la Palma genannt (6). Von dem westlichen Thore führt ein von dicken Wänden eingefasster Weg gerade auf dasselbe zu. Die Mauern der meisten Räume dieses Bauwerkes sind jedoch so verfallen, dass das Ganze sich als ein wüster Schutthaufen darstellt, in welchem man nur noch die ungefähren Umrisse dreier grosser Hallen erkennen kann, von denen die eine 50, die andere 40 Meter lang war bei 18 Meter Breite. An den halb eingestürzten Mauern am Fusse des Hügels sieht man Überreste von Wandverzierungen in einem langen und verhältnismässig engen Zimmer, das eine Eingangshalle gewesen sein mag.

An der westlichen Ringmauer zur Seite des Thores, von welchem der gerade Weg nach der Huaca de la palma führt, liegt eine Reihe von Höfen und Bauten, die zwar alle an einander stossen, aber dem Anscheine nach nicht mit einander in Verbindung standen. Dieser Teil der Ruinen ist verhältnismässig gut erhalten und mag aus öffentlichen Gebäuden bestanden haben, denn sie lehnten sich unmittelbar an die



Mauer und standen mit der Brustwehr derselben in Verbindung. Der bemerkenswerteste Raum dieser Gruppe ist ein Gefängnis (21) von dem beistehend ein kleiner Plan gegeben ist. Der Mittelraum (*a*) war ein allgemeines Gefängnis, die kleinen Behälter *b* und *c* Zellen für Gefangene, die besonders streng bewacht wurden. Da die alten Peruaner keine Thüren mit Angeln kannten, sondern ihre Eingänge entweder mit Tierfellen oder gekreuzten Balken verschlossen, so suchten sie das Entweichen der Gefangenen



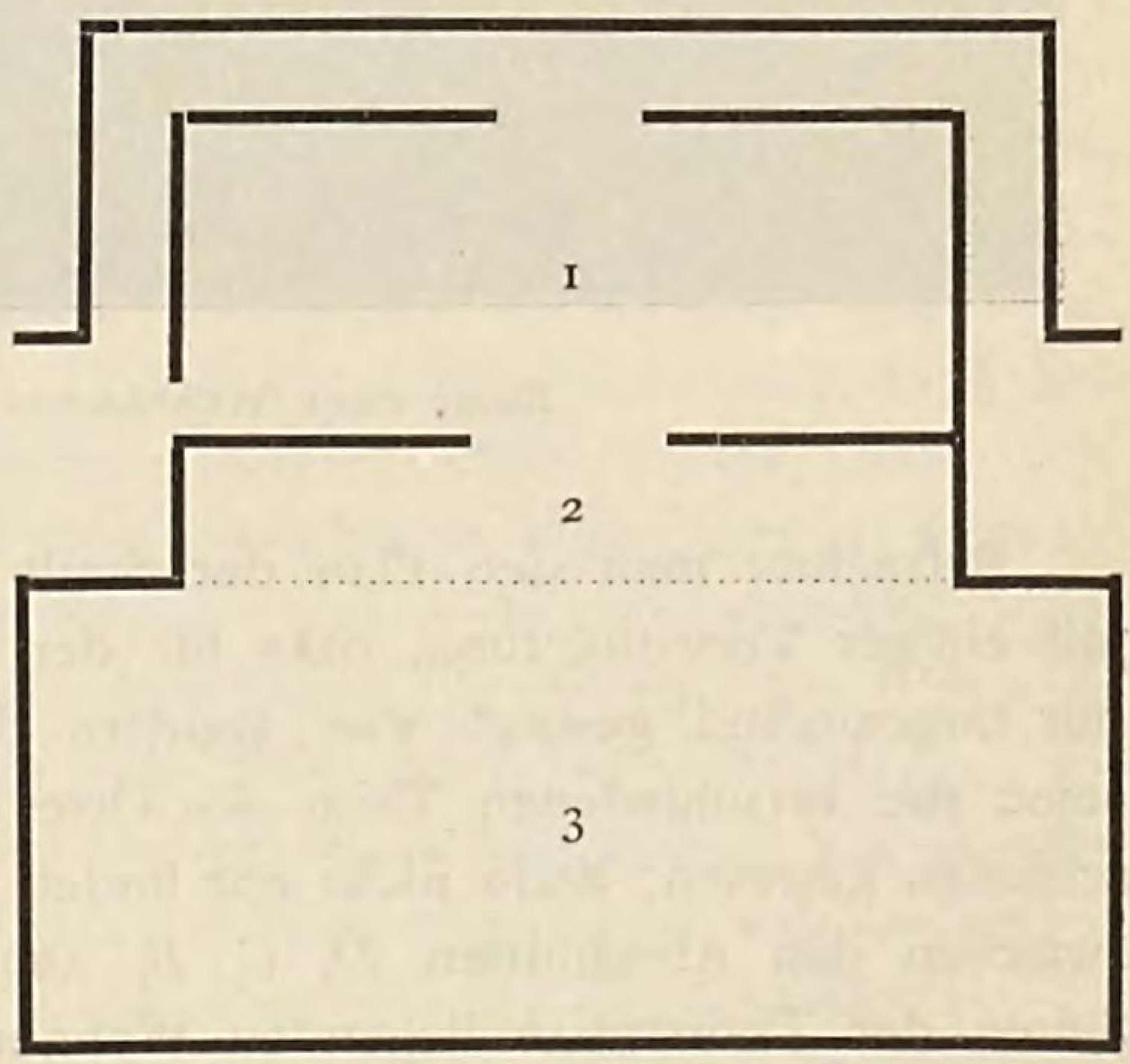
Mauer der Burg in Huadca.

(S. 82.)

durch Winkelgänge und enge Pforten zu verhindern, deren jede durch besondere Hüter bewacht wurde.

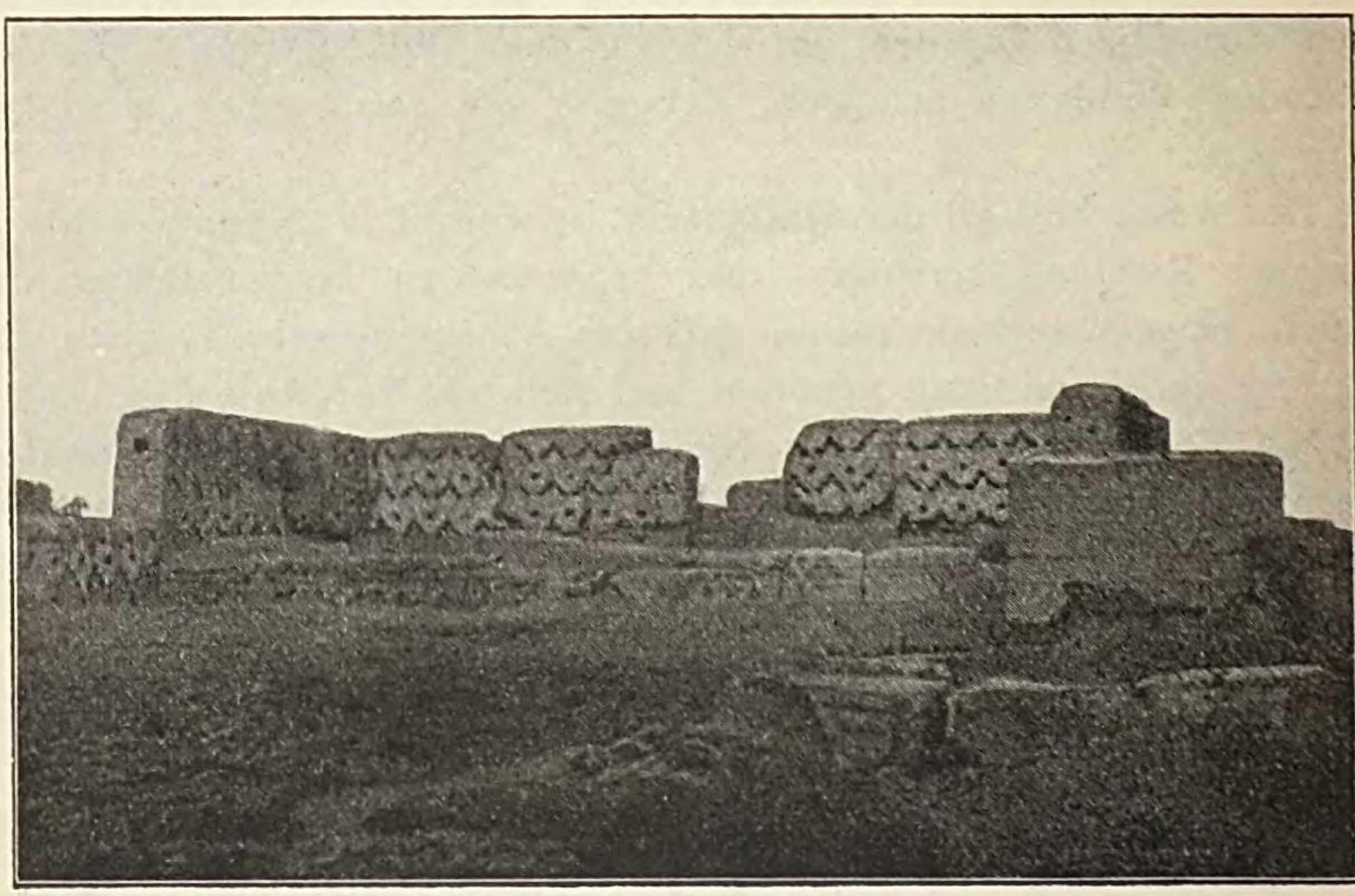
Zu beiden Seiten des vom Thore (1) nach dem Palast der Huaca de la Palma (6) führenden Weges liegt eine Anzahl von Ruinen-Gruppen, welche vermutlich Wohnungen von Häuptlingen waren. Sie sind zwar von verschiedener Grösse, allein alle waren nach demselben Plane gebaut. Sie bestehen ohne Ausnahme aus einem grossen mittleren, nach Norden offenen Raum, dessen hintere (südliche) Seite mit einem Gange in Verbindung steht. Dieser Gang hat nach Süden zu keinen Ausweg, sondern führt rechts und links in Räume, die zu beiden Seiten des Hauptzimmers liegen. Diese Einrichtung hatten die Alten ohne Zweifel ihren Wohnungen gegeben, um sich vor dem beständig von Süden her wehenden Winde zu schützen, der sehr oft durch seine Heftigkeit lästig wird.

Der westliche Teil der Stadtmauer ist sowohl in nördlicher als in südlicher Richtung verlängert und begrenzte zu beiden Seiten von Mauern eingefasste kleinere und grössere Abschnitte oder Gebiete, die augenscheinlich zur Stadt gehörten und vielleicht Vororte waren. Nach Norden liegen am Fusse der Hügel grosse Höfe (*G*); nach Süden, gegen das Meer hin, bilden senkrecht auf die Ringmauer treffende alte Mauern drei grosse Bezirke (*B*, *C*, *D*). Im mittleren (*C*) liegt der best erhaltene Bau des ganzen Ruinenfeldes, den die umstehende photographische Abbildung veranschaulicht. Der Grundriss desselben ist im ganzen der nämliche, wie bei den innerhalb der Ringmauer gelegenen Häusern, und sind die Räume grösser und anspruchsvoller gebaut. Die grosse nach Norden offene Halle (1) ist 22 Meter breit und 8 Meter tief. Die Wände sind mit vertieften Figuren verziert. Der Boden der Halle ist etwas erhöht, man steigt von ihr durch einige Stufen hinab auf einen schmalen Vorplatz (2) und gelangt sodann auf einen geräumigen, von Mauern umgebenen Hof (3). Im letzten und breitesten Abschnitt oder Distrikt (*D*), der ebenfalls noch



von alten, wiewohl niedrigen Mauern begrenzt ist, bemerkt man sonst keine alten Baureste. In der Mitte desselben liegt, umgeben von Zuckerfeldern, die Hacienda Maranga (15).

Jenseits der östlichen Seite der Stadtmauer, in den Abschnitten *E* und *F*, die ohne Zweifel auch mit zur Stadt gehört haben, trifft man keine Ruinen von Wohnhäusern wie die bei *A*, *B* und *C* beschriebenen, sondern mehrere Gruppen von Bauten auf niedrigen künstlichen Hügeln (7, 8, 9), ganz denen gleich, die man auch sonst im Thale des Rimaks zerstreut findet, und die wir für burgähnliche Wohnungen von Adligen oder Häuptlingen halten.



Ruine eines Wohnhauses in Huadca.

Betrachtet man den Plan der Stadt im ganzen, so bemerkt man mit einiger Verwunderung, dass für den Verkehr der Bewohner nicht nur ungenügend gesorgt war, sondern dass es vielmehr scheint, als seien die verschiedenen Teile des Ortes absichtlich von einander geschieden gewesen; denn nicht nur finden sich keine Spuren von Thüren zwischen den Abschnitten *D*, *C*, *B*, auch in *A* waren die zu beiden Seiten der Thorstrasse liegenden Wohnungen ganz ohne Verbindung, und nördlich von der Huaca de la Palma deuten Reste von Mauern an, dass auch jene Gegend durch Abgrenzungen in verschiedene Distrikte geschieden war. Wir müssen aus diesen Einrichtungen schliessen, dass eine strenge Sonderung nach Stämmen (wie sie nach Garcilaso selbst

in der Hauptstadt Cusco aufrecht erhalten wurde) auch bei den kleineren Städten Regel war. Die ländliche Bevölkerung verband sich zwar zur Verteidigung gegen gemeinsame Feinde zum Zusammenleben in grösseren Ortschaften, jeder Stamm jedoch wohnte nach wie vor getrennt von den übrigen. Wir werden später dieselben Einrichtungen auch bei anderen alten Städten der Küste wiederfinden, von denen sich Ruinen erhalten haben wie in Pachacamak und Chanchan bei Trujillo. In Cajamarquilla waren sie weniger deutlich, wegen der vorgeschrittenen Verwitterung der Trümmer.

Der Grund und Boden, auf welchem die Ruinen von Huadca liegen, gehört grösstenteils zu der benachbarten Hacienda Pando und ist an mehrere Italiener verpachtet, welche sich vorzugsweise mit Obst- und Gemüsebau beschäftigen. Man sieht ihre Häuschen und Hütten auf der Spitze der künstlichen Hügel und Trümmerhaufen, wo sie der Fieberluft weniger ausgesetzt sind, die sich bei Verdunstung des Wassers auf den Feldern erzeugt. Trotz der gesunderen Lage leben jedoch die Kolonisten nur ungern in diesen Wohnungen, wegen des allgemein verbreiteten Aberglaubens, dass die Geister der dort Begrabenen zur Nachtzeit unruhig werden und ihr Wesen treiben. Manche Hütten sind daher verlassen und ihre Inhaber haben vorgezogen, sich am Fusse der Hügel anzusiedeln. Auf den Feldern, die zwischen den Ruinen liegen, baut man Mais, Zwiebeln, Kohl, Kürbisse, süsse Kartoffeln und Yuca; an den Rändern wachsen Pfirsichbäume, Feigenbüsche und Gruppen von einheimischen Fruchtbäumen, wie Guayaven, Pacayas und Chirimoyas; hier und da stehen einige struppig aussehende Palmen. Das Haupterträgnis dieser Ländereien aber liefert die Kultur von Weintrauben. Um alle Hügel und Trümmerhaufen winden sich tiefe Bewässerungsgräben, die mit dicken Massen eines harten, halb vertrockneten Grases überwuchert sind. Am Boden dieser Gräben wurzeln Weinstöcke, deren Reben die Ränder und Abhänge bedecken, oder sich auch auf ganz ebener Erde ohne Stütze hinwinden. Diese Stöcke müssen sehr alt sein, weit über 100 Jahre, denn bei nicht wenigen ist der Hauptstock dicker als der Schenkel eines Menschen. Ein grosser Teil der Trauben, die nach Lima zu Markte gebracht werden, reifen hier; zur Bereitung von Wein dagegen werden sie nicht benutzt.

Wir wenden uns jetzt zu einer anderen Klasse von Altertümern, die sich in der Nähe der Stadt Huadca finden, nicht minder interessant als die bisher betrachteten, obgleich ihre Deutung zum Teil dunkel ist und sich über ihre ursprüngliche Gestalt und Bestimmung nur Vermutungen aufstellen lassen. Schon von der Eisenbahn aus,

wenn man von Lima nach Callao fährt, sieht man linker Hand eine Reihe von Hügeln, deren oberster nahe an die Bahn herantritt. Man unterscheidet vier grössere und eine Anzahl kleinerer. Aus der Entfernung nehmen sich die Hügel aus wie gewöhnliche niedrige Erhebungen des Bodens, von langgestreckter, unregelmässiger Gestalt, bei näherer Untersuchung jedoch überzeugt man sich alsbald, dass sie sämtlich künstlich von Menschenhand aufgehäuft sind, und bei den drei grösseren lässt sich trotz der Verwitterung eine ursprünglich rechteckige Basis und Andeutungen eines früheren Terrassen- oder Stufenbaues erkennen, drei der grösseren Hügel (15, 16, 17) liegen nördlich von der Ringmauer der Stadt Huadca, einer südöstlich von derselben (10).

Besuchen wir zunächst die nördlichen, die der Ringmauer am nächsten liegen. In der That hat man vom Thor (3) nur etwa 120 Schritt querfeldein zu gehen, um am Fusse des ersten (15) anzukommen. Dieser hat eine rundliche nierenförmige Gestalt und ist von ungleicher Höhe. Der nach Osten gelegene Gipfel misst 80—90 Fuss, die linksseitigen Partieen sind nur etwa halb so hoch. Die Umrisse aller sind abgerundet, als wenn sie aus natürlichen Erhebungen des Bodens beständen, allein an der sehr steilen Ostseite ist ein Stück des Abhangs herabgerutscht, und man sieht daselbst mit Verwunderung, dass die Hügelwand aus lauter kleinen kubischen Lehmsteinen gebildet ist. Dies lässt vermuten, dass ursprünglich auch die anderen, jetzt formlosen Abhänge dieser Hügelgruppe von Mauern gestützte Terrassen gewesen sind. An der Ostseite liegt zwischen diesem und dem nächstfolgenden Hügel ein ziemlich weiter Zwischenraum, welcher an der Westseite durch einen Vorbau des zweiten (19) ausgefüllt wird. Dieser zweite Hügel (16) ist der ansehnlichste der drei nördlichen und übertrifft seine Nachbarn besonders an Länge, welche 280 Meter beträgt. Seine Breite ist ungleich, an beiden Enden grösser als in der Mitte. Der höchste Punkt, welcher am südlichen Ende liegt, erhebt sich 100 bis 110 Fuss über die Ebene. Umgeht man den Hügel an seiner Basis, so sieht man, dass diese ein Rechteck bildete. An der östlichen Seite, der steilsten, bemerkt man in der mittleren Gegend lange stufenartige Strecken, aus denselben kleinen Lehmsteinen gemauert, wie die bei (15) erwähnten. Auch beim Besteigen des Hügels sieht man an mehreren durch Schatzgräber unternommenen Ausgrabungen, dass seine Wände bis zu einer grossen Tiefe aus denselben Bauelementen bestehen, der ganze mittlere Teil ist jedoch eine Aufschüttung von Erde, in welcher bisher keine Spuren von unterirdischen Gängen oder Kammern entdeckt worden sind. Nach Norden zu dacht sich der Ab-

hang des Hügels in wellenförmigen Stufen allmählich ab. Am Fusse der südwestlichen Ecke liegen, von Terrassen gestützt, zwei vierseitige Plattformen etwa 8 Meter über der Ebene (18, 19), von denen die kleinere (19) sich bis zum Fusse des Hügels (15) erstreckt. Diese beiden Plattformen waren Begräbnisplätze, und besonders die kleinere ist in allen Richtungen zerwühlt. Allenthalben liegen zerbrochene und verwitterte Schädel und menschliche Gebeine, Fetzen von Matten und Geweben, in welchen die Toten eingewickelt gewesen waren. Auch die unteren Gegenden des Hügels (15) enthalten viele Gräber. Unter den umherliegenden Schädeln bemerkt man manche durchlöcherte und geborstene, und zwar waren solche Verletzungen nicht das Werk vom Hacken der Schatzgräber, sondern sie waren alt und rührten augenscheinlich von empfangenen Wunden her. Auch trifft man zuweilen Schädel mit geheilten Brüchen, an denen eine beträchtliche Vertiefung zurückgeblieben ist. — Die Form der Grundfläche dieses Hügels, das steile Abfallen dreier Seiten, sowie das stufenmässige der vierten, endlich die Reste alten Mauerwerks, die an verschiedenen Orten zu Tage liegen, lassen schliessen, das die ganze, jetzt kahle und verwitterte Oberfläche ein Unterbau gewesen ist und einst noch andere Bauten getragen hat, über deren Gestalt und Ausdehnung wir freilich nicht einmal Vermutungen aufzustellen vermögen. Der Unterbau bestand aus einer Reihe von Terrassen oder Stufen, die oben eine Plattform trugen, und welches auch die Bestimmung dieses und anderer ähnlicher Werke gewesen sein mag, so ist soviel sicher, dass ihre Errichtung nur mit einem ungeheuren Aufwand an Mühe und Zeit möglich gewesen ist.

Der dritte nördliche Hügel (17), der durch einen Zwischenraum von 100 Metern vom vorigen getrennt wird, ist 210 Meter lang und wie der zweite in seinem mittleren Teile weniger breit als an seinen beiden Enden. Das obere Ende misst 105 Meter, das untere ist erheblich breiter, lässt sich aber wegen der Unebenheit des Bodens und des dort laufenden Wassergrabens nicht messen. Der Fuss des Hügels wird dort von einer grossen Terrasse oder Plattform umgeben, die etwa ebenso hoch über der Thalebene liegt wie die Terrasse (18). Im übrigen unterscheidet sich dieser Hügel von den beiden vorigen insofern, als man an seinem Abhange nirgends Spuren der kleinen Lehmsteine entdeckt, aus welchen die Terrassen seiner Nachbarn aufgeführt waren. Dieser Hügel besteht somit bloss aus einer Aufschüttung von Erde und Geröll. Auch von etwaigen Gebäuden auf seinem Gipfel trifft man keine Überreste oder Anzeichen, wie solche an anderen ähnlichen Orten durch wallartige Erhebungen des Bodens angedeutet werden. Dieser

Hügel ist der höchste der Gruppe, übertrifft aber den zweiten nur insofern, als er weiter aufwärts im Thale liegt; über die Ebene erhebt er sich nicht mehr als der zweite.

Um den Fuss der drei Hügel winden sich Wasserkanäle, in deren Bette Weinstöcke gepflanzt sind, wie in den Ruinen der Stadt. Die Reben werden an den steinigen Abhängen hinaufgeleitet, auf deren Geröll die Sonnenstrahlen abprallen, wodurch die Reife begünstigt wird. Man hält diese Weinpflanzungen ziemlich trocken. Nur alle 14 Tage lässt man das Wasser einige Stunden lang durch die Kanäle fliessen. Auf der Spitze der Hügel befinden sich Wachthäuschen, von welchen aus den Arbeitern auf den umliegenden Feldern Zeichen gegeben werden. Auf dem mittleren hängt vor einer der Hütten statt einer Glocke ein altes eisernes Pflugschar, welches beim Anschlagen einen heiser dröhnenden Ton von sich giebt. Von diesem weithin vernehmbaren Schall führt dieser Hügel den Namen: Huaca de la Campana — der Glockenhügel.

Über den Zweck, dem diese Hügel dienten, giebt ihre jetzige Gestalt keinen Aufschluss. Es mögen Orte gewesen sein, welche der Gottesverehrung gewidmet waren, wo sich Tempel oder Opferstätten befanden. Vielleicht waren sie Festungen zur Verteidigung gegen äussere Feinde, oder Burgen zur Beherrschung und Einschüchterung der Vasallen, oder endlich waren es nur luftige Wohnplätze, die sich die Könige des Landes hatten errichten lassen, um sich ausserhalb des Bereichs der Fieber zu halten. Wie sehr indessen das Fieber gefürchtet gewesen sein mag bei Leuten, denen die Chinarinde und ihre Wirkung unbekannt war, so ist diese letztere Vermutung doch die am wenigsten wahrscheinliche. Es fällt auf, dass man nirgends in der Thalebene Vertiefungen oder Gruben antrifft, welche die Orte andeuten, aus welchen die Erde zu so hohen Aufschüttungen entnommen wurde. Man muss daher annehmen, dass die aufgehäuften Massen gleichmässig von der ganzen Oberfläche des Thals abgetragen worden sind. Dabei verfolgte man neben der Errichtung von Anhöhen zu Bauten noch einen anderen Zweck, nämlich den, das durch lange Kultur erschöpfte Erdreich zu entfernen und dadurch den darunter liegenden, noch jungfräulichen Boden freizulegen und zu besäen. Die alten Peruaner waren im Ackerbau sehr erfahren, sie kannten die Notwendigkeit des Düngens und wussten den Guano zu schätzen. Allein in der Nähe von Lima gab es keine Lager von Vogelmist, und da ihnen somit dieses Mittel fehlte, so ersetzten sie es durch Erneuerung des Bodens, was sehr wohl anging, denn die Lager kulturfähiger Erde sind im Thale des Rimaks

sehr mächtig. Gegenwärtig, wo dies bereits seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen ist, soll nach dem Zeugnis erfahrener Landwirte der einst so fruchtbare Boden der Umgegend von Lima völlig erschöpft sein. Vielleicht also war das Bestreben, die Ertragfähigkeit des Bodens durch Abtragung seiner oberflächlichen Schichten zu erhöhen, der Ursprung der vielen künstlichen Hügel, die man bei Lima und in anderen Thälern des peruanischen Küstenlandes antrifft, und die Verwendung derselben zu Festungsbauten oder religiösen Zwecken kam erst später. Für eine solche Annahme scheint noch der Umstand zu sprechen, dass viele künstliche Hügel vorhanden sind, die nur aus Aufschüttungen von Erde und Geröll bestehen, und weder zu Gräbern noch zur Anlage von Gebäuden verwendet sind. Eine ganze Anzahl solcher niedriger Hügel und Erdhaufen liegt südlich in unmittelbarer Nähe der oben beschriebenen grossen Hügel und einer derselben findet sich auf dem Plane angedeutet (23), der daneben befindliche kleine Hügel (20) ist ein gemauerter Terrassenhügel.

Eine andere Betrachtung, zu der sich der Besucher veranlasst sieht, betrifft das Alter der Hügel; wir meinen nicht sowohl die Zeit ihrer Entstehung an sich, zu deren Beurteilung alle Anhaltspunkte fehlen, als ihr Alter im Vergleich mit den Ruinen der Stadt, welche an ihrem Fusse liegt. Die Hügel sind weit mehr verwittert, etwa auf denselben vorhanden gewesene Bauwerke sind fast ganz verschwunden und selbst die allgemeinen Umrisse der Massen sind formlos und lassen ein ungefähres Bild ihrer früheren Gestalt mehr erraten als erkennen. Und zwar sind diese Veränderungen allem Anscheine nach nicht das Werk absichtlicher Zerstörung gewesen, sondern das Ergebnis langsamer Zersetzung und Zerbröckelung unter der Einwirkung atmosphärischer Einflüsse. In der Stadt dagegen sehen wir überall, wo die Trümmer den Menschen bei dem Bebauen der Felder nicht im Wege standen, Mauern und Wände noch ziemlich gut erhalten. Dazu kommt, dass die Bauart auf den Hügeln eine andere war als in der Ebene. Bei keinem Bauwerke der Stadt finden wir die kleinen Lehmsteine verwendet, aus welchen alle Stützmauern der Terrassen und Plattformen der Hügel bestehen. Wir werden später beim Besuche anderer sehr alter Bauten der Küste dieselben kleinen Backsteine wiederfinden, besonders beim Tempel des Pachacamak zu Lurin, wo ihr Unterschied von den sehr grossen Backsteinen des Sonnentempels und der übrigen Inkabauten sehr auffällig ist. Wir halten es somit für wahrscheinlich, dass die nördlich von Huadca gelegenen Hügel erheblich älter sind als die Stadt, dass sie vielleicht von einer anderen Rasse herrühren als die, welche

sich zur Zeit der Eroberung der Gegend durch die Inkas im Besitz des Thales befand.

Das hier Gesagte gilt nicht von dem vierten der grossen Hügel, der in Gestalt und Bau von den oben beschriebenen wesentlich abweicht, und auch ziemlich weit von denselben entfernt liegt. Wir widmen demselben daher eine getrennte Beschreibung und wenden uns jetzt zu seinem Besuche. Zu diesem Ende steigen wir von den nördlichen Hügeln herunter, wandern an der alten Stadtmauer hin bis zu ihrem östlichen Ende und wenden uns dann querfeldein nach Süden. Wir kommen an auf kleinen Anhöhen gelegenen Ruinengruppen (7, 8) vorüber, überschreiten einen tiefen Wassergraben (22) auf einem umgestürzten alten Weidenstamm und gelangen zu dem freien Platze (*F*), dem die Stirnseite des Hügels (10) zugekehrt ist. Dieser ist bekannt unter dem Namen Huaca del Estanque, so genannt nach einem Teiche oder Wasserbehälter (12), der an seiner Westseite liegt, und in welchem das Wasser des Grabens behufs seiner weiteren Verteilung angestaut wird. Der Hügel präsentiert sich nicht als eine formlose Aufhäufung von Erde, wie die übrigen bisher beschriebenen, sondern schon aus der Ferne bemerkt man in seinen Umrissen gerade Linien, die ihn als ein Werk von Menschenhand erkennen lassen. In der That bildet seine Grundfläche ein Geviert, dessen Seiten je 135 Meter messen. Die Höhe beträgt 28—30 Meter. Die Seitenwände dieses Baues bestanden nach Norden, Westen und Süden aus mehreren Reihen von treppenartigen Stufen oder schmalen Terrassen, welche durch beinahe senkrechte, etwas nach innen zu geneigte Lehmwände gebildet wurden. Auf der westlichen, verhältnismässig besterhaltenen Seite ist diese Anordnung am deutlichsten, doch zeigen auch hier die Stufen keine regelmässigen, geraden Linien, da an manchen Stellen die Wände nachgegeben haben und herabgerutscht sind. Dies mag zum Teil schon geschehen sein, während das Gebäude noch benutzt wurde, und die mancherlei Unregelmässigkeiten, die man dort bemerkt, waren Ausbesserungen erlittener Schäden, oder Stützmauern zur Vorbeugung derselben.

An der Vorderseite bemerkt man einen aus der Ebene (*F*) schräg aufsteigenden Erdwall, dessen oberes Ende in einen Einschnitt des Hügels übergeht, und durch Mauern eingefasst war. Trotz des verfallenen Zustandes der ganzen Vorderwand, erkennt man aus der allgemeinen Form der Massen alsbald, dass dies eine grosse Freitreppe war, die von unten bis hinauf zur Plattform führte. Auf der östlichen Seite erhob sich der Bau gleichfalls in Stufen, doch standen dieselben

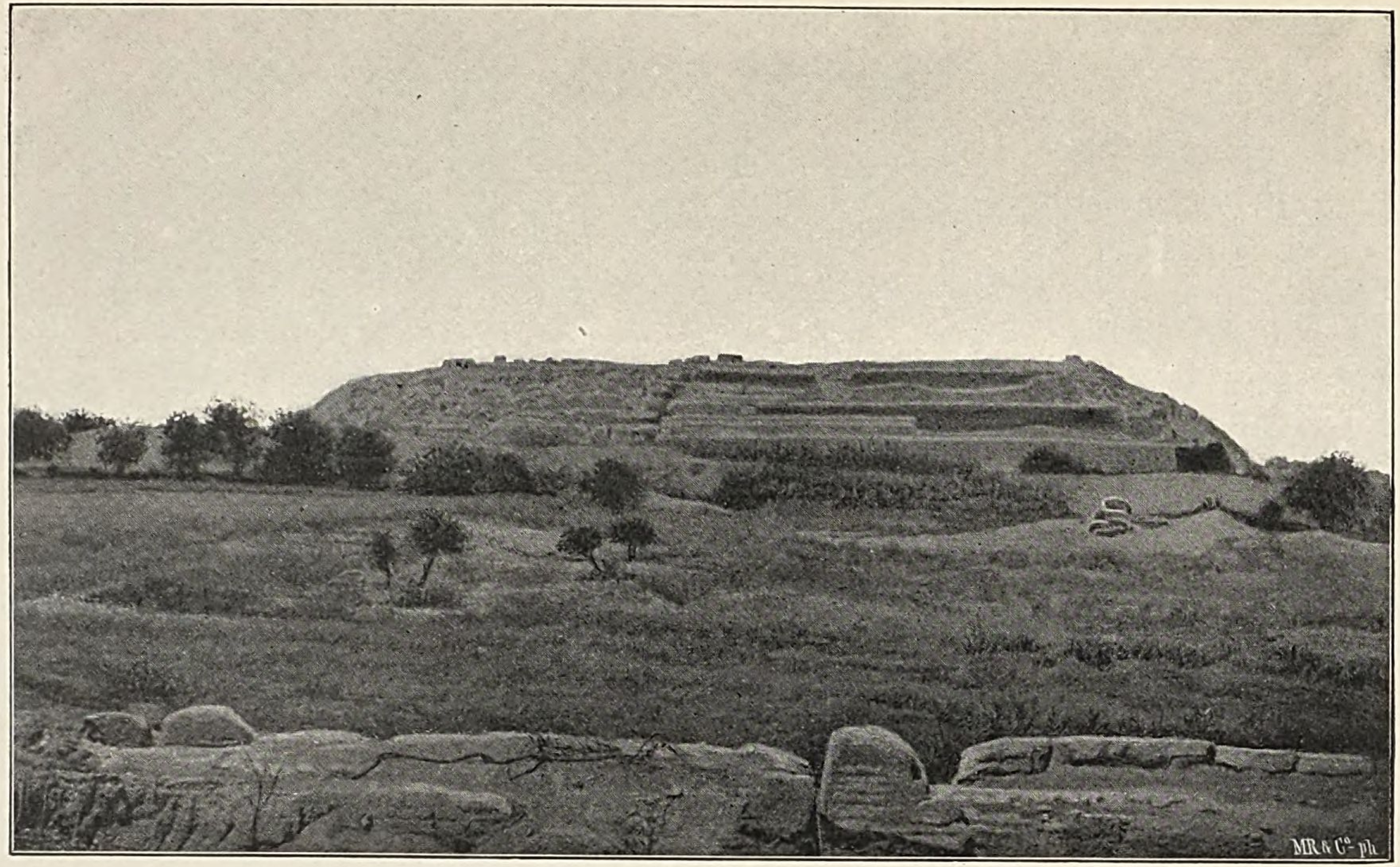
nicht nahe und steil über einander, sondern wurden durch lange Säle oder Hallen gebildet, die in drei Reihen, immer eine höher als die andere, sich an der ganzen Länge hinzogen. Es waren Räume von 10—12 Meter Breite, welche von dicken Mauern gestützt wurden und ebensoviele Terrassen bildeten. Aus dieser Anordnung ergiebt sich, dass die obere Fläche oder Plattform des Baues, dessen Basis gleichseitig ist, kein Quadrat, sondern ein Rechteck darstellte, dessen lange Seiten die westliche und östliche sind. Aus diesem Grunde befindet sich auch die Freitreppe nicht in der Mitte des Baues, sondern sie führte zur Mitte des Rechtecks und ihr Aufgang liegt der westlichen Seite näher. Die Oberfläche des Baues ist eine weite Plattform, auf welcher sich keine Mauerreste entdecken lassen. Am südlichen Ende derselben findet sich eine von Schatzgräbern ausgehöhlte Grube, eine Art Schacht, dessen Boden man nicht sehen kann, von dessen Tiefe jedoch das Geräuch eines hinabgeworfenen Steins einen ungefähren Begriff giebt. Die Schatzgräber sind durch keinen Fund für ihre Mühe belohnt worden und ihre Arbeiten haben uns gezeigt, dass das Innere des Hügels aus aufgeschütteter Erde und Geröll besteht und keine unterirdischen Gänge oder Zellen enthält. Auch an anderen Stellen der Plattform bemerkt man Spuren angestellter Nachgrabungen, wenn auch oberflächlicherer, als die oben erwähnte. Es scheinen aber nicht einmal Gräber gefunden worden zu sein, denn man sieht weder Schädel noch Gebeine, die sonst überall um zerstörte Grabstätten umherliegen.

Blickt man von der Höhe der Plattform auf die am Fusse sich ausdehnende Fläche (*F*), so bemerkt man zu beiden Seiten derselben Mauertrümmer, welche andeuten, dass sich hier ein freier Platz befand, ein grosser Hof, von welchem die Treppe hinaufführte. Der Treppe gerade gegenüber erheben sich am Ende des Hofes noch Überreste eines grossen Thorwegs, der zu einem zweiten Platz oder Hof geführt zu haben scheint. Nach rechts wurde dieser Platz begrenzt durch einen mächtigen Bau, der sich auf einem künstlichen Hügel von rechteckiger Basis erhob. Allerdings stand dieser dem grossen an Höhe und Ausdehnung nach, war aber doch sehr ansehnlich (80 Meter Länge bei 50 Meter Breite). Unter den mancherlei Räumen der darauf befindlichen Ruinen bemerkt man einen grossen Versammlungssaal, an dessen Wänden sich meterhohe Estraden oder Lehmbänke hinziehen.

Legt man sich nun die Frage vor, welchen Zwecken die eben beschriebenen Bauwerke gedient haben mögen, so bietet sowohl der Gesamtanblick der Ruinenmassen, als auch die mitgeteilten Einzelheiten weit mehr Anhaltspunkte für die Deutung, als dies bei den anderen

künstlichen Hügeln der Fall war. Man hat gewöhnlich die Huaca del Estanque für eine Festung gehalten und sie daher auch »el castillo« genannt. Allein eine nähere Betrachtung ergiebt alsbald, dass der Bau kein Waffenplatz gewesen ist, sondern vielmehr eine religiöse Bestimmung gehabt hat, ein Tempel war. Dafür spricht die stufenförmige Anlage der Wände, die wir bei allen anderen Tempeln der Küste wiederfinden werden, in Pachacamak, Chincha, Huaura, Casma, Trujillo und Eten; ferner die Abwesenheit aller Spuren von Bauten auf der Plattform, endlich und vor allem das Vorhandensein einer grossen Freitreppe. Bei allen Festungsbauten der alten Peruaner bestehen die Zugänge, die sich erhalten haben, aus gewundenen oder geknickten Gängen; denn da ihnen bewegliche Thüren aus Planken oder Balken nicht bekannt waren, so verschlossen sie die Zugänge ihrer Burgen durch Verrammelung, indem sie Barrikaden in den Umbiegungsstellen der Gänge anbrachten. Freitreppen dagegen finden sich nur bei Tempeln und bei diesen führten in der Regel die Stufen in einer Flucht vom Hofe bis zur Spitze oder Plattform, wie dies auch bei dem Bau, der uns hier beschäftigt, der Fall war.

Da der Verfasser bei seinen vielen Wanderungen durch die Umgegend von Lima nach und nach alle sogenannten Huacas besichtigt hat und diese die einzige ist, an welcher sich die eben bezeichneten Eigentümlichkeiten der Küstentempel nachweisen lassen, so nimmt er keinen Anstand, diese Huaca del Estanque für den Tempel des Rimaks zu erklären, des orakelverkündenden Gottes, der einst im Thale von Lima verehrt wurde, und von welchem der Name desselben hergeleitet wird. Garcilaso erzählt in dem Kapitel, welches von der Unterwerfung dieser Gegend unter die Herrschaft der Incas handelt (I, Lib. 6, Kap. 30), dass die Bewohner des Thales ein Götzenbild von menschlicher Figur verehrt hätten, welches auf Befragen die Zukunft enthüllt habe, wie das Orakel zu Delphi. Davon habe man den Gott »Rimak« genannt, d. h. den Sprecher, denn rimak ist das aktive Partizipium des Zeitwortes rimay, reden. Dieser Gott habe in grossem Ansehen gestanden, selbst bei den Incas, und habe in einem prächtigen Tempel gewohnt, wenn auch nicht in einem so reichen wie der Gott Pachacamak in Lurin; denn im Vergleiche mit diesem sei der Rimak nur eine untergeordnete Gottheit gewesen. Wo der Tempel dieses Gottes gestanden habe, darüber sagt Garcilaso nichts, woraus wir schliessen, dass ihm nichts bekannt war, denn sonst würde er es gewiss erzählt haben. Fernando Pizarro muss auf seinem Ritte von Cajamarca nach Lurin unmittelbar an der Stadt vorüber gekommen sein, deren Ruinen wir soeben be-



Tempel des Rimak.

(S. 92.)

schrieben haben, allein weder er selbst in seinem Briefe an die Audienz von Santo Domingo noch der Rentschreiber Miguel Estete, der ihn begleitete und einen Bericht über die Reise schrieb, erwähnen eines Tempels. Da nun Hernando Pizarro bei dem weiten Weg, den er auf Befehl seines Bruders zurückgelegt hatte, keinen anderen Zweck verfolgte als den, die Schätze des Tempels zu Lurin nach dem Lager der Spanier schaffen zu lassen, so würde er sicherlich andere reiche Tempel, an denen er vorübergekommen wäre, nicht unbesucht gelassen haben, selbst wenn sie nicht unmittelbar am Wege gelegen hätten. Auch die Sachverständigen, die zwei Jahre später auf Geheiss Francisco Pizarros das Thal von Lima untersuchten, um einen passenden Platz für die zu gründende neue Stadt auszuwählen, brachten keine Nachricht von einer daselbst angetroffenen grossen Ortschaft, oder eines berühmten Tempels. Wir können aus dem Schweigen aller dieser Berichte entnehmen, dass zur Zeit der Ankunft der Spanier der Tempel des Rimaks nicht mehr benutzt wurde, ja dass vielleicht die Stadt selbst bereits verlassen war und in Trümmern lag. Trotz des Fehlens sicherer Nachrichten erhielt sich die Überlieferung von dem Vorhandensein eines einst berühmten Tempels uud der Pater Calancha bemerkt in seiner Chronik des Augustinerordens, derselbe habe sich hinter dem Landgute der Dominikaner Limatambo befunden. Die Hacienda von Limatambo liegt in der Mitte des Weges zwischen Lima und Miraflores an der rechten Seite der Strasse. Auf einen Kilometer weit befinden sich hinter den Gebäuden dieses Gutes keine alten Ruinen, wovon sich der Verfasser durch die Untersuchung der Gegend überzeugt hat. Der Pater Calancha mag es mit seiner Ortsangabe nicht genau genommen und bloss gehört haben, dass der Tempel in jener Gegend gelegen. In einer Notiz des Sammelwerkes von Odriozola (Docum. literarios del Peru, IV, 295) wird die Angabe Calanchas bestätigt und vervollständigt. Dort heisst es: »Der Gott des Thales von Lima war der Rimak, dessen Tempel wir heute in der Nähe des Landgutes der Dominikaner sehen, welches früher Rimac tampu hiess, und heute durch verdorbene Aussprache Limatambo genannt wird. Von dieser Huaca begann die alte Stadt und dehnte sich bis Maranga aus, wie die dort befindlichen Ruinen beweisen.« Und allerdings erstrecken sich die Ruinen der Stadt bis zu der genannten Hacienda, nur liegt die Huaca del Estanque ziemlich weit hinter Limatambo. Fasst man aber die Angaben der Überlieferung mit den Ergebnissen der Untersuchung zusammen, so kann kein Zweifel darüber bleiben, dass die eben beschriebenen Ruinen wirklich vom Tempel des Rimaks herrühren.

Eine andere Frage, die sich hier darbietet und mit der Ruinenstadt in enger Verbindung steht, ist die, welches wohl der urspüngliche Name des Gottes Rimak gewesen sei. Rimak ist ein Wort der Keshuasprache; an der Küste aber wurden mehrere von dieser ganz verschiedene Mundarten gesprochen, die erst nach der Eroberung durch die Inkas der offiziellen Sprache derselben weichen mussten. Offenbar stammte daher der Name Rimak von den neuen Herren des Landes her und wurde dem alten Landesgott wegen dessen orakelverkündender Eigenschaft beigelegt. In dem Geschichtswerk von Oviedo findet sich ein Bericht des Piloten Pedro Corzo*), welcher viele Jahre lang an der peruanischen Küste gefahren war. In diesem heisst es: »An der ganzen Küste in einer Ausdehnung von 500 Leguas finden sich Tempel auf Anhöhen. Die Götzenbilder sind aus Holz oder Stein. Der vornehmste Gott heisst Guatan, ein Wort, das zugleich einen Wirbelwind bedeutet. Die Priester sind weiss gekleidet, leben keusch und essen weder Salz noch Pfeffer. Die Opfer werden auf den Plattformen der Tempel vorgenommen. Man opfert Menschen und Tiere, indem man ihnen das Herz ausreisst und den Götzen darbietet«. Nun geht aus einer Stelle der Gründungsgeschichte der Stadt Lima vom Pater Cobo**) hervor, dass, die in dem gegenwärtig Huatica genannten Teil des Rimakthales gelegene Stadt früher Guadca geheissen habe. Hiernach lässt sich vermuten, dass Guatan und Guadca verdorbene Aussprachen eines und desselben alten indianischen Götternamens waren. Corzos Aussprache war anscheinend die nachlässigste, wovon er an derselben Stelle seines oben angeführten Berichtes einen Beweis giebt, indem er die Stadt Chanchan bei Trujillo Canda nennt. War also Guadca oder Huadca der im Limathale verehrte Gott, so war nach diesem die Stadt benannt worden, in welcher sich sein Tempel befand, ganz so wie die bei dem Tempel des Pachacamak in Lurin gelegene Stadt gleichfalls mit dem Namen dieses Gottes bezeichnet wurde.

Einen weiteren Beleg zu Gunsten dieser Annahme liefert der Umstand, dass das Wort »huateka« in die Keshuasprache aufgenommen wurde, in der Bedeutung eines falschen Ratgebers, Versuchers und weiterhin des Teufels. Es mag sein und wir halten es für wahrscheinlich, dass dieses Wort erst nach der spanischen Eroberung durch die Missionare in die allgemeine peruanische Landessprache eingeführt worden ist. Die Spanier

*) Historia general y natural de las Indias occidentales. Lib. 46, Cap. 17.

**) Historia de la fundacion de Lima, por el P Bernabé Cobo de la Compañia de Jesus, Lima 1882 — p. 75.

der damaligen Zeit hielten alle von den Heiden verehrte Götzen für Stellvertreter des Teufels, und alle Orakel galten ihnen als betrügliche Spiegelfechtereien des chistlichen Erbfeindes*).

Kehren wir nach dieser Abschweifung nochmals zu dem Ruinenfelde zurück und suchen wir, ehe wir es verlassen, ein Gesamtbild zu gewinnen und uns einzuprägen. Von allen Hügeln, die wir besucht haben, geniesst man schöne Blicke über die umliegende Ebene, allein die beste Rundsicht bietet die Huaca de la Palma wegen ihrer Lage in der Mitte der alten Stadt. Nach Norden liegen die drei grossen Hügel, darüber hin sieht man am Fusse des Gebirges die Türme von Lima; links nach Westen die Station der Legua mit der zerfallenen kleinen Kirche und der Astrapäen-Allee, der Fahrstrasse von Callao nach Lima; weiter südlich den Hafen mit seinen Schiffen und die Bucht, die von den Inseln San Lorenzo und Fronton begrenzt wird; im Süden ganz in der Nähe die Hacienda Maranga inmitten saftgrüner Zuckerfelder und weiterhin das offene Meer; nach Osten den Tempel des Rimak, jenseits desselben Magdalena, umgeben von Olivenhainen, links davon Miraflores mit seinen Norfolktannen; südöstlich am Ende der Bucht den Morro Solar und an seinem Fusse den einst so freundlichen Badeort Chorrillos und daneben in der Ferne die verhängnisvollen Höhen von San Juan, auf denen das Schicksal Perus entschieden wurde. Zu unseren Füssen, rings umher ausgebreitet zwischen frisch grünen Mais- und Yukafeldern, Weinpflanzungen, kleinen Obstgärten und Gruppen alter Palmen die Ruinen: Ringmauern, Trümmer von Wohnungen in der Ebene und manche kleine Burgen auf Hügeln. Vielleicht bietet die alte Stadt, wie soviele andere Ruinen im Zustande des Verfalls ein freundlicheres Bild, als zur Zeit da sie bewohnt war. Versuchen wir uns vorzustellen, welches wohl der Anblick gewesen sein mag, der sich damals dem Beschauer darbot, so können wir nicht umhin uns zu sagen, dass die von hohen Mauern umschlossenen Höfe, die engen Gänge, die fensterlosen Häuser mit schmalen Eingängen, in welchen die Bewohner eingepfercht waren, die mangelnde Verbindung der Stadtteile, die absichtliche Absperrung der Menschen von einander, von gegenseitigem Misstrauen zeugten und etwas Düsteres und Unheimliches gehabt haben müssen, auch

*) Im Vocabulario von Holguin finden wir:

huateca, el mal consejero, alcahuete, acechador
huatecani, aconsejar cosas malas, acechar
probar, tentar.

Das Wort ging in dieser Bedeutung auch in die Aimaráspracheüber, ist aber jetzt obsolet und wird nicht mehr verstanden.

wenn wir annehmen, dass die jetzt grauen Lehmwände, wie in anderen altperuanischen Gebäuden, früher mit lebhaften Farben angestrichen waren. Nach ihrem Kunstwerte geschätzt, stehen diese Bauwerke im Vergleich zu denen, welche andere bevorzugtere Völker der Vorzeit hinterlassen haben, freilich nur auf einer bescheidenen Stufe, allein erwägt man, welchen ausserordentlichen Aufwand von Arbeit die Errichtung der künstlichen Hügel einer Bevölkerung von verhältnismässig beschränkter Zahl auferlegt haben muss, so wird man seine Anerkennung einer Rasse nicht versagen können, deren Denkmale noch fortfahren werden, von ihrer Thätigkeit und Ausdauer Zeugnis abzulegen, wenn alles, was das gegenwärtige Geschlecht geschaffen hat, längst wieder vom Boden verschwunden sein wird.

Die Huacas von Magdalena und Miraflores.

Nachdem wir die Ruinen der beiden grösseren Ortschaften des Rimakthales besucht und beschrieben haben, erübrigt noch, einiges über die einzeln gelegenen Trümmergruppen zu bemerken, die sich allenthalben im Thale zerstreut finden. Alle grösseren Massen von Bauresten aus alter Zeit werden Huacas genannt, ein Wort der Inkasprache, das ursprünglich auf die verschiedensten Gegenstände angewandt wurde, die mit Religion oder Aberglauben in Verbindung standen, jetzt aber vorzüglich zu der Bezeichnung aller künstlichen Bodenerhebungen dient. So werden die nördlich von der alten Stadt Huadca gelegenen drei Hügel Huacas de Pando genannt, von dem Namen des Gutes, zu dessen Ländereien sie gehören; der Tempel des Rimaks heisst Huaca del Estanque von dem Wasserbehälter an seinem Fusse; ein grosser Hügel bei Miraflores Huaca Juliana. Von dem Worte Huaca zu unterscheiden ist huaco, denn so nennt man in Peru die in den Gräbern der Huacas aufgefundenen Thongefässe oder kleinen Götzenbilder. Die Huacas in der Umgegend von Lima waren teils blosse Aufschüttungen von loser Erde und Geröll, teils vierseitige, meist rechteckige Terrassenbauten, deren Wände, entweder aus gestampftem Lehm oder kleinen Backsteinen aufgeführt, Plattformen von aufgehäufter Erde stützten. Diese Plattformen dienten öfters, aber nur die gemauerten, als Unterbau für Wohnungen.

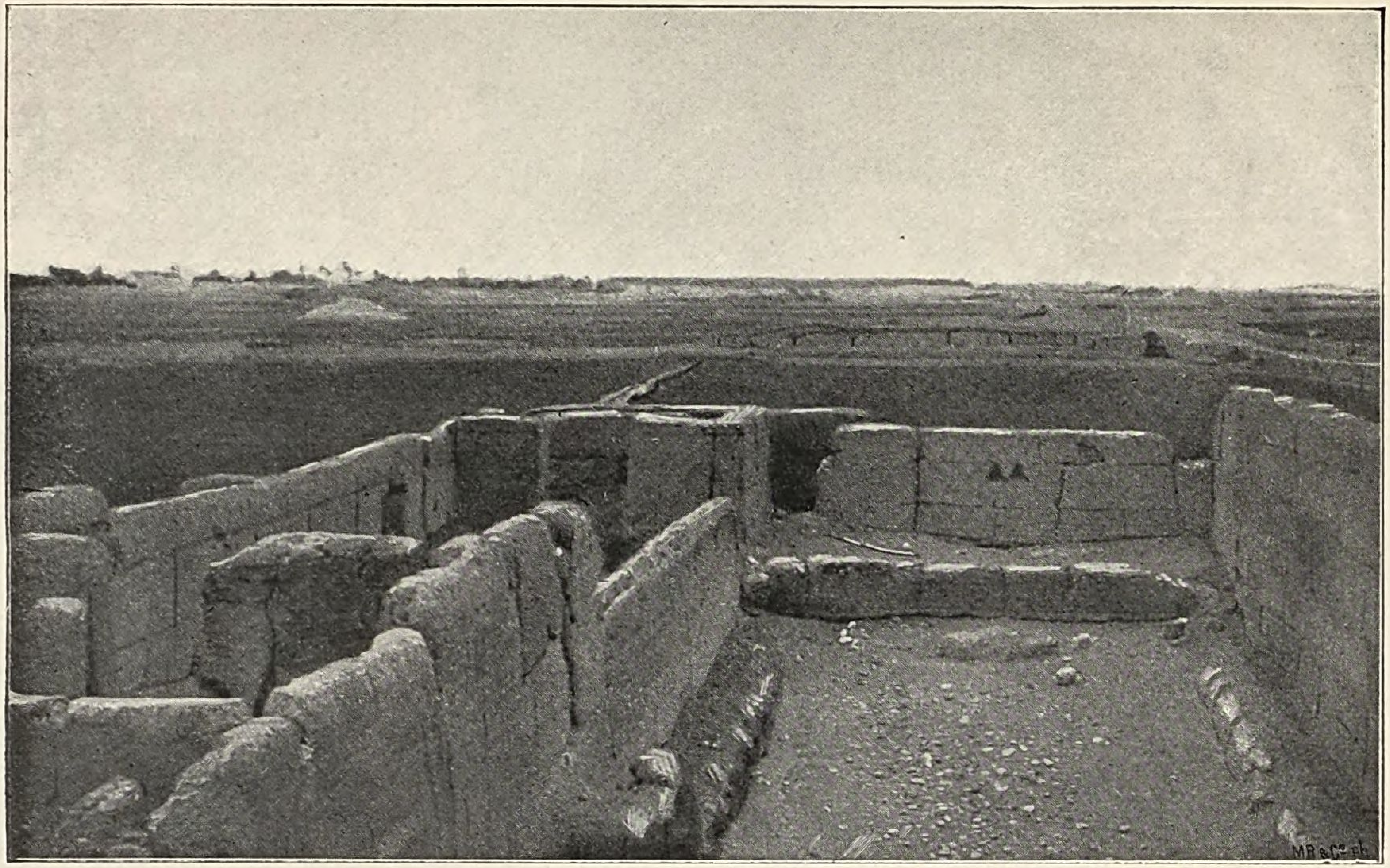
Die Bodenverteilung des Rimakthales war in alten Zeiten, wie noch jetzt, eine feudale. Gegenwärtig gehört alles Land zu einer Anzahl grosser Güter oder Haciendas, deren Grenzen, so oft sie auch ihre Besitzer wechselten, doch im wesentlichen dieselben sind, wie sie bei

der ersten Verteilung des Landes unter die Eroberer festgesetzt wurden, und wir halten es für wahrscheinlich, dass die Spanier dabei von alters her bestehende Abgrenzungen benutzten und beibehielten. Es mag sein, dass die Inkas, nachdem sie Herren des Thales geworden waren, in Gemässheit mit der von ihnen befolgten Politik die Zuneigung des niederen Volkes durch eine gleichmässige und gerechtere Verteilung des Landes zu gewinnen suchten, allein der Adel wurde geschont und die Häuptlinge behielten ihre bevorzugten Stellungen. Diese bewohnten getrennt stehende burgartige Gehöfte von verschiedener Grösse, manchmal nur von ganz bescheidenem Umfang, zuweilen aber auch von solcher Ausdehnung, dass sie nicht nur eine zahlreiche Dienerschaft zu fassen vermochten, sondern wahrscheinlich auch Hunderte von Vasallen. Alle Trümmer solcher burgartigen Wohnhäuser, die sich im Thale zerstreut finden, besonders anzuführen würde ermüdend und zwecklos sein, da sie in ihrem Bau wenig von einander abweichen. Wir beschränken uns daher darauf, den Leser in einige der besterhaltenen zu führen, und begeben uns zu diesem Ende nach dem Dorfe Magdalena. Wir benutzen die schmalspurige Eisenbahn, die von Lima aus dahin führt, und deren Bahnhof, ein kleiner aus Brettern erbauter Schuppen, am Südende der Stadt, der Seitenfront der Strafanstalt gegenüber liegt. Der Zug fährt leicht bergabwärts zwischen niederen Lehmwänden, über welche man in grüne Felder blickt, und nach einer Fahrt von 20 Minuten kommen wir in Magdalena an. Die Bahn setzt sich noch 1,5 Kilometer bis zum Rande des Meeres fort, aber wir steigen aus, um diese Strecke zu Fuss zurückzulegen, denn eben in diesem Raum, zwischen dem Dorfe und dem hohen Uferrand liegen die Orte, die wir besuchen wollen. Sobald man aus den Olivengärten, welche die Häuser des Dorfes umgeben, ins Freie kommt, sieht man eine baum- und buschlose, aber wohlangebaute Ebene vor sich, auf welcher sich zahlreiche Ruinen alter Bauten, alle von einander getrennt, vorfinden. An der linken Seite der Bahn, in geringer Entfernung vom Meere, liegen vier Ruinengruppen, darunter eine kleinere ganz nahe am Wege, eine mittelgrosse und zwei ausgedehntere, aber schon sehr zerfallene. Die mittelgrosse, am besten erhaltene, heisst nach dem Gute, auf dessen Grund und Boden sie sich befindet, la Huaca de los cinco cerritos (fünf Hügelbau). Sie bildet ein Rechteck, dessen lange Seiten von Osten nach Westen laufen und 150 Schritt lang sind, die Kleinseiten messen 70 Schritt. Bei dieser Huaca ist der Grundriss der verschiedenen Räumlichkeiten noch deutlich zu erkennen. Um das Ganze läuft eine 20 Fuss hohe Ringmauer von Lehm, an deren innerer Seite sich ein etwas niedrigerer Wall hinzog

Bayerische Staatsbibliothek München

für die Verteidiger, denen bei einem Angriff der obere Teil der Mauer als Brustwehr diente. An der vom Meere abgewendeten östlichen Seite liegen zu ebener Erde langgestreckte, hofartige, von Mauern umschlossene Einfriedigungen, die vermutlich der Dienerschaft oder den Lehnsleuten zum Obdach dienten. Im Hauptgebäude befindet sich ein grosser Saal, dem Anscheine nach zu Versammlungen bestimmt, da rings um die Wände breite Lehmbänke angebracht sind. Der Saal, dessen Hälfte die beigegebene Abbildung darstellt, ist 50 Schritte lang und zwischen den Bänken 10 Schritte breit. Am östlichen Ende ist der Boden etwa vier Fuss erhöht und bildet eine Plattform, die entweder einen Ehrenplatz für die Vornehmsten der Versammlung sein mochte, oder vielleicht zur Aufstellung eines Altars oder Götzenbildes bestimmt war. In der Mitte der Wand befanden sich, wie auf dem Bilde zu sehen ist, zwei dreieckige Nischen zum Aufstellen von Hausgerät. Von der Nordseite führen zwei seitliche Zugänge in den Saal, und in der Mitte zwischen beiden bemerkt man eine schmale Thür, vor welcher sich eine von Lehm aufgebaute kleine Tribüne erhebt. Von hier aus konnte der Priester oder Redner die ganze Versammlung übersehen.

Der nach dem Meere zu liegende Teil des Gebäudes besteht aus einer etwa 25 Fuss hohen Auffüllung, auf welcher die Wohnräume erbaut waren, deren noch vorhandene Mauern den Grundriss deutlich erkennen lassen: grössere und kleinere Zimmer ohne Fenster mit meist niedrigen Thüren, hinter denen Labyrinthe von engen Verbindungsgängen laufen; an den Wänden hie und da viereckige Vertiefungen oder Nischen, einen bis zwei Fuss ins Quadrat, eine Art offener Wandschränke zum Aufstellen und Aufbewahren von Gegenständen des Haushalts. Der Boden der meisten dieser Räume enthielt Grabzellen, wie die angestellten Nachgrabungen bewiesen haben, denn überall liegen Schädel und Skelettteile, sowie Massen von roher Baumwolle und Überreste von allerlei Geweben, in welchen die Leichen eingewickelt gewesen waren. Diese wenn auch kleine Huaca ist so wohl erhalten, dass der überall deutliche Grundriss der Räumlichkeiten als Muster für alle anderen dienen kann, die sich in dieser Gegend vorfinden. Alle haben die Form von Rechtecken oder Quadraten, deren Wände von Ost nach West und von Süden nach Norden laufen. Nach dem Meere zu haben sie durch Auffüllungen gebildete Plattformen, auf denen die Wohnräume lagen; an der vom Meere abgekehrten Seite findet man meist grössere hofartige Räume zu ebener Erde, aber von hohen Ringmauern umgeben. Alle tragen den Charakter von Burgen und mochten in Anbetracht der Waffen, die den Bewohnern zu Gebote standen, sehr widerstandsfähig

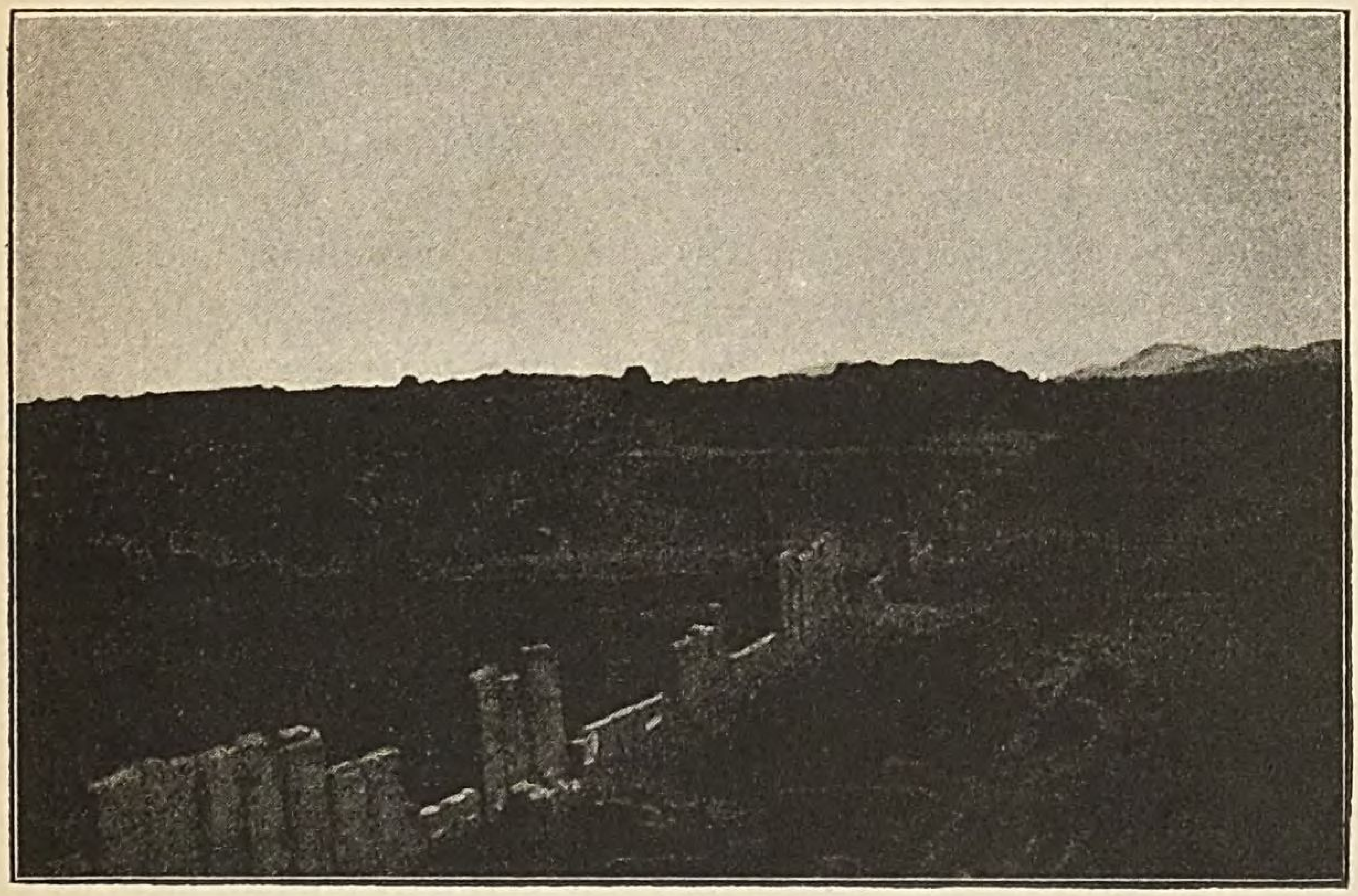


Huaca de los cinco cerritos bei Magdalena.

(S. 98.)

sein; unter den meisten Wohnzimmern lagen Grabzellen. Die an der rechten Seite der Eisenbahn in der Nachbarschaft des Dorfes Magdalena gelegenen Burgen oder befestigten Gehöfte, sind alle weit mehr zerfallen, doch lässt sich erkennen, dass auch bei ihnen im allgemeinen dieselbe Bauart befolgt war, wie bei der eben beschriebenen Huaca.

Setzen wir unseren Spaziergang von Magdalena aus in der Richtung nach dem oben beschriebenen Tempel des Rimaks fort, den wir in einer Entfernung von etwa vier Kilometer vor uns sehen, so treffen wir auf halbem Wege eine Burg an, die sich unter allen dieser Gegend durch ihre grosse Ausdehnung auszeichnet. Sie wird nach einer dabei



Huaca de San Miguel.

gelegenen Hacienda Huaca de San Miguel genannt. Wie aus der beigegebenen Abbildung ersichtlich ist, bedecken hier weitläufige Trümmermassen einen grossen künstlichen Hügel. Von oben herab erblickt man am Fusse desselben, an der dem Gute entgegengesetzten Seite einen weiten von Lehmwänden umgebenen Raum, 350 Schritt lang und 200 Schritt breit, dessen an mehreren Stellen noch stehende Mauern erkennen lassen, dass diese einst so hoch gewesen sind wie die Burgmauern der Stadt Huadca. Dieser hofähnliche Raum lehnte sich an die Burg an, stand mit derselben durch Zugänge in Verbindung, die jetzt geschlossen sind, und scheint ein befestigtes Lager gewesen zu sein, wo vielleicht eine Ortschaft von leicht gebauten Hütten stand,

von denen aber nichts mehr zu sehen ist, denn der Raum ist jetzt ein bebautes Feld mit üppigen Pflanzungen von Yuca, Bataten und Mais. Von der Höhe des Hügels von San Miguel erblickt man vor sich nicht weit entfernt einen anderen grossen Trümmerhaufen, nämlich den Tempel des Rimaks, dessen Gestalt, von dieser Seite gesehen, jedoch so verschieden von der den Ruinen von Huadca zugekehrten ist, dass man den Bau erst wiedererkennt, wenn man ganz nahe gekommen ist.

Schliesslich bleibt noch ein sehr ansehnlicher künstlicher Hügel zu erwähnen, der nahe bei Miraflores liegt, und den man gerade vor sich sieht, wenn man das kleine Stationsgebäude der Eisenbahn verlässt. Er wird Huaca Juliana genannt, ein Name, über dessen Ursprung der Verfasser nichts zu erfahren vermochte. Obgleich dieser Ort am bequemsten durch die Bahn erreicht wird, so ziehen wir doch vor, ihn von Lima aus zu Fuss zu besuchen, um bei dieser Gelegenheit noch andere Gegenden des Thales kennen zu lernen. Wir verlassen die Stadt an der Südseite bei dem Gebäude der Ausstellung und gelangen hinter dem Garten derselben zunächst zu der Hacienda Santa Beatriz. Dieses Gut gehörte einst den Jesuiten, ging nach der Aufhebung des Ordens in Privatbesitz über, wurde aber unter dem Präsidenten Balta von der Regierung zurückgekauft, um dort eine landwirtschaftliche Staatsschule anzulegen. Doch kam der Plan bei der üblen finanziellen Lage der Republik nicht zur Ausführung, das bereits errichtete Gebäude blieb unbenutzt, das Gut wurde verpachtet und zu einer Milchwirtschaft eingerichtet. Da der jetzige Inhaber ein ordnungsliebender Mann ist, so hat er alle verfallenen Wände und Zäune wieder ausbessern lassen, daher von hier die Fortsetzung unseres Spazierganges zuweilen auf Schwierigkeiten stösst: wir müssen wiederholt über Mauern klettern und über Wassergräben springen. Auch in dieser Gegend trifft man wie bei Magdalena überall alte Mauerreste und künstliche Hügel in den Feldern. Der bemerkenswerteste dieser letzteren heisst wegen seiner spitzen Gestalt »der Zuckerhut« (pan de azucar), ein Hügel ohne eine Spur von Mauerwerk, der sehr viele Grabstätten enthielt und daher ganz zerwühlt ist. Unweit des Pan de Azucar liegt eine Huaca von der gewöhnlichen, viereckigen burgartigen Bauart mit Gemächern auf einer künstlichen Aufschüttung und Höfen zu ebener Erde. Auf dieser Huaca befanden sich die höchsten Mauern, die der Verfasser angetroffen hatte, sie massen an einigen Stellen bis zu 30 Fuss. Unweit des Pan de Azucar gelangt man auf einen Reitweg, der zum Fusse der Huaca Juliana führt.

Dieser künstliche Hügel ist langgestreckt, bei verhältnismässig

geringer Breite. An seiner dem Meere zugekehrten Längsseite liegt ein ummauertes rechteckiges Feld, 480 Schritt lang und 70 Schritt breit, dem Anschein nach ein ausserordentlich langer Hof, an dessen einem Ende sich eine in der gewöhnlichen Weise gebaute Burg befindet. Der Fuss des Hügels ist ebenso lang wie diese von Wänden umgebene Einfriedigung. Der Hügel selbst besteht wie der zweite der Hacienda Pando aus gemauerten Terrassen, von denen man aber äusserlich wegen der Verwitterung derselben nichts gewahr wird. An mehreren Stellen jedoch, wo gegraben worden ist, liegen die Lehmsteine zu Tage. Auf der Spitze der Huaca Juliana, oder vielmehr auf dem Rücken derselben, denn sie hat keine Spitze, sind ebenfalls Nachgrabungen angestellt worden, aus denen ersichtlich ist, dass nur die Seiten des Hügels gemauert waren, die Hauptmasse wie die der anderen aus aufgeschütteter Erde besteht. Gräber scheinen nicht gefunden worden zu sein. An dem unteren, dem Orte Miraflores zugekehrten Ende der Huaca findet sich nahe am Fusse eine kleine Höhle, wahrscheinlich das Werk von Schatzgräbern. Dort lebte einst in alten Zeiten ein Einsiedler Namens Mateo Salado, der zwar einen spanischen Namen trug, aber ein französischer Hugenott gewesen sein soll. Dieser alte Mann stand bei seinen Nachbarn in hohem Ansehn wegen seines frommen und bussfertigen Lebens, bis die Inquisition Verdacht schöpfte. Er wurde als heimlicher Lutheraner erkannt, vom Glaubensgericht als Ketzer verurteilt und im Jahre 1573 verbrannt. Doch war er nicht das erste dem Flammentode überlieferte Opfer; denn schon vor der Errichtung des Inquisitions-Tribunals (8. Januar 1570) liess der fromme Erzbischof Loayza 1548 einen flämischen Protestanten Namens Johann Miller verbrennen und in den Jahren 1560 und 1566 wurden noch zwei andere Ketzer zu gleicher Strafe verdammt.

Fassen wir nun zum Schlusse dieser Untersuchungen über die alten Bauten im Rimakthale die Ergebnisse derselben kurz zusammen, und suchen wir uns danach ein ungefähres Bild zu entwerfen von dem Kulturzustand und den geselligen Verhältnissen der Menschen, die daselbst einst lebten. Die grosse Anzahl der Ruinen beweist zunächst, dass das Thal dicht bevölkert war, weit mehr als jetzt. Neben vielen kleineren Orten und einzelnen Gehöften gab es drei grössere Städte, Cajamarquilla im oberen Abschnitt des Thales, Armatambo am Fusse des Morro Solar und Huadca in dem dreieckigen Ausschnitt des Thales zwischen Lima, Callao und Magdalena. Diese letztere Stadt war der Hauptort des Thales, von starken Mauern umgeben, und enthielt innerhalb derselben eine Festung, einen Palast auf einem Hügel (huaca de

la Palma) und viele grössere Häuser von Vornehmen, darunter eine Anzahl auf kleinen künstlichen Bodenerhebungen. Nördlich von der Stadt lagen hinter einander thalaufwärts drei künstliche Hügel (huacas de Pando), darunter zwei mit Erde aufgefüllte Terrassenbauten. Die zu diesen künstlichen Aufhäufungen verwendete Erde war nicht an gewissen Orten ausgegraben oder von Bergen abgetragen worden, sondern gleichmässig von der ganzen Bodenoberfläche, um die erschöpften Schichten zu entfernen und die darunter liegenden frischen zum Anbau zu benutzen. Südöstlich von der Stadt, unweit der Mauer stand der Tempel des Hauptgottes des Thales, wahrscheinlich ursprünglich Huatan oder Huadca mit Namen, später von den Inkas Rimak genannt. Zwischen dem Tempel (huaca del Estanque) und dem Orte Magdalena liegt noch ein künstlicher Hügel (huaca de San Miguel) der mit Trümmern von solcher Ausdehnung bedeckt ist, und dessen Gebäude so viel ansehnlicher waren als alle übrigen, dass man sie als Reste der Wohnung oder des Palastes des Beherrschers oder Königs des Thales ansprechen muss. Neben diesen grösseren Ruinenmassen liegen über die ganze Thalebene zerstreut eine Anzahl von kleineren, die Überreste von getrennt stehenden, burgartig befestigten Gehöften, Wohnungen der Vornehmen, die daselbst zugleich ihre Vasallen oder Lehnsleute beherbergten. Die Häuptlinge bestatteten ihre Toten in ihren Wohnungen, das niedere Volk in gemeinsamen Begräbnisplätzen am Fusse der künstlichen Hügel.

Der Umstand, dass alle diese Burgen, die in geringer Entfernung von einander lagen, stark befestigt waren, lässt vermuten, dass die Besitzer oft miteinander in Fehde lebten, und dass die Vorsichtsmassregeln nicht sowohl gegen fremde Feinde, als gegen die Nachbarn getroffen waren. Auch lässt sich eine Veranlassung zu häufigen Streitigkeiten leicht finden in der gegenseitigen Übervorteilung bei Verteilung des Wassers. Alle Felder werden durch Kanäle bewässert, die vom Rimak abgezweigt sind, und die jetzt noch benutzten Gräben sind dieselben, die schon von den Eingeborenen in alter Zeit angelegt wurden. Jeder Landbesitzer, dessen Gut weiter unten im Thale liegt, ist daher von dem guten Willen und der Ehrlichkeit seines höher wohnenden Nachbars abhängig. Wasserdiebstahl und widerrechtliche Begünstigungen sind noch heute an der Tagesordnung, daher an den Orten, wo sich die Gräben teilen, oft zur Nachtzeit Wächter aufgestellt werden. Lassen nun die Befestigungen der Burgen auf einen Zustand gegenseitiger Befehdung schliessen, so scheint daraus weiter hervorzugehen, dass sie aus einer Zeit stammten, wo diese Gegend noch nicht den Inkas unter-

worfen war; denn diese beschützten ihre Unterthanen nicht bloss gegen äussere Feinde, sondern hielten auch auf strenge Ordnung in den Provinzen, so dass Sicherheitsmassregeln, wie wir sie hier getroffen finden, überflüssig wurden. Diese Annahme wird ferner bestätigt durch die Abwesenheit jedweder Spur des den Inkas eigenen Baustils, den wir später beim Besuch der Thäler von Lurin, Cañete und Chincha kennen lernen werden. Die Bauart der Mauern oder Wände, aus denen die Burgen bestehen, ist ganz dieselbe, die noch heute bei den Einfriedigungen der Felder gebräuchlich ist und Adobones (grosse Adobes) genannt wird. Um diese aufzuführen, werden auf einer Unterlage von Steinen aus Brettern zusammengefügte Formen gestellt, welche man mit angefeuchtetem geknetetem Lehm anfüllt. Ist ein Stück Wand auf diese Weise geformt, so lässt man es durch die Sonnenwärme trocknen, und, sobald es genügende Festigkeit erlangt hat, wird ein zweiter oder dritter Aufsatz in derselben Weise hinzugefügt. Je nach der beabsichtigten Höhe der Wand ist dieselbe an der Basis mehr oder weniger dick. Nach oben zu verschmächtigen sich die Wände, haben daher eine keilförmige Gestalt. Bei den alten Mauern sind die einzelnen Abschnitte gewöhnlich fünf bis acht Fuss hoch, während gegenwärtig beim Bau der Grenzmauern kleinere Formen angewendet werden, überhaupt die ganze Arbeit weniger fest und dauerhaft ist. Bei vielen Grenzmauern der Güter haben sich noch grosse Strecken von alter Arbeit erhalten, die man alsbald daran erkennt, dass sie aus weit grösseren Stücken zusammengesetzt sind als die neuen. Es lässt sich daraus entnehmen, dass die jetzige Abgrenzung der Felder, vielleicht an den meisten Orten eine sehr alte ist, sowie auch die ganze Wasserverteilung aus der Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Spanier herstammt.

III.

Die südlich von Lima gelegenen Küstengegenden.

Wie in der Umgegend von Lima, so knüpft sich auch in den drei ersten der hier in Betracht kommenden Thälern, Lurin, Cañete und Chincha, das Interesse wesentlich an daselbst vorhandene Ruinen und Überreste alter Bauten. Da diese wie alle peruanischen Bauwerke keinen Kunstwert haben und nur insofern Beachtung verdienen, als sie uns über die Kulturstufe und Lebensgewohnheiten jetzt verschwundener Völker belehren, so scheint es uns am Ort, hier zunächst die wenigen geschichtlichen Überlieferungen wiederzugeben, die uns über diese Gegend aufbewahrt worden sind und wir hoffen, dass dadurch die unvermeidliche Eintönigkeit der Beschreibung einigermassen belebt und der Ermüdung des Lesers vorgebeugt wird. Gleich den meisten Thälern der peruanischen Küste sind auch diese durch weite, wasserlose und vollkommen wüste Strecken von einander geschieden, daher ihre Bewohner anfangs ohne staatliche Verbindung waren, und jedes Thal für sich unter seinen Häuptlingen lebte. Die Entfernungen waren zu gross, die Wege zu mühsam, und unter den Bevölkerungen der einzelnen Gegenden keine der übrigen an Zahl so überlegen, dass sie ihre Nachbarn dauernd hätte unterwerfen können. Dies war erst den Inkas vorbehalten, deren geschlossener Macht die einzelnen Küstendistrikte keinen erfolgreichen Widerstand entgegen zu setzen vermochten. Die beiden mächtigsten unter den südlichen Küstenstaaten waren Chincha und Cañete, wo an den Mündungen wasserreicher Flüsse sich weite und fruchtbare deltaartige Ausbreitungen finden, wie im Thale von Lima. Das Thal von Lurin war weit weniger bevölkert, nahm aber dessen ungeachtet den

Vorrang vor allen übrigen ein, da sich daselbst der Tempel des Pachacamak befand, des höchsten orakelverkündenden Gottes, der bei allen Bewohnern im höchsten Ansehen stand.

Bei allen Völkerschaften des weiten Ländergebiets vom 25. südlichen Breitengrad bis zur Linie, welches später von den Spaniern Peru genannt wurde, herrschte inmitten von Götzendienereien und abergläubischen Vorstellungen der verschiedensten Art der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer der Menschen und der Welt. Dieser Glaube war nicht von den Inkas ausgegangen, wurde aber von ihnen stillschweigend geteilt und anerkannt. Der Gott wurde zwar an einzelnen Orten unter der Form von Bildern dargestellt, aber im Grunde scheint er als unsichtbar gedacht worden zu sein. Er war von seiten der Inkas nicht Gegenstand öffentlicher Verehrung, sondern gewissermassen eines Privatkultus, und während die grossen Feste des Staats der Sonne und dem Monde galten, so zollte man der höchsten, unsichtbaren Gottheit eine um so grössere innerliche Verehrung. Nur mit Scheu wurde sein Name genannt, und wenn es zufällig oder im Gebete geschah, so zog man die Schultern ein und erhob die geöffneten Hände zur rechten Seite des Kopfes, was der Ausdruck tiefster Ehrfurcht war. Als Schöpfer und Lenker der Welt wurde mit diesem Gotte mehr, als es bei dem Sonnengott Inti der Fall gewesen zu sein scheint, die Vorstellung einer absichtlichen und unmittelbaren Einwirkung auf die Geschicke der Menschen verbunden. Seine Gedanken und Befehle wurden in den ihm geweihten Tempeln durch den Mund der Priester als Orakel verkündet und umständliche Zeremonien, besonders langes Fasten, musste den Aussprüchen derselben vorausgehen. (S. Einleitung zum Ollanta-Drama.) Während daher die Inkas den Sonnendienst in allen ihrem Reiche einverleibten Provinzen einführten, die lokalen Götzen unterdrückten und ihre Tempel zerstörten, scheinen sie die dem höchsten Gotte geweihten Heiligtümer geschont zu haben, wenigstens geschah dies sicherlich bei zweien, nämlich dem Tempel des Huirakocha bei Cacha im Thale des Huillcanota, und bei dem Tempel des Pachacamak in Lurin.

Da die verschiedenen Völkerschaften, die nach und nach den Inkas unterworfen und in ihr Reich aufgenommen wurden, zum Teil von einander ganz abweichende Mundarten redeten, ehe die neuen Herrscher ihre Volkssprache bei ihnen einführten, so müssen wir voraussetzen, dass auch der Name der von ihnen verehrten höchsten Gottheit in den einzelnen Landesteilen ein verschiedener gewesen sei; denn die beiden Namen dieses Gottes, die uns überliefert worden sind, gehören der Inkasprache

an, können also nicht die ursprünglichen gewesen sein. Das Wort Pachacamak ist ein Keshuawort und bedeutet »Macher, Lenker der Welt« und die Übersetzung des Namens Con-tici-Huirakocha ist »Gott des heissen Lavasees« d. h. Gott des feuerflüssigen Erdinnern. Vielleicht war auch der Gott Rimak, der im Thale von Lima seine Orakel verkündete, nur eine andere Benennung desselhen höchsten Gottes, der nach dem Berichte des Steuermanns Pedro Corzo unter dem Namen Huatan an der ganzen Küste verehrt wurde.

Die Inkas hatten bereits viele Provinzen des Hochlands ihrer Herrschaft unterworfen, ehe sie den Plan fassten, auch die Küstengegenden tributpflichtig zu machen. Was sie lange davon abgehalten haben mochte, war die Scheu vor dem ungesunden Klima der heissen Thäler, welches den Bewohnern des Hochlands besonders im Sommer verderblich ist. Allein sobald sie sich durch die gemachten Erfahrungen überzeugt hatten, dass es durch die Wahl trockener Wohnplätze am Abhang der Berge sehr wohl möglich sei, sich vor der Fieberluft zu schützen, wurde die Versuchung, sich in Besitz dieser fruchtbaren Landstriche zu setzen, immer lockender. Auch brauchten sie bei ihren Kriegszügen in die Küstengegenden die Vorsicht, die dabei verwendeten Mannschaften nie länger als drei oder vier Monate in den Niederungen zu lassen, worauf diese durch frische Truppen ersetzt und die Beurlaubten wieder in den kühleren Gegenden gekräftigt wurden. Zu welcher Zeit die südlichen Küstenlandschaften unter die Botmässigkeit der Könige von Kusko kamen, ist nicht klar, denn wie überall in der altperuanischen Geschichte die Angaben der Chronisten wohl im allgemeinen hinsichtlich der Hauptbegebenheiten übereinstimmen, aber in der Darstellung der Einzelheiten und deren Reihenfolge sehr voneinander abweichen, so auch hier. Nach Garcilaso (L. III. C. 13) sollen die Inkas bereits unter Kapak Yupanqui, dem fünften Könige von Kusko, an die Küste gekommen sein. Nachdem sich die Keshuas diesem freiwillig unterworfen hatten, schickte er seinen Bruder und Heerführer Auqui Titu in die niederen Gegenden. Dieser zog durch das fruchtbare Hacarì und unterwarf, ohne auf Widerstand zu stossen, die Thäler Ubiña, Camanà, Caravilli, Picta, Kelka und einige mehr, die jetzt zum Departement Arequipa gehören. Es scheint jedoch nicht, dass diese Eroberungen dauernde waren, und dass die Inkas schon damals festen Fuss an der Küste fassten, auch waren diese südlichsten Thäler wenig bevölkert und im Vergleich zu den mehr nördlich gelegenen von untergeordneter Bedeutung.

Pachacutec, der neunte König, der sich vorzugsweise der Ver-

waltung des Reichs widmete und die kriegerischen Unternehmungen seinem Bruder Kapac Yupanqui (gleichen Namens mit dem fünften Inka) überliess, befahl zur Eroberung der Küste ein Heer von 30000 Mann auszurüsten, und eine gleich grosse Zahl von Reservetruppen zur Ablösung bereit zu halten. Den Oberbefehl über diese Streitmacht führte auch diesmal sein Bruder Kapac Yupanqui, der auf diesem Zuge von dem Sohne Pachacutecs, dem Thronfolger und nachmaligen zehnten König Inka Yupanqui begleitet wurde. Von Nasca aus, das schon früher den Inkas unterworfen gewesen war, liessen die beiden Heerführer, Oheim und Neffe, das fruchtbare Thal von Ica auffordern, sich freiwillig zu unterwerfen, was die Bewohner nach einigem Zaudern auch thaten und in der Folge für ihre Fügsamkeit von den Inkas durch die Anlage eines grossen Bewässerungs-Kanals belohnt wurden. Auch das nördlich nach Ica folgende Thal von Pisco folgte dem Beispiele seiner Nachbarn, aber die Bewohner von Chincha, im Vertrauen auf ihr zahlreiches Heer und auf die schädliche Einwirkung des heissen Klimas, wiesen die Zumutungen der Inkas mit Stolz zurück. Der nun beginnende Krieg wurde von seiten der Inkas nach ihrer Weise mit einer gewissen Schonung geführt, da sie ihres endlichen Sieges sicher waren und nicht durch unnötige Härte und Grausamkeit sich nützlicher Unterthanen berauben wollten. Sie zerstörten die Wasserleitungen und Pflanzungen, um ihre Gegner durch Hunger zum Nachgeben zu bringen. Als jedoch dieses nicht fruchtete und die scheinbar nachlässige Kriegführung der Inkas von den Chinchas als Schwäche gedeutet wurde, liess Kapac Yupanqui diese von neuem zur Unterwerfung auffordern, und zwar binnen acht Tagen, indem er ihnen erklärte, er habe sie bis jetzt auf Befehl seines Bruders, des Königs, geschont, allein dessen Geduld sei nunmehr erschöpft, und wenn sie sich in der gegebenen Frist nicht fügten, so würde die gesamte Bevölkerung vertilgt und durch neue Ansiedler aus anderen Provinzen ersetzt werden. Diese schreckliche Drohung hatte den vorausgesehenen Erfolg: die Chinchas unterwarfen sich und wurden dafür von den Siegern mit Milde behandelt. Der Sonnendienst wurde eingeführt und ein prächtiger Tempel nebst vielen anderen grossen Gebäuden errichtet.

Nach Cieza de Leon, dessen Königsliste*) von Garcilaso etwas ab-

*) Reihenfolge der Könige von Kusko:

Nach Garcilaso de la Vega:	Nach Cieza de Leon:
1. Manco Kapac.	1. Manco Kapac.
2. Sinchi Roca.	2. Sinchi Roca.
3. Lloque Yupanqui.	3. Lloque Yupanqui.

weicht, erzählten die Chinchas, dass erst der elfte König, Tupac Yupanqui, ihr Land unterworfen habe; Kapac Inca (nach Garcilaso der Bruder und Feldherr Pachacutecs) sei von dem Vater Tupacs gegen Chincha geschickt worden, habe aber nichts auszurichten vermocht. Ciezas Darstellung zufolge zog Tupac Inca nach der Eroberung von Quito durch die Küstengegenden bis nach Pachacamak, kehrte von hier nach Kusko zurück und machte daselbst, nachdem er sich eine Zeit lang ausgeruht, Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen die Küste. Er zog zunächst über Huaitarà nach Nasca, fand hier wenig Widerstand, aber etwas mehr in Ica. Die Chinchas erwarteten ihn mit einem Heere von 30 000 Mann, allein Tupac griff sie nicht an, sondern sandte ihnen Friedensboten mit Geschenken für die Häuptlinge und knüpfte Unterhandlungen an, infolge deren die Chinchas sich entschlossen, die Inkas als Bundesgenossen (d. h. als Oberherrn) aufzunehmen. Cieza hält diesen Hergang als den wahrscheinlicheren, bemerkt aber, dass nach anderen Berichten ein heftiger Kampf stattgefunden habe.

Wenn somit die Erzählungen der Chronisten über den Widerstand, die die Chinchas den Inkas entgegensetzten, verschieden lauten, so stimmen sie darin überein, dass die Nachbarn derselben im Thale von Cañete sich erst nach hartem Kampfe unterwarfen. Der gegenwärtige Name dieses Thales rührt von den Spaniern her, und zwar von dem sechsten königlichen Statthalter in Peru, dem Vicekönig Andrès Hurtado de Mendoza, Marquèz de Cañete. In alter Zeit hiess die Gegeud sowie der sie bewässernde Fluss »Huarcu«. Zur Zeit, da die Inkas an die Küste kamen, gehorchte das Huarcugebiet einem angesehenen Häuptling Namens Chuquimancu, der sich Herrn der vier Thäler nannte. Diese waren der obere Teil des Huarcuthales, der als Lunahuana oder Runahuanac bezeichnet wurde und noch jetzt diesen Namen führt, und sodann die beiden kleinen, nördlich von Cañete gelegenen Thäler Mala und Chillca. Chuquimancu und seine Leute verteidigten sich tapfer und hartnäckig, der Krieg soll vier Jahre gedauert haben,

4. Maita Kapac.	4. Maita Kapac.
5. Kapac Yupanqui.	5. Kapac Yupanqui.
6. Inca Roca.	6. Inca Roca.
7. Yahuar Huacac.	7. Inca Yupanqui.
8. Viracocha.	8. Viracocha.
9. Pachacutec.	9. Inca Urco.
10. Inca Yupanqui.	10. Inca Yupanqui.
11. Tupac Yupanqui.	11. Tupac Inca Yupanqui.
12. Huaina Kapac.	12. Huaina Kapac.
13. Huascar und Atahualpa.	

wenigstens wechselten die Inkas viermal ihre Truppen und bauten wegen der langen Dauer des Feldzuges ein befestigtes Lager, welches sie gleich ihrer Hauptstadt Kusko nannten. Endlich jedoch, nach mancher Schlacht mit wechselndem Erfolge, begann Mangel an Lebensmitteln sich im Lager Chuquimancus fühlbar zu machen und der Mut seiner Vasallen zu sinken. Der Häuptling selbst begab sich in das Lager Kapac Yupanquis und bot seine Unterwerfung an. Er wurde von seinem Überwinder gütig aufgenommen und mit Milde behandelt. Nach Ciezas Bericht jedoch verliefen diesmal die Sachen nicht so glatt. Als Kapac Yupanqui erfuhr, dass Chuquimancus Leute anfingen unsicher zu werden, liess er die Häuptlinge zu sich einladen, um ihnen den Abschluss eines Bündnisses vorzuschlagen. Diese erschienen mit grossem Erfolge ohne Böses zu ahnen im Lager der Inkas, wurden aber daselbst meuchlings überfallen und sämtlich umgebracht. Nach der Unterwerfung des Thales liessen diese daselbst zwei nicht grosse, aber wohlgebaute Festungen errichten, deren eine Cieza als eines der besterhaltenen von ihnen herrührenden Bauwerke beschreibt.

Nach Garcilaso standen die vier nördlich von Cañete mündenden Thäler Lurin, Lima, Chancay und Huaman ebenfalls unter der Botmässigkeit eines gemeinschaftlichen Herrschers, Namens Cuismancu. Die Vorfahren dieses Herrschers hatten dem Gotte Pachacamak seinen so berühmten Tempel errichten lassen. Nach der Unterwerfung Chuquimancus sendete Kapac Inca auch an Cuismancu seine Boten und forderte ihn auf, die Oberhoheit seines Bruders, des Königs Pachacutec anzuerkennen. Nach längeren Unterhandlungen kam es zu einem Vertrage, wonach der Tempel des Pachacamaks von den Inkas geschont werden, daneben aber auch dem Sonnengott ein Tempel errichtet werden sollte. Cuismanco liess sich bereit finden, das siegreiche Heer der Inkas unter Kapac Yupanqui und dem Sohne Pachacutecs nach Kusko zu begleiten, woselbst er vom alten Könige mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Cieza de Leon erwähnt über Cuismancu und seinen Vertrag mit den Inkas nichts. Nach ihm kam Tupac Yupanqui, bereits ehe er gegen Chincha uud Huarcu zu Felde zog, nach Lurin. In Anbetracht der grossen Verehrung, welche der Gott Pachacamac an der ganzen Küste genoss, kam er mit den Häuptlingen des Thals und den Priestern überein, dass der Tempel unangetastet und mit allen seinen Einkünften bleiben sollte, unter der Bedingung, dass dem Sonnengotte Inti ein grosser Tempel an der höchsten Stelle des Berges errichtet werden solle, auf welchem auch das Heiligtum des Pachacamaks stand. Die Priester verkündeten ihm

darauf günstige Orakel und dasselbe geschah, als später Tupacs Sohn, der grosse Huaina Kapac, das Thal von Lurin besuchte.

Das Thal Lurin.

Nach diesen kurzen geschichtlichen Notizen wenden wir uns nunmehr zum Besuch der Thäler, welche die Schauplätze der erzählten Begebenheiten waren, und zwar in der Reihe, wie sie ihrer geographischen Breite nach aufeinander folgen. Das Thal von Lurin ist das nächste und war früher die erste Station der Poststrasse von Lima nach Huancavelica, von der Hauptstadt sechs Leguas entfernt. Die alte Strasse, die auch noch jetzt für den Güterverkehr stets vorgezogen wird, da sie die kürzeste ist, führt, nachdem sie das Thal von Lima verlassen hat, am Fusse der Berge hin und in gerader Richtung nach dem Dorfe Lurin. Es giebt aber noch einen zweiten Weg über Chorrillos, der etwas länger, dagegen weniger eintönig und ermüdend ist als der erstere. Wir ziehen daher den letzteren vor, besonders, da er uns durch schon bekannte Gegenden führt. Wenn man den Weg ohne Benutzung der Eisenbahn bloss zu Pferde zu machen wünscht, so thut man wohl, etwas zeitig aufzubrechen, denn der Widerschein der Sonnenstrahlen vom Sande der Wüste wird in den Mittagsstunden sehr lästig. Der Weg folgt der Fahrstrasse von Lima nach Chorrillos und berührt die Vororte Miraflores und Barranco. Gleich nachdem man die Stadt verlassen hat, kommt man links an der Quinta de la Victoria vorüber, einer Villa, die jetzt schäbig und verlassen aussieht, aber einst, als unter dem Präsidenten Echenique durch die Anerkennung und Regelung der inneren Schuld sich die erste Flutwelle von Geld aus dem Erlös des Guanos über das Land ergoss, der Schauplatz verschwenderischer Festlichkeiten und Orgien war. Die Strasse führt neben der Eisenbahn hin und überschreitet sie nach einer Viertelstunde. Auf halbem Wege zwischen Lima und Miraflores liegt die Hacienda Limatambo, ehemals den Dominikanern gehörig, von wo aus der Pfad nach dem Tempel des Rimaks rechts abgeht. Dieses verfallene Gut war früher sehr verrufen als ständiger Schlupfwinkel von Strassenräubern und wurde noch zur Zeit, da der Verfasser Peru verliess, von Leuten, die Spazierritte in der Umgegend der Hauptstadt machten, mit Misstrauen betrachtet, und lieber mit Waffen in der Tasche passiert. Von Chorrillos ab führt die Strasse am Fusse des Morro Solar hin, an welchem sich in langgestreckter Reihe die Ruinen von Armatambo hinziehen, des alten Hauptortes dieser Gegend, wie früher bemerkt wurde. Dann gelangt man zu der Hügelreihe, die den Morro Solar mit dem Fusse des Gebirges ver-

binden, den Höhen von San Juan, wo das peruanische Heer von den Chilenen geschlagen wurde. Hinter diesen Hügeln liegt am Meere, ringsum im Halbkreise von Wüste umgeben, die Zuckerhacienda Villa. Die Ländereien dieses Gutes werden noch aus dem Flusse Rimak bewässert, indem der Endarm des Kanals von Surco durch einen Einschnitt in der Bodenerhebung hindurch geleitet wird. Dieser Kanal wird noch verstärkt durch wasserreiche Quellen, die hinter den Hügeln aus dem Boden hervorbrechen, wie dies auch in der Nähe des Dorfes Surco der Fall ist. Es entsteht hierdurch eine beträchtliche Wasserkraft, die zum Betrieb der Zuckermühle von Villa benutzt wird. Der Überschuss von Wasser, der nicht mehr zur Berieselung der Felder verwendet werden kann, ist so gross, dass die am Meere gelegene Gegend, deren Boden nur wenig über dem Hochwasserspiegel liegt, morastig wird und sich daselbst eine Lagune von süssem Wasser gebildet hat, in deren Rohrdickichten Schwärme von wilden Enten und anderen Schwimmvögeln leben. Die Hacienda Villa wird daher von Jagdliebhabern viel besucht. Der gewöhnlich eingeschlagene Weg läuft um den Saum des angebauten Landes, am Rande der Wüste hin, indessen giebt es auch einen Pfad durch die Sümpfe, dessen Betreten jedoch ohne Führer gefährlich ist, wegen der tiefen Schlammlöcher, in welche die Pferde zuweilen plötzlich bis über die Brust hineinsinken.

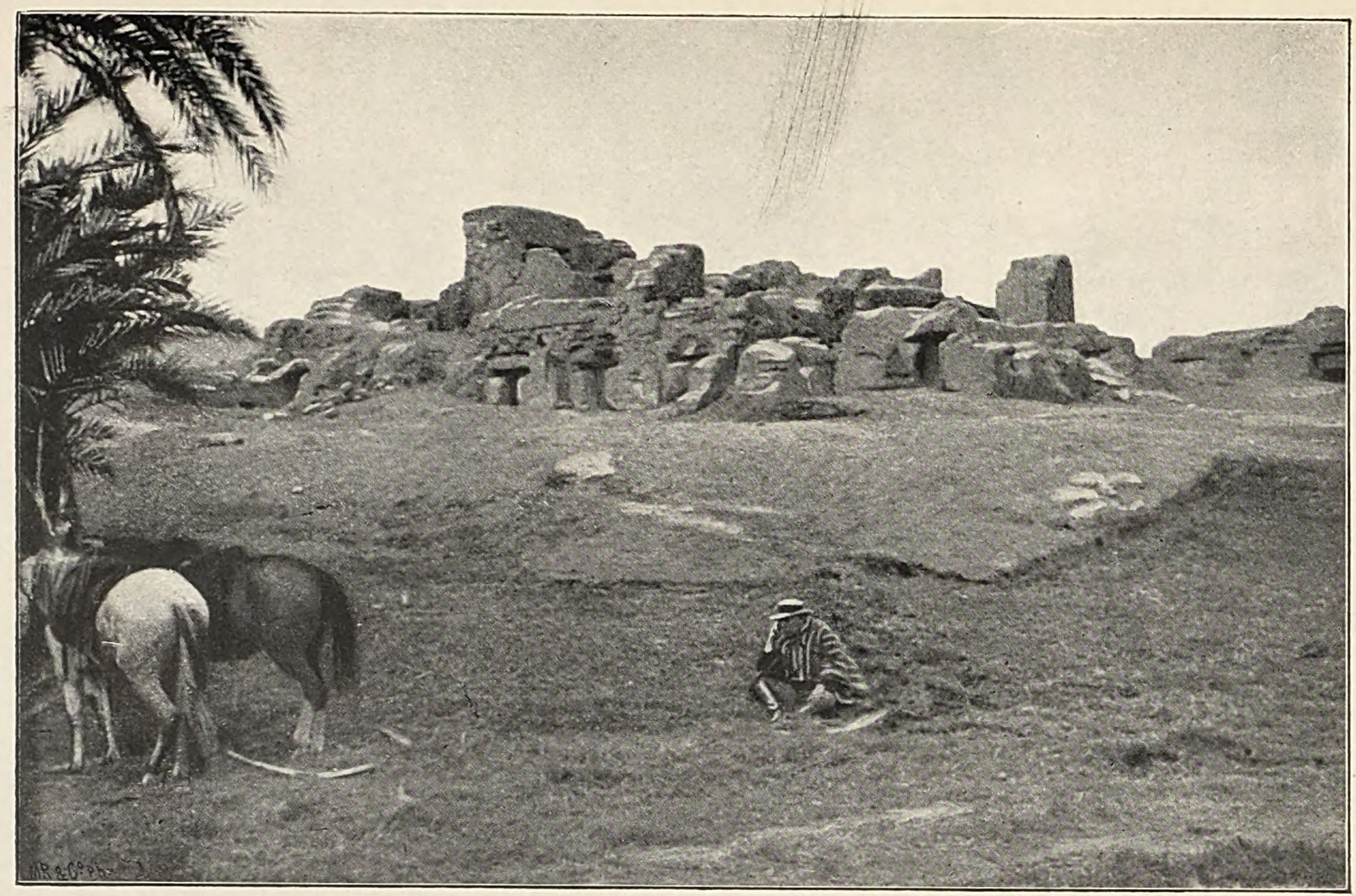
Von Villa, oder vielmehr vom Fusse der Hügel von San Juan bis zum Thalrande von Lurin erstreckt sich 2,5 Leguas lang eine Ebene von tiefem Sande, die Pampa oder Tablada de Lurin. Diese Strecke ist nicht gleichförmig eben, sondern leicht gewölbt. Man steigt eine Stunde lang ganz allmählich und gelangt so zu einer Höhe von 600 bis 700 Fuss, worauf sich der Weg wieder ebenso allmählich senkt. Von einem Wege lässt sich eigentlich kaum reden, denn die ganze Fläche ist in weiter Ausdehnung mit halbverwehten Spuren bedeckt. Bei nebligem Wetter folgt man den eisernen Pfosten der Telegraphenleitung, die als Wegweiser dienen. Während der Wintermonate erstreckt sich die grüne Pflanzendecke, welche die benachbarten Berge bekleidet, als dünner Anflug bis zur Ebene herab und der am höchsten gelegene Teil derselben wird zu einem Blumenteppich. Von lebenden Wesen trifft man nur kleine graue Eidechsen, die in Höhlen des Bodens wohnen. Bald nachdem man den höchsten Punkt der Pampa überschritten hat, erblickt man in der Ferne zwei Felsenspitzen, die aus dem Sande aufzutauchen scheinen: Klippeneilande der Bucht von Lurin; dann erscheint auch der Gipfel des Tempelberges als eine flache Kuppe, aber das Meer ist noch nicht sichtbar. Man glaubt dem Thale schon ganz nahe zu sein,

doch dauert es noch eine Stunde, ehe man dort anlangt, denn der Sand der Wüste ist tief und die Tiere keuchen mühsam weiter. Endlich erblickt man einen breiten dunkelgrünen Strom von Vegetation zwischen grauen Bergen, am Meere begrenzt durch den glänzend weissen Saum der Brandung, jenseits derselben das tiefblaue Wasser, auf dem die schaumumkräuselten Felseninseln zu schwimmen scheinen: ein herrliches Bild.

Indem wir nun weiter hinabsteigen, erkennen wir nach und nach eine verworrene Masse grauer Trümmer, die auf einem Hügelrücken am Rande des Thales liegen, die Ruinen der alten Stadt Pachacamak, und auf der am Meere zu gelegenen Spiize dieser Hügel die Terrassen des Tempels. Dann kommen wir zu einer Mauer, die in einer gewissen Höhe über dem Boden des Thales mit diesem parallel lief, eine Mauer von 5—6 Metern Dicke aus Lehmsteinen aufgeführt, jedenfalls eine ehemalige Ring- oder Verteidigungsmauer von grosser Ausdehnung, deren Länge jedoch sich jetzt nicht mehr bestimmen lässt, da ihr Anfang und Ende im Flugsande begraben sind. Der Weg führt durch eine Lücke der Mauer gerade auf die Ruinen zu über ein sanft gegen das Thal geneigtes anderthalb Kilometer breites Sandfeld. Hier finden sich noch keine Mauerreste, doch lässt sich aus dem Vorhandensein vieler Thonscherben am Boden schliessen, dass einst auch diese Fläche zur Stadt gehört habe, von Hütten des niederen Volkes bedeckt gewesen sei, die nicht gemauert waren, sondern nur aus Rohr oder Fachwerk bestanden. Man gelangt darauf zu einer zweiten Mauer, welche vom Fusse des Tempelhügels in gerader Richtung über einen Kilometer lang nach Norden läuft und hinter welcher die eigentlichen Ruinen der alten Stadt anfangen.

Ehe wir jedoch diese besuchen und den Tempelberg besteigen, wenden wir uns rechts, d. h. südlich, zu einer Ruinengruppe, welche getrennt von den übrigen nahe am Fusse des Hügels und in geringer Entfernung vom Meeresufer liegt. Diese Ruinen werden von den Eingeborenen Mamacuna genannt und für Überreste eines Klosters von auserwählten Sonnenjungfrauen gehalten*). Ob dieses Gebäude wirklich dem vermuteten Zweck gedient hat, lässt sich nicht entscheiden, denn die Form und Anordnung der noch vorhandenen Gemächer giebt über ihre Bestimmung keinen Aufschluss. Was diese Ruinen trotz ihres zerfallenen Zustandes beachtenswert und für Beurteilung der übrigen inter-

*) Mamacuna ist ein Wort der Keshua- oder Inkasprache, der Plural des Substantivs mama, die Mutter. Die älteren Sonnenjungfrauen, denen die Aufsicht über die jüngeren anvertraut war, hiessen »Mütter«, wie auch jetzt die älteren Nonnen in katholischen Klöstern.



Ruinen von Mamacuna bei Pachacamak.

(S. 112.)

essant macht, ist der Umstand, dass sie unzweifelhaft von den Inkas herrühren, und somit das erste Beispiel von deren Baustil darbieten, das wir den Leser vorführen können. Das Charakteristische dieser Bauart besteht in der Form der Thüren, Fenster und Wandnischen, die stets gegen einander geneigte, nicht senkrechte Pfosten hatten, so dass die Schwelle breiter war als der obere Abstand, die Öffnung ein Trapez bildete, kein Rechteck. Diese Formen lassen sich hier deutlich erkennen, obgleich keine Thür oder Nische vollständig erhalten ist; denn die Oberschwellen bestanden aus Holzstücken oder Balken, da ohne Stützen der Lehm nicht gehalten haben würde, und von diesen hölzernen Schwellen sind an wenigen Stellen Überreste sichtbar, die meisten sind teils verwittert, teils aus den Wänden gerissen und als Brennholz verwendet worden. Die noch vorhandenen Mauerstücke scheinen dem Hauptgebäude angehört zu haben, welches von geringem Umfang war und in einem Oberstock viele kleinere Räume mit verhältnismässig grossen Wandnischen enthielt. Es lag in einem weiten Hof, von dessen Umfassungsmauer an der einen Seite noch ein Stück erhalten ist. Alle Wände und Mauern sind aus grossen, an der Luft getrockneten Backsteinen aufgeführt.

An der dem Meere zugekehrten Seite des Gebäudes sieht man am westlichen Ende ein kurzes Gewölbe, etwa 9 Fuss lang und 6 Fuss breit. Dasselbe endigt nach innen zu blind, die abschliessende Wand ist nicht gemauert, sondern besteht aus festem Lehm. In dem Vorhandensein dieses kleinen Gewölbes hat man einen Beweis dafür finden wollen, dass den Inkas die Anwendung des Bogens in der Baukunst bekannt gewesen sei, was die gewöhnliche Ansicht in Abrede stellt; allein bei näherer Betrachtung dieses Gewölbes bemerkt man alsbald, dass es nicht ein Teil des ursprünglichen Baues gewesen, sondern wahrscheinlich erst später hinzugefügt worden ist. Der Bogen befindet sich zwischen zwei Mauern, die sich nach oben weiter fortsetzen und deren Zwischenraum mit Mauertrümmern ausgefüllt ist. An jeder dieser beiden Mauern ist eine Stufe ausgehauen, um das Gewölbe zu stützen, welches aus gewöhnlichen grossen Lehmsteinen aufgeführt ist. Dieser kleine gewölbte Raum ist also vermutlich ein Kellerbau aus spanischer Zeit, entweder zur Aufbewahrung von Körnern und sonstigen Feldfrüchten, oder zur Verbergung von Wertsachen bestimmt. Wenn also aus diesem Bau nicht der Schluss gezogen werden kann, den man darauf gegründet hat, so bemerken wir hier sogleich, dass wir demnächst im Thale Cañete in einem unzweifelhaft von den Inkas her-

stammenden Gebäude einen regelrecht gewölbten halbkreisförmigen Bogen antreffen werden.

Die Lage der Ruinengruppe Mamacuna wird einigermassen belebt durch einen kleinen Palmenhain am Fusse der kleinen Bodenerhebung, auf welchem die Gebäude stehen, auch liegt seitlich nach dem Meere zu ein kleiner Weiher von süssem Wasser, von angebautem Lande und Weiden umgeben, auf denen zahlreiche Kühe grasen. Jenseits dieses Weidegrundes beginnt der Fuss des Tempelhügels.

Der Tempelberg ist von allen Seiten leicht zu besteigen, denn sein Abhang ist nur an wenigen Stellen steil. Er bildet einen langgestreckten Rücken, der sich am Rande des Thales von Lurin, zwischen diesem und der Pampa hinzieht. Das südliche Ende desselben tritt bis nahe ans Meer und erhebt sich zu einem rundlichen Gipfel, dessen Höhe jedoch nicht ganz 400 Fuss beträgt. Das letzte Viertel des Berges nach dem Gipfel zu ist von vier Terrassen umschlossen, deren untere 25 bis 30 Fuss hoch sind, die oberste ist niedriger. Diese Terrassen bilden drei grosse Stufen, die nicht überall gleich breit sind. Die nach der Südseite oder dem Thale zu gelegenen sind die breitesten und haben, wie aus den umherliegenden Schädeln und Gebeinen ersichtlich ist, in alten Zeiten als Begräbnisplätze gedient. Die Mauern der Terrassen sind beinahe senkrecht und alle aus gut geformten, grossen, an der Luft getrockneten Backsteinen erbaut. Diese Lehmsteine, welche den im Gebäude Mamacuna verwendeten gleichen, sind gewöhnlich zwei Fuss lang, einen Fuss breit und einen halben dick. An der Ostseite, wo der Tempelberg in die Hügelreihe übergeht und sich sein Gipfel nur wenig über deren Rücken erhebt, sieht man die Trümmer eines Einganges und Treppen, die zwischen hohen Wänden im Zickzack aufsteigen. Nur der untere Teil dieses Treppenhauses lässt sich erkennen, nach oben sind Stufen und Gänge verschüttet. Dieser Zugang war eng und augenscheinlich nicht der Haupteingang, vielmehr scheinen zu diesem die Terrassen gedient zu haben, welche die ganze Kuppe des Berges umgaben, denn schon von der Pampa aus bemerkt man, dass die Terrassen nicht horizontal laufen, sondern in der Richtung nach dem Meere zu steigen. Bei den grossen Festen also bewegten sich die Prozessionen in langen Zügen um den Berggipfel zur Plattform hinauf. Diese Plattform, welche von den Terrassen umgeben und gestützt wird, bildet gegenwärtig eine unebene Fläche, 170 Schritt lang und 85 Schritt breit, also ein Rechteck, dessen breite Seite dem Meere zugekehrt ist. Man bemerkt daselbst Mauerreste, welche andeuten, dass sich einst daselbst Gebäude erhoben, doch ist es nicht möglich, sich von dem Grundriss derselben eine auch

nur ungefähre Vorstellung zu machen. An der nördlichen Seite, nach der Pampa zu, scheint die Tempelzelle oder das Heiligtum gestanden zu haben, ein tiefes von Schatzgräbern aufgewühltes Loch bezeichnet diese Stelle. Nach dem Meere zu lag eine Art Vorhof, 15 Fuss tiefer als die Plattform und nach dieser zu durch 14 drei Fuss breite Strebepfeiler gestützt. An vielen derselben sind Brandspuren sichtbar.

Die Aussicht von der Plattform auf das Thal von Lurin, auf die Bucht mit den Felseninseln, das dunkelblaue, von schimmernder Brandung umgebene Wasser der See, gehört zu den schönsten Landschaftsbildern der peruanischen Küste.

Der eben beschriebene Bau wird gewöhnlich als Tempel des Pachacamak bezeichnet, allein dies beruht auf einem Irrtum, denn er war dem Sonnengott Inti geweiht. Das Heiligtum des alten Landesgottes lag auf derselben Hügelreihe, aber etwas tiefer und mehr landeinwärts vom Sonnentempel. Der Hügel, welcher sich zunächst an diesen anschliesst, fällt nach Westen zu sehr steil ab, jedoch ist dies nicht ein natürlicher Abhang, sondern ein verwitterter Terrassenbau, was an mehreren Stellen deutlich zu erkennen ist, wo durch Herabstürzen oder Herabrutschen der äusseren Erdschichten die Mauern zu Tage liegen. Diese Mauern sind nicht gleich denen des Sonnentempels und des Hauses der Mamacuna aus grossen Backsteinen aufgeführt, sondern aus kleinen kubischen wie die Huacas de Pando und die Huaca Juliana im Thale von Lima. Auf dem Gipfel dieses scheinbaren Hügels sieht man Mauerreste, die einst einen grossen Saal oder eine Halle umgaben mit rot und gelb angestrichenen Wänden, deren Farbe sich noch erhalten hat. So unbedeutend und schäbig der Anblick dieser Ruinen jetzt ist, so sind sie doch die einzigen noch vorhandenen Überreste des ehemals so prächtigen und berühmten Tempels des Pachacamak, denn dafür spricht nebst der Verwendung der kleinen Lehmsteine auch die gesamte Lage, die mit den Berichten des spanischen Chronisten übereinstimmt*). Am Fusse dieses

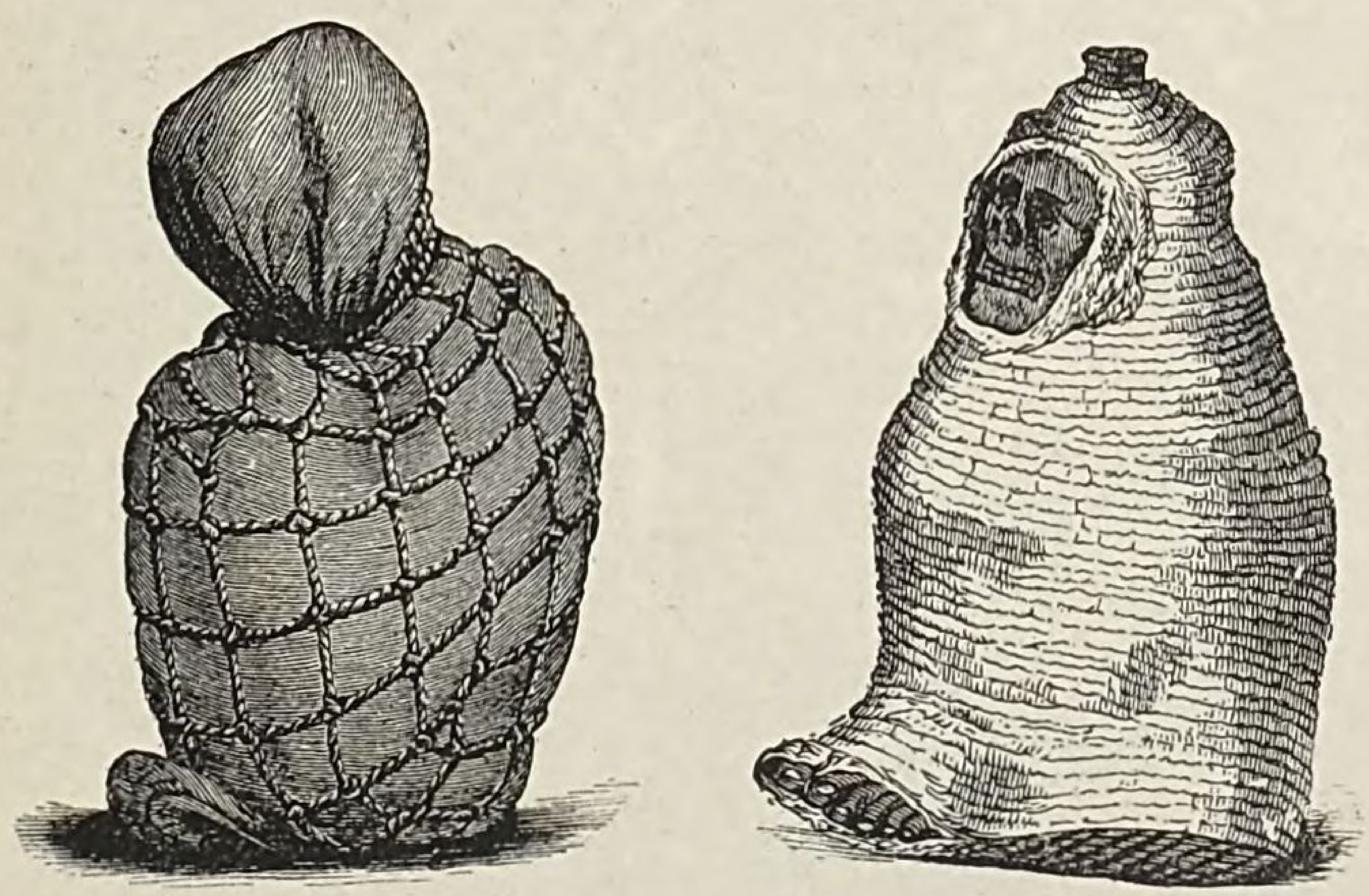
*) Cieza de Leon (Cronica 72) bemerkt: In diesem Thale (Pachacamak) war einer der reichsten Tempel, dem ausser dem in Cusco kein anderer gleich kam. Er war auf einem kleinen künstlichen Hügel erbaut, welcher ganz aus Backsteinen und Lehm bestand. Oben auf befand sich das Gebäude mit vielen Thüren, diese sowohl als die Wände mit Abbildungen von wilden Tieren bemalt.

Dass der Sonnentempel höher lag, wird ausdrücklich in dem Bericht Miguel Estetes bemerkt, der den ersten Besuch der Spanier in dieser Gegend beschreibt: Dieser Ort Pachacama ist eine grosse Sache, er besitzt nahe an dieser Moschee (des Pachacamak) ein Haus der Sonne auf einer Anhöhe gelegen, gut gebaut, mit fünf Wallmauern.

künstlichen Hügels, nach der Pampa de Lurin zu, befindet sich ein weites Totenfeld, welches sich seitlich bis zum Fusse des Sonnentempels erstreckt. Dieser Begräbnisplatz ist ganz zerwühlt, mit zahllosen Schädeln und Gebeinen übersäet, dazwischen Fetzen von Geweben, Mumiennetze, Haufen roher Baumwolle, in wüsten Massen umherliegend oder halb in Schutt begraben. Manche Leichen scheinen in loser Erde bestattet und nur mit Schilfmatten bedeckt gewesen zu sein, doch trifft man weiterhin, am Fusse des Tempelberges, auch viereckige aus Adobes gemauerte Grabzellen, worin Gruppen von Mumien, wahrscheinlich Familien, zusammen beigesetzt waren. Zuweilen findet man auch Grabzellen übereinander, zwei, ja drei Generationen, von einander geschieden durch Lagen von Rohr und Matten.

Die Art und Weise der Totenbestattung ist im wesentlichen in ganz Peru dieselbe, an der Küste sowohl als im Hochlande, daher auch die Grabfunde in Pachacamak keine Besonderheiten zu Tage gefördert haben. Da aber diese Stadt, besonders der Tempelberg und die Nachbarschaft desselben, der berühmteste Begräbnisplatz des ganzen Landes war, so scheint uns dies der passendste Ort, einiges über die Gebräuche bei Behandlung der Leichen und ihrer Beisetzung anzuführen. Diese beruhten auf dem bei den alten Eingeborenen allgemein herrschenden Glauben an ein persönliches Fortleben nach dem Tode, denn in allen offenbart sich die Sorge, die geliebten Toten so zu erhalten, wie sie auf Erden gewesen, und das Bestreben, sie für ihr künftiges Leben mit den Gegenständen zu umgeben, die von ihnen in diesem gebraucht worden und ihnen lieb gewesen waren. Man gab den Leichen die hockende, auf den Fersen sitzende Stellung, welche die Indianer auch jetzt noch dem Sitzen auf Bänken und Stühlen vorziehen, und stützte sie in dieser Lage durch einen zwischen den Beinen an den Körper angedrückten Stock. Die Hände umschlangen entweder die gebogenen Knie oder hielten in ihren Flächen den nach vorn geneigten Kopf, zuweilen waren sie auf der Brust gekreuzt. Der so samt seinen Gliedern zusammengebeugte Körper wurde zunächst mit Streifen von feinem, weissem Baumwollenzeug umwickelt, dann folgten wollene Binden und darüber, je nach dem Stande und Reichtum des Toten, ein mehr oder weniger fein und kunstvoll gewebtes Gewand oder Hemd. Um dem so bekleideten Körper eine grössere Rundung zu geben, umhüllte man ihn mit dicken Lagen roher Baumwolle und nähte ihn dann, wie einen Warenballen, in einen Sack von starkem Zeug oder auch in geflochtene Matten, die durch ein weitmaschiges Netz von Stricken aus Wolle oder Pflanzenfasern zusammengehalten wurden.

Diese sonderbare Verpackung hatte ohne Zweifel den Zweck, die Überführung der Leichen zu den Begräbnisplätzen zu erleichtern, die öfters von den Wohnungen weit entfernt waren, besonders hier in Pachacamak, wohin man die Toten aus weiten Entfernungen brachte. Männliche, weibliche und kindliche Leichen wurden in derselben Weise behandelt und oft gruppenweis, vermutlich Familienglieder oder Verwandte, in derselben Zelle beigesetzt. Vor und um sie stellte man die Haushaltungsgegenstände und Gerätschaften, die man ihnen für das andere Leben mitgeben wollte: den Männern Steinschleudern, Fischleinen, Angelhaken und Trinkgefässe von zuweilen kunstreicher, immer eigentümlich seltsamer Form; den Frauen Thonschalen und Töpfe zur Speise-

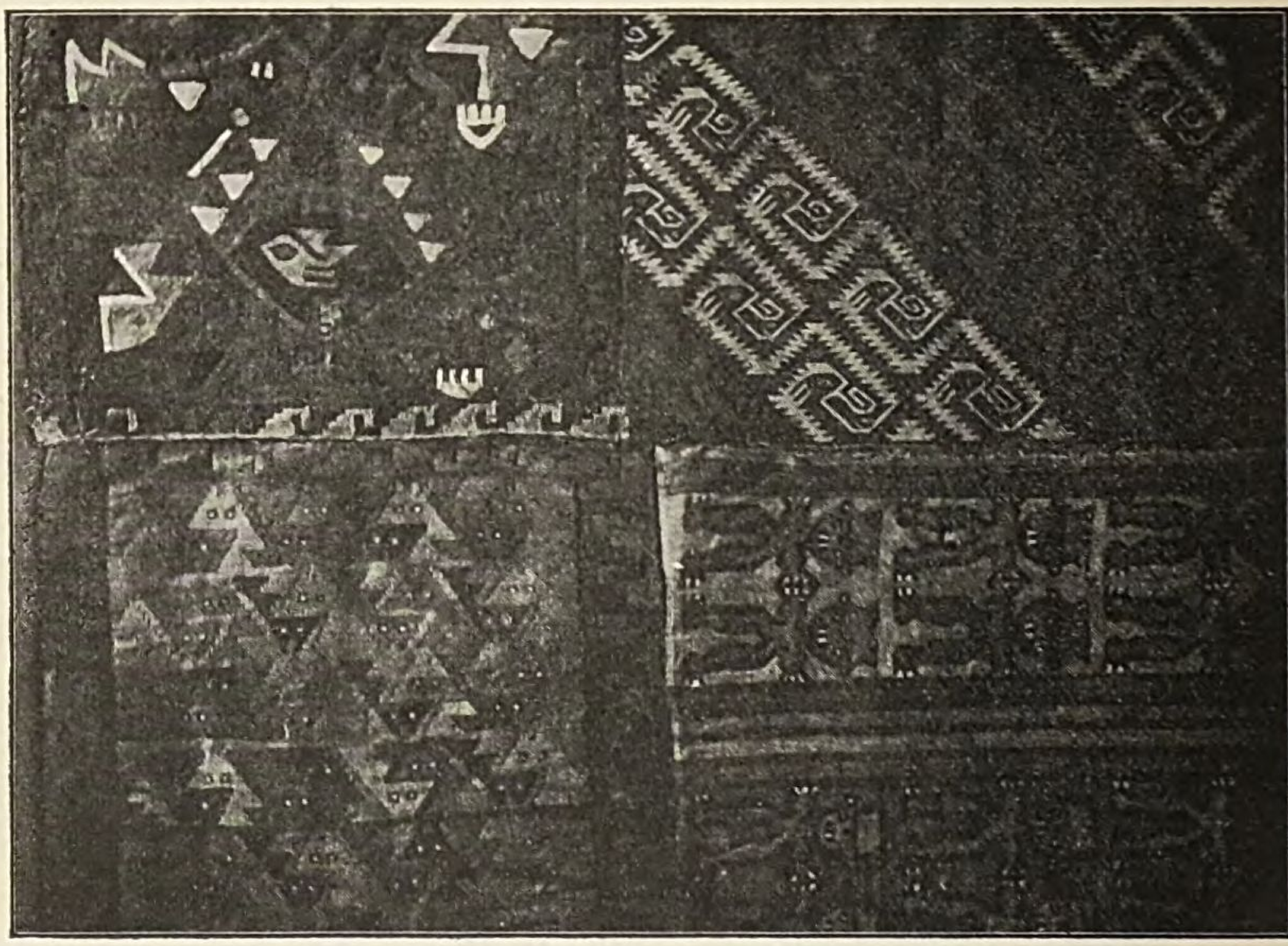


Mumien.

bereitung, Maiskolben, Spindeln, Weberschiffchen, Häkelstäbchen, Nadeln aus Kaktusstacheln, Knäule und Gebinde von Baumwollengarn, Arbeitsbeutel, Kämme aus Fischgräten; neben Kinderleichen findet man zuweilen Puppen aus gebranntem Thon. Nicht selten liegen zwischen diesen Gegenständen noch kleine Figuren aus Thon, Stein oder Kupfer, zwerghafte Gestalten von Menschen oder Tieren darstellend, welches vermutlich Hausgötzen oder Talismane waren, die zum Schutz gegen Unglück unter den Kleidern getragen wurden. Im Munde vieler Leichen findet sich ein Kupferblättchen, welches an den Obolos erinnert, den die alten Griechen ihren Toten für Charon, den Fährmann der Unterwelt mitgaben. Auch Mumien von Haustieren werden zuweilen ausgegraben, Hunde und Papageien, die zu den Füssen ihrer ehemaligen Herren liegen, in ähnlicher Weise umwickelt wie die menschlichen Leichen.

Bei der Trockenheit der Luft und der Abwesenheit von Feuchtigkeit im Boden gingen die so behandelten Körper der Toten auch ohne Anwendung von balsamischen oder sonstigen fäulnisverhindernden Stoffen nicht in Verwesung über, sondern vertrockneten. Beim Aufwickeln der Mumien lösen sich die zu schaligen Massen verdichteten Weichteile von den Knochen ab. Die Haare sitzen gewöhnlich noch am Schädel fest, sind aber meist etwas rötlich entfärbt.

In früheren Zeiten haben die Ausgrabungen manche schöne und

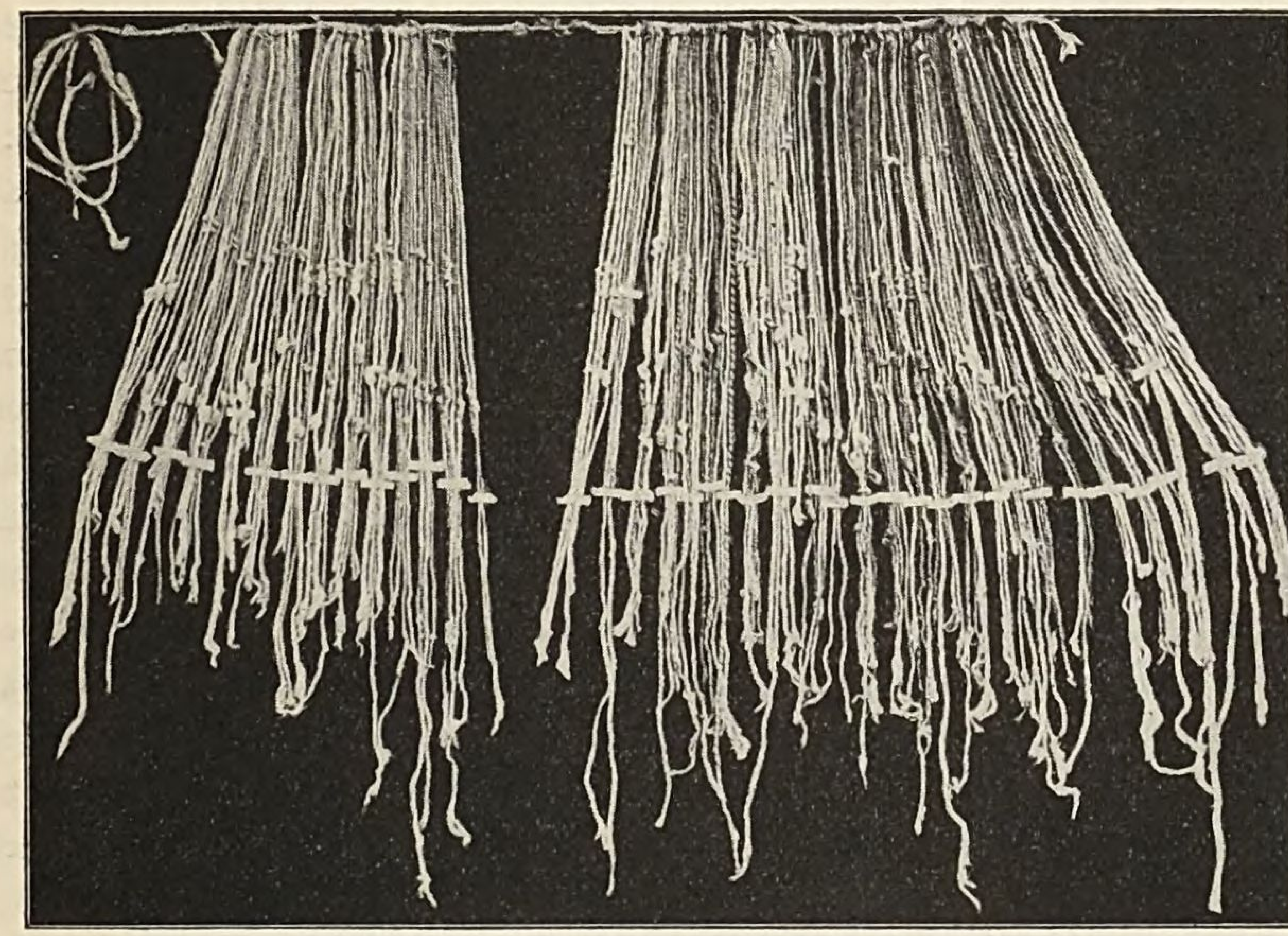


Gewebe.

wertvolle Schmucksachen, sowie höchst kunstvolle Gewebe zu Tage gefördert; seitdem jedoch das Öffnen der Gräber gewerbsmässig betrieben worden ist, werden solche Funde sehr selten. Zu den interessanten, gleichfalls weniger oft angetroffenen Gegenständen gehören die sogenannten Kipus, welche den alten Peruanern die ihnen unbekannte Schrift ersetzten. Es sind Wollenfäden von verschiedener Farbe, welche wie lange Franzen an einer dickeren, strickartigen Schnur hängen, und in welche Knoten in verschiedener Anordnung, bald einzeln, bald in Reihen und Gruppen geschlungen sind. Über die Bedeutung der durch diese Kipus ausgedrückten Aufzeichnungen, die sich meist auf statistische oder geschichtliche Thatsachen bezogen haben sollen, lassen sich meist

nicht einmal Vermutungen aufstellen, da zu der Entzifferuug derselben auch für den Eingeweihten fast immer ein mündlicher Kommentar erforderlich gewesen zu sein scheint, wenigstens eine Andeutung über die Natur der Notizen, oder über die Gegenstände, worauf sie sich bezogen. Das Anfertigen und Entziffern der Knotenschrift war bei den alten Peruanern eine Kunst, die nur den Priestern und den Beamten aus dem Stande der Gelehrten (amautas) bekannt war.*)

Ausser dem grossen Totenfelde am Fusse des Tempelberges, gab



Kipus.

es noch viele andere Begräbnisplätze, ja die ganze Umgegend des Hügels kann als solcher betrachtet werden, indem daselbst nicht nur die im Thale selbst Verstorbenen, sondern auch aus der Nachbarschaft und sogar aus entfernten Gegenden herbeigebrachte Leichen bestattet wurden, und es scheint, dass die Erlaubnis dazu eine Begünstigung war, aus der die Priester wie später die christlichen Mönche aus den Beerdigungen in den Kirchen ihrer Klöster ein Geschäft machten. Nichts ist öder, trauriger und trostloser als der gegenwärtige Anblick dieser Totenfelder. Es lässt sich kaum etwas vorstellen, was die Nichtigkeit und Vergäng-

*) Siehe Einleitung zum Ollanta Drama, Seite 56.

lichkeit alles Irdischen in mehr harter und peinlicher Weise zum Bewustsein bringt als diese zerstörten Grüfte, aus denen rohe und kleinliche Habsucht die Gebeine der darin Schlummernden gerissen und umhergestreut hat, und das gemischte Gefühl von Niedergeschlagenheit, Unwillen und Ekel wird beim Umherwandern in diesen Stätten endlich so drückend, dass man sich erleichtert fühlt, wenn man den Ort verlassen hat.

Das Ansehen, in welchem der Gott Pachacamak an der ganzen Küste stand, war gross. Von weit her kamen trotz der Mühsale der langen Reisen durch wüste Gegenden Scharen von Pilgern zu den grossen Festen, ganz wie die christlichen Wallfahrer zu wunderthätigen Marienbildern oder die Muhamedaner nach Mekka. Nach Estete entrichteten alle Ortschaften bis auf 300 Leguas einen jährlichen Tribut an den Tempel, sozusagen eine Kirchensteuer, zu deren Einsammlung die Priester überall Empfangstellen hatten. Diese Abgaben scheinen nicht in Feldfrüchten, sondern in Gold, oder doch in edlen Metallen und Steinen bestanden zu haben, die zur Ausschmückung des Tempels verwendet wurden. Nach dem Bericht Hernando Pizarros an die königliche Audienz von Santo Domingo (Oviedo l. c.) entrichteten die Küstengegenden ihren Tribut nicht nach Kusko, sondern an den Tempel. Die Boten der Häuptlinge, die nach Pachacamak geschickt wurden, um die Orakelsprüche des Gottes zu vernehmen oder sein Wohlwollen durch Geschenke zu gewinnen, hatten zwanzig Tage zu fasten, ehe sie in den ersten Tempelhof eintraten; um jedoch in den oberen Hof zugelassen zu werden, wo der Hauptpriester (obispo) residierte, mussten sie nach Hernando Pizarro ein ganzes Jahr gefastet haben. Wenn ihnen dann gestattet worden war, ihre Bitte vorzutragen, traten die Priester (pajes del Dios) in eine Zelle, wo sie angeblich mit dem Teufel redeten. Pizarro, ein intelligenter Mann und, wie es scheint, im Aberglauben seiner Zeit nicht so befangen, wie die meisten seiner Landsleute, bemerkt dazu: «Ich glaube nicht, dass sie wirklich mit dem Teufel reden, sondern dass diese seine Diener die Häuptlinge betrügen, um Nutzen aus ihnen zu ziehen«.

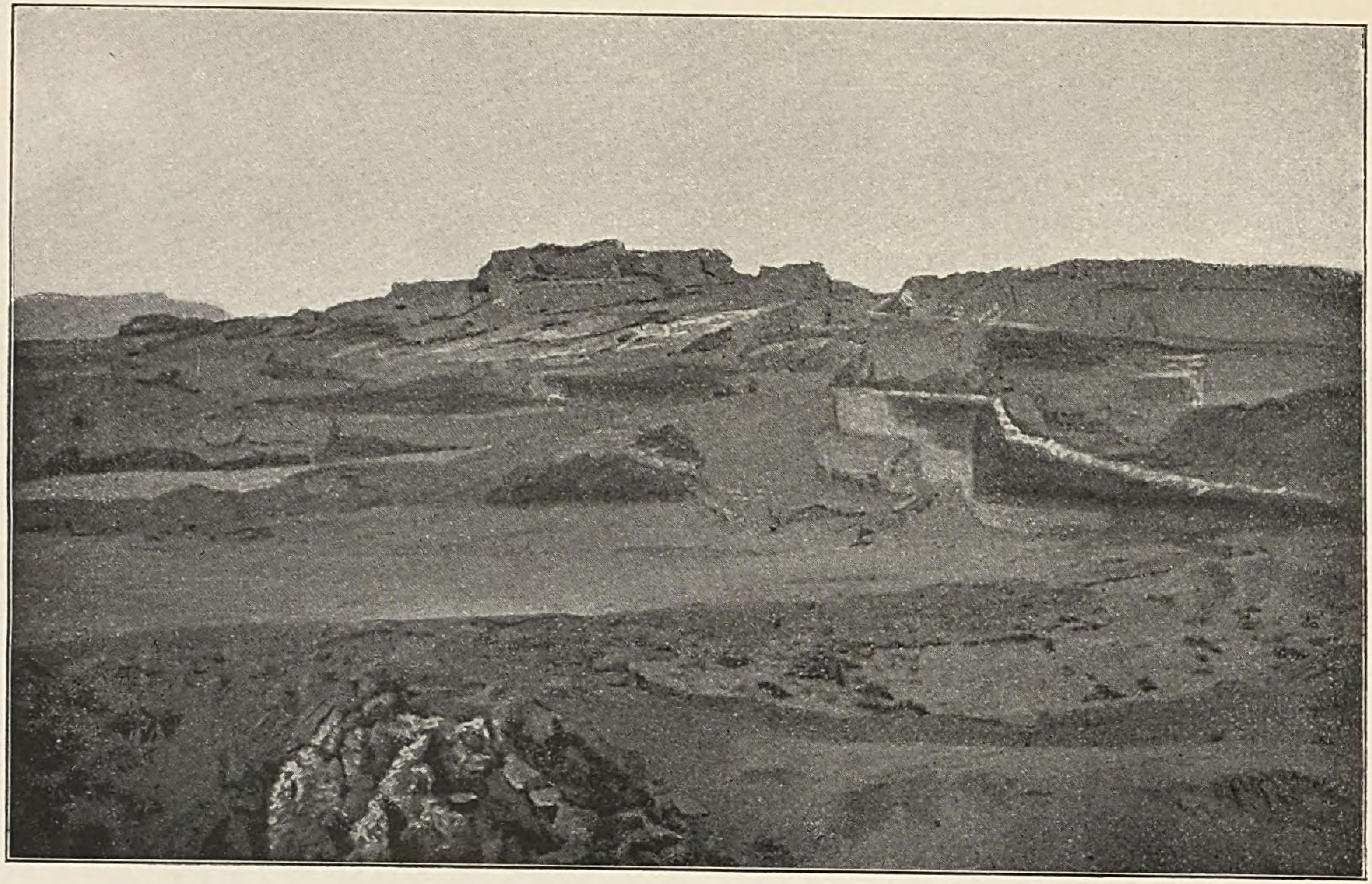
Hernando Pizarro besuchte Pachacamak auf Befehl seines Bruders Francisco nach der Gefangennahme des Königs Atahuallpa in Cajamarca. Im ersten Bande dieses Werks wurde bereits erzählt, welches ungeheure Lösegeld der Inka den Spaniern für seine Freiheit anbot und sie aufforderte, sich persönlich zu überzeugen, dass seine Befehle zur Herbeischaffung der Schätze aus Tempeln und Palästen wirklich ausgeführt würden. Infolgedessen schickte der Statthalter seinen Bruder Hernando

nach dem Thale von Lurin, da die Tempelschätze des Pachacamak denen des Sonnentempels zu Kusko beinahe gleichkommen sollten, denn allein der Inka Huaina Kapak sollte den Priestern über hundert Arrobas Gold (2500 Pfund) und tausend Arrobas Silber (25 000 Pfund) geschenkt haben. Hernando ritt also mit 20 Begleitern am 5. Januar 1533 von Cajamarca ab und langte am 30. desselben Monats in Pachacamak an, wurde jedoch für seine lange und mühevolle Reise nur durch eine geringe Beute belohnt; denn der Gesamtwert der ihm ausgelieferten Geräte und Schmucksachen betrug nur 85 000 Castellanos oder Dukaten in Gold und 3000 Mark Silber. Die grosse Masse der Schätze, nach Cieza über 400 Ladungen, war von den Priestern vor der Ankunft der Spanier bei Seite geschafft worden, und der Verbleib dieses Goldes ist bis auf den heutigen Tag ein Geheimnis geblieben. Nachdem die Priester in Pachacamak zaudernd und unter Ausflüchten das noch im Tempel vorhandene Gold abgeliefert hatten, verlangte Pizarro den Gott zu sehen, den sie verehrten. Es war nach Estete ein hölzernes, sehr schmutziges Götzenbild, welches in einer engen, dunklen und stinkenden Zelle aufgestellt war. Um mit einem Male das Ansehn zu vernichten, in welchem dieser Gott so lange gestanden hatte, liess Hernando das Bild hervorziehen und vor den Augen der entsetzten Eingeborenen zerschlagen, worauf er ihnen vermittelst eines Dollmetschers eine kleine Ansprache hielt und ihnen lehrte, sich in Zukunft vor dem Teufel durch das Zeichen des heiligen Kreuzes zu schützen.

Von der Plattform des Sonnentempels hat man einen Überblick über das ganze Ruinenfeld der alten Stadt. Dieses erstreckt sich nach Norden zu, landeinwärts vom Tempel, bedeckt zum Teil die sich an den Tempelberg anschliessenden Hügel und reicht bis an die bereits erwähnte, von Süden nach Norden laufende Ringmauer. Die Ruinen gleichen in ihrem Bau nicht denen der alten Stadt Huadca, denn alle Mauern sind aus Lehmsteinen aufgeführt, und zwar meist aus grossen, wie sie beim Sonnentempel und dem Hause der Mamacona verwendet wurden. Ob daraus zu schliessen ist, dass die vorhandenen Ruinen alle von Gebäuden aus der Inkazeit herstammen, lässt sich freilich nicht entscheiden. In Estetes Bericht lesen wir, die Stadt sei sehr alt, schon damals seien viele Häuser verfallen gewesen, desgleichen die Ringmauer. In der verworrenen Masse von Gebäuden und Höfen zeichnen sich zwei auf der Spitze eines Hügels gelegene umfangreiche Ruinengruppen aus, die zwar ganz nahe aneinander grenzen, aber doch getrennt sind. Sie bestehen aus grossen und kleinen Räumen, Sälen und Höfen, die von hohen Mauern eingeschlossen sind. Vom Tempel

aus gesehen, läuft an ihrer rechten Seite zwischen hohen Wänden ein enger Weg oder Gang hin, welcher erst nahe an dem Gipfel des Hügels beim Eingang zum zweiten und höchsten Gebäude blind endigt. Diese Ruinen, die Rivero und Tschudi in ihrem Werke über peruanische Altertümer irrtümlich als den Sonnentempel gedeutet haben, scheinen Burgen oder Häuptlingswohnungen gewesen zu sein, denn die Anordnung der Räumlichkeiten zeigt nichts, was auf eine Bestimmung zu religiösen Zwecken schliessen liesse. Anders verhält es sich mit einer Ruinengruppe, die am Fusse des Hügels in der Ebene, beinahe vor den erwähnten Burgen liegt. Dort sieht man eine vier Meter breite Freitreppe — jetzt freilich ohne Stufen — aus der Ebene zu einem viereckigen Bau von mässigem Umfang aufsteigen, wie dies an andern Orten bei Tempeln beobachtet wird. Das Sonderbare in diesem Falle ist, dass der Aufgang nicht zu einer Plattform führt, sondern zu einem von Mauern umgebenen Raume, in welchem sich unmittelbar hinter dem Landungsplatz der Treppe eine Vertiefung findet, die sich durch die ganze Breite des Saales zieht. Möglicherweise war dieser Bau ein Tempel mit einer Freitreppe, der Saal die Zelle, worin das Götzenbild stand und die Vertiefung des Bodens eine Vorrichtung zur Veranstaltung von Orakeln oder göttlichen Geräuschen, die aus dem Innern der Erde zu dringen schienen.

Die Stadt Pachacamak war nächst Chanchan, der ehemaligen Hauptstadt der Chimus bei Trujillo, die ansehnlichste der peruanischen Küste, weit grösser und volkreicher als Huadca und Cajamarquilla im Thale von Lima. Daher scheint der Statthalter Pizarro, als er den Plan gefasst hatte, den Hauptsitz seines eroberten Gebiets an die Küste zu verlegen, zuerst an das Thal von Lurin gedacht zu haben. Dort hielt er auch seine Zusammenkunft mit Pedro de Alvarado, und die Festlichkeiten, die er damals zu Ehren dieses berühmten Zeitgenossen veranstaltete, mögen die letzten gewesen sein, welche die alte, nunmehr ihres Ansehens beraubte Tempelstadt belebten. Pedro de Alvarado, wie Garcilaso bemerkt, eine der besten Lanzen, die nach Amerika kamen, hatte sich unter Cortés bei der Eroberung von Mexico vor allen Waffengefährten desselben ausgezeichnet, wurde von seinem General zur Entdeckung und Eroberung von Guatemala ausgesandt, und in der Folge vom Kaiser Karl V. zum Statthalter des von ihm unterworfenen Gebiets ernannt. Allein diese Stellung genügte seinem rastlosen Ehrgeiz nicht. Als die Kunde von den grossen, in Peru erbeuteten Schätzen sich verbreitete, erwirkte er sich beim Kaiser die Erlaubnis, die Gegenden jenes Landes, die noch nicht von den Spaniern besetzt wären, für sich er-



Ruinen der Stadt Pachacamak.

(S. 122.)

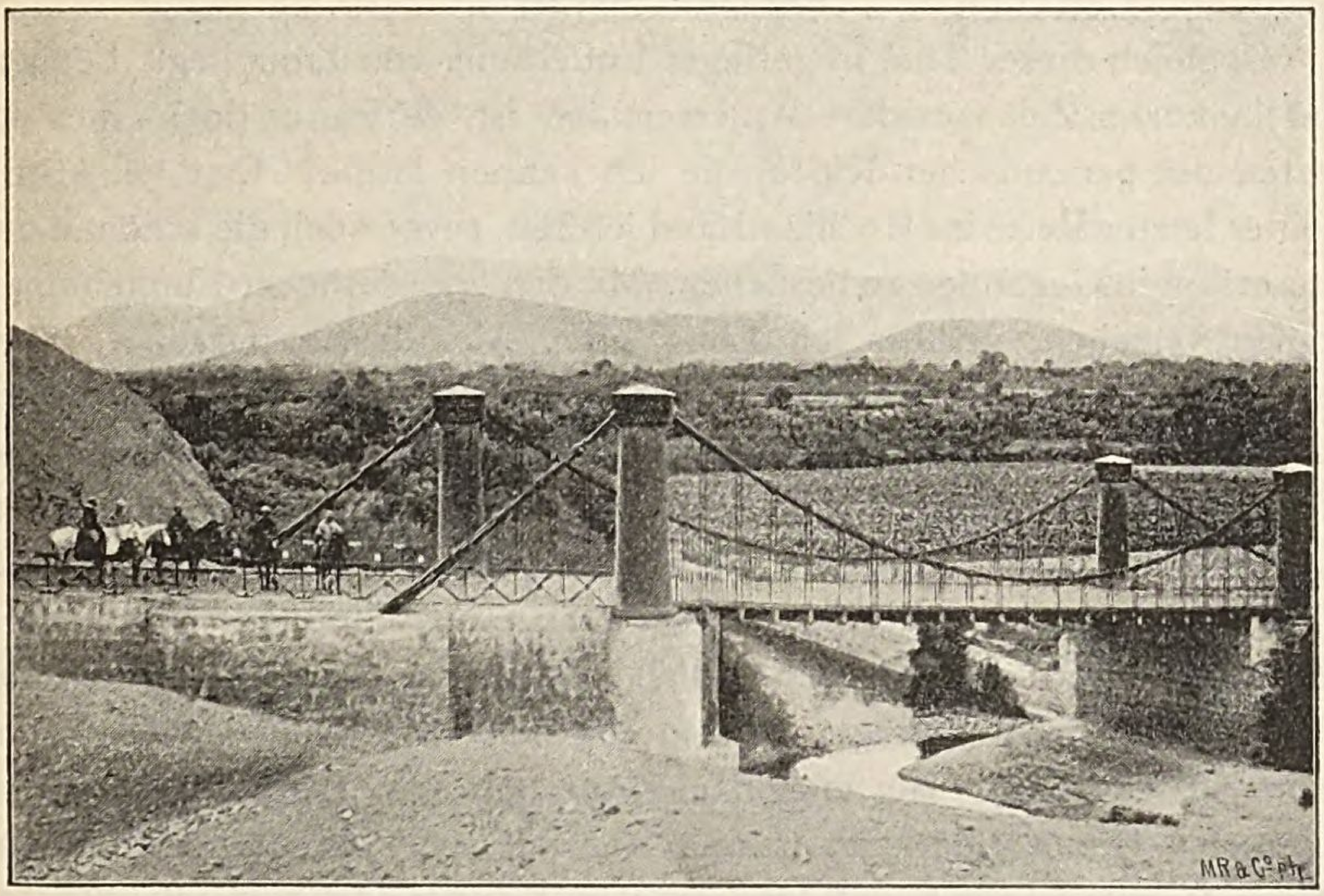
obern zu dürfen. Er rüstete zu diesem Ende fünf grössere Schiffe und mehrere kleinere Fahrzeuge aus und schiffte sich auf denselben mit 500 Mann und 230 Pferden ein, die ansehnlichste und bestbewaffnete Kriegsmacht, die bisher an der Westküste vereinigt worden war. Im März 1534 landete er in Caraque an der Küste der heutigen Republik Ecuador und begann seinen Marsch ins Innere des Landes. Bei dem Übergange über die hohen Pässe der Andes litten seine Leute dergestalt von Hunger und Kälte, dass ein volles Viertel seines Heeres umkam. Auf solche Strapazen folgte dann die noch grössere Enttäuschung, dass er in Quito, wo er als der Hauptstadt Atahuallpas grössere Schätze vermutet hatte, als selbst in Kusko, garnichts vorfand, und überdies erfuhr, dass er nicht einmal der erste Spanier sei, der diese Gegenden betreten, sondern dass sie bereits von einem Offiziere Pizarros, Sebastian de Belalcazar, für seinen Vorgesetzten in Besitz genommen seien.

Pizarro war zur Zeit in Kusko mit der Ordnung des eroberten Landes beschäftigt und sendete auf die Nachricht von der Landung Alvarados seinen Eroberungsgefährten Diego de Almagro aus, um irgend welche Eingriffe dieses Eindringlings in sein Machtgebiet zurück zu weisen. Obgleich nun Almagro keineswegs über solche Streitkräfte verfügte wie sein Gegner, so war er doch zum äussersten Widerstand bereit, allein der Ausbruch von Feindseligkeiten wurde vermieden. Als die beiden gegnerischen Heere sich bereits bei Riobamba gegenüberstanden, wurde zuerst ein Waffenstillstand und darauf ein Vertrag geschlossen, in welchem Alvarado einwilligte, gegen eine Entschädigung von 100 000 Castellanos de oro oder Dukaten seine Schiffe, Pferde, Waffen und sonstige Ausrüstung an Pizarro abzutreten und das Land zu verlassen. Seinen Truppen wurde anheimgestellt, entweder in Quito bei Belalcazar zu bleiben, oder in Peru in Pizarros Dienste zu treten. Da Almagro die ausbedungene Geldsumme nicht zur Verfügung hatte und der Vertrag ja ohnehin, um gültig zu sein, Pizarros Bestätigung bedurfte, so kam man überein, dass Alvarado mit Almagro dem Statthalter in Kusko einen Besuch abstatten solle. Allein Pizarro wünschte nicht, einem so berühmten Gast und gefürchteten Nebenbuhler die Grösse seiner Eroberung sehen zu lassen und schlug daher vor, vorgeblich, um diesem die Mühe der langen Reise zu ersparen, dass die Begegnung an der Küste in Pachacamak stattfinden möge. Er begab sich also dahin, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen und drei Wochen nach ihm langten auch seine Gäste an. Der Statthalter empfing Alvarado mit grossen Ehrenbezeugungen, behandelte ihn mit

ausgesuchter Höflichkeit und gab ihm überall vor sich und Almagro den Vorrang. Nach drei Tagen bezahlte er ihm nicht bloss die zugesagte Summe von 100 000 Castellanos, sondern fügte aus freien Stücken noch 20 000 hinzu, nebst reichen Geschenken an goldenen Gefässen und kostbaren Steinen, gegen den Rat mancher seiner Anhänger, welche der Meinung waren, er sei durch einen von Almagro unter dem Druck der Umstände abgeschlossenen Vertrag nicht gebunden, und die Alvarado bewilligte Entschädigung sei zu hoch. Allein Pizarro liess solche Einflüsterungen unbeachtet, teils aus Klugheit, teils vielleicht auch, um einem Edelmann wie Alvarado zu zeigen, dass auch er, wiewohl von niedriger Herkunft, doch die gewissenhafte Erfüllung eines gegebenen Versprechens für eine Ehren- und Ritterpflicht halte, der er freilich in seiner übrigen Laufbahn nicht immer nachgekommen war. Alvarado kehrte darauf nach Guatemala zurück und verlor sechs Jahre später (1541) sein Leben bei der Erstürmung einer Festung in Mexico durch den Absturz von einem Berge oder infolge einer Verletzung durch einen herabfallenden Stein. Pizarro begab sich nach Alvarados Abreise in das Thal des Rimaks und gründete dort am 18. Januar 1535 die Stadt Lima, wie im ersten Bande dieses Werks ausführlich erzählt worden ist.

Es erübrigt noch, ehe wir das Thal wieder verlassen, einige Worte über den gegenwärtigen Zustand desselben zu sagen. Der Fluss, der in den Wintermonaten nur wenig Wasser dem Meere zuführt, läuft an der westlichen Thalseite am Fusse der Hügel, auf denen die alte Stadt liegt. Der von Lima kommende Weg führt am nördlichen Ende der Ruinen vorbei und überschreitet den Fluss auf einer gut gebauten, ganz stattlichen Kettenbrücke, ein Bauwerk, das mit der Beschaffenheit der Strasse und den elenden Schilfhütten auf dem gegenüberliegenden Ufer einen wunderlichen Kontrast bildet. Die Brücke stammt aus der Zeit, wo Geld in Peru wohlfeil war, aber trotz seinem Überfluss selten am richtigen Orte ausgegeben wurde. Für den Fluss von Lurin hätte eine bescheidene Brücke von einigen Balken auf einem Paar Steinpfeilern genügt, und die eiserne Kettenbrücke wäre besser am Platze gewesen an einem der vielen reissenden Ströme im Innern, die man auf Geflechten von Weidenruten überschreiten muss. Von der Brücke reitet man auf angenehmem schattigem Pfade unter Bäumen zwischen Mais und Zuckerfeldern und gelangt nach einigen Minuten zur Hacienda San Pedro, die man vom Tempelberge aus inmitten ihrer Pflanzungen liegen sieht. Da ein Besuch in Pachacamak von Lima aus sich nicht gut in einem Tage abmachen lässt, so suchen die Touristen gewöhnlich

auf diesem Gute ein Nachtquartier. Der Eigentümer ist ein gastfreier Mann, auch werden keine unbescheidenen Ansprüche an ihn gemacht, bloss ein Platz unter Dach, wo man seine Decken zum Schlafen ausbreiten kann. Mundvorrat und Getränke werden mitgebracht, und da sich gewöhnlich kleine Gesellschaften zu einem Ausfluge nach Lurin vereinigen, auf Eseln vorausgeschickt. Das Gut San Pedro gehörte früher wie auch Villa und Santa Beatriz, die wir früher kennen gelernt haben, den Jesuiten, und war gleich allen Besitzungen dieses Ordens sehr gut gehalten. Bei seinem letzten Besuche (1887) fand der Ver-



Die Brücke in Lurin.

fasser das Gut in sehr verfallenem Zustand: die Veranda und die Treppe dazu aus wackligen Backsteinen, die Eisenstäbe der Balkone verrostet und verbogen, das Erdgeschoss unbewohnt und leer, die Kirche halb eingestürzt und als Strohlager benutzt, die Arbeiterwohnungen verlassen und ohne Dächer. Die Hacienda hatte während des Kriegs sehr gelitten, da ja die Chilenen lange Zeit in Lurin ihr Hauptquartier hatten; besonders das Gestüt, wo sehr schöne Pferde gezogen wurden, hatte natürlich alle Tiere verloren. Dazu kam, dass durch das Sinken des Zuckerpreises dem Eigentümer, wie andern in ähnlicher Lage befindlichen Gutsbesitzern, die Möglichkeit genommen wurde, sich wieder emporzuarbeiten. Etwa anderthalb Kilometer von San Pedro liegt das Dorf

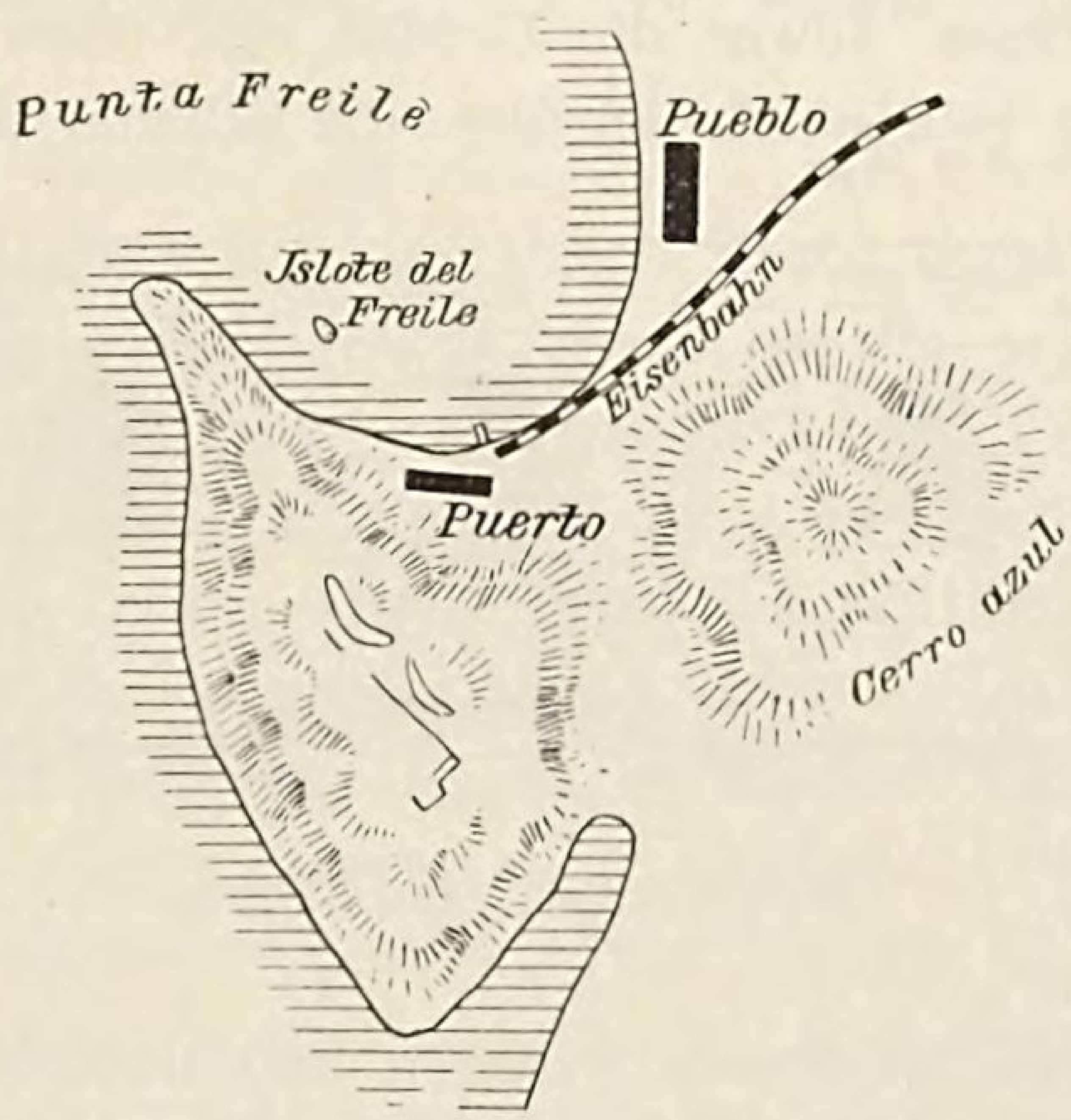
Lurin, ein ziemlich ausgedehntes Dorf, gleich dem Gute von grünen Feldern umgeben. Die Häuschen und Hütten sind wie in allen kleinen Ortschaften der Küste aus Rohr und Schilf, die besseren aus Lehm; auf dem Platze eine freundlich aussehende Kirche mit frisch geweissten Türmen. Die Bewohner sind meist Indianer, nur wenige Neger und Zambos. Drei Kilometer von Lurin thalaufwärts liegt am linken Thalrande die jetzige Ortschaft Pachacamak, die etwa halb so gross ist als Lurin und über die sonst nichts zu bemerken ist.

Das Thal Cañete.

Obgleich dieses Thal in geringer Entfernung von Lima liegt, bequem und in kurzer Zeit von dort aus erreichbar ist, so war es doch eines der letzten der peruanischen Küste, die ich kennen lernte. Erst bei Antritt meiner letzten Reise ins Hochland fand ich Zeit, zuvor noch die schönen und interessanten Gegenden zu besuchen. Mit den erforderlichen Empfehlungsbriefen versehen, verliess ich Lima eines Abends (im Oktober 1887), um mich in Callao an Bord der Casma einzuschiffen, eines der kleinen Dampfer der englischen Gesellschaft, die neben den grösseren Postschiffen die Verbindung zwischen den kleineren Küstenplätzen unterhalten. Das Schiff verliess um 6 Uhr das Becken des Innenhafens, ging aber noch nicht in See, sondern verweilte noch einige Stunden in der Bucht, denn die Entfernung zwischen Callao und Cerro Azul, dem Hafen des Thals von Cañete, beträgt nur 140 *km*, und die Schiffe richten ihre Fahrt so ein, dass sie erst nach Anbruch des Tages dselbst ankommen. Der Kapitän der Casma war ein sehr blonder, freundlicher junger Mann, der erst seit kurzem zum Kommando eines Schiffes gekommen und bemüht war, sich den Passagieren möglichst gefällig zu zeigen. Als ich ihn auf seine Einladung in seiner Kajüte besuchte, traf ich daselbst einen Herrn Enrique Swaine, den Besitzer mehrerer grosser Güter in Cañete, der sich dorthin begab und mich aufforderte, ihm am nächsten Morgen auf eine seiner Haciendas zu begleiten, ein Anerbieten, das ich um so bereitwilliger annahm, als dieselbe auf dem Wege nach dem Gute lag, wo ich für die Zeit meines Aufenthalts im Thale mein Quartier aufzuschlagen gedachte.

Gegen 6 Uhr morgens lief die Casma langsam in die Bucht von Cerro Azul ein, eine Bai von geringer Tiefe, die wie die meisten an der Küste nach Süden durch vorspringende Klippen gebildet wird, nach Norden offen ist und in flachem Bogen in einen fast geradlinig laufenden Strand übergeht. Der Hafenkapitän liess wie gewöhnlich zu solcher

Tageszeit lange auf sich warten, daher ich versuchte, die unfreiwillige Musse zu photographischen Aufnahmen zu benutzen, die jedoch wegen des leisen Schwankens des Schiffes misslangen. Mit dem Namen Cerro Azul werden zwei kleine Ortschaften bezeichnet, nämlich die wenigen Gebäude am Landungsplatz und die sogenannte Stadt, welche einige hundert Schritt links vom Hafendamm gleichfalls unmittelbar am Ufer des Meeres gelegen ist. Der Hafendamm, sowie die besten daneben liegenden Häuser sind Privateigentum der Familie Swaine, von dem Vater des gegenwärtigen Besitzers erbaut. Dieser Hafendamm konnte jedoch wegen des schadhaften Zustandes der Treppe nicht benutzt werden, daher wir uns, wie in nicht wenigen anderen Häfen der Küste

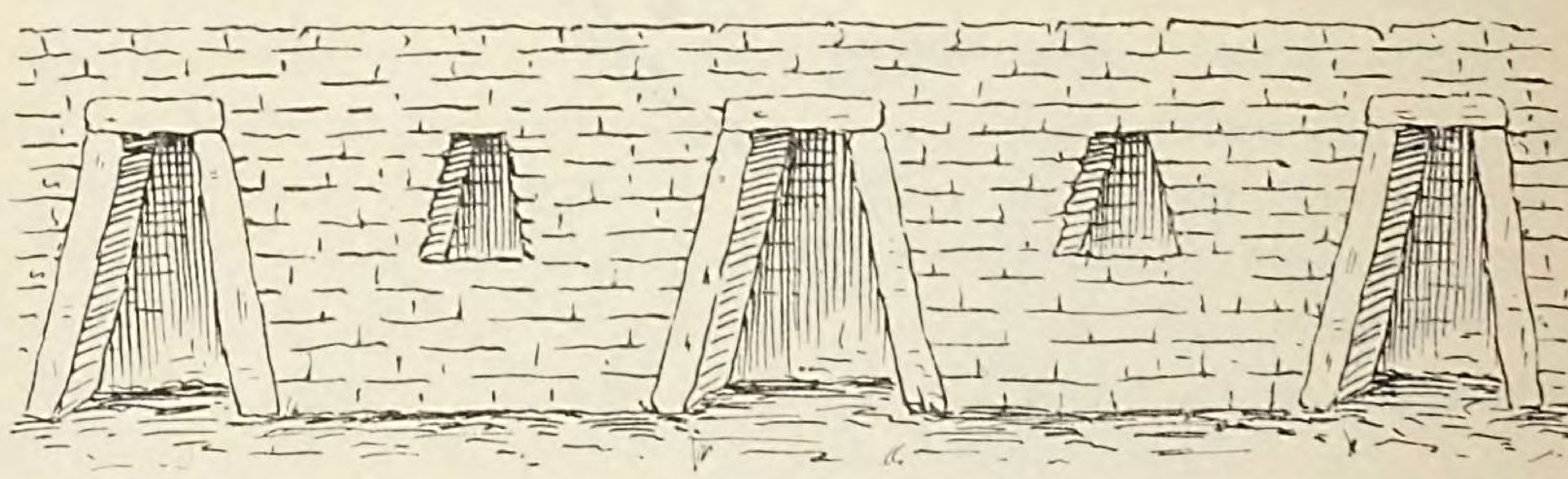


Plan von Cerro Azul.

stets geschieht, von Lastträgern aus dem Boote durch die Brandung tragen liessen.

Während mein Reisegefährte seine Geschäfte besorgte, besuchte ich die Umgebungen des Hafens, wozu mir Herr Swaine durch seinen Agenten einen schwarzen Führer besorgen liess. Mit diesem stieg ich sogleich auf die hinter dem Landungsplatze gelegene felsige Höhe, um einen Überblick über die Gegend zu gewinnen. Die ins Meer vorspringenden Berge, durch welche die Bucht von Cerro Azul gegen Süden vor Winden geschützt wird, bilden eine inselförmig in der Thalausbreitung sich erhebende Gruppe, welche durch eine Einsenkung in zwei Teile geschieden wird. Die äussere, unmittelbar vom Meere bespülte steile und felsige Höhe heisst Cerrito del fraile, der Mönchsberg, so genannt von einer sonderbar geformten Klippe am Eingang des Hafens, in welcher man die Gestalt eines Menschen in langem Gewande

mit erhobenen Händen erkennen will. Diese Klippe wird »der Mönch« genannt und dieser Name auf den dahinter liegenden niedrigen Felsenberg übertragen. Der Cerrito del fraile besteht auf seiner westlichen, dem Meere zugekehrten Seite aus einer fast senkrechten, zerklüfteten Klippenwand, nach dem Hafen zu fällt sie weniger steil ab und dort befinden sich die Überreste alter Befestigungen. Die noch vorhandenen Mauerstücke sind aus grossen Lehmsteinen erbaut gleich denen des Sonnentempels zu Lurin und bestehen grossenteils aus Terrassenbauten und Stützmauern: grosse thorförmige Wandnischen mit dazwischen angebrachten kleineren. Beide sind nicht rechteckig, sondern trapezförmig, oben enger als unten. Diese allen Inkabauten eigentümliche Form der Thüren und Nischen, sowie die Grösse der beim Bau verwendeten Backsteine, lassen keinen Zweifel über die Erbauer dieser Festung, und



Wandnischen, Stützmauern.

wir sind gezwungen, in diesen wenigen und unscheinbaren Trümmern die Überreste eines Bauwerkes zu erkennen, welches Cieza de Leon »die schmuckste und anmutigste Festung im ganzen Königreich (la mas agraciada y vistosa fortaleza)« beschrieben hat. Nach der Unterwerfung des Häuptlings Chuquimancu erbauten die Inkas diese Festung auf einem Berge, zwei Leguâs vom Flusse entfernt »auf grossen Steinplatten mit wohlgebauten Thoren und Höfen. Von der Höhe dieses Königshauses führte eine steinerne Treppe hinab bis zum Ufer des Meeres, so dass die Wellen mit grosser Kraft und Heftigkeit an die Mauern anschlagen und man sich wundert, wie sie so gut und fest gebaut werden konnten. In dem ganzen Gebäude dieser Festung, wiewohl die Steine so gross sind, sieht man keine Spur von Mörtel und die Steine sind so gut gefügt, dass man kaum erkennt, wo sie zusammenstossen.« Cieza, der für die Inkas, ihre Einrichtungen und Werke an mehr als einer Stelle seines Werkes seine Bewunderung und Sympathie ausdrückt, schliesst das Kapitel (73) über das Thal des Huarcu — das jetzige Cañete — mit den Worten: »Und diese Festung und was von der in

Cusco noch übrig ist, sollte nach meiner Meinung bei strenger Strafe sowohl Spaniern als Indianern verboten werden zu zerstören, denn diese beiden Bauwerke sind in ganz Peru die sehenswertesten, wenn sie auch im Laufe der Zeit zu anderen Zwecken verwendet werden könnten.« Cieza hatte das Schicksal der Festung vorausgesehen, vermochte aber nicht es abzuwenden. Allerdings blieb sie noch 150 Jahre nach Ankunft der Spanier stehen, als aber nach dem grossen Erdbeben von 1687 die Befestigungen von Callao sehr gelitten hatten, und ein neuer Hafendamm erbaut werden musste, befahl der Vicekönig Conde de la Monclova (1689—1706) dazu die Quadersteine der Festung Huarcu zu verwenden. Auch von diesem Hafendamm ist jetzt keine Spur mehr zu sehen, denn er verschwand mit der übrigen Stadt unter der Flutwelle von 1746.

Links neben diesem Cerro del fraile, auf welchem die alte Burg stand, erhebt sich gleichfalls unmittelbar hinter den Häusern des Hafens der Morro von Cerro Azul, etwas höher als der erstere, aber weniger steil und mit rundlicher Kuppe. Auch auf diesem Gipfel bemerkt man Reste von Befestigungen, doch sind diese ganz neuen Datums, denn sie wurden erst im letzten Kriege von den Chilenen zur Verteidigung des von ihnen in Besitz genommenen Hafens errichtet. Von diesem Berge stammt die Benennung der Bucht, denn er war früher wie manche andere Uferhöhen dieser Gegend mit Tilandsien (Luftpflanzen) bedeckt, deren graugrüne Farbe von weitem wie mattes Blau aussieht, woher der Name Cerro Azul — der blaue Berg. Der Morro wird vom Cerro del fraile durch ein Thal, oder vielmehr eine tiefe Einsenkung des Bodens geschieden, welche nach der Bucht zu enge ist, aber weiter rückwärts nach dem offenen Meere hin sich erweitert und am Strande zu einer kleinen Ebene wird. Dieser ganze Raum zwischen beiden Bergen und dem Meeresufer ist von Trümmern einer alten Stadt bedeckt. Sie bestehen wie die Mauern von Huadca und Cajamarquilla aus Wänden von geschichtetem Lehm, teils Überreste kleiner Wohnungen, teils Einfriedigungen grösserer hofartiger Räume. Diese Ruinen rühren offenbar von Bauten aus älterer Zeit her, von einer Stadt, welche vor der Eroberung des Landes durch die Incas erbaut, und vielleicht von diesen zerstört worden war.

Als ich gegen 9 Uhr von meinem Spaziergange nach dem Hafen zurückkehrte, stand bereits ein kleiner mit Maultieren bespannter Wagen auf den Schienen der schmalspurigen Eisenbahn bereit, welche vom Landungsplatz nach Casa blanca, dem Besitztum des Herrn Swaine führt. Zugleich war auch eine Kutsche angekommen, die mir der Eigentümer

eines anderen grossen Gutes, Don José Unánue, zur Verfügung stellen liess, um mich nach seinem Hause zu führen. Ich stieg in den Wagen des Herrn Swaine, um mich zunächst nach dessen Hacienda zu begeben, und ersuchte den Neger, der die Kutsche gebracht hatte, mich später daselbst abzuholen. Das Thal von Cañete ist wie der untere Teil des Rimakthales ein Delta, ein Dreieck mit stumpfwinkliger Spitze, und die Bucht von Cerro Azul liegt nahe an dem nördlichen Winkel dieses Dreiecks. Diese Gegend ist über drei Leguas vom Flusse entfernt und wird durch einen grossen Kanal bewässert, welcher weit oben im Thale abgezweigt, in vielfachen Windungen um den Fuss der Berge und an einigen Stellen in Tunneln durch die Felsen geleitet worden ist, ein höchst interessantes und bewundernswertes Bauwerk, welches zeigt, was die alten Peruaner trotz ihrer Unbekanntschaft mit Stahl und der Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge zu leisten vermochten. Die ganze 3,5 Leguas breite Thalerweiterung von Cerro Azul bis zum Flusse, welcher jetzt als Rio de Cañete bezeichnet wird und am südlichen Thalrande hinfliesst, wurde früher Huarcu genannt. In seinem oberen Laufe hiess dieser Fluss nebst seinem Thale Runa-huanac, woher der heutige Name Lunahuana.

Wir fuhren zunächst durch sumpfiges Land; da das Wasser, nachdem es zur Berieselung der Felder gedient, nicht wieder in Gräben gesammelt wird, so hat es allmählich die flachen, dem Meere nahe liegenden Strecken in einen Morast verwandelt, den der Eigentümer, ein unternehmender Mann, durch ausgedehnte Drainierungsarbeiten trocken zu legen suchte. Wiewohl ihm dies auch gelang, so sah er sich doch in seinen Erwartungen getäuscht, denn der Boden erwies sich als so salzhaltig, dass er sich für keine Kulturpflanzen verwerten liess. Nicht einmal die bescheidenen Weiden wollen auf demselben gedeihen, nur Binsen, harte Gräser und einige andere kümmerlich aussehende Sumpfgewächse. Hier und da stehen noch grosse Pfützen salzigen Wassers, durch beigemischte Eisenteile bräunlich gefärbt. Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren waren, kamen wir in angebautes Land, und wieder eine halbe Stunde später nach der Hacienda Casa blanca — das weisse Haus.

Dieses Gut, sowie die benachbarten, gehörten ursprünglich einem Kloster von Lima (Convento de la buena muerte) und kamen in ganz vernachlässigtem und verfallenen Zustande in den Besitz eines Schotten Namens Henry Swaine, eines einfachen aber sehr einsichtigen Mannes, der mit geschäftlicher Tüchtigkeit die seiner Rasse eigene Zähigkeit und Ausdauer verband. Durch unermüdliche Arbeit und Vermeidung

aller unnützen Ausgaben gelang es ihm nicht nur, seinen Besitz emporzuarbeiten und bedeutend zu erweitern, sondern aus den Erzeugnissen seiner Güter Eisenbahnen zu bauen, Maschinen zur Zuckerbereitung mit den zu jener Zeit neuesten Verbesserungen einzurichten, und bei seinem Tode seiner Familie ein fürstliches Einkommen zu hinterlassen. Allein dieser scheinbar so fest gegründete Reichtum schwand im Verlauf weniger Jahre, erst durch den Krieg mit Chile und dann infolge der Ausdehnung der Rübenkultur in Europa und den dadurch herbeigeführten Fall des Zuckerpreises, so dass zur Zeit meines Besuches die Swaineschen Güter nicht weniger mit Schulden überbürdet waren als die meisten anderen Zuckerpflanzungen Perus.

Keine Gegend der Republik hat vom Kriege und seinen Folgen so schwer gelitten wie das Thal von Cañete. Die Ländereien desselben zerfallen, wie in vielen anderen Thälern der Küste, in eine Anzahl grosser Güter oder Haciendas, welche in früherer Zeit durch Negersklaven bearbeitet wurden. Die Nachkommen der freigegebenen Schwarzen und die Bevölkerung, die sich allmählich durch die Vermischung derselben mit den Überresten der indianischen Eingeborenen gebildet hatte, war von jeher die verrufenste im ganzen Lande. Da der freie Neger nur arbeitet, wenn ihn Nahrungsmangel dazu zwingt, und der Arbeitgeber sich nie auf ihn verlassen kann, so führten die Gutsbesitzer in Cañete, wie in anderen Gegenden der Küste, chinesische Kulis ein, welche natürlich bei den Negern, teils aus Rassenabneigung, vorzüglich aber als bessere und willigere Arbeiter bald verhasst wurden. Das Thal von Cañete wurde während des Krieges von den Chilenen nicht dauernd besetzt und befand sich in den Zwischenzeiten in der Gewalt bewaffneter Negerhorden. Die Chinesen der Swaineschen Besitzungen wurden von diesen mit besonderer Feindseligkeit und ohne Unterlass verfolgt. Ein Teil derselben suchte sich daher nach dem Hafen zu retten, sie wurden aber dort von den Negern eingeholt und viele ertränkt, andere zu Tode gesteinigt. Die grosse Masse wurde in Casa blanca umzingelt und belagert. Die Chinesen, zur Verzweiflung getrieben, verschanzten sich in den Höfen, schmiedeten sich Waffen aller Art, und die Neger waren nicht im stande sich des Hauses zu bemächtigen. Obgleich nun diese Chinesen damals dem Tode entgingen, so war ihnen doch klar, dass unter den obwaltenden Umständen keiner seines Lebens sicher sein würde, daher alle, die es irgend möglich machen konnten, das Thal verliessen. Während so die Swaines ihrer Arbeiter beraubt wurden und zwar der Kontraktleute, die ihre Überfahrt noch nicht abgedient hatten, waren die Zuckerfelder zum grossen Teil

niedergebrannt und verwüstet worden, und als endlich der Friede geschlossen und allmählich wieder etwas Ordnung in das Chaos gekommen war, sank der Preis des Zuckers dergestalt, dass kaum die Erzeugungskosten gedeckt werden konnten. Wir führen dies an, da, was hier in Cañete geschah, sich in ähnlicher Weise überall an der peruanischen Küste wiederholt hat, und um zu zeigen, wie diese Folgen für das Land verderblicher gewesen sind als der Verlust des Guanos und Salpeters.

Während nach dem Frühstücke Herr Swaine ausritt, um die Arbeiten auf seinem Gute zu besichtigen, machte ich mich auf, um den sogenannten Cerro del oro — den Goldberg, zu besuchen. Dieser liegt ganz nahe, etwas nach Norden von Casa blanca, und die Eisenbahn, auf der man vom Hafen kommt, führt an seinem Fusse vorüber. Der Cerro del oro ist ein ungefähr 500 Fuss hoher sandbedeckter Hügel, der sich inselförmig, von den Zuckerfeldern des Thales wie mit einem grünen Strome umgeben, aus der Ebene erhebt. Der Gipfel und obere Abhang des Berges sind zum Teil mit den Ruinen einer alten Ortschaft bedeckt. Diese bestehen, wie die in der Nähe des Hafens, aus Lehmwänden und sind sehr verwittert und zerfallen. Zwischen den Trümmermassen, besonders am Südabhange finden sich ausgedehnte zerstörte Grabfelder, und von einigen Goldzierraten, die dort aufgefunden sein sollen, stammt der Name des Berges. Neuerdings ist auch am Fusse desselben eine Ader von goldführendem Quarz entdeckt worden. Das schönste auf diesem Hügel ist der Blick von seinem Gipfel über die Thalebene, eine meilenweite Fläche von saftgrünen Zuckerfeldern, hier und da von Baumreihen unterbrochen und belebt. Etwa einen halben Kilometer vom südlichen Fusse liegt die Ortschaft Alt-Cañete, auf deren kleine Häuser mit flachen Dächern man gerade hinabsieht.

Als ich gegen zwei Uhr nach Casa blanca zurückkehrte, war die Kutsche, die man mir nach dem Hafen geschickt hatte, inzwischen angekommen, und ich bestieg sie, um mich nach der Hacienda Gomez, dem Besitztum Don José Unánues zu begeben. Der etwas altmodische, aber auf guten Federn ruhende Wagen rollte rasch auf dem ebenen Wege dahin, gezogen von einem Paar lebhaften schwarzen Pferden und gelenkt von einem schon älteren, gutmütig aussehenden Neger. Wir folgten der Hauptstrasse, welche parallel dem Meeresufer, etwa eine Legua vom Strande entfernt, quer durch die Thalebene führt. Der breite Weg ist zu beiden Seiten mit Lehmmauern eingefasst, über welche man in die grünen Zuckerfelder sieht. Er hat weder Pflaster noch Schossierung und ist daher sehr staubig, allein da der Wind von Süden

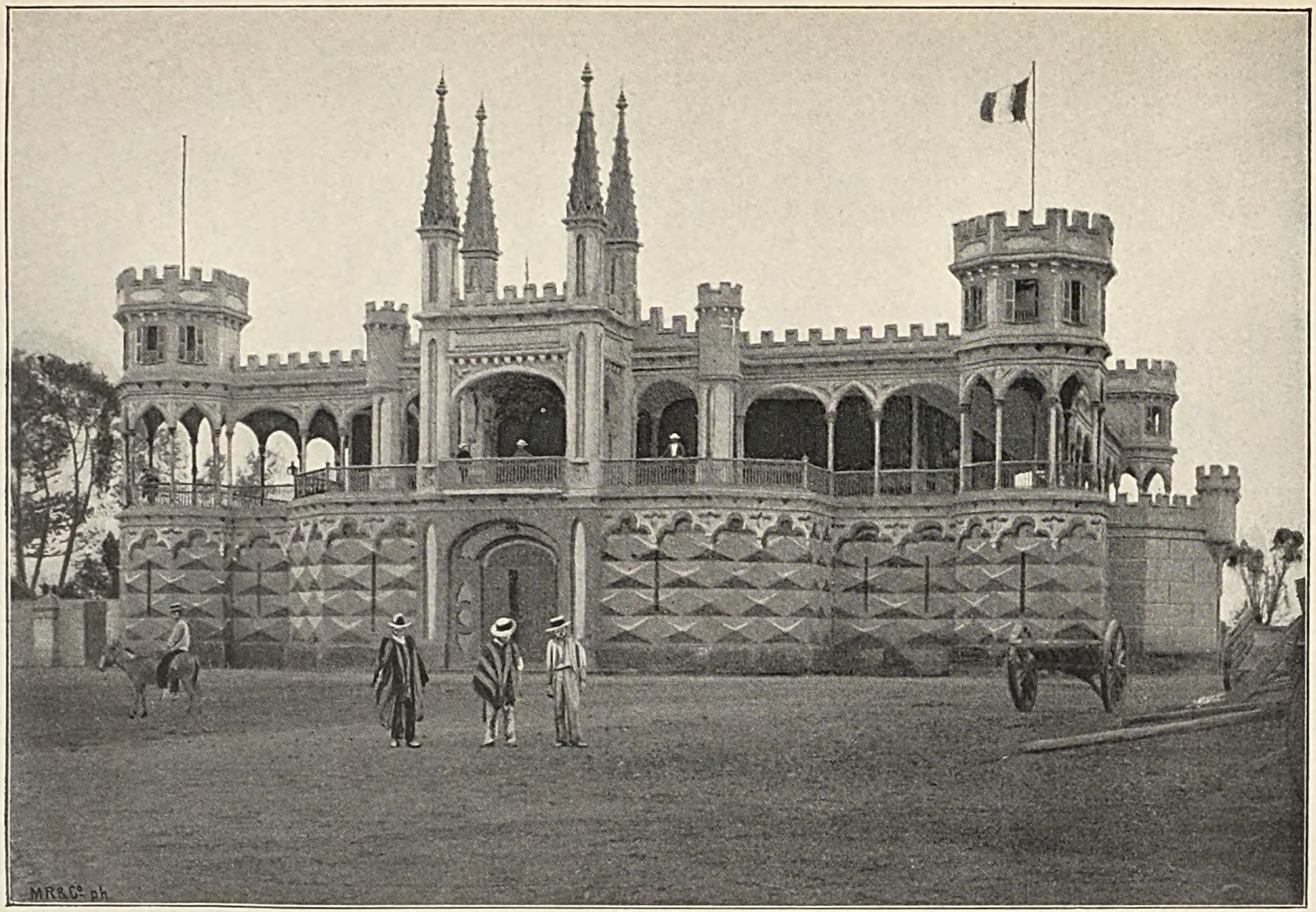
wehte und wir in dieser Richtung fuhren, so war der Wagen stets in reiner Luft und der Staub blieb hinter uns. Wir kamen zunächst durch Alt-Cañete (pueblo viejo), welches ich vom Cerro del oro hatte liegen sehen, die älteste spanische Kolonie des Thales, gegründet 1556 zur Zeit des Vizekönigs Andrès Hurtado de Mendoza, Marquès de Cañete, und diesem zu Ehren mit seinem Namen benannt. Nicht weit davon liegt Neu-Cañete (pueblo nuevo), jetzt Hauptort der Provinz und Wohnort des Subpräfekten. Über beide Orte ist wenig zu bemerken. Die Häuser sind klein, einstöckig, haben flache Dächer, nach indianischer Bauart keine Fenster, bloss Thüren nach den Strassen, aus welchen überall schwarze und dunkelbraune Gesichter hervorsahen. Hier und da — gewöhnlich in den Eckhäusern — finden sich kleine Kramläden, die zugleich Schenken sind und von Italienern oder Chinesen gehalten werden. Nach einstündiger angenehmer Fahrt bog der Wagen in eine Weidenallee und wenige Minuten später hielt er vor dem Hause des Herrn Unánue.

Man ist nicht wenig überrascht, in einem Thale der peruanischen Küste ein Gebäude anzutreffen wie das, welches sich hier dem Blick darbietet, denn es gleicht mehr einem gothischen Schloss am Rhein, als den Wohnhäusern, die man sonst auf peruanischen Landgütern zu finden gewohnt ist. Statt einer Beschreibung, die ermüden würde, ohne ein deutliches Bild zu geben, ziehen wir vor, dem Leser diese Villa in einer photographischen Aufnahme vorzuführen. Dem Anscheine nach besteht das Haus aus zwei Stockwerken, hat jedoch in Wirklichkeit nur ein Geschoss, da es auf einer Huaca d. h. auf einem alten künstlichen Hügel erbaut ist, und daher der untere Abschnitt der Mauern bloss eine aufgeschüttete Erdmasse umschliesst. Durch die Hauptthür zu ebener Erde tritt man in einen kleinen Vorplatz, von welchem rechts und links Marmortreppen halbkreisförmig nach dem Oberstock führen und sich dort auf dem Landungsplatz vereinigen. Die daselbst befindlichen Wohnräume öffnen sich auf eine breite Veranda, welche den Bau auf seinen vier Seiten umgiebt, von dünnen Säulen getragen und mit polierten Marmorplatten belegt. Wenn das schmucke und anspruchsvolle Äussere dieses Hauses Zeugnis ablegte von dem ehemaligen Wohlstande Perus, so bot sein Inneres ein treues Bild von dem damaligen Zustande der Republik. Alle Säle und Zimmer waren leer und kahl, die Tapeten verschossen, befleckt und herabgerissen, die Vergoldungen der Gesimse und Thüren abgeblättert, die Fensterscheiben zerbrochen. Nur zwei Zimmer waren in bewohnbarem Zustande, deren eines dem Verwalter des Guts zugleich als Schlaf- und Arbeitsgemach

diente, während das andere daranstossende für gelegentliche Gäste bestimmt war und jetzt mir angewiesen wurde.

Der Verwalter des Guts, ein grosser, militärisch aussehender Mann von etwa 50 Jahren, dessen blonder Vollbart und blaue Augen ihm mehr das Aussehen eines Nordeuropäers gaben als eines Peruaners, empfing mich oben an der Treppe und bemerkte nach der Begrüssung, sein Freund und Gönner Don José habe ihn bereits mit der letzten Post von meinem Besuch in Kenntnis gesetzt, und stellte darauf nach Landessitte sich selbst und das Haus mir zur Verfügung. Er führte mich nach einander durch die öden Räume, indem er mir erklärte, wozu sie früher gedient hätten. Zuletzt kamen wir zum ehemaligen Arbeitszimmer oder Kabinet, welches neben dem grossen Saale lag und mit dem Schlafzimmer des Hausherrn in Verbindung stand. Dort befand sich neben dem Orte, wo einst der Schreibtisch gestanden hatte, eine Klappthür im Boden, durch welche man auf einer engen leiterartigen Treppe in einen langen Gang und durch diesen in ein kleines Gewölbe gelangte. Aus diesem Gewölbe führte eine jetzt zugemauerte Thür in einen abgelegenen Hof des Guts, von wo aus man durch den Garten ins Freie kommen konnte. Dergleichen geheime Räume und Ausgänge haben früher die meisten Landhäuser gehabt. Die ersteren dienten zur Aufbewahrung von Gold oder Wertgegenständen, die letzteren als Mittel zur Flucht für den Fall einer Empörung der Sklaven, oder auch während der häufigen Bürgerkriege zur Verbergung und Rettung von Verfolgten.

Nachdem wir von Tisch aufgestanden waren, verbrachte ich den Abend im Gespräch mit dem Verwalter und hörte seinen Auseinandersetzungen über die socialen Zustände des Thales zu, sowie auch manchen interessanten Mitteilungen über andere Angelegenheiten. Wir sassen in der Veranda, denn das Wetter war mild, es wehte eine laue Luft und wir wurden nicht von Mücken belästigt. Der Verwalter war keineswegs ein Landwirt von Beruf, sondern ein Militär, der noch bis vor kurzem in der peruanischen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt hatte. Ich erinnerte mich jetzt ganz wohl, ihn früher gesehen zu haben, hatte ihn aber in seiner Zivilkleidung und seinem grossen Strohhute anfangs nicht wiedererkannt. Der Oberst Armando Zamudio war früher Vorgesetzter des damals zum Präsidenten erhobenen Generals Cáceres gewesen, hatte dann mit ihm und unter seinem Oberbefehl gegen den von den Chilenen eingesetzten Präsidenten Iglesias gefochten, und hatte dabei das Unglück gehabt, von dessen Truppen bei Caraz im Santa-Thale gefangen zu werden. Man stellte ihm die Wahl, entweder Iglesias



Herrenhaus auf der Hacienda Gomez.

(S. 134.)

anzuerkennen und sich ihm zu unterwerfen, oder erschossen zu werden. Natürlich zog er das erstere vor, brachte sich aber dadurch Cáceres gegenüber in eine falsche Lage, die dieser ihn fühlen liess, als er wider aller Erwarten Iglesias besiegte und zur Regierung kam. Seitdem sass der Oberst Zamudio, dem man es übel genommen, dass er sich nicht hatte erschiessen lassen, grollend auf der Hacienda Gomez, wo ihm sein Freund José Unánue die Verwaltung seines Gutes übertragen hatte, um sein Leben zu fristen, denn der verarmte Staat hatte kein Geld übrig, um zur Disposition gestellten Offizieren ihren Gehalt auszuzahlen.

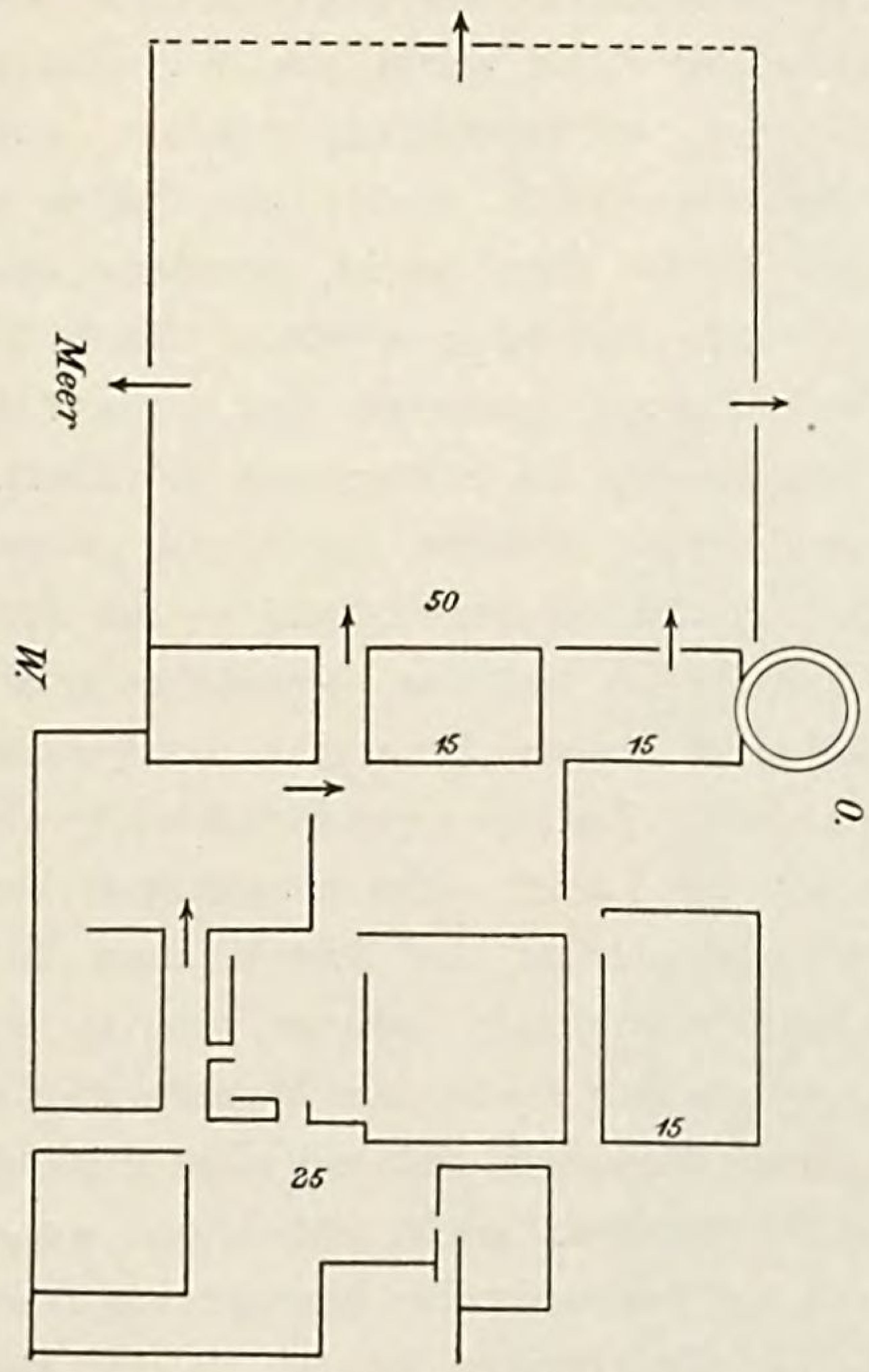
Ehe ich mich auf mein Zimmer zurückzog, fragte ich den Obersten nach den Ruinen alter Bauwerke, die sich in verschiedenen Gegenden des Thales befinden sollten, und über die kürzesten Wege, auf welchen ich zu denselben gelangen könnte. Er versprach mir, am nächsten Morgen um 8 Uhr würden zwei Pferde für mich bereit stehen, und ein junger Neger, der im Thale gut Bescheid wisse, solle mich begleiten. Als ich am Morgen zur festgesetzten Zeit auf die Veranda trat, sah ich ein Pferd gesattelt auf dem Hofe, allein mein schwarzer Führer war nicht zu finden. Nachdem wir auf dem Gute vergebens gesucht hatten, hörten wir, der Bursche habe eines der Pferde genommen und sei damit ins Dorf spazieren geritten. Der Oberst wurde blass vor Zorn ob dieser Missachtung seiner Befehle. Sie sehen, sagte er, mit was für Pack ich hier zu thun habe, und solche Kerle darf man nicht einmal prügeln. Nach einer Stunde erschien endlich der Neger wieder, ganz unbefangen, als ob er in seinem Rechte sei. Ich versprach ihm ein entsprechendes Trinkgeld, wenn er sich während des Tages gut aufführen würde, und er gab mir keine Ursache zur Unzufriedenheit. Wir ritten auf angenehmen, schattigen Wegen, unter Bäumen und zwischen Hecken dem Meere zu, aber zugleich etwas nach links in südwestlicher Richtung und gelangten so nach einer Stunde zum Flusse, ganz nahe an dessen Mündung. Ein kleines von Fischern bewohntes Dorf liegt dort am Strande, von seiner Lage Boca del rio genannt. Einige hundert Schritt oberhalb dieses Orts durchritten wir den Hauptarm des Flusses, welcher trotz der trockenen Jahreszeit noch so viel Wasser hatte, dass es den Pferden bis an die Knie reichte. Auch an der anderen Seite des Flusses trafen wir noch mehrere kleinere Wasserläufe oder Nebenarme, welche parallel mit dem Hauptarm dem Meere zuströmten. Das Thal von Cañete hat also neben der Fruchtbarkeit seines Bodens das ganze Jahr hindurch Überfluss an Wasser, da sich zur Zeit der grössten Trockenheit eine so ansehnliche Menge unbenutzt ins Meer ergiesst. Der Fluss

von Cañete oder Lunahuana entspringt in den Bergen der Küstenkette, welche die zum Departemente von Lima gehörigen Provinzen Huarochiri und Yauyos von einander scheiden, aus dem kleinen See Pariacaca, in einer Höhe von 4380 *m* und wird bald nachher durch den Ausfluss des Sees Paucarcocha verstärkt. Die Richtung seines Laufes nach der Küste ist im allgemeinen von Südosten nach Nordwesten. Neben vielen kleineren Ortschaften berührt er drei grössere: Pampas, Pucara und Lunahuana. Nach diesem letzteren Orte, welcher an seinem linken Ufer ungefähr 10 Leguas vom Meere liegt, wird der Fluss auch genannt. In seinem letzten Abschnitt läuft der Fluss nahe am südlichen Rande des Thales; die Wasserläufe, die man auf dem Wege von Cerro Azul an überschreitet, sind nicht Arme desselben, sondern Verzweigungen eines grossen Kanals, der vier Leguas von seiner Mündung aus ihm abgeleitet wird.

Gleich nachdem man den Fluss überschritten hat, steigt man einen ungefähr 80 Fuss hohen Rand oder Abhang hinauf und gelangt auf eine Ebene, auf welcher man die Gebäude einer Hacienda vor sich sieht. Dies ist Hervay bajo (Unter-Hervay), ein Gut, auf welchem früher Zuckerrohr und Baumwolle gebaut wurde. Zwei hohe Schornsteine erhoben sich über das Dach eines Hauses, das von weitem ansehnlich aussah, bei näherer Betrachtung jedoch sich vernachlässigt und verfallen zeigte. Aus den Schornsteinen war seit Jahren kein Rauch mehr aufgestiegen, ebenso lange hatten die Maschinen sich nicht bewegt und waren gänzlich verrostet. Der Oberst Zamudio hatte mir einen Brief an den Verwalter dieses Guts mitgegeben, einen gebildeten jungen Mann, dessen feine Manieren einen auffallenden Kontrast zu seiner abgetragenen, fast zerlumpten Kleidung bildeten. Er erbot sich sogleich, mich zu der alten Festung zu begleiten, um derentwillen ich hierher gekommen war, indessen bedurfte es dieser Führung nicht, denn die Ruinen lagen vor uns, nur einige hundert Schritte vom Hause entfernt. Wir liessen also die Pferde auf dem Hofe und begaben uns zu Fusse an Ort und Stelle.

Die Ruinen von Hervay bajo liegen unmittelbar am Meere auf gleicher Höhe mit der Hacienda, in einem Winkel der Ebene, welcher rechts nach dem Flusse, geradeaus nach dem Strande zu mit einem steilen Rande abfällt. Die Räumlichkeiten der Festung, welche von den Eingeborenen »el palacio del rey Inka« genannt wird, bestehen, wie aus dem beigegebenen Plane ersichtlich ist, aus einem grossen Hof, aus welchem ein breiter Gang in einen kleineren führt, um den verschiedene grössere und kleinere Räume gruppiert sind. Alle

noch vorhandenen Wände sind aus grossen Lehmsteinen erbaut und mit Wandnischen versehen, weiche gleich den Thüren trapezförmig, oben enger als unten sind. Die kleinen, in die Dicke der Wände eingelassenen Nischen dienten den alten Peruanern zum Aufbewahren von Hausgerät und Kleidern, statt der fehlenden Schränke. Die alten Indianer, auch die Vornehmen, scheinen überhaupt wenig Möbel benutzt und gekannt zu haben, weder Tische noch Stühle. Man sass am Boden



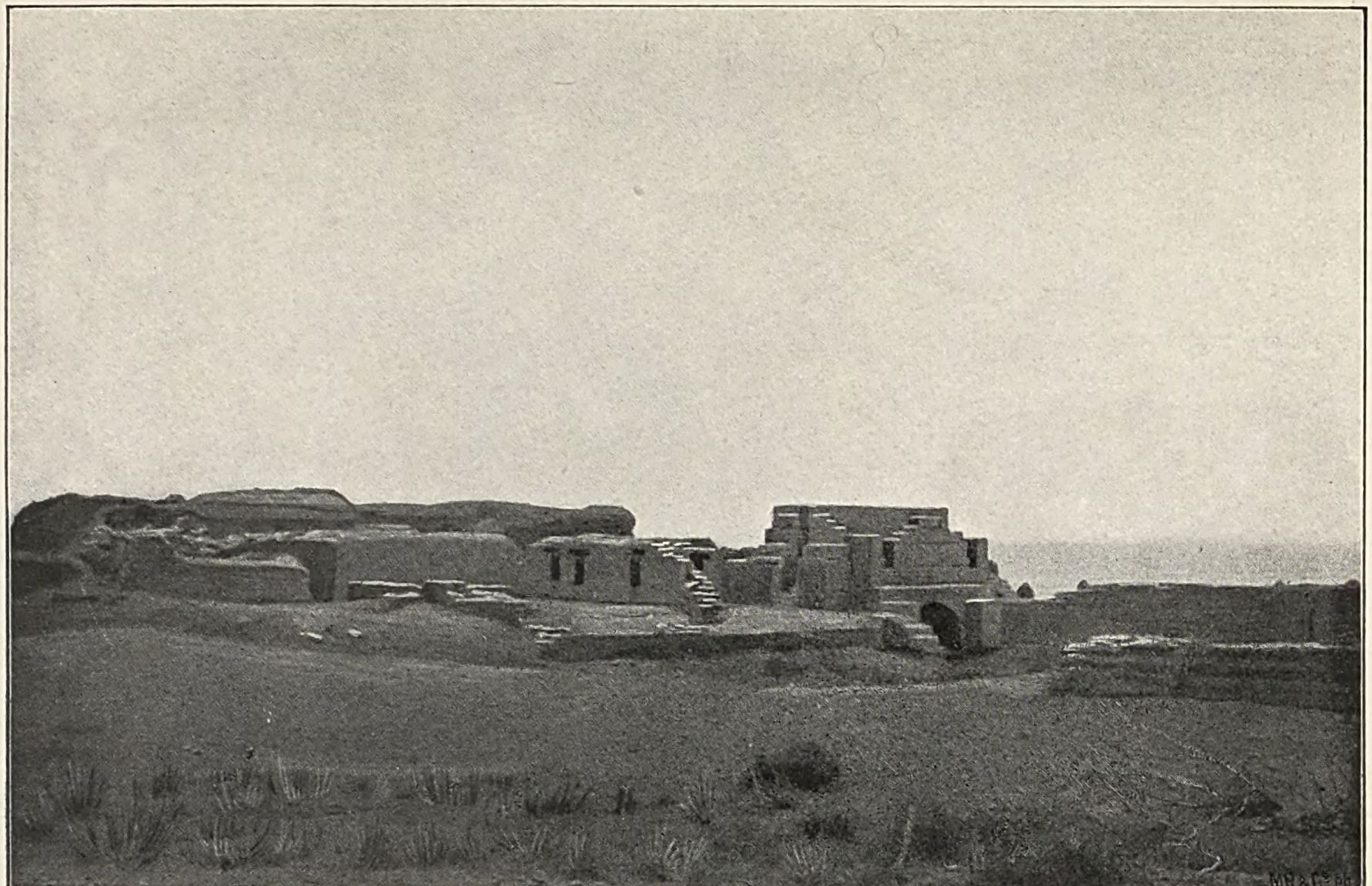
(Die Zahlen im Plane bedeuten Schritte.)
Plan von Hervay.

auf Matten, an die Wände gelehnt oder auf Lehmbänken. Die meisten Räume der Festung hatten nur ein Geschoss, doch sind an manchen Stellen der Mauern oben noch Vertiefungen sichtbar, die Balkenlager gewesen zu sein scheinen und andeuten, dass dort auf dem Erdgeschoss noch ein Oberstock gestanden hat. Der Hof liegt an der Nordseite der Burg, aus welcher zwei Ausgänge zu ihm führen. Die dem Flusse zugekehrte nördliche Mauer des Hofes ist eingestürzt. Die gegenwärtig von den Ruinen bedeckte Fläche ist nur von geringer Ausdehnung, doch scheint sich der Bau in alter Zeit viel weiter in östlicher Richtung erstreckt zu haben, beinahe bis an die Gebäude der Hacienda, denn

dort finden sich noch Mauerreste aus grossen Lehmsteinen und Wandnischen, die ganz denen der Festung gleichen. Die Mauern der Viehhöfe, sowie die Häuser des Guts sind augenscheinlich aus altem Material erbaut. Die Form der Thüren und Nischen, sowie die Grösse der Steine lassen die Festung von Hervay als ein Werk der Inkas erkennen, was überdies durch die volkstümliche Bezeichnung derselben als Palast des Inkakönigs bestätigt wird. Auch liess sich das Vorhandensein eines solchen Bauwerkes an dem Orte, wo es sich befindet, gewissermassen erwarten; denn wenn der Widerstand, den die Inkas in diesem Thale fanden, so hartnäckig gewesen war, dass sie es für nötig erachteten, ihre Herrschaft durch feste Plätze su sichern, so genügte die Burg bei Cerro Azul nicht, sondern das linke Ufer des Flusses musste gleichfalls verteidigt werden. Beide Festungen, die des Huarcu und die von Hervay gehörten also zusammen, ergänzten sich und dienten sich gegenseitig als Stütze und Rückhalt.

Besondere Erwähnung verdient noch ein grosser Rundbogen an einer Ecke des Hauptgebäudes der Festung — auf der photographischen Abbildung rechts zur Hälfte sichtbar — welcher unzweifelhaft ein Teil des alten Baues ist, und bei welchem also der Verdacht einer späteren Hinzufügung in spanischer Zeit, der bei dem kleinen Gewölbe im Kloster der Sonnenjungfrauen zu Lurin nicht abzuweisen war, ausgeschlossen werden kann. Weniger klar ist der Zweck, dem dieser Bogen diente. Die wahrscheinlichste Vermutung scheint uns zu sein, dass ehemals eine Wasserleitung unter ihm durch die Mauern hindurchgeführt wurde. Wenn nun aus diesem Beispiele sich offenbar ergiebt, dass den Inkas die Kunst des Rundbogenbaues nicht unbekannt war, so muss man sich wundern, dass sie diese Bauform nicht häufiger zur Anwendung brachten; denn dieser Bogen ist der einzige, den ich in den vielen von mir untersuchten altperuanischen Bauwerken angetroffen habe. Von steinernen Bogen erinnere ich mich nie auch nur Bruchstücke oder Andeutungen gesehen zu haben.

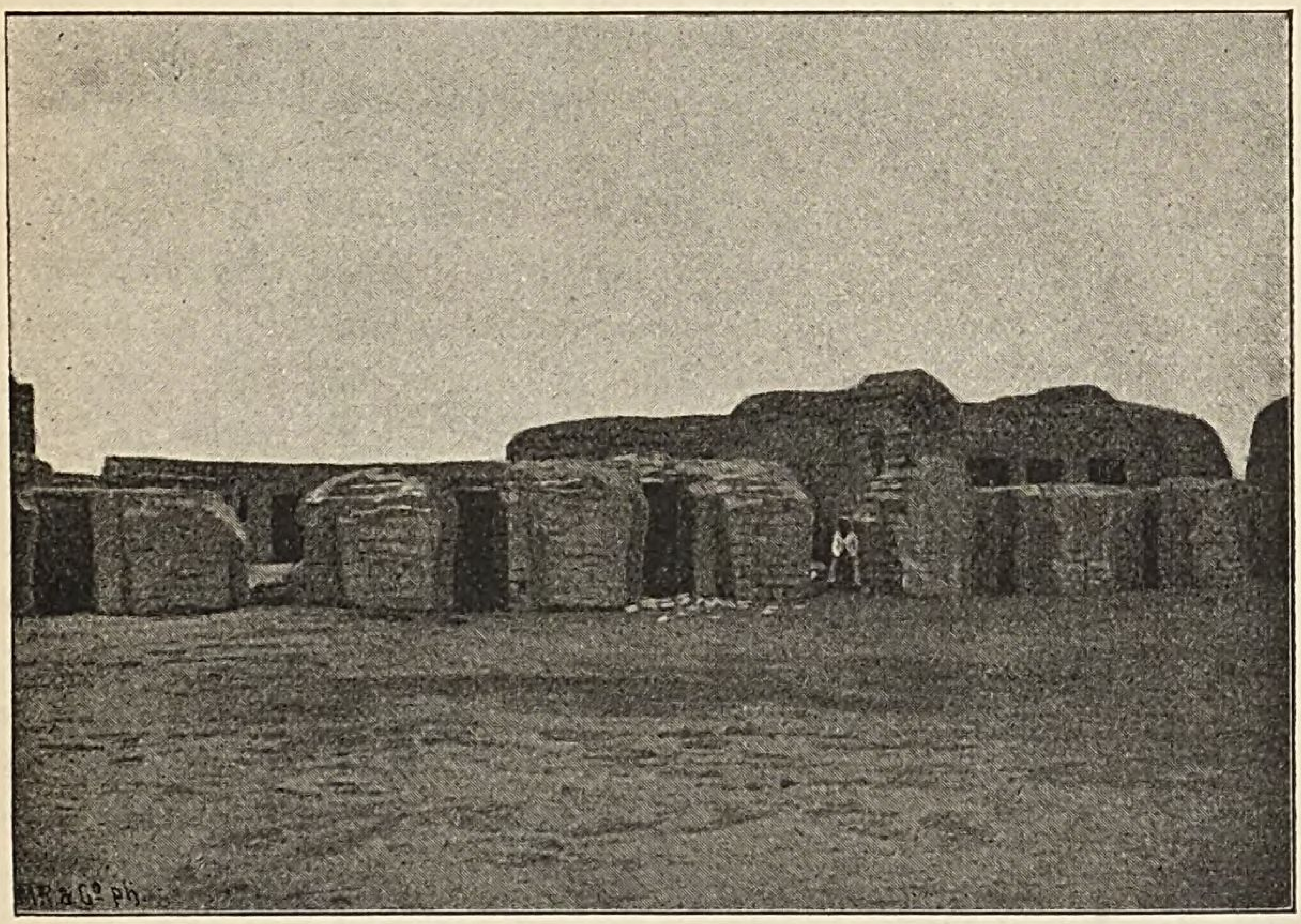
Nachdem ich den Grundriss der Festung gemessen, gezeichnet und einige photographische Aufnahmen gemacht, kehrte ich zur Hacienda zurück. Auf halbem Wege kam mir der Verwalter entgegen, um mir zu sagen, dass ein Frühstück für mich bereit sei. Ich hatte nicht erwartet, was ich vorfand: einen sauber gedeckten Tisch mit schmackhaft nach Landessitte zubereiteten Speisen und eine Flasche guten Landwein. Nach dem Frühstück erschien auch die Frau des Verwalters, eine noch junge, hübsche Limenierin, in frische Wäsche gekleidet. Ich glaube, sie hatte erst die Kleider gewechselt, nachdem sie selbst das



Ruinen von Hervay.

(S. 138.)

Frühstück gekocht, denn ich sah im Hause keinen Diener als zwei Kinder, einen braunen Jungen und ein kleines schwarzes Mädchen. Als ich der jungen Frau meine dankbare Anerkennung dessen, was mir geboten worden war, ausdrückte, war sie über meine Verwunderung zwar etwas verlegen, aber doch sichtlich erfreut. Dann bemerkte sie, hier in Hervay lebten sie so einsam, dass ein Besuch ein Fest für sie sei. Während der trockenen Jahreszeit sei das Leben noch erträglich, aber in den Sommermonaten würden sie durch das Anschwellen des Flusses von aller Verbindung mit dem übrigen Thale abgeschnitten.



Hof in Hervay.

Die Stelle, die ihr Mann inne habe, gebe ihm freilich wenig Arbeit, aber noch weniger Verdienst. Denn früher, als der Eigentümer des Guts dasselbe noch selbst bewirtschaftete und Baumwolle und Zuckerrohr pflanzte, brachte es ihm eine jährliche Rente von 10—12000 Thalern, jetzt waren die Ländereien stückweise an Tagelöhner verpachtet und der von diesen entrichtete Zins betrug weniger als 600.

Nachdem ich mich von dem Verwalter über den von jetzt ab einzuschlagenden Weg hatte unterrichten lassen, verabschiedete ich mich von meiner freundlichen Wirtin und ritt mit meinem schwarzen Begleiter weiter. Wir blieben an der linken Seite des Flusses; der Weg lag in einem schmalen Streifen angebauten Landes, der sich am Fusse der

Thalwände hinzog. Unsere Pferde liefen gut, und nach einem Ritte von einer Stunde gelangten wir wieder zu einer Hacienda, Hervay alto (Ober-Hervay). Ein dunkler Zambo stand in der Thür eines Hauses und mein Führer sagte mir, dies sei der jetzige Verwalter des Guts. Ich hielt an und fragte ihn, ob er mir einen Jungen verschaffen könne, um mir die Furt durch den Fluss zu zeigen. Er antwortete mir mit der herablassenden Unverschämtheit eines Sklaven, der zum Herrn geworden war, sodass ich das Ende seiner Rede nicht abwartete, sondern weiter ritt, um allein den Weg zu suchen. Dies erwies sich jedoch als nicht so leicht, als ich vorausgesetzt hatte. Bei unseren Versuchen uns dem Fluss zu nähern, sahen wir uns wiederholt gezwungen, wieder umzukehren, denn bald verloren sich die Wege, die wir einschlugen, in Feldern bald in Sümpfen. Endlich holten wir einen Indianer ein, der ein Maultier ritt und ein paar Esel vor sich hertrieb. Da er gleich uns auf das rechte Ufer des Flusses übersetzen wollte und ungefähr zu wissen schien, wo wir den Übergang versuchen müssten, so schlossen wir uns ihm an. Die Schwierigkeit bestand in der Auffindung eines Pfades durch den Sumpf, der sich auf eine lange Strecke am linken Ufer hinzog; der Fluss selbst war bei der Furt ziemlich breit und daher weder tief noch reissend. Auf dem rechten Ufer angelangt, ritten wir durch ein Dickicht von Rohr, dessen baumartige Halme sich über dem engen Pfad laubenartig zusammenbogen, überschritten dann auf Brücken zwei breite und tiefe, nahe an einander laufende Wasserkanäle und fanden uns am Fusse eines steilen felsigen Hügels. Auf der Spitze dieses Hügels lag die alte Festung Ungarà, ehemals die grösste und wichtigste des ganzen Thales und gewöhnlich schlechtweg »die Burg« genannt.

Der Hügel ist etwas über 500 Fuss hoch und steht am Eingange des Thales von Cañete, an der Spitze des Dreiecks oder Deltas, welches durch die aus dem Flusse abgeleiteten Kanäle bewässert wird. Er liegt am rechten Thalrande, tritt aber aus der Höhenreihe desselben vollständig getrennt hervor. Von der Spitze des Hügels laufen nach drei Seiten felsige Grate aus, die sich in niedrige Vorhügel abflachen. Alle Spitzen, der Haupthügel sowohl als seine Ausläufer sind mit Ruinen bedeckt. Die grosse Masse derselben befindet sich auf dem Mittelhügel. Die Ruinen bestehen ohne Ausnahme aus ungemauerten Lehmwänden, welche mit breiter Basis auf dem Boden ruhen und sich nach oben keilförmig verschmächtigen, ganz wie bei den Ruinen im Rimakthale in Huadca und Cajamarquilla. Die Mauern zeigen nirgends gebogene Linien, sondern stossen überall in rechten Winkeln zusammen;

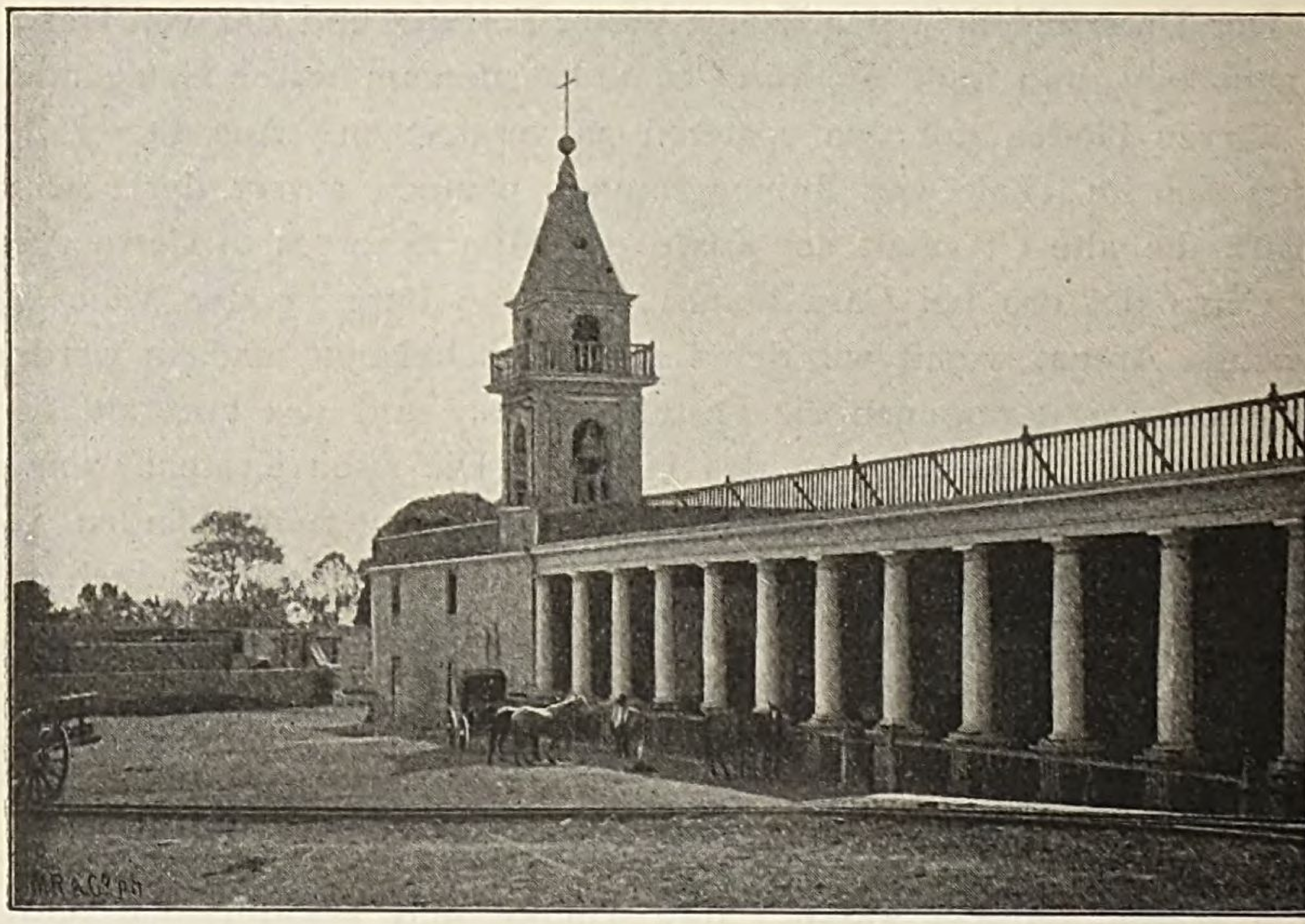
auch die Aussenmauern folgen nicht den Krümmungen des Bergabhangs, sondern laufen auch hier geradlinig. Auf dem Gipfel sind diese Aussenmauern an vielen Stellen über 30 Fuss hoch und waren ohne Zweifel noch höher, denn die oberen Partieen sind verwittert und zerbröckelt. Die Ringmauern umschliessen Labyrinthe von kleinen Wohnräumen, durch enge Gänge von einander getrennt, hier und da durch schmale niedrige Thüren mit einander verbunden. Grosse Thorwege sieht man nirgends. Diese wurden von den alten Indianern vermieden, da sie keine Holzthüren anzufertigen verstanden, daher die Zugänge enge sein mussten, um sich besser verteidigen zu können.

Der Unterschied in der Bauart dieser Festung und der von Hervay ist auffallend, und im Thale von Cañete hat man am besten Gelegenheit, die älteren Bauten mit den späteren zu vergleichen. Aus älterer Zeit finden sich im Thale vier Ruinengruppen, nämlich ausser der Festung Ungarà die alte Ortschaft am Fusse des Mönchsberges in Cerro Azul, der Cerro del oro bei Casa blanca und eine Burg in der Nähe der Hacienda Arona, womit wir den Leser noch bekannt machen werden. Aus der Inkazeit stammen die Festung Hervay und das Fort auf dem Cerro del fraile am Eingang des Hafens. Die alten Küstenbewohner errichteten ihre Bauwerke entweder aus ungemauerten Wänden von geschichtetem Lehm (Adobones) oder sie bedienten sich kleiner, fast würfelförmiger Lehmsteine, wie wir bei den Huacas in der Umgegend von Lima und im Tempel des Pachacamak zu Lurin gesehen haben. Die von ihnen aufgeführten Mauern oder Wände waren nicht von gleicher Dicke, sondern keilförmig, sich nach oben verschmächtigend. Die Inkas dagegen führten ihre Mauern aus grossen Backsteinen auf, deren Wände lotrecht waren. Ihre Thüren und Wandnischen hatten stets dieselbe charakteristische Trapezform, oben enger als unten, während sich bei den Bauten der Küstenbewohner entweder Thüren von gleichmässiger Weite, oder abgerundete, zuweilen ovale Wandöffnungen finden.

Die Festung Ungarà stand am Eingange des Thales Huarcu (Cañete) wie ein Wächter: wer sie besass, war unbedingter Herr des Thales, denn er hatte es in seiner Gewalt, die grossen Bewässerungskanäle, die eine halbe Legua oberhalb bei Hualcarà aus dem Flusse abgezweigt werden, zu zerstören, oder den Eintritt des Wassers in sie zu hindern. Wenn also der Häuptling Chuquimancu, von dem die alten Chronisten berichten, wirklich eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen ist, so dürfen wir annehmen, dass er in Ungarà residiert hat,

oder wenigstens, dass diese Festung unter seinen übrigen Wohnsitzen die stärkste und wichtigste war.

Die Sonne stand schon tief, als ich wieder am Fusse des Hügels ankam, wo ich meinen schwarzen Begleiter mit den Pferden gelassen hatte. Wir traten also ohne weiteren Verzug den Rückweg nach der Hacienda Gomez an, und folgten auf angenehmem Pfade den Windungen eines der grossen Kanäle, bald durch Rohrdickichte, bald durch Gebüsch und unter Bäumen. Die Pferde merkten, dass sie sich auf dem Heimwege befanden, und gingen aus einem munteren Trab bald

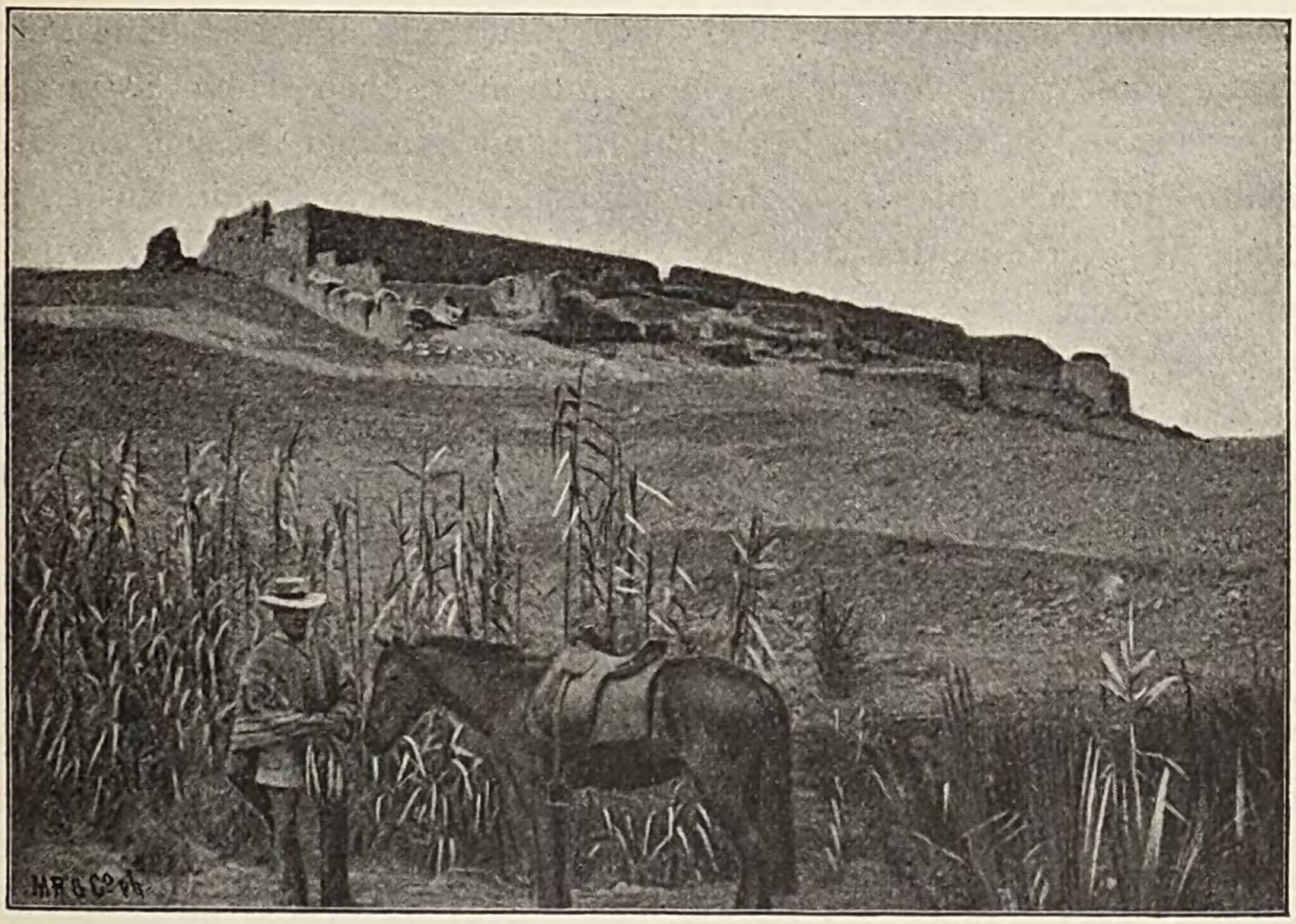


Hacienda Arona.

von selbst in Galopp über, so dass wir nach einem raschen Ritte noch kurz vor Sonnenuntergang wieder vor dem Seitenportal des schönen Hauses anlangten. Der Oberst stand an einer Säule der Veranda gelehnt und winkte uns einen gravitätischen Gruss zu.

Es blieb mir nun nur noch ein altes Bauwerk zu besuchen übrig, eine Burgruine, die ich bereits auf dem Wege von Casa blanca nach Gomez auf einem niedrigen Hügel links am Rande der Thalebene hatte liegen sehen. Der Oberst bemerkte, ich könne diese Burg am nächsten Tage bei meiner Rückkehr nach dem Hafen besuchen und brauche darum meine Abreise nicht zu beeilen. Ich frühstückte also erst noch mit dem alten grollenden Krieger, der zum Abschied seinen

Ingrimm über sein eigenes Missgeschick und anderer Leute unverdientes Glück in einer Reihe von polternden Anekdoten Luft machte. Dann befahl er dem alten Neger Ramon wieder die schmucken schwarzen Pferde anzuspannen, und um die Mittagsstunde rollte die alte Kutsche aus dem Thore und dem Hafen zu. Auf halbem Wege bogen wir rechts in eine kurze Allee, die uns binnen kurzem zum Hofe der Hacienda Arona führte. Von dieser liegt die alte Burg, die man gewöhnlich als Festung Chuquimancus bezeichnet, nur einen Kilometer entfernt. In dem Besitzer des Guts, an den mir der Oberst einen Brief



Burg Chuquimancus.

mitgegeben hatte, erkannte ich zu meiner Überraschung einen Herrn, mit dem ich früher in Lima öfters verkehrt hatte (D. Pedro Paz-Soldan), dieser liess mir ein Pferd satteln und gab mir seinen Verwalter als Führer mit, bemerkte aber zugleich, dass ich die beabsichtigte Besteigung der Ruine wohl schwerlich werde ausführen können, denn der Hauptkanal des Thales winde sich um den Fuss des Berges; und in der That verhielt es sich, wie er gesagt hatte. Ungefähr hundert Fuss über der Ebene trafen wir den grossen Kanal, der drei Meter breit und über einen Meter tief zwischen steilen schilfumwachsenen Uferrändern dahinfloss. Wir ritten um den ganzen Hügel, allein es fand sich weder eine Brücke, noch ein Steg für Fussgänger. Da ich mich inzwischen

durch Betrachtung von allen Seiten über die Gestalt und den Umfang der Burg genügend unterrichtet hatte und mir von Besichtigung des Innern nichts Besonderes versprach, so begnügte ich mich mit einer photographischen Aufnahme von unten und kehrte wieder nach Arona zurück. Die Bezeichnung dieser alten Festung als Burg Chuquimancus ist eine ganz willkürliche und stützt sich nur darauf, dass Garcilaso den Häuptling des Huarcu-Thales, zur Zeit da dieses von den Inkas erobert wurde, unter diesem Namen anführt. Die Hauptfestung des Thales war, wie bereits bemerkt wurde, Ungarà, und im Vergleich zu dieser ist die bei der Hacienda Arona von ganz untergeordneter Wichtigkeit.

Die Hacienda Casa blanca lag jetzt zwar auch nur noch eine kurze Strecke vom Wege entfernt, allein es war inzwischen schon etwas spät geworden, daher ich den beabsichtigten nochmaligen Besuch daselbst aufgab. Ich liess mich also gleich nach dem Hafen fahren, wo ich im Hause des Agenten des Herrn Swaine freundlich aufgenommen wurde. Der Hausherr sass mit seiner Familie, seinen Kontorgehilfen und sonstigen Hausgenossen bei Tische und lud mich ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Die Gesellschaft war zahlreich, wir sassen auf langen Holzbänken wie Schulkinder, aber die Unterhaltung war ungezwungen, heiter und herzlich.

Das Thal Chincha.

Da der Dampfer, auf dem ich am nächsten Tage weiter reisen wollte, schon früh erwartet wurde, so begab ich mich zeitig zur Ruhe, und in der That war ich am Morgen kaum erwacht, als an meine Thür gepocht und mir angezeigt wurde, dass das Schiff bereits im Hafen sei. Um 7 Uhr befand ich mich an Bord derselben Casma, auf welcher ich gekommen, und die während meines Aufenthalts in Cañete erst weiter bis Pisco und von da nach Lima zurückgefahren war. Die Fahrt nach Tambo de Mora, dem Hafen des Thales von Chincha, wo ich mich wieder ausschiffen wollte, dauerte nur $3^1/_2$ Stunden. Während dieser Zeit unterhielt ich mich mit dem jungen blonden Kapitän und beobachtete mit ihm das Seewasser, welches Meilen weit eine trübe braunrote Färbung zeigte. An manchen Stellen sah man deutlich, dass diese Farbe von einer dunklen, flockigen, etwas faserigen Substanz herrührte, welche in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Wassers flottierte und zuweilen wie eine Uferbank mit Streifen klaren Wassers abwechselte. Die englischen Seeleute nennen diese Substanz whales food — Walfischfutter. Da ich kein Mikroskop mit mir führte und auch der Kapitän

kein solches besass, so war es mir leider nicht möglich, zu untersuchen, ob die Trübung des Meeres von pflanzlichen oder tierischen Organismen erzeugt wurde, von kleinen Algen, Krebsarten oder Fischlaich. Die Färbungen des Seewassers, die man auf längeren Reisen zuweilen antrifft, meist in der Nähe des Landes, sind verschiedener Art, nicht nur in den verschiedenen Meeren, sondern auch in derselben Gegend. So wird die eben erwähnte braunrote Farbe des Wassers an der Westküste oft beobachtet, daneben gleichfalls nicht selten die in der Bucht von Callao beschriebene weissliche Entfärbung, »painter« genannt.

In Tambo de Mora wird man aus den Booten ans Land getragen wie in Cerro Azul, doch ohne Schwierigkeiten, denn an beiden Orten ist die Brandung nicht stark, wenigstens nicht bei gewöhnlichem Wetter. Als ich mich nach meinem Gepäck umsehen wollte, welches im Boote geblieben war, rief eine Stimme hinter mir auf deutsch, ich möge unbesorgt sein, alles werde sicher ans Land gebracht werden. Ich wendete mich um und erblickte einen kleinen, untersetzten Mann, schon etwas vorgerückt in Jahren, der sich mir als den Agenten Juan Martinez vorstellte, und an den ich empfohlen war. Nach der Begrüssung begaben wir uns zu seinem nahe am Landungsplatz gelegenen Hause, wo mich Martinez bei seiner Familie einführte, welche aus seiner Frau — einer Chilenin — einer blondhaarigen mit einem Italiener verheirateten Tochter und deren beiden Kindern bestand. Das Frühstück war bereits aufgetragen und die Frau lud mich in freundlicher Weise ein, Platz zu nehmen, indem sie bemerkte, ihr Mann sei von meiner Ankunft benachrichtigt gewesen und man habe nur auf mich gewartet.

Unter dem spanischen Namen Juan Martinez lebt seit 30 Jahren im Hafen von Tambo de Mora ein ehemaliger deutscher Matrose, Johann Martin Bilderbeck, aus Lübeck gebürtig, ein interessanter Mann, wegen der mancherlei Schicksale und Irrfahrten, die er erlebt, ehe er sich in Tambo de Mora bleibend niederliess. Da seine Geschichte die wunderbaren Zustände veranschaulicht, die zu Anfang der fünfziger Jahre in Californien und Australien herrschten, so mögen sie hier, wie Bilderbeck sie dem Verfasser erzählte, in kurzem Platz finden.

Als dreizehnjähriger Knabe ging Bilderbeck zur See, entlief als junger Matrose in New-York seinem Schiffe und wanderte zu Fuss nach Californien. Dort arbeitete er in den damals eben entdeckten Goldminen und erwarb sich einiges Geld. Da er jedoch hörte, die Gruben in Australien gäben reichere Ausbeute, so beschloss er, lieber dort sein Glück zu versuchen. Er schiffte sich daher im Jahre 1850 auf der Bark Agnes ein, einem schlechten, alten Schiffe, welches bereits

350 Passagiere für Melbourne an Bord hatte. Am Abend vor der Abreise erzürnte sich der Kapitän ohne triftigen Grund absichtlich mit seinen Reedern und verliess das Schiff. Ein anderer Kapitän wurde sogleich an seine Stelle gesetzt und die Agnes ging in See. Nach einigen Tagen stellte es sich heraus, dass der frühere Kapitän das zur Anschaffung von Proviant zu seiner Verfügung gestellte Geld zum grössten Teil unterschlagen hatte. Viele Kisten und Fässer waren teils mit Steinen, teils mit Stroh gefüllt, und auch von Wasser war nur ein ungenügender Vorrat an Bord geschickt worden. Der Kapitän erklärte indessen, er könne mit den vorhandenen Lebensmitteln zur Not die Sandwich-Inseln erreichen, worauf die Passagiere beschlossen, man wolle nach Honolulu steuern. Als man daselbst angekommen war, wurde der Fall dem englischen und amerikanischen Konsul vorgelegt und von diesen dahin entschieden, dass die Verproviantierung für die fernere Reise von den Passagieren vorgeschossen und nach Ankunft in Australien durch Bodmerei auf das Schiff gedeckt werden solle. Zu diesem Ende wurden 100 Aktien zu je 100 Dollar ausgegeben, und von den Passagieren übernommen, denn alle hatten Geld und nicht wenige waren ganz wohlhabend. Die Aktionäre, die sich von jetzt an als Herren des Schiffes betrachteten, kommandierten den Kapitän. Man blieb 23 Tage in Honolulu und führte ein wildes Leben: hohes Spiel und als Folge davon Messerstiche und Revolverschüsse waren an der Tagesordnung. Als man wieder in See gegangen war, fand sich, dass auch diesmal der Wasservorrat zu knapp bemessen worden sei. Es wurde daher versucht, auf den Fidji-Inseln zu landen, doch wären die ausgesandten Boote beinahe von den Wilden abgeschnitten worden und die Mannschaften retteten mit Mühe ihr Leben. Der Kapitän steuerte daher nach Samoa, wo zur weiteren Beschaffung von Proviant neue Aktien ausgegeben wurden und das Schiff 20 Tage blieb. Wegen widriger Winde, die aus der Bassstrasse wehten, beschlossen darauf die Aktionäre die Reise nach Melbourne aufzugeben und sich lieber nach dem Hafen von Sydney zu wenden. Dort strengten sie einen Prozess gegen die Reeder des Schiffes an, um das denselben vorgeschossene Geld wieder zu erlangen. Da aber die Agenten der Reeder Schwierigkeiten erhoben und die Passagiere sich ohne Zeitverlust nach den Goldgruben zu begeben wünschten, so kamen sie überein auf ihre Forderungen an die Reeder zu Gunsten der Hospitäler der Stadt zu verzichten, worauf die Angelegenheit ohne fernere Verzögerung entschieden wurde.

Seitdem Bilderbeck von seinem Schiffe entflohen war, hatte er vorgezogen, einen seiner Vornamen als Zunamen zu brauchen und nannte sich

fortan Johann Martin. Von Sydney wanderte er zu Fuss nach Melbourne und bearbeitete dort mit zwei Amerikanern, die er von Californien her kannte, eine Goldmine. Es ging ihnen gut, sie hatten reiche Ausbeute, allein das Sprichwort, dass das Bessere der Feind des Guten sei, bewahrheitete sich auch bei ihnen. Ein Gerücht verbreitete sich plötzlich unter den Goldgräbern, dass in Peru Goldlager und Wäschereien von unerhörtem Reichtum entdeckt worden sein. Diese Nachricht erzeugte eine fieberhafte Aufregung, von welcher auch Bilderbeck und seine Genossen ergriffen wurden. Sie nahmen sich nicht einmal die Zeit ihre einträgliche Grube zu verkaufen, sondern verschenkten sie und machten sich ohne Verzug auf, um unter den ersten zu sein, die in Peru ankommen und die neuentdeckten Goldfelder ausbeuten würden. Als die Australier in Callao ankamen, lauteten die Nachrichten nun freilich anders. Es stellte sich heraus, dass fast alles, was in Melbourne erzählt worden, eine reine Erfindung gewesen sei. Viele der Angekommenen jedoch gaben trotzdem die Hoffnung nicht auf. Der Marañon und alle seine Nebenflüsse führen Gold, das sei eine unbestrittene Thatsache, meinten sie; das Gold als der schwerste Körper müsse in den Strömen zu Boden sinken; dort also, wo der Marañon in einer engen Schlucht die Andes durchbreche, im Pongo de Manseriche, müsse sich eine fussdicke Lage von Goldkörnern finden. Diese Beweisführung galt vielen als so unwiderleglich, dass sie darauf hin ihre Entdeckungsreise unternahmen. Bilderbeck jedoch war durch die Zuversicht seiner Gefährten nicht überzeugt worden, er blieb in Callao und, ehe viele Monate verflossen waren, bewies ihm der überaus klägliche Ausgang des Unternehmens, dass er wohlgethan hatte. Die Goldsucher hatten sich zunächst nach Chachapoyas begeben und bahnten sich von dort einen Weg durch die Wildnis. Auf diesem Wege erduldeten sie unsägliche Strapazen, die meisten erkrankten am Fieber und kamen um; nur wenige fuhren endlich nach langer Verzögerung durch die Schlucht, fanden natürlich kein Gold und hatten nun die Mühe zu Fuss wieder umzukehren. Auch auf dieser Reise verloren wiederum manche ihr Leben, so dass endlich ein ganz geringer Rest an die Küste zurückkam.

Seitdem gab Bilderbeck das Goldsuchen auf und wendete sich wieder seinem alten Berufe zu. Mit dem Golde, das er von Australien mitgebracht hatte, kaufte er sich ein kleines Fahrzeug und fuhr damit an der peruanischen Küste. So lernte er Tambo de Mora kennen, damals ein Sumpf mit drei Schilfhütten. Er liess sich dort nieder und baute das erste Haus, in welchem er eine Gastwirtschaft einrichtete. So wurde er der Gründer des Ortes, und lebt nun daselbst seit 30 Jahren,

besitzt ein Wohnhaus und drei grosse Speicher, ist Eigner von sieben Lanchen und vieler Boote, Agent der beiden Dampfschiffahrts-Gesellschaften, hat Schmieden, Zimmerwerkstätten und eine Traubenpresse eingerichtet, kauft Trauben, keltert Wein, hat einen Hof voll Pferde und Maultiere und ist natürlich der angesehenste und erste Mann des Ortes, hat aber bei alledem seine alte Einfachheit und sein schlichtes Seemannswesen bewahrt. Da er unter dem Namen Johann Martin angekommen war, so nannten ihn die Leute gewöhnlich Juan Martinez, und weil die Aussprache des Wortes Bilderbeck für spanische Zungen eine schwere Aufgabe ist, so hat er den Namen angenommen, den man ihm gegeben und zeichnet sich so seit vielen Jahren.

Tambo de Mora ist der Hafen des Thales von Chincha*), eines der fruchtbarsten und reichsten der Küste. Wie Cañete besteht es aus einer deltaartigen Ausbreitung angeschwemmten Landes, welches von einem aus dem Gebirge herabkommenden Flusse bewässert wird, der zwar beträchtlich, aber nicht so wasserreich ist als der Fluss von Cañete, oder wie dieser in seinem oberen Laufe genannt wird, der Fluss von Lunahuana. Die Thalebene von Chincha ist breiter als die von Cañete, sie misst über vier Leguas. Von Hervay bajo, dem Punkte, wo am Strande die alte Inkafestung steht, senkt sich der dort 80 Fuss hohe Uferrand ganz allmählich, bis er in die Thalebene von Chincha übergeht, welche ganz flach und wenig über dem Meeresspiegel erhaben ist. Der Fluss von Chincha ergiesst sich ins Meer in zwei Armen, davon einer einen Kilometer, der andere sechs Kilometer südlich vom Hafen ausmündet. Hinsichtlich seiner Bodenverteilung und Kulturverhältnisse unterscheidet sich Chincha wesentlich von dem benachbarten Cañete. In Chincha giebt es nur wenige grosse Güter oder Haciendas, nämlich zwei Zuckerpflanzungen: Laran und San José, mit Maschinen und Destillationsapparaten, und drei Baumwollenpflanzungen: Hoja redonda, Lurin Chincha und San Rejis mit Maschinen zur Entfernung der Körner und Pressen. Der übrige und bei weitem grössere Teil des Thales zerfällt in kleinere Grundstücke und befindet sich in Besitz von Eigentümern, die vorwiegend oder fast reiner indianischer Abstammung sind. Auf diesen kleinen Gütern wird neben den Feldfrüchten, die zum Lebensunterhalt der Bewohner dienen, wie Yuca, Mais und Bataten (süsse Kartoffeln) vorzüglich Wein gebaut. Man zieht zweierlei Arten Trauben, zwei gewöhnlichere und eine feinere.

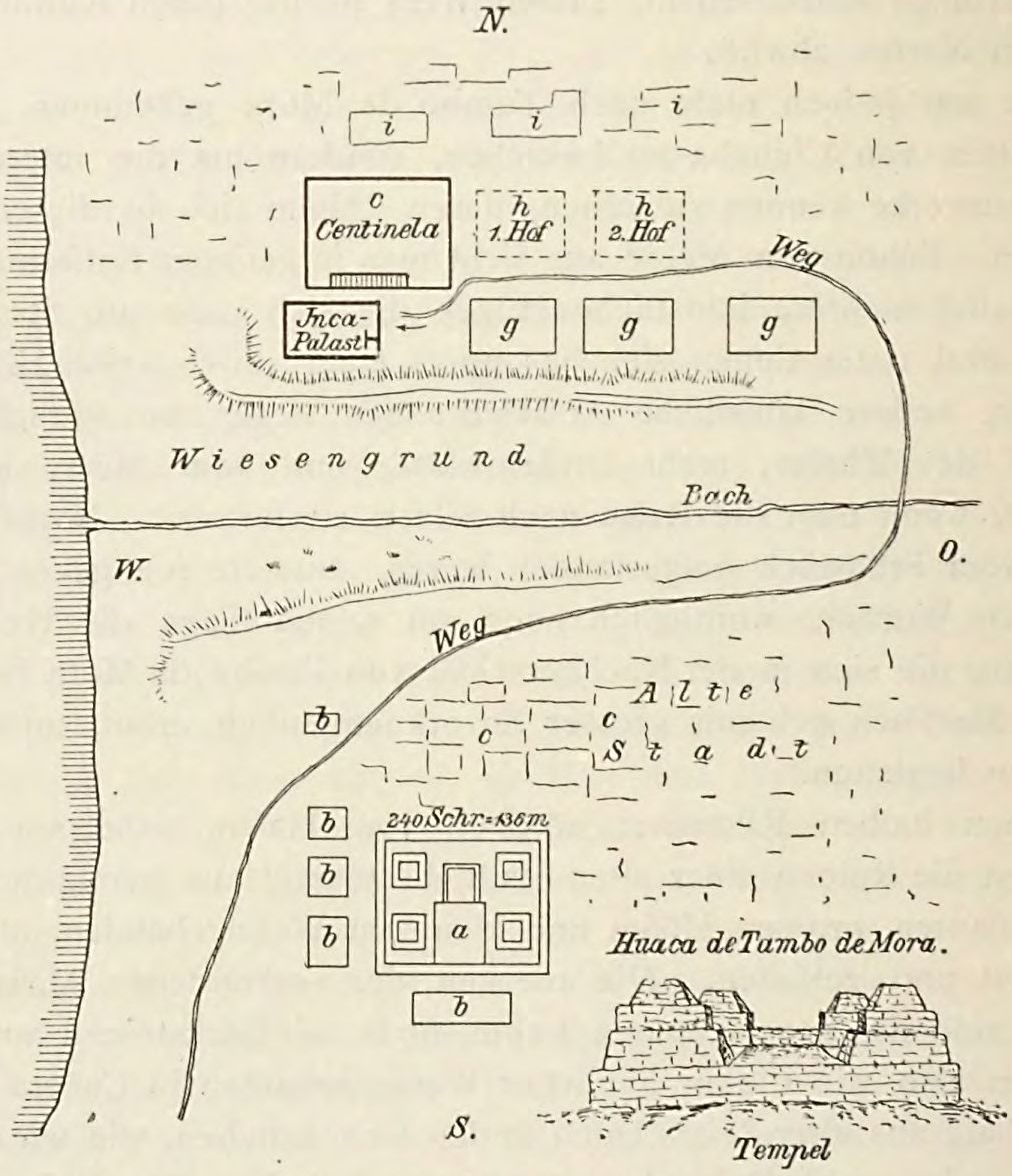
*) Tambo de Mora liegt auf 13° 29′ 20″ südlicher Breite von Cerro Azul oder Cañete 61 Kilometer, von Lima 225 Kilometer entfernt.

Die gewöhnlichen Sorten werden Mollar und Quebranta genannt und geben einen Wein von blassroter Farbe und etwas säuerlichem, aber angenehmem Geschmack. Diese Reben geben reiche Ernten, der aus ihren Trauben hergestellte Wein ist wohlfeiler als der von Ica und Moquehua und wird gegenwärtig in Lima in vielen Häusern als Tischwein genossen. Die edlere Traubensorte ist die dunkle Muskateller, die allerdings einen feinen, süssen Wein liefert, deren Kultur jedoch geringen Nutzen abwirft.

Ich war jedoch nicht nach Tambo de Mora gekommen, um die Weingärten von Chincha zu besuchen, sondern um die interessanten alten Bauwerke kennen zu lernen, deren Ruinen sich in diesem Thale befinden. Schon vom Meere aus sieht man in geringer Entfernung links vom Hafen mehrere künstliche Hügel, die sich nahe am Strande erheben, und unter denen sich besonders einer durch seine Höhe auszeichnet; andere künstliche Aufschüttungen liegen im südlichen Abschnitte des Thales, mehr landeinwärts, und vom Meere aus erst sichtbar, wenn man die Reise nach Süden zu fortsetzt. Nachdem wir daher vom Frühstück aufgestanden waren, äusserte ich gegen meinen Wirt den Wunsch, womöglich noch am selben Tage die Huacas zu besuchen, die sich in der Nachbarschaft von Tambo de Mora befänden, worauf Martinez sich mit grosser Zuvorkommenheit erbot, mich selbst dahin zu begleiten.

Einen halben Kilometer nördlich vom Hafen, nahe am Strande beginnen die Ruinen einer alten Stadt, bestehend aus pyramidenartigen Tempelbauten, grossen Höfen und kleineren Wohngebäuden, alles sehr verwittert und zerfallen. Die meisten der vorhandenen Mauern und Wände sind aus geschichtetem Lehm, nicht mit Backsteinen aufgeführt, stammen also wie die in ähnlicher Weise gebauten in Cañete und im Rimakthale aus alter Zeit. Doch finden sich daneben, wie wir sogleich sehen werden, auch Gebäude aus späteren Perioden. Die Ruinen liegen zu beiden Seiten einer mit Gras bewachsenen Niederung, durch welche ein kleiner Bach unter Bäumen und Gebüsch dem nahen Meere zufliesst. Es scheint, dass in früherer Zeit ein Arm des Flusses hier gemündet hat, und dass dieser entweder in einem wasserreichen Sommer sich selbst einen anderen Lauf gesucht hat, oder absichtlich in ein anderes Bett geleitet worden ist. Zu besserer Veranschaulichung der nachfolgenden kurzen Beschreibung der Ruinen begleiten wir dieselben mit einem schematisch gezeichneten Plan und mit einigen photographischen Aufnahmen. Sowohl nördlich als südlich von der sumpfigen Niederung gruppieren sich die kleineren Ruinenmassen um je eine

grössere, welche beide Tempelbauten gewesen sind. Wie überall an der Küste werden diese als Huacas bezeichnet und zwar wird die südliche (*a*) Huaca de Tambo de Mora, die nördliche (*e*) La Centinela — die Schildwache — genannt. Die erstere liegt kaum 500 *m* von den letzten Häusern des Hafens entfernt, und ist ein Terrassenbau mit etwas nach innen geneigten Lehmwänden von 136 Meter ins Geviert. Auf



Plan von Tambo de Mora.

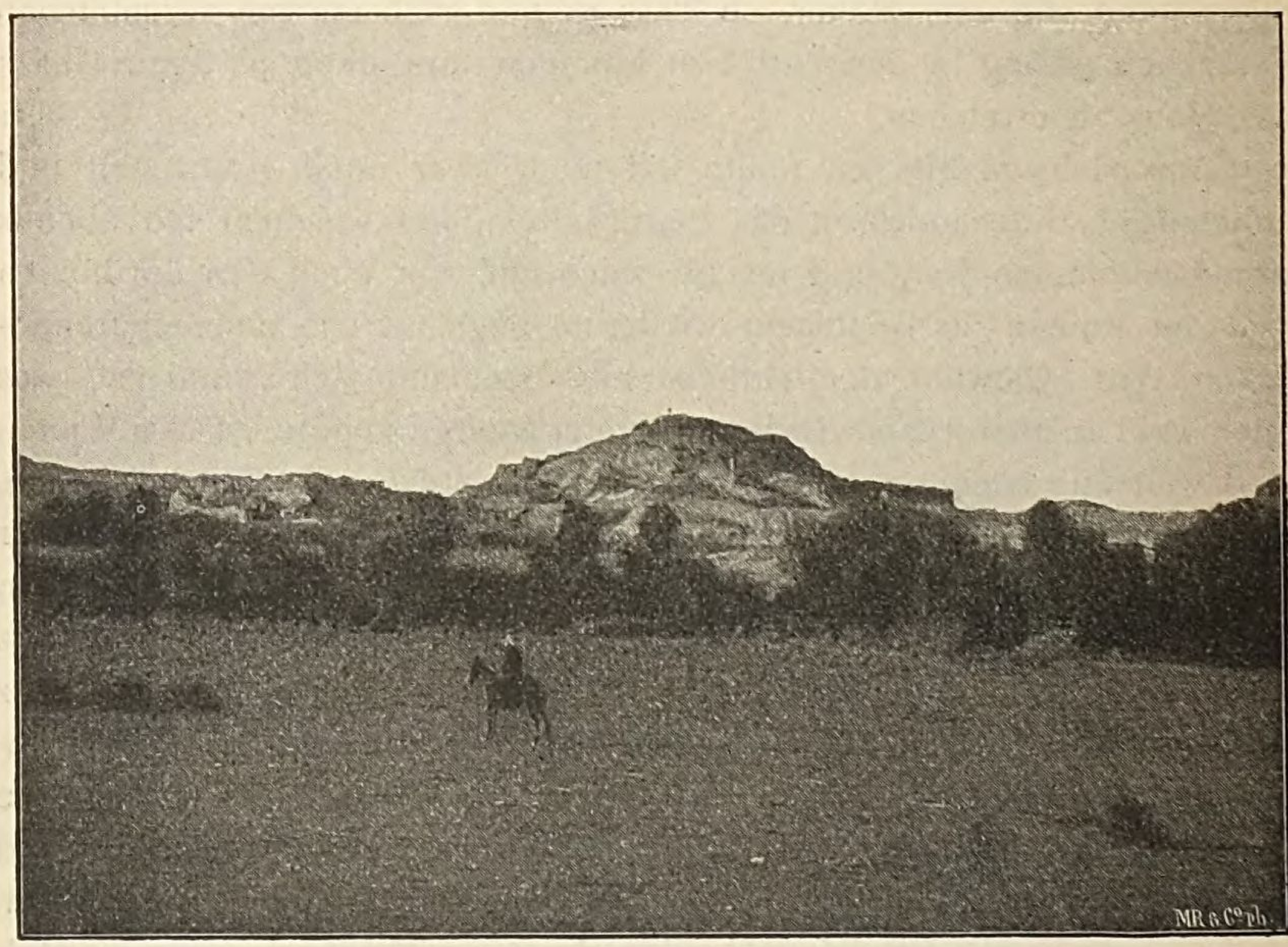
einem soliden Unterbau erhoben sich an den vier Ecken stufenförmig gebaute Pyramiden, deren Form, wiewohl sie sehr zerfallen sind, sich doch noch ungefähr erkennen lässt. Der innere Raum der Tempelplattform zwischen den Eckpyramiden zerfiel in zwei Terrassen, von denen die erste 10 Fuss höher als der Boden, die zweite 5 Fuss über der ersten lag. Beim Messen dieser Terrassen durch Abschreiten hatte ich einen kleinen Unfall, der beinahe meine weiteren Untersuchungen zu einem unfreiwilligen Abschluss gebracht hätte. Das Maultier, welches ich ritt, hatte die üble Gewohnheit, sich beim Besteigen zu drehen.

Indem es auch hier sich in derselben Weise bewegte, geriet es mit einem Fuss in ein von Schatzgräbern herrührendes Loch, stürzte in die Knie und ich wurde über den Kopf geschleudert. Ich fiel zwar etwas unsanft auf den Rücken, erlitt im übrigen aber keine merkliche Beschädigung und war im stande zu gehen. Das Maultier galloppierte nach dem Orte zurück und blieb erst vor der Thüre seines Stalles stehen, wie mir Martinez erzählte, als er nach Verlauf einer Stunde mit einem anderen Tiere ankam. Dies war zum Glück ein sanftes Pferd, welches ruhig stand wie eine Mauer, so dass es mir nach einigen vergeblichen Versuchen gelang in den Sattel zu kommen und ohne ferneren Unfall das Haus zu erreichen.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich zwar noch etwas steif und unbehilflich, liess indessen das Pferd satteln, auf welchem ich abends zurückgekommen war, und machte mich auf, um auch den nördlichen Teil der Ruinen zu besuchen, wiederum begleitet von meinem freundlichen Wirt, wiewohl der ehrliche alte Seemann sich wunderte, was mich wohl an den wüsten Erdhaufen interessieren könnte. Diese Ruinen sind weit ausgedehnter, als die an der Südseite des Baches gelegenen. Es findet sich hier eine ganze Reihe burgartiger Bauten und grosser Höfe. Der ansehnlichste Bau ist die Huaca de la Centinela, welche dem Meere am nächsten liegt und dem ankommenden Reisenden bereits vom Borde des Schiffes aus auffällt. Die Centinela war, wie sich trotz ihres sehr beschädigten Zustandes noch deutlich erkennen lässt, eine abgestumpfte Pyramide, welche sich in Treppenabsätzen oder grossen Stufen auf quadratischer Basis erhob. Da herabgestürzte Trümmer und angebaute Mauern auf allen Seiten das Umgehen des Baues verhindern, so ist es nicht möglich, den Umfang der Grundfläche zu messen. Ich schätze sie auf 70—80 Meter ins Geviert, die Höhe zu 40 Meter. Die Pyramide besteht ganz aus ungemauerten Lehmmassen, welche, wie man an vielen eingestürzten Stellen sehen kann, in feuchtem Zustande schichtenweis, immer etwas nach innen zu geneigt, angefügt worden sind, wie Schalen um einen Kern. Die letzten Schichten waren die Stufen der Aussenseite. Der ganze Bau scheint massiv gewesen zu sein, nur an der Spitze sind durch Ausgrabungen einige Kammern aufgedeckt worden. An der Südseite bemerkt man die Überreste einer Treppe, welche an der ganzen Breite der Pyramide hinaufläuft. Das untere und obere Stück derselben fehlt, und es lässt sich nicht erkennen, wo und wie sie angefangen und geendigt hat. Die Stufen dieser Treppe sind aus Backsteinen, nicht wie der Rest des Baues aus gestampftem Lehm.

Die nahe an der Spitze der Pyramide sichtlichen Ausgrabungen

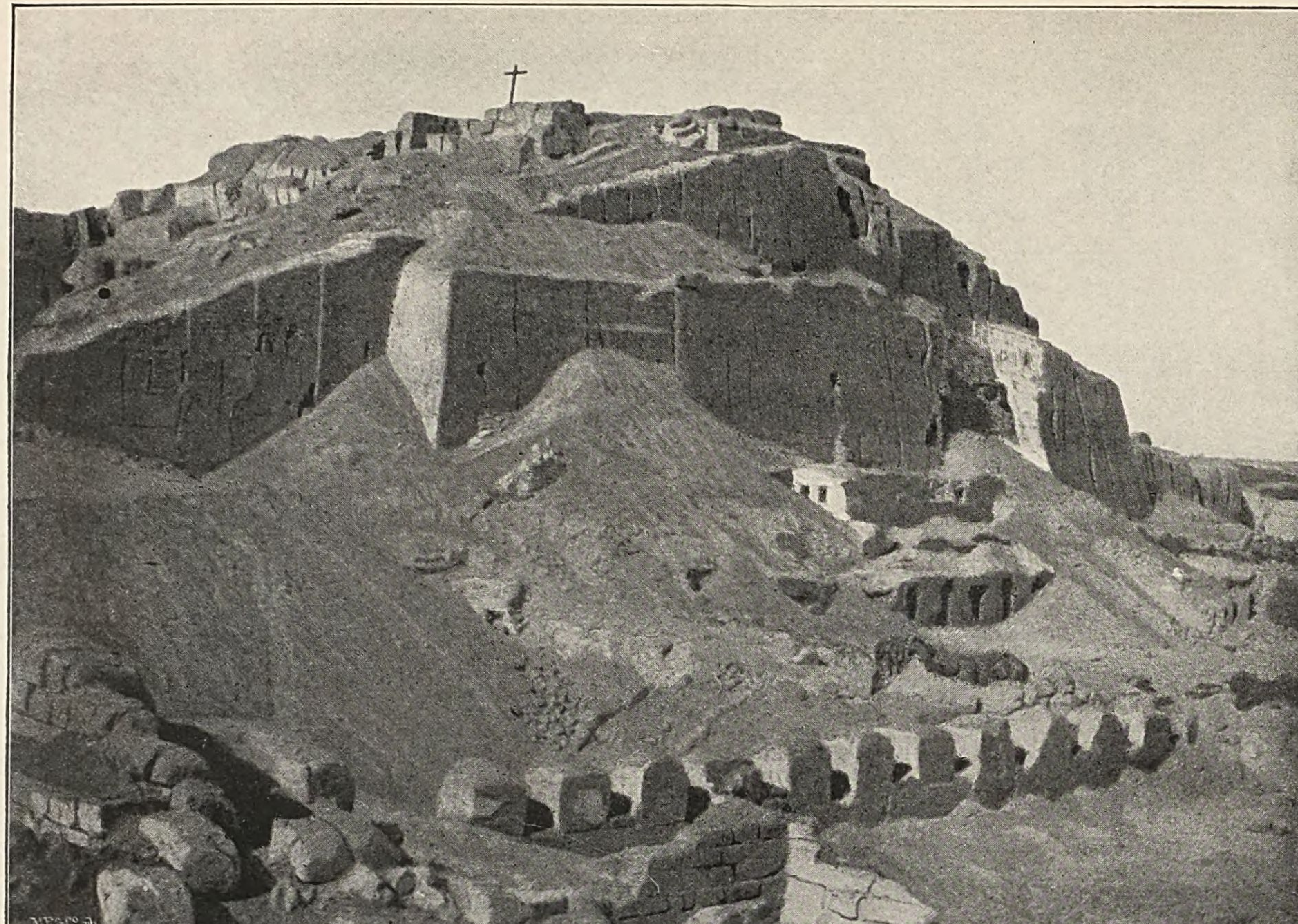
sind wie überall in Peru durch Schatzgräber vorgenommen worden. Es ging die Sage, eine grosse goldene Glocke sei dort vergraben. Viele alte Leute wollten sie nachts gehört haben, einige von der Spitze des Hügels her, andere aus dem Innern. Dass den alten Peruanern Glocken überhaupt garnicht bekannt gewesen waren, vermochte die Goldsucher nicht abzuhalten. Es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, und die Nachgrabungen wurden lange Zeit mit grossem Eifer fort-



Huaca de la Centinela.

gesetzt, jedoch mit keinem andern Ergebnis, als dass in dem oberen Teil der Pyramide einige verschüttete Zellen entdeckt und im übrigen der Bau erheblich beschädigt wurde. Die Aussicht von der Spitze der Centinela ist ausnehmend schön. Man übersieht das Ruinenfeld, den Hafen und das ganze Thal. Nach Norden, ungefähr eine halbe Legua entfernt, liegt der Ort Chincha baja (Unter-Chincha). Darüber hinaus erstreckt sich bis an den Fuss des Gebirges eine weite, dunkelgrüne Ebene, aus welcher die Türme und das Dach einer Kirche hervorblicken und den Ort bezeichnen, wo die ansehnlichste Stadt des Thales, Chincha alta (Ober-Chincha) liegt.

Der interessanteste Teil der Ruinen nächst der Pyramide ist ein



Huaca de la Centineta bei Tambo de Mora.

(S. 152.)

Bau, welcher unmittelbar an die Südseite derselben anstösst, und dessen Trümmer ihren Fuss bis zu einer Höhe von 5 Metern bedecken. Dieser Bau ist von mässiger Grösse und besteht aus zwei viereckigen Höfen, aus deren einem noch vorhandene Treppen zu einem Labyrinth von Zimmern führen, die meisten sehr klein, von einander unabhängig und von dazwischen laufenden engen Gängen zugänglich. Die Zimmer scheinen auf einem künstlichen Hügel gebaut zu sein, welcher sich mit einer 10 Meter hohen Mauer aus dem vorerwähnten Wiesengrund erhebt. Dieser Bau trägt einen von den übrigen Ruinen verschiedenen Charakter, welcher dem Beobachter beim ersten Anblick auffällt. Man bemerkt sogleich die oben engeren Thüren und Wandnischen, die der Inka-Architektur eigentümlich sind, und ebenso geformte grosse Nischen dienen als Strebepfeiler nnd Stützen der Aussenmauer, welche das Gebäude nach dem Bache zu begrenzt. Die Wände bestehen nicht aus geschichtetem Lehm, sondern sind aus Backsteinen gemauert, und zwar sind dies die grössten Adobes, die man an der Küste antrifft, 0,64 bis 0,80 Meter lang, 0,34 breit und 0,17 dick. Diese Adobes bestehen aus feingeschlämmtem Lehm mit wenig sandiger Beimengung, sind hart und widerstehen der Verwitterung. Die Wände sind im Vergleich zu deren geringer Ausdehnung sehr dick, 1—1,25 Meter. An mehreren Stellen bemerkt man in der Dicke der Wände die Reste einer Wasserleitung, einen engen Kanal, welcher mit kleinen, verkitteten Steinen ausgelegt war. In zwei Zimmern sind noch Wandmalereien sichtbar, welche den untern Teil der Mauern bedeckten und aus weissen, roten und blauen Linien bestehen. Die meisten Wände sind glatt, mit fein geschlämmtem Lehm bekleidet und geweisst. Die übrigen am Rande des Wiesengrundes belegenen Ruinen, welche im Plane mit *g* bezeichnet sind, bestehen aus rechteckigen, soliden Lehmmassen mit hohen, etwas nach innen geneigten Wänden: Burgartige Bauten, deren Aussenmauern Aufschüttungen von Erde umschlossen, auf denen sich Wohngemächer befanden. Nördlich von diesen Burgen und rechts neben der Pyramide sind noch zwei grosse, von teilweise erhaltenen Mauern umgebene Höfe zu erwähnen. Jenseits derselben noch mehr nach Norden schliessen sich daran noch andere schon sehr verwitterte und zerfallene Massen.

Was die Deutung der hauptsächlichsten der oben beschriebenen Gebäude betrifft, so erinnern wir zunächst an die Berichte der Chronisten über die Unterjochung der Chinchas durch die Inkas. Cieza de Leon erzählt, dass, nachdem diese sich Tupac Inca unterworfen, sie fortan nach den Gesetzen und Sitten der Inkas regiert worden seien, zwar unter der Ober-Aufsicht eines königlichen Statthalters, jedoch unter

Belassung des Landesfürsten und der Häuptlinge in ihren bevorzugten Stellungen. Die Inkas erbauten im Thale grosse Vorratshäuser, Paläste, einen prächtigen Sonnentempel und ein Kloster für die auserwählten Sonnenjungfrauen mit einer zahlreichen Priesterschaft zur Feier der grossen öffentlichen Feste. Daneben aber wurde den Eingeborenen gestattet, auch ihren eigenen Landesgott, Chincha-camak genannt, in seinem Tempel nach wie vor weiter zu verehren*). Das Vorhandensein eines Baues im Inkastile unmittelbar am Fusse der Centinela lässt nach diesen Notizen kaum einen Zweifel darüber, dass dieser grosse Pyramidenbau der Sonnentempel war, den sowohl Cieza als Garcilaso erwähnen. Der andere auf der Südseite des Baches gelegene niedrigere Tempelbau mit den vier Eckpyramiden würde also als das dem einheimischen Gott Chinchacamak geweihte Heiligtum zu betrachten sein. Die in der Nähe des Sonnentempels zu beiden Seiten der grossen Höfe befindlichen burgartigen Bauten waren vermutlich Wohnungen des königlichen Statthalters, seiner Gefolgschaft und der Priester.

Da ich wegen des Sturzes vom Maultier nur im Schritt zu reiten vermochte, so war es mir nicht möglich, die beiden grösseren Ortschaften des Thales, Chincha baja und Chincha alta, zu besuchen. Das erstere Städtchen, Niederchincha, liegt nur eine halbe Legua vom Hafen; Oberchincha ist zwei Leguas entfernt. Letzteres zählte nach dem Census von 1876 etwas über 4000 Einwohner, ersteres nur etwa 1000. Die Bevölkerung des ganzen Thales wird zu 18 000 angegeben.

Die erste Gründung dieser Ortschaften erfolgte durch Diego de Almagro, daher ist der eigentliche Name von Chincha alta »Santo Domingo de Almagro«, während Chincha baja »Santiago de Almagro« hiess. Als die Streitigkeiten zwischen Pizarro und Almagro begannen, über die Ausdehnung des Gebietes, das dem Dekrete des Kaisers zufolge jedem von ihnen zustehe, und der heftige, übel beratene Almagro sich gewaltsam in Besitz der Stadt Kusko gesetzt hatte, wollte er nach dem Beispiel seines Nebenbuhlers sich gleichfalls eine eigene Residenz an der Küste gründen. Er wählte dazu das Thal von Chincha, obgleich über die Zugehörigkeit dieser Gegend zum Gebiete Pizarros kein Zweifel obwalten konnte, denn bei Ankunft der Spanier an der

*) Es ist nicht wahrscheinlich, dass der ursprüngliche Name des im Thale von Chincha verehrten Landesgottes Chincha-camak gewesen sei, als welchen ihn Cieza de Leon und Garcilaso anführen; denn Chinchacamak ist ein Ausdruck der Keshuasprache und bedeutet: Schöpfer, Lenker von Chincha, wie Pachacamak, Schöpfer und Lenker der Welt. Beide Benennungen können daher erst nach Einführung der Inkasprache an der Küste entstanden sein.

peruanischen Küste war der Ruf von dem Reichtum und der Schönheit des Thales von Chincha so gross und verbreitet, dass Pizarro, ehe er es selbst gesehen hatte (1529) im ersten Artikel seines Vertrages mit der Krone sich ausbedang, im Lande Peru von dem indianischen Orte »Teumpuela« 200 Leguas bis zum Orte Chincha erobern zu dürfen und dieses Gebiet als königlicher Statthalter zu regieren. Ob Almagro nach Gründung seiner Stadt wirklich eine Kolonie dort zurückliess, ist nicht bekannt und nicht wahrscheinlich, denn da es bald darauf zwischen ihm und Pizarro zum Krieg kam, so war er gezwungen, alle seine Streitkräfte zum entscheidenden Kampfe zu vereinigen.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Tambo de Mora benutzte ich einen Dampfer der chilenischen Linie, um mich nach Mollendo zu begeben und trat dort meine letzte Reise ins Hochland an, deren Ergebnisse in einem dritten Teile dieses Werkes enthalten sind.

Das Thal Ica.

Die Stadt und Gegend von Ica, früher eine Provinz des Departements von Lima, wurde im Jahre 1855 von diesem durch den Präsidenten Castilla getrennt und 1868 durch einen Beschluss des Kongresses mit den Thälern Chincha, Pisco und Palpa zu einem besonderen Departement vereinigt. Das Thal von Ica ist vielleicht noch fruchtbarer als Cañete und Chincha, aber wasserarm. Der Fluss, der in den Bergen von Huaitarà im Departement Huancavelica entspringt, führt nur in den Sommermonaten von Januar bis April Wasser und erreicht dann an einzelnen Tagen sogar das Meer; aber seine gewöhnliche Wassermenge erschöpft sich schon 14 Leguas von der Küste, sodass die von ihm benetzte Thalstrecke wie eine Oase mitten in einer Sandwüste liegt. Die Stadt Ica liegt in gerader Linie vom Meere etwa 10 Leguas und 14 vom Hafen Pisco entfernt. Dieser Ort liegt nicht an der Ausmündung des Icathales, sondern in der Thalerweiterung eines anderen Flusses, Rio de Pisco oder Chunchanga genannt, der allerdings nicht fern vom Icaflusse, nur etwas mehr nördlich in der Cordillera von Castrovireyna entspringt, aber in westlicher, gerader Richtung dem Meere zufliesst, während der Ica nach kurzem westlichen Laufe sich nach Süden wendet, wo das Bett, in welchem zur Regenzeit zuweilen Wasser das Meer erreicht, in der Bucht von Nasca mündet, mehr als einen Breitegrad südlich von Pisco. Die Streeke, welche diese beiden Flüsse in der Nachbarschaft der Küste trennt, ist eine weite Sandebene, die Pampa de Chunchanga, eine Bodenfläche, die sich nach und nach

gehoben hat, wie andere Gegenden an der Küste, nachdem sie lange Zeit vom Meere bedeckt gewesen war.

Der Hafen von Pisco liegt nicht in einer Bucht, sondern an einem nur in flachem Bogen zurückweichenden Strande, ohne jeglichen Schutz vor Winden, noch vor der südöstlichen Dünung. Das Wasser ist bis weit hinaus sehr seicht, daher sich die Wellen bereits in weiter Entfernung vom Ufer brechen. Dieser Brandungsbereich der Wellen, welcher hier wie in anderen Gegenden der Küste »la tasca« genannt wird, ist in Pisco bei etwas bewegter See oder hoher Dünung 1000 bis 1500 Fuss breit. Es ist daher, um das Aus- und Einschiffen der Güter zu erleichtern, ein Hafendamm gebaut worden, der sich 2 200 Fuss weit ins Meer erstreckt, ein sogenannter Skelettbau, auf eisernen Säulen ruhend, und durch eiserne Querstangen gestützt und verbunden: das ansehnlichste Bauwerk dieser Art an der Westküste. Die Verlegung des Landungsplatzes an eine so ungeschützte Stelle, welche die Erbauung eines kostspieligen Dammes nötig machte, wurde keineswegs veranlasst durch das Fehlen besser verwahrter Buchten, denn es finden sich in der Nachbarschaft zwei, deren eine durch die etwas südlich vom Orte vorspringende bergige Halbinsel Paracas gebildet und nach dieser Bahia de Paracas oder auch Bahia de Pisco genannt wird. Diese vor den starken Südwinden vollkommen geschützte Bai von genügender Tiefe und gutem Ankergrund würde ein vortrefflicher natürlicher Hafen gewesen sein, allein es giebt daselbst kein süsses Wasser zur Versorgung der Schiffe. Eine zweite, noch mehr südlich gelegene Bucht wird durch das Vorgebirge Carretas gebildet, öffnet sich nach Süden und wird durch einige davor gelagerte kleine Felseneilande nur unvollständig gegen die aus dieser Himmelsgegend wehenden Winde geschützt, steht daher der Bahia de Paracas an Wert nach, dessenungeachtet wurde sie von dem chilenischen Geschwader, welches im Jahre 1820 unter dem Oberbefehl des Generals San Martin nach Peru segelte, um dieses Land von der spanischen Herrschaft zu befreien, zum Landungsplatz gewählt. Zum Andenken an dieses Ereignis, welches im folgenden Jahre die Unabhängigkeits-Erklärung Perus herbeiführte, beschloss der Kongress, dass fortan diese Bucht den Namen Bahia de la Independencia führen sollte.

Der Verfasser besuchte das Thal Ica schon früher als die eben beschriebenen Cañete und Chincha. Im Mai 1885 wurde er von einem Freunde, der damals in der dortigen Gegend eine Kupfermine bearbeitete, aufgefordert, ihn dahin zu begleiten, und die Aussicht, das Thal unter so guter Führung kennen zu lernen, bewog ihn, dieser Einladung Folge

zu leisten, wiewohl damals das Land zwar mit Chile Frieden geschlossen hatte, aber sich noch im Bürgerkriege befand. Wir reisten also an einem Nachmittage von Lima ab und begaben uns abends bei Zeiten an Bord des chilenischen Dampfers Laja, dessen Abfahrt pünktlich auf 6 Uhr angesetzt war. Es wurde indessen ziemlich spät, ehe wir in See gingen, denn man wartete auf das Eintreffen des an diesem Tage fälligen englischen Postschiffes von Panamà, um die mit diesem ankommenden Passagiere mitnehmen zu können. Die englische Gesellschaft dagegen wünschte eben diese ihren chilenischen Konkurrenten zu entziehen und liess die Ankunft ihres Schiffes absichtlich verzögern. Die Laja wartete also vergeblich und verliess schliesslich den Hafen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Die wenigen Reisenden, die sich an Bord befanden, wollten sich fast alle gleich uns nach Pisco begeben. Das Schiff hielt nicht in Cerro Azul und in Tambo de Mora nur kurze Zeit ohne Anker zu werfen. Die Fahrt von hier nach Pisco dauert nur zwei Stunden, und man bleibt stets nahe am Lande. Die Vegetation ist zwar nur ein dürftiger grüner Saum, wird aber nur ein paar Leguas weit gänzlich unterbrochen. Sie wird auf der ganzen Strecke nur durch die Feuchtigkeit unterhalten, die aus dem Flusse von Chincha stammt, denn die Ausmündung des Thales von Pisco ist von geringer Ausdehnung. Das Wasser des Flusses Chunchanga versiegt im Winter fast gänzlich und südlich vom Hafen verliert sich das kümmerliche Buschwerk alsbald in der sandigen Wüste.

Der Hafenort Pisco besteht nur aus wenigen Häusern, die Stadt desselben Namens liegt ungefähr anderthalb Kilometer weit landeinwärts. Da wir bereits um 11 Uhr angekommen waren und erst nachmittags mit der Eisenbahn nach Ica fahren konnten, so benutzten wir die freie Zeit, um den Ort zu besuchen, wozu man alle halbe Stunden auf einer engspurigen Bahn Gelegenheit hat. Die Wagen waren schlecht und abgenutzt und mochten auch neu nicht gut gewesen sein; den davor gespannten Maultieren hatte man Treppen in die Haare der Schweife geschnitten, um sie wieder erkennen zn können, im Falle sie gestohlen würden. Die Stadt Pisco schien noch verlassener und menschenleerer zu sein als der Hafen, wenigstens damals. Die Strassen sind ohne Pflaster und sandig, desgleichen der grosse Platz, auf dem die Hauptkirche steht. Die Türme und Kuppel derselben nehmen sich beinahe stattlich aus, allein das Innere ist trotz seiner drei Schiffe öde und kahl. Ein halbes Dutzend schmutzige braune alte Weiber knieten auf den Betschemeln. Auf dem Platze ein Brunnen ohne Wasser, darumher Laternenpfähle ohne Laternen, vor der Kaserne an Pfähle gelehnt sechs

rostige Gewehre, der Wachtposten war nicht auf seinem Platze, sondern plauderte in einer Schenke mit dem italienischen Wirt. Da es heiss war und wir ebendaselbst auch einige Erfrischungen zu nehmen wünschten, so boten wir dem Schaffner der Strassenbahn ein Trinkgeld, wenn er die Abfahrt nach unserm Belieben verzögern wollte, wozu sich dieser ohne Zögern bereit finden liess.

Die Stadt Pisco hat einst bessere Zeiten gesehen. Im ersten Jahrhundert der spanischen Herrschaft wird sie als wohlhabend und gut bevölkert erwähnt. Sie lag damals unmittelbar am Meere und das gereichte ihr zum Schaden. Im Jahre 1622 wurde sie von englischen Seeräubern geplündert und sechzig Jahre später (1685) nochmals von derselben Plage beimgesucht. Zwei Jahre nach diesem letzteren Unglück ward sie von einem weit schlimmeren betroffen. Bei dem Erdbeben von 1687, durch welches auch Lima und Callao stark beschädigt wurden, ging eine Flutwelle über Pisco und der Ort wurde beinahe so vollständig zerstört wie Callao im Jahre 1746. Infolgedessen wurde die Stadt nicht an der früheren Stelle wieder aufgebaut, sondern etwas landeinwärts, wo sie gegenwärtig steht; doch scheint sie sich nie wieder zu ihrer früheren Blüte erhoben zu haben.

Da die Abfahrt nach Ica um 3 Uhr angesetzt war, so begaben wir uns nach dem Hafen zurück und langten eben noch zu rechter Zeit auf dem Bahnhofe an, denn die Bahn war damals von einem deutschen Unternehmer gepachtet und der Dienst war pünktlich. Der Bahnhof, ein ärmlich gebauter Güterschuppen, lag voll von Baumwollballen und grossen Thongefässen, in welchen der Traubenbranntwein von Ica ausgeführt wird. Diese eigentümlichen Gefässe sind spindelförmig, unten spitz und oben birnenförmig abgerundet. Da sie keinen flachen Boden haben, auf den sie gestellt werden können, so lehnt man sie an den Wänden gegeneinander. Die Bahn selbst, nämlich Schienen, Wagen und Maschinen waren in ebenso schlechtem, ausbesserungsbedürftigem Zustande als der Bahnhof, denn die Einnahmen deckten kaum die Betriebkosten, alle Wochen wurden nur zwei Züge abgefertigt, immer nach Ankunft der Postdampfer. Die Bahn verlässt alsbald das Thal von Pisco und biegt nach rechts in die Sandebene. Diese ist anfangs nicht ganz ohne Pflanzenwuchs, man sieht viele sonderbare kleine Sandhügel, die mit halbvertrocknetem Grase bedeckt und von dessen Wurzeln durchwachsen sind. Der Wind weht den losen Sand darunter weg, so dass seltsame gespensterhafte Formen übrig bleiben. Dann folgen ganz öde Strecken mit halbmondförmigen wandernden Sandhügeln, zuweilen deuten halb im Flugsande begrabene, aber nicht ganz vertrock-

nete Büsche an, dass in den tieferen Schichten doch nicht alle Feuchtigkeit fehlt, daher man dort auch Dattelpalmen angepflanzt hat, die bald einzeln, bald in Gruppen stehen, an einigen Stellen sogar kleine Wäldchen bilden. Allmählich jedoch verschwindet alle Vegetation, man sieht sich in einer ausgetrockneten Wüste, die von einer zerrissenen Gebirgskette von 7—8000 Fuss Höhe begrenzt wird; eine grosse Terrasse, welche die dahinter liegende Hauptkette verbirgt. Gegen Sonnenuntergang erreichte der Zug den Cerro moreno — den braunen Berg — wo die Bahn in das Thal von Ica eintritt, ein Längsthal, welches an der Kette hinläuft, an der einen (nördlichen) Seite begrenzt von den Vorbergen der Cordillera, an der anderen durch Sandhügel von 200 bis 300 Fuss Höhe. Ein solcher hoher Sandhügel, Zaraja oder Cerraja genannt, liegt unmittelbar oberhalb der Stadt mitten im Thal, mit vom Winde scharf geschnittenen, oder vielmehr gewehten Bergkanten und Gipfel. Nach $3^1/_2$ stündiger Fahrt langten wir noch vor Einbruch der Nacht in Ica an und nahmen unser Quartier in einem geräumigen, nach altspanischer Weise gebauten Hause, mit grossem Thorwege nach der Strasse, einem Vorderhof, von dem man in den Empfangssaal trat, zu beiden Seiten Wohnzimmer, hinter dem Saale ein kleiner Garten, dann das Speisezimmer, und endlich ein kleiner Hof für vierfüssiges und Federvieh. Das Haus hatte wie die meisten der Stadt nur ein Erdgeschoss und ausserordentlich dicke Mauern wegen der Erdbeben.

Ica ist Hauptort des gleichnamigen Departements, Sitz der Präfektur, eines Gerichtes erster Instanz und hat etwa 7000 Einwohner.*) Die Stadt ist alt, oder besser gesagt, sie ist eine der frühesten spanischen Kolonieen, denn die meisten der gegenwärtig daselbst vorhandenen Häuser stehen noch nicht sehr lange. Cieza erwähnt unter dem Namen Ica nur das Thal, aber noch keinen Ort. Die erste spanische Niederlassung wurde im Jahre 1563 unter dem Namen Villa de Valverde gegründet, ungefähr 6 Kilometer südöstlich von dem heutigen Orte, wurde aber schon nach 6 Jahren infolge eines Erdbebens nach der Gegend verlegt, die heute die Altstadt (pueblo viejo) heisst. Auch diese litt schwer durch die Erdbeben von 1647 und besonders durch das vom 12. Mai 1664. Dieses Erdbeben ereignete sich um 4 Uhr morgens und begann mit einem starken Stoss, der viele Gebäude ganz zu Falle brachte und fast alle beschädigte, worauf die Erde noch eine Viertelstunde lang heftig fortzitterte. Über 400 Personen

*) Die Stadt liegt auf 14° 4′ 33″ südlicher Breite und 77° 50′ 33″ westlich von Paris, 407 Meter über dem Meere von Pisco 67 Kilometer (12 Leguas), von Lima 306 Kilometer (55 Leguas) entfernt.

wurden unter den Trümmern begraben und erdrückt. Abends zuvor war ein Geistlicher ermordet worden und das Erdbeben wurde von dessen Kollegen als göttliche Strafe für diese Missethat dargestellt, obgleich ihre Kirchen ebenfalls von derselben nicht verschont geblieben waren. Auf den Ruinen dieser Stadt wurde die jetzige unter dem Namen San Gerónimo de Ica erbaut. Nach und nach entstanden daselbst Klöster der fünf Orden, die sich auch in andern grösseren Orten Perus festgesetzt hatten, nämlich der Dominikaner, Franziskaner, Mercenarier, Augustiner und Jesuiten. Im Jahre 1814 wurden die Klöster durch ein Erdbeben zerstört, nach der Lostrennung des Landes von Spanien geschlossen, und gegenwärtig liegen ihre Kirchen in Trümmern, während die Klostergebäude teils zu Schulen, teils zu Hospitälern benutzt werden. — Der ursprüngliche Name der Stadt soll nach Paz-Soldan Huananica gewesen sein, der später zu Ica abgekürzt wurde.

Wie alle Orte der Küste ist Ica regelmässig gebaut, die Strassen schneiden sich in rechten Winkeln, sind allerdings nicht gepflastert, haben aber gut gehaltene Bürgersteige. Die Häuser sind fast alle nur einstöckig, die meisten klein, mit einer Thür nach der Strasse, die zugleich als Fenster dient. Jedes Haus hat einen Brunnen, denn überall findet sich Wasser in einer Tiefe von 10—15 Fuss. Das Wasser ist gut, obgleich keine Abzugskanäle vorhanden sind, und man sich daher wundert, dass keine Verunreinigung durch die Senkgruben entsteht. In der Mitte der Stadt ist wie überall ein viereckiger Hauptplatz — plaza mayor — mit Astrapäen und Eucalyptusbäumen besetzt; in der Mitte des Platzes ein achteckiger, umgitterter Garten mit einem Brunnen. An einer Seite steht das Rathaus (cabildo) mit Bogengängen, an einer anderen die Vorderfront der Hauptkirche (iglesia matriz). Diese ist die einzige gut gebaute und reinliche der Stadt, mit zwei Türmen zur Seite der Fassade und einer Kuppel über dem Kreuz. Das Innere hat drei Schiffe, ist einfach weiss und enthält keinen anderen Schmuck, als zwei alte, kunstreich aus braunem Holze geschnitzte Altäre. Von anderen öffentlichen Gebäuden verdient noch Erwähnung eine bedeckte Markthalle und zwei Hospitäler. Das Männerhospital von San Juan de Dios im Gebäude des ehemaligen Johanniterklosters enthielt zur Zeit unseres Besuches 40 Betten. Das Frauenhospiz (el refugio) war ursprünglich ein Haus für Bussübungen, dessen Bewohnerinnen kein besonderes Ordenskleid trugen, und beherbergt jetzt 20 kranke Frauen. Beide Krankenhäuser könnten, was ihre Räumlichkeiten betrifft, eine weit grössere Anzahl von Kranken aufnehmen, allein infolge der

Entwertung des Papiergeldes waren damals die Einkünfte derselben zu einem Zwanzigstel des früheren Betrages zusammengeschmolzen.

Da die Stadt mitten im Thale liegt, also umgeben von Vegetation, so fehlt es daselbst nicht an miasmatischen Fiebern, allein im Vergleich zu anderen Thälern ist das Klima doch gesund, denn die Luft ist zwar heiss, aber trocken. Eine öfters wiederkehrende Belästigung ist der Staub, den der über die Sandwüste herwehende Südwind mit sich führt. Dieser Wind wird Paraca genannt von dem Vorgebirge gleichen Namens, welches südlich von Pisco liegt. Da nämlich in Pisco die Seebrise jeden Morgen ungefähr zur selben Stunde zu wehen anfängt und stets von Süden her, so nennt man sie »viento de Paraca«, oder bezeichnet sie der Kürze wegen einfach mit dem Namen der Halbinsel. In Ica weht die Paraca gewöhnlich zweimal im Monat und zuweilen so heftig, dass die Schienen der Bahn versanden und der Zug nur mit Mühe weiter kommt. Dabei werden solche Staubwolken aufgewirbelt, dass man die umliegenden Berge nicht mehr erkennt und alle Thüren und Fenster geschlossen werden müssen.

Während unseres Aufenthaltes in Ica machten wir drei Ausflüge in die Umgebungen, nämlich nach der Kupfermine Canza, nach der Lagune Huacachina und durch die Haciendas des Thales.

Das Bergwerk Canza liegt fünf Leguas von der Stadt, etwa 3500 Fuss hoch in den Vorbergen der Cordillera. Wir ritten auf angenehmen Wegen durch das Thal über den Fluss, der bereits nur sehr wenig Wasser führte. Wo die Vegetation aufhört, beginnt eine alsbald langsam ansteigende Ebene, auf welcher man dem Gebirge zureitet. Grosse Blöcke von Granit, von schwarzem und rotem Porphyr sowie Grünstein liegen umhergestreut. Fast alle diese Blöcke sind gerundet, abgewaschen, ein Zeichen, dass einst die See bis hoch an den Fuss des Gebirges hinaufgereicht hat. Sobald man einige hundert Fuss gestiegen ist, erscheinen an den öden Bergwänden einzelne Kakteen, erst kleinere, dann immer grössere. Es sind meistens Cereus-Arten. Man trifft Kerzenkaktusse oder Fackeldisteln (Cereus peruvianus) bis zu 30 Fuss Höhe, sechskantig, säulenförmig ohne alle Verästelung, im Lande Gigantones — Riesen — genannt. Diese haben an den Kanten Dornen von 8—9 Zoll Länge, hart und spitz wie Nadeln und wurden ehemals von den Eingeborenen auch als solche benutzt. In der Ebene am Wege bemerkt man auch öfters die kleinen halbkugelförmigen, igelartigen Kaktusarten (mammillarien). Allmählich verengt sich die steigende Fläche zu einem steileren Thale, aus welchem man auf einem sehr gut angelegten Wege zum Hause der Grube hinaufsteigt. Es war bereits Nacht, als wir oben ankamen. Aus

dem Hause schimmerte uns ein hellbrennendes Feuer entgegen und über dem Dache stand am blutroten Himmel die horizontale Sichel des neuen Mondes.

Die Bergwerke von Canza wurden bereits von den Spaniern mit gutem Erfolg bearbeitet, in den siebenziger Jahren von dem Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs erworben und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Anfangs erzielte man gute Ausbeuten, die sich jedoch durch das Fallen des Kupferpreises dergestalt verminderten, dass die Gruben nach Meiggs Tode um den Preis von nur 14 000 Thalern an die gegenwärtigen Besitzer verkauft wurden. Diese glaubten ein vorteilhaftes Geschäft gemacht zu haben, sahen sich aber in ihren Erwartungen gleichfalls getäuscht. Die Erze, bestehend aus Oxyd, kohlensaurem und Schwefelkupfer waren nicht reich genug, um bei dem damaligen Preise (£ 44 für die Tonne) die Kosten des Transports nach Europa zu decken, daher die Unternehmer nach empfindlichen Verlusten sich entschliessen mussten, den Betrieb ganz aufzugeben. Da die zu diesem Ende erforderlichen, freilich höchst verdriesslichen, aber unvermeidlichen Abmachungen und Massregeln die persönliche Anwesenheit eines der Besitzer erheischte, so war dies die Veranlassung zu dessen und somit auch meines Besuches in Ica geworden.

Am Abend des nächsten Tages kehrten wir zur Stadt zurück. Auf dem Wege statteten wir einem Herrn Alonso Valle einen Besuch ab, einem Gutsbesitzer, der auf einem kleinen Gute Baumwolle und Wein baute. Dieser Besuch war deshalb interessant, weil man dabei lernte, wie die Landwirtschaft auf einem wasserarmen Gute betrieben wird. Das Gut war in diesem Jahre nur zweimal bewässert worden. Zu diesem Ende werden die Felder mit zwei Fuss hohen Erdwällen umgeben und unter Wasser gesetzt. Nach 10 Tagen, wenn die Feuchtigkeit vom Boden aufgesogen worden ist, wird die Bewässerung wiederholt, und dann bekommen die Felder das ganze Jahr über nichts mehr bis zum Eintritt der nächsten Regenzeit im Hochland, in den Monaten Januar bis April, wenn der Fluss von neuem anschwillt. Wenn wenig Regen fällt, erhalten manche Güter nur einmal Wasser, und für die weiter unten im Thale gelegenen bleibt dann gar nichts übrig.

In der Nachbarschaft der Stadt Ica finden sich in der Wüste mehrere kleine Seen, deren Wasser aus einer mehr oder weniger gesättigten Lösung verschiedener mineralischer Substanzen besteht, unter denen Kochsalz und Glaubersalz vorherrschen. Diese Seen oder Lagunen sind alle von Sandhügeln umgeben, oder vielmehr, sie füllen die tiefsten Stellen trichterförmiger oder muldenartiger Vertiefungen aus, und haben

keinen Ausfluss, da ihr Wasserspiegel niedriger liegt als der Thalboden. Dieser letztere Umstand erklärt auf einfache Weise das Vorhandensein dieser sonderbaren kleinen Salzseen. Wir haben bereits bemerkt und werden in der Folge noch öfters Gelegenheit haben dieselbe Beobachtung zu wiederholen, dass sich die Westküste von Südamerika in einem beständigen Zustand der Hebung befindet. Diese Aufwärtsbewegung ist nicht überall von gleicher Stärke und auch nicht gleichmässig, denn nach einzelnen heftigen Erdstössen sieht man eine ruckweise Erhöhung des Ufers eintreten, indem das Wasser bei der Flut nicht wieder den früheren höchsten Stand erreicht. Die Pampa de Chunchanga, die Sandebene, in welcher Ica liegt, war einst der Boden eines flachen Meeres und die Sandhügel daselbst sind die Dünen, welche die Brandung anhäufte, als die See mehr und mehr nach Westen zurückwich. Während nun grosse, sehr seichte Strecken früher trocken gelegt wurden, blieben andere, tiefere noch länger mit Meerwasser bedeckt, welches jedoch allmählich gleichfalls verdunstete und dadurch eine mehr konzentrierte Lösung der Salzteile bildete, bis diese nach vollständiger Austrocknung dem Sande beigemischt wurden. An einzelnen besonders tief gelegenen Stellen jedoch wurde die gänzliche Austrocknung dadurch verhindert, dass daselbst das verdunstete Seewasser durch süsses ersetzt wurde, welches aus dem Flusse durch die Schichten des Bodens hindurchsickerte, und diesem Umstande verdanken die kleinen Seen, die wir jetzt besuchen wollen, ihren Ursprung, oder richtiger gesagt, ihr Fortbestehen.

Der bekannteste derselben ist die Laguna de Huacachina, welche man nach einem Ritte von $^3/_4$ Stunde erreicht. Der Weg von der Stadt führt quer durch das Thal, durch Weingärten, Baumwollenpflanzungen und zuletzt durch einen Hain von sehr alten Algorrobobäumen, der sich bis zum Südrande des Thals erstreckt. Dort erheben sich 300 Fuss hohe Sandhügel mit scharf gewehten Kanten und Gipfeln, deren Ersteigung für die Tiere sehr mühsam ist. Sobald man oben angelangt ist, erblickt man auf der anderen Seite eine von niedrigen Höhen umgebene Vertiefung und in deren Grunde einen kleinen See von grünem, trübem Wasser. Rings um das Ufer zieht sich ein schmaler Saum von frisch grünem Rasen, an einigen flachen Stellen steht Gebüsch und einige Algorrobobäume. Steigt man nun zum Rande des Sees hinunter und kostet das Wasser, so findet man es unangenehm salzig, aber überall am Uferrande brechen kleine Quellen süssen Wassers hervor, welche den Rasen und die Büsche unterhalten. Auch wenn man nahe am See ein Loch in den Boden gräbt, füllt es sich alsbald mit frischem

Wasser, während der Sand rings umher stark mit Salzteilen vermischt ist, welche hier und da die Oberfläche mit krystallinischen Krusten überziehen. Am unteren (südlichen) Ende der Laguna findet sich, von ihr durch eine wenige Schritte breite Landzunge getrennt, ein zweiter kleinerer See oder Weiher, dessen Wasser von beigemengten Eisenteilen rötlich ist.

Die im Wasser von Huacachina vorherrschenden festen Bestandteile sind Kochsalz und Glaubersalz, auch enthält es etwas Jodnatrium und von Gasen Schwefelwasserstoffgas in geringer Menge.*) Die Temperatur des Wassers ist die der umgebenden Luft. Seit alten Zeiten wurden die Bäder im See von Kranken benutzt. In abergläubischer Weise bei allen möglichen Leiden versucht und gerühmt, werden sie gegen gewisse Krankheiten mit wirklich gutem Erfolge angewendet, so bei trockenen Hautflechten, gegen nervöses Asthma, bei Dyspepsie und in einzelnen Fällen von chronischem Rheumatismus und bei Lähmungen. Bei Gesunden erzeugt das Bad ein Gefühl von Wohlbefinden, Vermehrung des Appetits, der Beweglichkeit und guten Schlaf. Bei öfterer Wiederholung wird die Haut gereizt, gerötet, und zuweilen entsteht ein juckender Ausschlag. Die Schleimhäute werden durch die Berührung mit dem Wasser stark gereizt, besonders die Bindehaut der Augen, woher die Lagune ihren Namen erhalten hat; denn Huacachina ist ein Wort der Keshuasprache und bedeutet etwas, was weinen macht.**)

In der Nähe von Huacachina findet sich eine andere Ansammlung von Wasser von geringer Ausdehnung, aber weit konzentrierter. Sie ist 60 Meter lang, 18 breit und 1 Meter tief und wird Pozo hediondo — stinkende Pfütze — genannt, obgleich der Geruch von Schwefelwasserstoffgas daselbst nicht merklicher ist als bei Huacachina. Das Wasser dieses Teiches enthält auf 1000 Teile 62 Kochsalz, 183 schwefel-

*) Das Wasser von Huacachina enthält in 1000 Teilen folgende feste Substanzen:

Kieselsäure	0,002
Schwefelsauren Kalk	0,004
Doppelt kohlensauren Kalk	0,890
Doppelt kohlensaure Magnesia	0,903
Chlornatrium	20,674
Schwefelsaures Natron	26,862
Jodnatrium	0,083
Alaun und Eisen	Spuren
Specifisches Gewicht	1,075.

**) Huakay, weinen; verbunden mit der Kausalpartikel -chi: huaka-chi, weinen machen; davon das Verbalsubstantiv huaka-chi-na, etwas was weinen macht, oder ein Ort, wo geweint wird.

saures Natron, 13 Chlormagnesium, 7 Chlorcalcium, und zeigt solchem Salzgehalte entsprechend ein specifisches Gewicht von 1,140. Der Pozo hediondo liegt wie die Huacachina in einer trichterförmigen Vertiefung, in seiner Umgebung findet sich wenige Meter vom Rande vollkommen klares süsses Wasser, obgleich der Boden des Teichs mit einer Lage von Salzkrystallen bedeckt ist. Seine Oberfläche liegt 412 Meter über dem Meere, 32 höher als der Spiegel von Huacachina und etwa 6 Meter über der Thalsohle bei Ica. In heissen Sommern trocknet diese Lagune fast ganz ein, oder verwandelt sich in einen Salzsumpf. Zum Baden wird das Wasser nicht benutzt.

Ausser diesen beiden Lagunen trifft man in der Nachbarschaft von Ica noch drei andere ähnliche, nämlich die von Huega und zwei unmittelbar nebeneinander liegende bei Harovilca. Die von Huega ist kreisrund und hat nur 25 Meter im Durchmesser, während die grössere bei Harovilca die Huacachina an Ausdehnung übertrifft. Alle drei liegen tiefer als der Hauptplatz von Ica; das Wasser der Laguna Huega ist beinahe ebenso konzentriert als das des Pozo hediondo, wogegen die beiden Lagunen von Harovilca weniger Salzteile enthalten.

Mehr anmutend als das Umherreiten im tiefen Wüstensande und die Besichtigung unheimlich aussehender Tümpel salzigen Wassers war ein Ausflug durch die Haciendas des Thales, den wir unter Führung eines mit allen Wegen und Pfaden wohlbekannten Mannes machten, eines früher wohlhabenden Gutsbesitzers, der durch Unglück sein Vermögen, aber nicht seine Heiterkeit verloren hatte, und wegen seines anspruchslosen Wesens und seiner Gefälligkeit allgemein beliebt war. An einem schönen Maimorgen ritten wir also um 9 Uhr von Hause fort, zunächst, wie schon bei früheren Ausflügen, auf weichen sandigen Wegen zwischen Hecken von Granatbäumen und Weingärten, durch Baumwollenpflanzungen, Felder mit Mais, Yuca und Bataten, unter Chirimoyas, Guayaven, Ciruelas, Feigenbäumen und hohen Pacayen. Es fällt auf, dass man bei solchem Reichtum an Fruchtbäumen allerlei Art keine Apfelsinen und Citronen trifft. Alle Bäume dieser Art sind hier wie auch in Lima durch eine parasitische Krankheit abgestorben, und man hatte bis jetzt keinen Versuch gemacht, sie wieder anzupflanzen. Nach einer halben Stunde gelangten wir zum Ende der Vegetation am Thalrande, an derselben Stelle, von wo aus wir einige Tage zuvor den Weg nach der Mine Canzas eingeschlagen hatten. Wir ritten fortan am linken Thalrande weiter aufwärts, immer auf schattigen Wegen, ohne von den Sonnenstrahlen belästigt zu werden. Je mehr wir so allmählich in höhere Gegenden kamen, um so frischer wurde

der Anblick der üppigen Pflanzenwelt. Überall trafen wir Wasserleitungen, oft in tiefen Gräben oder Hohlwegen, von Schlingpflanzen, Gebüsch und hohem Rohr laubenartig bedeckt, sodass man nur aus dunkler Tiefe das Plätschern des Wassers vernahm. In der Nähe von trockenen Sandebenen und öden Felsen klingt die Musik eines murmelnden Baches noch weit süsser als in unseren heimischen Wiesen.

Gegen Mittag kamen wir durch ein kleines Dorf, El Molino (die Mühle) genannt, dessen Häuser noch vom Kriege her in Trümmern lagen. Die grössere Hacienda dieses Ortes gehörte zum Besitztum der Familie Quintana, die wir für die Nacht um ein Obdach zu bitten beabsichtigten, da mein Lima-Freund, der Besitzer von Canza, mit einigen Gliedern derselben bekannt war. Diese Familie gehört, wie mir bei dieser Gelegenheit mitgeteilt wurde, zu den begütertsten des Thales und besitzt besonders den sehr wertvollen oberen Teil desselben. Der Weg, nachdem wir den Ort verlassen hatten, lag zwischen Weingärten auf der einen und Zuckerfeldern auf der anderen Seite. Alle Feldabteilungen sind durch Baumreihen oder hohe Hecken von Buschwerk markiert, wodurch die Landschaft ein reizendes, beständig wechselndes Bild erhält. Nach kurzem Ritte gelangten wir zum Gute Trapiche, sogenannt von einer Zuckermühle, die sich daselbst befindet. Auch diese Hacienda, sowie die im Thale zunächst folgende sind Eigentum der Familie Quintana. Das bei Ica sehr weite Thal wird almählich schmäler und ist hier nur noch etwa dreiviertel Leguas breit, verengt sich etwas weiter aufwärts noch erheblich mehr und wird jetzt Thal von Huamani genannt, welches die Hacienda gleichen Namens bildet. Der alte Quintana, Vater der jetzigen Eigentümer dieses schönen Besitzes, war, gleich dem Schotten Henry Swaine in Cañete, ein weitsichtiger, thätiger und sparsamer Mann, der nach und nach als Frucht seiner Arbeit sich vier grosse Güter erwarb. Er hatte sein Augenmerk vorzüglich auf denjenigen Teil des Thales gerichtet, welchem als dem höchstgelegenen nie das Wasser fehlen kann. Denn bei der beschränkten Menge, die der Fluss führt, besteht im Thale von Ica der Reichtum weit weniger im Besitze ausgedehnter Strecken, wenn auch noch so fruchtbaren Bodens, als in den Mitteln zur genügenden Berieselung. In trockenen Sommern ist die Bewässerung des ganzen Thales nicht möglich, daher die von Wassermangel Bedrohten zu allerlei Listen und Vorsichtsmassregeln ihre Zuflucht nehmen. Bei jeder Teilung oder Abzweigung der Kanäle werden Wächter aufgestellt, welche nicht selten von Interessenten der einzelnen Güter überlistet oder betrunken gemacht werden, um die dem einzelnen zukommende Wassermenge zu vermehren, die Schleusen

länger offen zu lassen, oder andere vorzeitig zu schliessen. Zuweilen kommt es dabei zu offenen Gewaltthätigkeiten und Schlägereien und der Wasserrichter ist eine hochwichtige Person. Als wir auf dem Gute Trapiche waren, trafen daselbst drei Herren von der Hacienda Macacona ein, um mit den Quintanas, als Besitzern der oberen Thalgegenden, über Bewilligung eines Wasserzuschusses zu unterhandeln. Die Hacienda Macacona ist das grösste Weingut des Thales, liegt aber im unteren Teile desselben etwas oberhalb des Cerro prieto und leidet daher beständig an Wassermangel.

Nach dem Tode des Vater Quintana teilten sich seine vier Söhne in die vier Güter des alten Herrn, und Trapiche, die Hacienda, wo wir uns befanden, war dem zweiten Sohne als Erbteil zugefallen. Hier stiegen wir jetzt ab und wurden von dem jungen Besitzer zuvorkommend aufgenommen. Dieser hatte sich eben ein neues Wohnhaus bauen lassen und schien willens, sich bequem anf seiner Besitzung einzurichten. Ein Gesellschaftssaal und das auf einen neuangelegten, hübschen Garten gehende grosse Speisezimmer waren bereits möbliert und in dieses letztere wurden wir nach einer Stunde gerufen, um zu frühstücken. Wir waren nicht wenig überrascht, auf einem entlegenen Landgute in so kurzer Zeit eine so gut bereitete und elegant servierte Mahlzeit aufgetragen zu finden. Was aber den Tisch mehr schmückte, als die prächtigen daraufgestellten Blumen, war die Anwesenheit der Dame des Hauses, welche, ohne etwas zu geniessen, in der Mitte ihrer Gäste Platz nahm: eine jugendliche Gestalt mit einem Gesicht von auffallender Schönheit, welches in der Ruhe rein antike Formen zeigte. Sie war Tochter italienischer Eltern, in Chile geboren, und führte den für ihre Vorzüge passenden Namen Angela.

Nach Beendigung der Mahlzeit führte uns der junge Quintana durch sein Haus und zeigte uns die Einrichtungen für die Zucker- und Branntweinbereitung, denn auf dem Gute wurde neben Zuckerrohr auch viel Wein gebaut. Alle Vorrichtungen waren noch nach der alten, früher allgemein üblichen Weise angelegt, aber in gutem Zustande, und der Besitzer stand sich bei deren Benutzung offenbar besser, als wenn er sich neue, allerdings zweckmässigere, aber auch kostspieligere Maschinen angeschafft und dadurch sein Gut mit Schulden belastet hätte. Die Zuckermühle wurde durch ein grosses eisernes Wasserrad mit hölzernen Schaufeln getrieben, welches an einer Felswand hinter dem Hause hing. Der durch die Walzen ausgequetschte Zuckersaft gelangt durch einen gemauerten Kanal in einen Kessel, wo er bis zu einem gewissen Grade eingedickt wird. Ein Teil desselben wird sodann in Thonkrüge gefüllt,

welche unten spitz zulaufen, siebartig durchlöchert sind und reihenweis in kleinen Gruben des Bodens stehen. Die Oberfläche des eingedickten Saftes wird mit einer Thonscheibe beschwert, unter deren Druck die Masse krystallisiert und das Dünne als Sirup abfliesst. Die braune krystallisirte Masse wird dann wiederholt mit Wasser begossen, welches durchfiltriert und den Zucker einigermassen reinigt. Der hierbei abfliessende Sirup wird in einem gemauerten Behälter gesammelt und zur Essigbereitung benutzt. Ein anderer Teil des Zuckersaftes wird gleich von vornherein mehr eingedickt und in tafelartige Formen gegossen, wo man ihn erstarren lässt. Die trockenen, klebrigen braunen Stücke sehen aus wie ordinäre Seife und werden Chancaca genannt. Diese Chancaca wird vom Volke zur Bereitung aller süssen Gerichte benutzt und auch vielfach allein mit Brot genossen. Sie ist das vorteilhafteste Erzeugnis einer Zuckerhacienda, vorausgesetzt, dass genug Abnehmer vorhanden sind, wie dies hier der Fall ist. Der Fabrikant ist unabhängig von dem Schwanken der Zuckerpreise in Europa, da diese seinen Verkauf nicht beeinflussen. Die Leute warteten in Trapiche auf dem Hofe oft vor Tagesanbruch, um die ersten beim Öffnen des Verkaufslokals zu sein.

Die Lagerräume, wo sich die Krüge für die Zuckerbereitung, sowie die Vorratskammern zum Aufbewahren der Chancaca befanden, waren rohgebaute Schuppen, deren Dächer durch unbehauene Stämme von Algorrobobäumen getragen wurden. Man wählt dazu solche Bäume, die sich in gewisser Höhe in zwei Äste teilen. In die durch diese gebildete Gabeln oder Klammern werden die Balken gefügt, die das Dach tragen. Dieses besteht, wie überall an der Küste, aus Rohr oder geflochtenem Schilf, welches mit einer Lage von Lehm bedeckt wird.

Auf dem Gipfel der felsigen Höhe, an deren Fuss das Rad der Zuckermühle befestigt ist, befinden sich die Vorrichtungen zum Pressen der Weintrauben. Sie bestehen aus einem kreisrunden gemauerten Becken von 50 Fuss Durchmesser, dessen Boden mit Backsteinen gepflastert und mit Kitt verstrichen ist. In dieses etwa fünf Fuss hohe Becken werden die Trauben geschüttet und darin von Pferden und Maultieren gestampft, deren immer je 8 bis 10 an einem in der Mitte stehenden Pfosten mit einer starken Leine befestigt und im Kreise herumgetrieben werden. Der Saft fliesst durch einen gemauerten Kanal in die Gärungsbottiche, wo er 14 Tage bleibt, worauf die gegorene Flüssigkeit destilliert wird. Zu beiden Seiten des grossen runden Beckens, worin die Trauben gequetscht werden, finden sich in derselben Weise gemauerte und gepflasterte viereckige Behälter, in welchen die zer-

stampften Trauben gepresst werden, um den Rest des Saftes auszuziehen. Die Pressvorrichtungen sind sehr roh; sie bestehen bloss aus einer grossen runden Scheibe aus Holzbohlen, welche durch dicke Balken und eine plumpe hölzerne Schraube herabgedrückt wird. Der in dieser Weise ausgepresste Saft fliesst durch steinerne Kanäle in einen allgemeinen Behälter. Wird der gärende Saft schon frühzeitig destilliert, noch ehe aller Zucker in Alkohol umgewandelt ist, so wird dadurch der feinste Branntwein gewonnen, Mosto verde — unreifer Most — genannt, welcher milder, süsser und aromatischer schmeckt als der Branntwein, der aus vollständig ausgegorenem Moste bereitet wird, dafür aber auch weit teuerer ist, denn er erfordert die dreifache Menge von Most.

Ist der Branntwein destilliert, so wird er in eigentümliche Thongefässe gefüllt, welche Piscos genannt werden, wahrscheinlich nach dem Hafen, von wo aus man sie gewöhnlich ausführt. Sie sind von langgestreckter eiförmiger Gestalt und endigen nach unten in eine abgerundete solide Spitze, auf welche gestützt sie an Wände oder an einander gelehnt werden. Am oberen stumpfen, gleichfalls abgerundeten Ende ist ein kurzer Hals, dessen Öffnung mit Gips verschlossen wird. Die grössten Piscos enthalten 9 Arrobas, daneben hat man auch halbe und viertel*). Die Thongefässe werden im Thale selbst verfertigt aus einem Thone, der in einiger Entfernung auf den Gütern der Familie Quintana gefunden wird. Diese Industrie scheint seit undenklichen Zeiten hier betrieben worden zu sein, wie denn die alten Peruaner in der Anfertigung von allerlei irdenen Geschirren eine grosse Geschicklichkeit erlangt hatten. Auch jetzt noch sind es gewisse Indianer, in deren Familien sich die dem Gewerbe eigentümlichen Handgriffe fortgeerbt haben. Der Thon wird zunächst einige Wochen geschlämmt, dann geknetet und dabei von noch beigemischten Steinchen befreit. Dann mischt man ihn mit Sand und teilt ihn in Massen, deren jede das Material für die Hälfte eines Gefässes enthält. Der untere Teil desselben wird zuerst auf der Drehscheibe hergestellt und bleibt dann eine Nacht stehen. Sodann wird der in gleicher Weise angefertigte obere Teil darauf gesetzt und mit dem unteren durch Verstreichen verbunden. Die Arbeiter bedienen sich dabei nur für die Länge bestimmter Masse, die Weite und Rundung werden aus freier Hand gebildet und nur selten entspricht dabei der Inhalt des Gefässes nicht dem vorgeschriebenen Gewicht. Die geformten

*) Unter Arroba ist hier ein Gewicht von 25 spanischen Pfund verstanden. Als Flüssigkeitsmass werden mit dem Namen Arroba in Spanien je nach den Provinzen verschiedene Mengen bezeichnet, von 12—16 Liter.

Geschirre werden erst 4 Wochen lang an der Luft getrocknet und dann gebrannt. Der Ofen dazu besteht aus einem halbkugeligen Gewölbe, in dessen Boden kleine Gruben für die Gefässe angebracht sind. Zwischen den Gruben sind runde Löcher, durch welche von dem darunter befindlichen Herde Flammen schlagen und die obere Rundung des Gewölbes ist von einem Kreise von Zuglöchern durchbrochen, durch die man in den Ofen sehen kann. Die Heizung geschieht durch Massen von Reisig, Spähne von Zuckerrohr und Stroh. Nachdem das Feuer 12 Stunden lang gebrannt hat, fangen die Gefässe im Ofen an gar zu werden. Die Wächter beobachten das Innere desselben von oben herab durch die Zuglöcher, und sobald die Gefässe weissglühend und durchscheinend geworden sind, fängt man an, nach und nach die Zuglöcher zu verschliessen, sodass eine langsame Erkaltung eintritt. Die schwierigste Aufgabe ist das Herausnehmen der Gefässe. Hat sich nach zwei Tagen der Ofen bis zu einem gewissen Grade abgekühlt, so wird die Thür geöffnet. Gewisse auf dieses Geschäft eingeübte Arbeiter bedecken sich den Körper mit Schaffellen, laufen in den Ofen, ergreifen eines der noch heissen Gefässe und tragen es heraus, während andere aus einem Kessel mit Kellen geschmolzenes Pech hineingiessen, worauf das Gefäss auf einer Tenne im Kreise gerollt, und so das Pech über die Innenfläche ausgebreitet wird. Dann lässt man die Krüge vollends erkalten, und prüft sie durch Anklopfen mit einem Stabe, wobei der kleinste Sprung oder Fehler alsbald erkannt wird.

Ebenso originell wie die Form dieser Gefässe ist auch ihr Transport. Nur starke Maultiere können dazu verwendet werden, denn eine Ladung besteht aus zwei Piscos, also aus einem Gewicht von über 4½ Centner ohne das Sattelzeug. Die Krüge werden mit der Spitze nach unten in leichte Rohrgestelle gebracht und diese dann zu beiden Seiten des Lasttiers durch Seile von ungegerbter Ochsenhaut befestigt. Das Aufladen erfordert Geschicklichkeit und Kraft, und man ist erstaunt zu sehen, mit welcher Leichtigkeit mancher elend aussehende Indianer ein Gewicht von 2½ Centnern aufhebt und einem anderen auf die Schulter legt; und diese Arbeit muss auf jeder Tagereise wenigstens einmal, oft zweimal wiederholt werden.

Von dem Hügel der Traubenpresse hat man einen schönen Blick über das Thal, ein höchst anmutiges Bild, auf welchem das gelbliche Laub der Weinreben mit den saftgrünen Zuckerfeldern und dunkleren Schattierungen des Maises und der Yuca abwechseln, dazwischen Strecken mit blühenden Baumwollenstauden, hohe Granatbüsche und zahlreiche Gruppen von höheren Bäumen. Was die landschaftliche

Schönheit des Bildes noch hebt, ist der Rahmen, der es umfasst: nicht eintönige Sandhügel wie in der Nähe der Stadt, sondern steile, vielfach von Schluchten durchfurchte Thalwände von graurötlicher Farbe. Eine milde und doch erfrischende, reine Luft umhüllt diese prächtige Pflanzenwelt, denn die Hacienda liegt 1000 Fuss höher als Ica, also mehr als 2000 Fuss über dem Meeresspiegel.

Gegen Abend machten wir einen Spazierritt durch das Thal, kehrten nach Sonnenuntergang wieder zum Gute zurück und waren bei Tische eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, in welcher den guten, selbstgezogenen Weinen die gebührende Ehre erwiesen wurde und infolgedessen ein fröhlicher Ton herrschte. Nach der Mahlzeit unterhielten sich die Herren zwanglos in der Veranda, während die Damen im Saal blieben, wo die schöne Angela sang und sich selbst gewandt auf dem Piano begleitete. Später liess man zwei Negerkinder kommen, einen Knaben und ein Mädchen, welche zusammen die Zambacueca tanzten, wobei die unverschämte, frühreife Galanterie des kleinen schwarzen Burschen die stürmische Heiterkeit des ganzen Kreises erregte. Als wir uns darauf in unsere Schlafzimmer begaben, fand jeder der Gäste auf dem kleinen Nachttische neben seinem Bette zwei Flaschen, von denen die eine Wasser, die andere »Italia« — den feinsten Traubenbranntwein, enthielt. Wir führen dies an, da es bezeichnend für die Gewohnheiten des Thales Ica ist, wo bei jeder Gelegenheit, und auch ohne besondere Veranlassung, ein kleines Gläschen (Copita) Branntwein genommen wird.

Trotz der am Abende ziemlich reichlich genossenen geistigen Getränke fühlten sich am Morgen alle wohl, ein Zeichen, dass sowohl Wein als auch Italia vollkommen rein gewesen waren. Ich begab mich auf den Hof des Guts, um dem Aufladen der Piscos zuzusehen, denn der Besitzer hatte seine ganze Ernte an einen Händler in Ica verkauft, und eine grosse Herde von Maultieren war geschickt worden, um sie abzuholen. Es waren im ganzen 1000 Fässer Branntwein (botijas) hergestellt worden, nur ein Viertel des Ertrages in früheren Jahren. Schon seit längerer Zeit bemerken die Leute im Thale mit Sorgen, dass die Weinstöcke weniger Trauben geben als sonst. Die Stöcke sind nicht krank, sie treiben sehr reichliche Reben und üppiges Laub, aber wenig Blüten. Man sprach im Trapiche davon, den Naturforscher Raimondi von Lima kommen zu lassen, um ihn zu ersuchen, die Ursache der Ertragsverminderung zu studieren und sein Gutachten darüber abzugeben. Aber auch der gelehrte und sonst so verdiente Professor würde den Grund des Übels wohl erkannt, aber schwerlich eine Abhilfe dafür gefunden haben. In der That ist das Thal von Ica nicht das einzige,

wo man eine allmähliche Abnahme im Ertrage der Weinpflanzungen beobachtet hat, und erfahrene Landwirte an anderen Orten haben schon längst die Erklärung dieser unliebsamen Erscheinung in dem zu grossen Alter der Stöcke gefunden. Manche Pflanzen gleichen darin den Tieren, dass ihre Fortpflanzungsfähigkeit im Alter sich vermindert und allmählich schwindet. In Ica sind alle Stöcke sehr alt, manche über 200 Jahre. Man sieht Stämme, die dicker sind als der Schenkel eines Mannes; die Lauben bestehen aus dicken Balken, denn sie müssen enorme Lasten an Holz und Trauben tragen. Es scheint daher, dass die Fruchtbarkeit der Weinpflanzen in Ica ungewöhnlich lange angehalten hat, während die Abnahme, die gegenwärtig die Gutsbesitzer beunruhigt, in anderen Thälern Perus schon viel früher eingetreten ist. In Locumba z. B., einem südlicheren, in der Nähe von Moquehua gelegenen Weinthale, wurde auf diesen Umstand zeitig Bedacht genommen. Sobald man an alten Weinstöcken eine Abnahme der Blüten bemerkt, werden sie entfernt und durch junge ersetzt, allein es dauert immer sechs bis sieben Jahre, ehe ein neuer Weinstock wieder eine reichliche Ernte giebt, und in Ica hat man sich bisher nicht entschliessen können in der Hoffnung auf einen grösseren Gewinn auf einen geringeren zu verzichten.

Am Vormittag machte die ganze in Trapiche zusammengekommene Gesellschaft einen Ausflug thalabwärts nach der Hacienda Molino, das Besitztum eines der Brüder unseres Wirts, an welchem wir Tags zuvor vorüber gekommen waren. Die Herren waren zu Pferde, und da nicht für alle Damen Tiere zur Verfügung standen, so schlug der Hausherr denselben vor, die kurze Strecke auf Ochsenkarren zurückzulegen, was von allen mit freudigem Beifall angenommen wurde. Man befestigte also amerikanische Schaukelstühle auf Karren, die sonst zum Einfahren von Zuckerrohr dienten, und auf diesen nahm die lachende Gesellschaft Platz. Die Ochsen wurden von jungen Negern mit langen Stangen getrieben, die mit eisernen Spitzen endigten, zogen gut, und gingen einen ganz munteren Trab. Die Zeit im Molino wurde mit Frühstücken, Schiessen mit Windbüchsen nach Scheiben und Musizieren zugebracht, worauf die Bewohner des Trapiche nach Hause zurückkehrten, während unsere Gesellschaft den Heimweg nach Ica fortsetzte. Wir kamen jedoch erst spät dort wieder an, denn unterwegs lud man uns ein, auch die Hacienda Chavelina, das letzte der Quintanaschen Güter kennen zu lernen, welches eine Legua weiter thalabwärts lag. Das Haus derselben und das Gehöft ist von dichter Vegetation umgeben und liegt wie in einem Walde. Nachdem wir uns in einem sehr elegant eingerichteten

Salon etwas ausgeruht hatten, besuchten wir die Wirtschaftsgebäude. Chavelina war der Stammsitz der Familie Quintana, das erste Gut, das der alte Herr erworben und von hier aus seinen Besitz weiter ausgebreitet hatte. Zuerst führte man uns in ein Gehöft, wo die grossen Thongefässe angefertigt wurden und die Öfen standen, in welchen man sie brannte. Darauf machten wir einen Rundgang durch das grosse Weinlager. Die Weinbereitung wird im Thale erst in neuerer Zeit mit Erfolg betrieben, früher wurde aller Traubensaft zur Branntweinbrennerei verwendet. Wiewohl schon manche Verbesserungen eingeführt worden sind, so ist das Verfahren beim Weinkeltern doch im wesentlichen noch das alte. Die Trauben werden vor dem Pressen nicht durch Pferde gestampft, da die Hufe der Tiere die Kerne zerquetschen würden, sondern durch Menschen. Der technische Leiter des Kelterns war ein Chinese, der acht Jahre lang auf dem Gute gearbeitet und aus eigener Beobachtung und Erfahrung die Behandlung des Weins gelernt hatte. Das Lager enthielt mehrere hundert Fässer, doch war der älteste Wein nicht über vier Jahre. Das Hindernis, welches der Erzeugung feinerer Weine für den Handel entgegensteht, ist der hohe Zinsfuss im Lande; denn da ein guter Wein Jahre lang liegen muss, um zu reifen, so lässt sich der Verlust an Zinsen nicht durch eine entsprechende Erhöhung der Preise wieder begleichen. Dass in Ica sehr vorzügliche Weine gezogen werden, hatten wir später bei Tische Gelegenheit zu erproben, wo der Besitzer zu Ehren seiner Hacienda und des ganzen Thals die feinsten Sorten zum Besten gab. Die Weingüter, die den grössten Ertrag liefern, sind Ocucaje und Macacona, beide weiter unten im Thale in der Nähe der Stadt gelegen. Die daselbst bereiteten Weine werden nach dem ersten Verbesserer der Weinkultur in Ica »Vinos Falconi« genannt, von welchen es in Lima zwei grosse Lager giebt. Alle in Ica erzeugten Weine gehören zu vier Sorten. Man unterscheidet 1° den ordinären roten, der dem gewöhnlichen Bordeaux oder Burgunder entspricht, von blauroter Farbe und etwas erdigem Geschmack; 2° den ordinären weissen von schöner goldgelber Farbe, etwas zu stark als Tischwein, daher mit Wasser zu mischen; 3°, einen dem Jerez ähnlichen Wein, trocken und sehr angenehn, wenn er eine Zeit lang auf Flaschen gelegen; 4°, einen dem Malaga ähnlichen süssen Rosinenwein, Italia Oporto genannt, da er aus italienischen Trauben bereitet wird. Von allen diesen Arten giebt es natürlich auf den Haciendas sehr verschiedene Qualitäten.

Der Branntwein, welcher aus den aromatischen Muskatellertrauben hergestellt wird und einen feinen, den Weinblüten ähnlichen Geruch

hat, heisst Italia. Dieser gilt nebst dem Mosto verde als das beste Destillationserzeugnis in Ica, doch geben die Bewohner des Thals dem gewöhnlichen, aus roten Trauben gewonnenen Branntwein den Vorzug, welcher »puro« genannt wird, zum Unterschiede von denjenigen Alkoholen, deren Traubenmost schon vor der Destillation mit Zuckersaft oder Chancaca gemischt worden ist. Der Traubenbranntwein, der in Lima ausgeschenkt wird, ist fast ohne Ausnahme mit Zuckerbranntwein gemischt oder vielmehr gleich mit Zuckersaft destilliert.

Die ersten Weinreben wurden nach Peru gebracht durch Francisco de Caravantes, ein Edelmann aus Toledo und einer der ersten Eroberer, d. h. einer der Begleiter Francisco Pizarros auf seinem Zuge nach Cajamarca. Die Reben waren von den Kanarischen Inseln und gaben blaue und rote Trauben. Ein Hauptmann von Diego Almagros Leuten, Namens Bartolomé Terrazas brachte die ersten Trauben zu Markte und zwar in Kusko. Garcilaso erzählt, dass dieser 1555 dreissig Indianer mit Trauben an seinen Vater geschickt habe, um sie unter dessen Freunden zu verteilen. Der Kaiser Karl V. hatte auf den ersten Wein, der in Peru gekeltert werden würde, eine Prämie von zwei Silberbarren (zu 300 Dukaten) gesetzt. Diese Belohnung erhielt (nach dem Tode des Kaisers) im Jahre 1560 Pedro Lopez de Caçalla für Wein aus Trauben, die in der Hacienda Marcahuasi bei Kusko gezogen waren. Garcilaso bemerkt jedoch bei Mitteilung dieser Notizen, dass in Arequipa und Huamanga (dem jetzigen Ayacucho) schon vorher Wein gewonnen worden sei und wahrscheinlich noch früher an der Küste, die allerdings zur Weinkultur weit mehr geeignet ist als das Hochland. In den ersten Zeiten nach der Eroberung war der Wein sehr teuer und wurde nur ausnahmsweise genossen. Zu Zeiten Gonzalo Pizarros kostete eine Arroba (25 Pfund) 300—500 Dukaten.

Gegen 10 Uhr stiegen wir endlich in Chavelina wieder zu Pferde, um in fröhlicher Laune bei Mondschein zurückzukehren. Der Ritt durch das Thal bei solcher Beleuchtung war ein grosser Genuss, aber ohne Führung hätten wir in dem Labyrinth von schattigen Gängen den Weg unmöglich gefunden. Glücklicherweise wusste der ehemalige Gutsbesitzer, der uns begleitete, gut Bescheid und so kamen wir denn ohne uns zu verirren ziemlich spät, aber wohlbehalten vor unserm Hause in Ica an.

Da sich unser Aufenthalt daselbst nunmehr seinem Ende näherte, so bemerkte die Dame des Hauses, wo wir zu Gaste waren, es sei nicht recht, dass wir die Stadt verlassen wollten, ohne zuvor wenigstens einmal die Gesellschaft kennen gelernt zu haben, und dazu biete sich

eine Gelegenheit im Theater. Die junge Frau war eine geborene Limenerin und ihre Worte klangen etwas ironisch, allein ihr Vorschlag wurde bereitwillig angenommen, und da sie am nächsten Tage eine Loge zu ihrer Verfügung hatte, so baten wir um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen. Das sogenannte Theater war nun freilich einer Stadt wie Ica nicht würdig: ein rohgezimmertes mit Packleinwand bedecktes Balkengerüst in einem Maultierhof, beleuchtet von schlechten, an ungehobelten Pfosten hängenden Petroleumlampen. Die Sitze im Parquet waren enge Bretterbänke, eine leiterartige Treppe ohne Geländer führte zu den Logen: offene durch Lattenverschläge von einander abgegrenzte Behälter, von denen übrigens manche recht bequem und sogar mit einem gewissen Luxus ausgestattet waren, denn den Inhabern stand es frei, sie nach Belieben zu möblieren. In diesen Logen sass die »Gesellschaft«, unter welcher Bezeichnung die modisch gekleideten Damen verstanden wurden, besonders die, welche frisiert und mit unbedecktem Kopf erschienen, nicht nach Landessitte in die schwarze Manta gehüllt. Man sah freilich nur wenig bessere Kostüme, denn die Zeiten waren damals für gesellige Vergnügungen nicht günstig. Mit den Chilenen war zwar Frieden geschlossen, aber der Bürgerkrieg im Lande hielt noch alle Welt in beständiger Unruhe. Die Bühne und Coulissen entsprachen dem äusseren Bau des Theaters, die Musik war erbärmlich, aber die Schauspieler, welche das beliebte Stück »Don Juan Tenorio« aufführten, machten ihre Sache nicht schlecht.

Da sich im Thale von Ica auffallenderweise keine Ruinen alter Bauwerke oder sonstige Überreste altperuanischer Kultur finden, die wir hätten besuchen können, so verliessen wir die Stadt nach achttägigem Aufenthalt, um wieder nach Lima zurückzukehren. Auf der Fahrt nach Pisco hörte ich von einem wohlunterrichteten Manne einiges über die Geschichte der Eisenbahn. Die Trassierung der Bahnlinie durch die Pampa de Chunchanga wird allgemein als ein Irrtum betrachtet, oder richtiger als ein Fehler, welcher aus Rücksicht auf Privatinteressen zum allgemeinen Nachteile erlaubt wurde. Statt vom Hafen aus sogleich in die gänzlich unbewohnte Wüste, hätte die Bahn in dem unteren Teile des Piscothales hinaufgeführt und dann durch den oben schmäleren Streifen der Sandebene gelegt werden sollen. Die Bahnstrecke wäre dadurch nur unerheblich verlängert, aber ihre Nützlichkeit und Einträglichkeit durch die Verbindung der Haciendas in der berührten Thalstrecke bedeutend vermehrt worden sein. Bereits zu Anfang des Jahres 1861 wurde die Regierung durch einen Beschluss des Kongresses ermächtigt, die Erbauung einer Eisenbahn von Pisco nach Ica zu be-

geben, und einer zu bildenden Gesellschaft die Verzinsung des erforderlichen Kapitals aus Staatsmitteln zu gewährleisten. Nach zwei fehlgeschlagenen Versuchen wurde dann 1867 mit José Francisco Canevaro ein Kontrakt geschlossen, worin dieser sich anheischig machte, gegen eine Garantie von 7 pCt. für ein Kapital von 1 500 000 Soles die Bahn zu bauen. Canevaro erhielt die Erlaubnis, 1 450 000 in Schuldscheinen (Bonos) auszugeben, deren Zinsen durch die Finanzagenten der Republik in London aus dem Erlöse des Guanos entrichtet werden sollten. Eine Gesellschaft wurde in England gebildet, welcher nach Eröffnung der Bahn die Einnahmen derselben abgeliefert wurden, und der zur Vervollständigung der garantierten 7 pCt. erforderliche Zuschuss des Staats überwiesen werden sollte. Die Bahn wurde 1871 dem Verkehr übergeben und die Zinsen der Bonos bis 1876 bezahlt, von welchem Jahre an sie gleich den Interessen der gesamten äusseren Schuld Perus unberichtigt blieben. Gegenwärtig ist diese Bahn wie die übrigen Staatsbahnen der Republik durch den mit den Inhabern der äusseren Schuld abgeschlossenen Vertrag diesen zum Betrieb übergeben worden.

Die Chincha-Inseln und der Guano.

Ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Hafen Pisco liegen einige Meilen vom Lande entfernt, nahe bei einander, drei kleine Felseneilande auf 13° 38′ — 13° 39′ südlicher Breite, welche nach dem benachbarten Thale Islas de Chincha genannt werden. Jetzt sind diese Inseln flach, öde und verlassen, allein vor noch nicht langer Zeit erhoben sie sich zu ansehnlicher Höhe, und das Meer um sie herum war von Hunderten von Schiffen belebt, denn auf diesen Felsen befanden sich die mächtigsten Lager des besten peruanischen Guanos, dessen befruchtende Eigenschaften alle anderen natürlichen und künstlichen Düngestoffe an Wirksamkeit übertrafen. Diese ehemals für unerschöpflich gehaltenen Vorräte sind schon seit lange abgeräumt, auch die übrigen Guanolager an der Westküste, sowohl die im Besitz Perus gebliebenen, als auch die an Chile abgetretenen, sind nahezu verbraucht, und die Zeit scheint nicht fern, wo der Guano von dem bevorzugten Platz, den er lange in der Landwirtschaft eingenommen, ganz verschwinden und nur noch ein geschichtliches Interesse haben wird. Wie das üppige Wachstum der Pflanzen infolge von Düngung mit Guano nur ein vorübergehendes ist, so war auch der Nutzen, der dem Lande, das ihn besass, aus dem Verkauf desselben erwuchs, nur von kurzer Dauer; und wenn manche Landwirte mit Recht oder Unrecht behauptet haben, dass der durch

Guano überreizte Boden später erschöpfter und unfruchtbarer bleibe, als er zuvor gewesen, so ist bei denkenden Peruanern darüber kein Zweifel, dass der künstliche Wohlstand, der dem Lande durch zufälligen, nicht durch eigene Unternehmung und Arbeit erworbenen Reichtum zu teil wurde, nach seinem Verschwinden einen Zustand nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch sittlicher Erschöpfung zurückgelassen, den Peru noch nicht überwunden hat. Da der Guano länger als ein Menschenalter auf die Geschicke dieses Landes von entscheidendem Einfluss gewesen ist, nicht nur auf seine inneren Zwistigkeiten, sondern auch in indirekter Weise auf seine äussere Politik, seine Verwicklungen mit seinen Nachbarstaaten und mit Spanien, und da die Folgen dieses Einflusses noch fortdauern, so bleibt diese so unscheinbare Substanz auch nach ihrem Verschwinden für Peru ein Gegenstand des Interesses und die Erwähnung der Chincha-Inseln scheint die passendste Gelegenheit, einige geschichtliche Notizen über den Guano, seine sogenannte Entdeckung und seine Einführung in Europa einzuschalten.

Guano, oder richtiger geschrieben Huano, ist ein Wort der Inkasprache, welches Vogelmist bedeutet, und in der That besteht derselbe im wesentlichen aus den Auswurfstoffen verschiedener Arten von Seevögeln. Wie in anderen fischreichen Meeren, so leben auch an der Westküste von Südamerika grosse Schwärme von Vögeln, in manchen Gegenden ständig, in andern den Wohnsitz periodisch wechselnd, je nachdem sie mehr oder weniger reichliche Nahrung finden. Alle diese Vögel leben gesellig, nach Arten gesondert ziehen sie am Tage auf Beute aus und kehren abends zu ihren Ruheplätzen auf Inseln, Klippen oder Vorgebirgen zurück, um daselbst die Ergebnisse ihrer Jagd zu verdauen. Daraus entstanden im Laufe vieler Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, Lager von erstaunlicher Mächtigkeit, deren gemessene Mengen später angegeben werden sollen. —

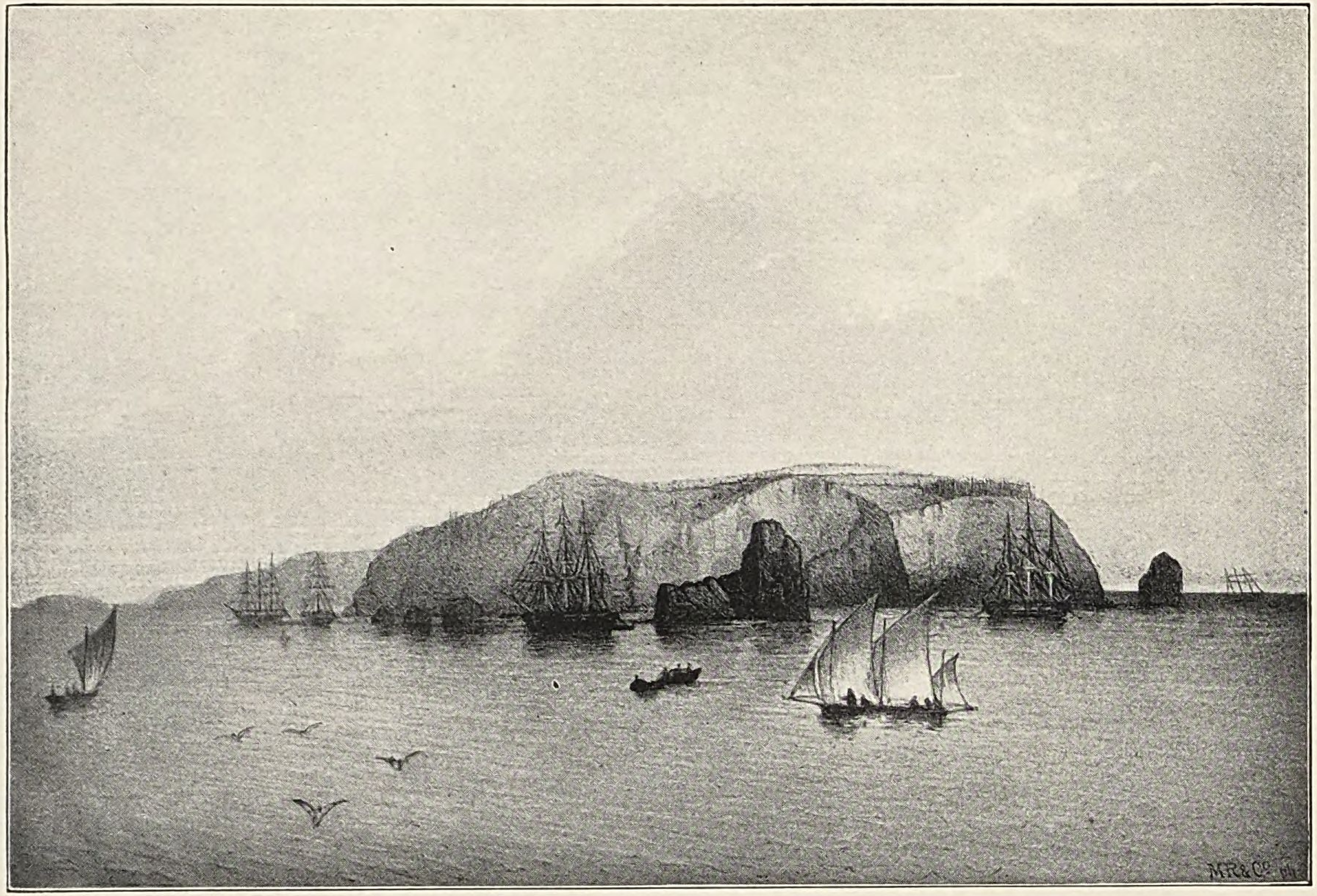
Die Vogelart, welche an der Westküste die meisten Vertreter hat und daher gewöhnlich schlechtweg als Guanovogel bezeichnet wird, ist eine Lumme, Pufinuria Garnotii, der Potoyunco. Er ist etwas grösser als eine Möve, hat weissen Leib, grauen Rücken und Flügel, schwarzgraue, kurze Füsse mit Schwimmhäuten und einen langen, geraden, kegelförmigen und spitzen Schnabel. Der Verfasser hatte jahrelang während seines Aufenthalts in Arica Gelegenheit das Leben dieser Vögel zu beobachten. Sie pflegten in Schwärmen von vielen Tausenden über das Meer zu ziehen, flogen stets in beträchtlicher Höhe und glichen von weitem einer sich ungewöhnlich rasch bewegenden Wolke. Plötzlich stürzte dann die ganze Masse herab, was sich ebenfalls ausnahm wie

heftiger Regenguss aus einer schwerbeladenen Wolke. Nachdem sie dann eine kurze Zeit getaucht und gefischt hatten, erhoben sie sich wieder hoch in die Luft und spähten nach neuer Beute, und sobald sie einen anderen Schwarm von Sardinen entdeckt hatten, begann auch die Jagd von neuem. Diese Arbeit wurde den ganzen Tag über fortgesetzt, nur dass die, welche glücklicher beim Fange gewesen waren und sich früher gesättigt hatten, bereits zeitig am Nachmittage zurückkehrten, während andere, die nicht so erfolgreich gefischt hatten, zuweilen erst nach Eintritt der Dämmerung ihren Ruheplatz auf dem Morro wieder aufsuchen konnten. Dort sassen sie in langen Reihen dicht neben- und hintereinander auf den Stufen der Felswände in friedlichem oder zänkischem Geschnatter, das die ganze Nacht über nie vollständig verstummte.

Nächst den Potoyunken haben die Pinguins, Pelikane und Seeraben am meisten zur Anhäufung der Guanolager beigetragen. Die Pinguins werden in Peru pajaro niño — der Kindervogel — genannt, weil sie aufrecht auf dem Steiss zu sitzen pflegen, etwa wie ein kleines Kind, das noch nicht stehen kann. Die Pelikane sind nur in einzelnen Gegenden zahlreich, z. B. auf den Felsen am Eingang des Hafens von Chimbote. Auch sie fischen gesellig, doch sind ihrer immer nur wenige zusammen, die in schräger Reihe in geringer Höhe mit schwerfälligem Fluge über die Wellen hinziehen, sonst aber in derselben Weise auf die Beute herabstürzen, wie die gewöhnlichen Guanovögel. Weniger gesellig sind die Seeraben (Carbo Cormoranus, C. Gaimardi, C. albigula), Schwimmvögel, welche nicht aus der Höhe herabstossen, sondern umherschwimmen und tauchen wie die Pinguins. Kleinere Beiträge zum Guano mögen auch Möven und Gavioten geliefert haben. Dazu kommen auf gewissen Inseln noch die Seehunde und Seelöwen, welche oft zu Hunderten daselbst die Nacht zubringen.

Die Menge der Vögel an der Küste hat in den letzten Jahren sehr abgenommen. Sie sind verscheucht worden durch die vielen Schiffe, die jahrelang an den früher beliebtesten Orten ihre Ladungen einnahmen, vielleicht auch noch mehr durch die Dampfschiffe, die jetzt so oft und in so vielen kleinen Häfen einlaufen.

Der Guano war den Eingeborenen von Alters her als ausgezeichnetes Düngungsmittel bekannt und wurde überall als solches benutzt, wo die Lager von den Verbrauchsorten nicht zu entfernt waren, denn da die Lamas an der Küste nicht leben können, so musste das Fortschaffen auf dem Rücken von Menschen geschehen. Dies bezeugt



Die Chincha-Inseln vor der Abtragung des Guanos.

(S. 178.)

sowohl Cieza de Leon*) als auch Garcilaso, der fünfzig Jahre später schrieb. Letzterer bemerkt, dass der Verbrauch von Staatswegen geordnet, und dass es verboten gewesen sei, die Inseln zur Brutzeit zu besuchen, um die Vögel nicht zu stören und zu verscheuchen. Auch nach der Entdeckung und Eroberung Perus, ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag, war das Düngen der Felder mit Guano bei den Bewohnern der südlichen Provinzen gebräuchlich. Es zeugt daher von Unkenntnis der Verhältnisse, oder vielleicht von einer Voraussetzung der Unkenntnis bei anderen, wenn die Leute, denen zuerst der Gedanke kam, die Einfuhr des Guanos in Europa zu versuchen, sich als Entdecker des Guanos hinstellten. Dieses Verdienst nahm vorzüglich ein Franzose Namens Barroilhet für sich in Anspruch**), indem er behauptete, bereits im Jahre 1835 durch das Handelshaus Montané einige Säcke Guano zur Untersuchung nach Frankreich geschickt zu haben. Die ersten Versuche hatten jedoch nicht das erwartete Ergebnis, da der Guano in zu reichlicher Menge angewendet worden war. Barroilhet und ein Landsmann von ihm namens Dutey, sendeten daher durch Vermittelung der Herren Quiròs und Allier in Lima eine Partie Guano nach England, wo die alsbald angestellten Versuche so günstige Resultate gaben, dass diese zum ersten Kontrakte führten, den die peruanische Regierung über Ausfuhr des Guanos abschloss. Wie weit man jedoch damals entfernt war die Entwickelung zu ahnen, welche später der Handel mit diesem Artikel nehmen könne und würde, erhellt am besten aus dem getroffenen Übereinkommen. Diesem zufolge wurde dem Handlungshaus Quiròs und Allier in Lima gegen eine Einzahlung von 70 000 Pesos in die Staatskasse die Erlaubnis erteilt, während eines Zeitraumes von sechs Jahren soviel Guano von den Chincha-Inseln auszuführen, als sie für gut finden würden. Damit also

*) Nahe im Meere sind einige von Seehunden bewohnte Inseln, die Eingeborenen begeben sich dahin auf Flössen und holen von den Felsen grosse Mengen von Vogelmist, um ihre Maisfelder zu bestellen und finden dies so nützlich, dass das Erdreich davon fett und ergiebig wird, wo es unfruchtbar ist; denn wenn sie dies unterlassen, so ernten sie wenig Mais und könnten sich nicht erhalten, wenn die Vögel nicht auf den Felsen zurückliessen, was nach der Einsammlung so geschätzt wird, und daher machen sie darüber, als einer wertvollen Sache, mit einander Kontrakte. Cronica del Peru, C. 75.

**) Später, als die Guanoausfuhr in vollem Gange war, suchte dieser Barroilhet vom Kongresse eine Belohnung zu erwirken, zu der er sich als Entdecker des Guanos berechtigt hielt, wurde aber vom Präsidenten Castilla barsch und verächtlich abgewiesen, wie er selbst in einer in Paris erschienenen Broschüre (opusculo sobre el huano) erzählt (1857).

wurde die Ausbeutung der Inseln gewissermassen verpachtet, doch unterschied sich der abgeschlossene Kontrakt von den gewöhnlichen dieser Art insofern, als den Herren Allier und Quirós nicht ausschliesslich die Guanoausfuhr zugesprochen wurde, aber nicht etwa, weil man von anderer Seite Konkurrenz erwartete, sondern vielmehr, da man eine solche für ganz unwahrscheinlich hielt. Die Finanzlage Perus war damals nach Auflösung der peru-bolivianischen Konföderation infolge der Niederlage des Generals Santa Cruz in der Schlacht bei Yungay eine so klägliche, dass die unerwartete Einnahme von 70 000 Pesos, so geringfügig die Summe war, doch als eine willkommene Hilfe betrachtet wurde.

Während nun die erste Ladung Guano in dem Schiffe Bonanza nach England unterwegs war, hatte sich daselbst auf Grund fortgesetzter Versuche in botanischen und anderen Gärten die Kunde von der ausserordentlichen Wirksamkeit des peruanischen Düngers rasch verbreitet, und, als das Schiff ankam, wurden die ersten Partieen zu 14 und 16 Pfund Sterling die Tonne verkauft. Die Nachricht von diesen über alle Erwartung vorteilhaften Preisen erregte in Lima einen Sturm von Entrüstung, und das Heer aller Habgierigen, Neider und Missvergnügten fiel sowohl über die Regierung als über die Unternehmer her. Die erstere sah sich dadurch zu der Erklärung veranlasst, sie betrachte sich als in ungebührlicher und ungeheuerlicher Weise übervorteilt, und unter Berufung auf eine gesetzliche Bestimmung, welche Unmündige in solchem Falle schützt, wurde der Pachtvertrag für null und nichtig erklärt. Die Herren Quirós und Allier erhoben auch keinen weiteren Einspruch, denn wiewohl sie bis zum Eintreffen der ersten Verkaufsrechnungen nicht mehr als 6000 Registertonnen oder etwa 7000 Tonnen Ladung verschifft hatten, so lag darin nach Abzug aller Kosten an Fracht und Spesen ein Reingewinn, der viermal so gross war als die der Regierung entrichtete Pachtsumme. Auch wurde ihnen in Anerkennung ihres unbestreitbaren Verdienstes um die Bekanntmachung und Einführung des Guanos in den europäischen Markt bei dem neuen jetzt abzuschliessenden Kontrakt eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Neben ihnen bewarben sich um das Guanogeschäft das französische Haus Montané, das englische Gibbs Crawley & Co. und der reiche limenische Kaufmann Pedro Candamo. Alle diese Interessenten vereinigten sich schliesslich und bildeten eine Gesellschaft, mit welcher die Regierung einen Vertrag abschloss, kraft dessen binnen fünf Jahren von Mitte Dezember 1841 bis zur selben Zeit 1846, 120 000 Registertonnen ausgeführt werden sollten. Der Guano sollte für Rechnung des Staates verkauft werden

zu einem Preise, der nach Abzug der Kosten einen Reingewinn von wenigstens 30 Pesos für die Tonne lassen würde. Die Unternehmer streckten der Regierung ausser einer Summe in Titeln der äusseren Schuld die Summe von 487 000 Pesos bar vor.

Dieses Vorschusses war die Republik damals dringend bedürftig, denn nach dem Falle der Konföderation war das wieder selbstständig gewordene Peru mit seinem früheren Bundesgenossen Bolivien in Krieg geraten; der zum zweiten Male zum Präsidenten gewählte General Gamarra hatte einen Feldzug gegen die Nachbarrepublik unternommen, war aber in der Schlacht bei Ingavi am Titicacasee getötet worden, während der General Castilla — der nachmalige Präsident — in Gefangenschaft fiel, worauf das bolivianische Heer in Peru einrückte. Mit dem Gelde, das die Unternehmer vorgeschossen hatten, wurde es dem Vizepräsidenten Menendez möglich, wieder neue Truppen auszurüsten, den Abzug der Bolivianer und den Friedensschluss herbeizuführen.

Das Guanogeschäft entwickelte sich inzwischen nur langsam und war weit entfernt die glänzenden Ergebnisse zu liefern, auf die man nach den ersten Verkäufen gerechnet hatte. Die Spekulation bemächtigte sich der neuen Ware, ein Handlungshaus (Mac Donald) kaufte 20 000 Tonnen zu 14—16 £ und anfangs stieg der Preis auf 26 £; allein wie immer unter solchen Umständen erfolgte alsbald ein Rückschlag. Die Landwirte sind bekanntlich vorsichtig und misstrauisch gegen Neuerungen, die Ergebnisse der angestellten Versuche liessen sich immer erst nach Monaten übersehen, und es bedurfte daher längerer Zeit, um die neue Art der Düngung kennen zu lernen, sich an sie zu gewöhnen und ihr allgemeine Anwendung zu verschaffen. Schon im März 1842 hielten es daher die Agenten der Gesellschaft für ratsam den Preis zu ermässigen, zuerst auf 18 £ und im Mai auf 15 £, aber dessen ungeachtet trat keine erhebliche Vermehrung des Absatzes ein. Mac Donald, der von den auf Lieferung gekauften 20 000 Tonnen schliesslich nur 3500 zu 14 £ abnahm, ruinierte sich damit; selbst Quirós und Allier, die den von ihrem ersten Kontrakte noch herstammenden Guano nicht zu veräussern vermochten, erhielten eines Tages ihre Wechsel protestiert aus England zurück. Das Guanogeschäft wurde damals in Lima mit hämischen und schadenfrohen Blicken betrachtet und bekrittelt, bloss das Haus Gibbs bewahrte stets seine Festigkeit und Zuversicht auf den endlichen Erfolg. Allein vor der Hand war es nicht möglich, die bisher verlangten Preise aufrecht zu erhalten. Da also zu 15 £ und auch zu 12 £ nur geringer Absatz erzielt wurde, so sah man sich genötigt, im Oktober 1842 den Preis auf 10 £ herabzusetzen. In Hamburg und Ant-

werpen musste derselbe noch weiter bis zu 8 £ ermässigt werden, um nur einige Verkäufe zu ermöglichen.

Hierzu kam, dass dem peruanischen Guano binnen kurzem die europäischen Märkte durch verschiedene Rivalen streitig gemacht wurden. Da die befruchtende Wirkung des Vogeldüngers allgemein anerkannt war, so konnte bei den hohen dafür verlangten Preisen nicht ausbleiben, dass man versuchen würde denselben von anderen Orten zu beziehen, wo die Ausfuhr nicht mit denselben Kosten verknüpft wäre wie in Peru. Die Küsten aller Meere wurden daher durchsucht und wirklich an mehreren Plätzen bedeutende Lager von Vogelmist entdeckt, nämlich in Südafrika auf den Ichaboe-Inseln, auf der Insel Possession und in Angra pequena; in der Saldañabucht und Algoa, auf den Vogel-Inseln, in Chile und Patagonien. Besonders von den Ichaboe-Inseln, wo die Lager ebenso unerschöpflich sein sollten wie auf den Chinchas, wurden grosse Mengen, Hunderttausende von Tonnen, zu Markte gebracht. Da nun der äussere Anblick aller Guanosorten ein ähnlicher ist, und der Unterschied nur durch chemische Analyse und praktische Versuche erprobt werden kann, so war es natürlich, dass die Verbraucher einen Artikel, der zu 5—7 £ feil war, und von dem ihnen gute Wirkungen in Aussicht gestellt wurden, lieber kauften, als einen anderen ähnlichen zu 10 £. Erst später wurde der Marktwert aller Guanosorten, auch der verschiedenen peruanischen, nach ihrem Stickstoffgehalt bestimmt, wobei auch die minderwertigen peruanischen sich immer noch wirksamer erwiesen als sämtliche aus anderen Gegenden stammenden. Dies beruht auf den eigentümlichen klimatischen Verhältnissen der peruanischen Küste, an welcher nie eigentlicher Regen fällt, durch welchen an anderen Orten die in den Guanolagern löslichen Substanzen, die eben die düngenden Bestandteile bilden, weggeschwemmt und verloren werden.

Wenn nun die Einfuhr vielerlei Arten von Guano anfangs dem Verkauf des peruanischen Eintrag that, so war sie dem letzteren doch auch wieder nützlich. Das ackerbautreibende Publikum kaufte den billigen Guano, gewöhnte sich an den Gebrauch desselben, lernte die Wirkung der verschiedenen Sorten unterscheiden und überzeugte sich allmählich von der Vorzüglichkeit des peruanischen. Bei alledem war es damals noch nicht möglich, nur annähernd die Preise zu erzielen, die man anfangs in Aussicht genommen hatte; vom Jahre 1846—49 musste man sich aus Rücksicht auf die Konkurrenz der übrigen Sorten mit £ 9 begnügen, worauf endlich von 1847 an der Verbrauch stärker zuzunehmen begann, und dadurch die Einnahmen

des Staats sich erheblich vermehrten. Hierdurch ermutigt, schlugen die Häuser Gibbs und Montané 1847 der Regierung vor, noch 40 000 Tonnen mehr auszuführen, welches Quantum vor Ende des Jahres noch um weitere 100 000 vermehrt wurde, wogegen sie dem Staate in drei Posten zusammen 1 700 000 Pesos vorschossen. Von jetzt an konnten die Schwierigkeiten des Guanohandels als überwunden betrachtet werden, und der Verbrauch nahm rasch zu.

Im Jahre 1849 schloss die Regierung mit dem Hause Gibbs einen neuen Konsignationskontrakt ab, wonach diesem Hause der Verkauf in allen Ländern Europas mit Ausnahme von Frankreich übertragen wurde. Die Bedingungen, die später mit geringen Abänderungen allen Konsignationskontrakten zu Grunde gelegt wurden, waren 4 pCt. für Verkauf und Garantie 1 pCt. Courtage, eine Provision von 2,5 pCt. auf Frachten und sonstige Spesen und 5 pCt. jährliche Zinsen für Vorschüsse. Dieser Kontrakt war für den Staat vorteilhafter, da die Konnignatäre jetzt keinen Anteil mehr an dem erzielten Gewinne hatten, sondern auf ihre Provision beschränkt wurden, auch bei den Vorschüssen nicht mehr Schuldscheine des Staats zugleich mit barem Gelde in Zahlung gegeben wurden. Der Kongress billigte diesen, durch den bevollmächtigten Minister Joaquin de Osma in London abgeschlossenen Vertrag, beauftragte aber den Präsidenten der Republik nach Ablauf desselben durch Ausschreiben einer Bewerbung noch günstigere Bedingungen zu erzielen, und dabei stets peruanischen Bürgern den Vorzug zu geben. Dieser am 6. November 1849 gefasste und dem Präsidenten übermittelte Beschluss des Kongresses wurde zwanzig Jahre später der Grund, auf welchem die Anfechtung des Kontrakts mit dem Hause Dreyfus angestrengt wurde, der seiner Zeit viel besprochen worden ist und dessen Folgen noch bis heute nicht ihren Abschluss gefunden haben. Wir geben daher den Wortlaut des Dekrets sowie dessen Bestätigung im Jahre 1860 in einer Anmerkung.*) Da der

Lima, 6. November 1849.

An Se. Excellenz den Präsidenten.

Der Kongress hat den am 4 Januar d. J. durch den bevollmächtigten Minister Don Joaquin de Osma mit dem Hause Anthony Gibbs & Söhne über zeitweilige Konsignation von Guano abgeschlossenen Kontrakt gebilligt und hat beschlossen, dass nach Ablauf desselben Euer Excellenz durch die Agenten oder Konsuln der Regierung mittels öffentlicher Verdingung eine billigere Konsignation, oder eine andere vorteilhaftere Veräusserung des Guanos ausschreiben lasse, bei welcher stets den Landesangehörigen der Vorzug zu geben ist.

Als die mit dem Hause Gibbs geschlossenen Kontrakte im Jahre 1861 abliefen und eine Verdingung stattfinden sollte, wurde das vorstehende Dekret in Erinnerung

Kontrakt mit dem Hause Gibbs nur für ein Jahr abgeschlossen war, so unterzeichnete derselbe Minister Osma vor seiner Rückkehr nach Peru 1850 noch einen weiteren mit demselben Hause auf vier Jahre, da dieses billigere Bedingungen gestellt hatte als die übrigen Mitbewerber, nämlich nur 3,5 pCt. Kommission für Verkauf und Courtage statt der früheren 5 pCt., die Zinsen von 5 pCt. für Vorschüsse blieben dieselben, aber die 2,5 pCt. Provision auf die Frachten kamen in Wegfall. Der Verkauf des Guanos durch das Haus Gibbs nahm von jetzt an stetig zu und betrug 1850 90 000 Tonnen; 1851 118 000 Tonnen; 1852 144 000 Tonnen; 1853 153 000 Tonnen. Im letzteren Jahre verlängerte die peruanische Regierung, an deren Spitze damals der General Rufino Echenique stand, den Kontrakt unter denselben Bedingungen auf weitere sechs Jahre bis zu Anfang 1861, gegen einen Vorschuss von 1 000 000 Pesos. Der Preis des Guanos war damals £ 9,5 sh.

Der General Castilla, welcher im Jahre 1855 den Präsidenten Echenique vor Ablauf seiner gesetzlichen Verwaltungsperiode aus dem Amte drängte, und darauf erst provisorisch, dann als wiedergewählter Präsident die Regierung bis 1862 führte, erneuerte den Kontrakt mit dem Hause Gibbs nicht wieder. Dieses Haus war bei allen Kontrakten seit 1842 beteiligt gewesen und hatte in den letzten zwölf Jahren den Verkauf des Guanos in Europa fast allein besorgt, es hatte die peruanische Regierung stets geschäftsmässig ehrlich bedient, wahrscheinlich ehrlicher als irgend eine mit dem Guanogeschäft betraute Firma, allein durch das grosse Vermögen, welches es dabei erworben, konnte es nicht ausbleiben, dass es sich Neid und Missgunst zuzog, daher es in gehässiger Weise angefeindet, verdächtigt und verläumdet wurde. Mit besonderer Bitterkeit wurde ihm vor allem die Ermässigung des Preises vorgeworfen, zu der es, übrigens in Übereinstimmung mit der Regierung, durch die Konkurrenz des afrikanischen Guanos sich hatte entschliessen müssen. Was den General Castilla, der früher dem Hause stets Wohlwollen und Vertrauen bewiesen hatte, bei dem Abschluss neuer Kontrakte zu einer Änderung bewogen haben mochte, war weniger Rücksicht auf die er-

gebracht und durch einen Beschluss vom 27. August 1860 bestätigt, durch welchen verfügt wird:

1. Dass die von der Regierung über Konsignation oder eine andere Art von Veräusserung des Guanos abzuschliesenden Kontrakte in Übereinstimmung mit dem Dekrete vom 6. November 1849 abzufassen seien;
2. dass nach Abschluss der Kontrakte diese nebst allen betreffenden Schriftstücken dem Kongresse zur Bestätigung vorgelegt werden sollten, ohne welche sie keine Gesetzkraft haben würden.

wähnten Vorwürfe, als die Erwägung, dass durch die ausschliessliche Übertragung des Guanoverkaufs an ein englisches Haus, die Verbreitung des Artikels in andern europäischen Ländern weniger gut gefördert werde, als wenn in diesen ebenfalls unabhängige Verkaufsstellen und besondere Agenten bestellt würden. Es wurde daher bei Ablauf des letzten Kontraktes mit Gibbs, Ende 1860, seitens der Regierung eine öffentliche Bewerbung in allen grösseren ackerbautreibenden Ländern von Europa ausgeschrieben. Im ganzen liefen 26 Anerbieten ein, von denen folgende Handelsfirmen den Vorzug erhielten: für Deutschland (und Russland) Witt und Schütte in Lima; für Frankreich Thomas, La Chambre & Cie.; für England eine Gesellschaft von Peruanern, Compañia nacional genannt; für Holland und Belgien Sescau & Cie; für Spanien Zaracondequi. Für die aussereuropäischen Länder bestanden schon von früher her besondere Konsignationen, so für die vereinigten Staaten, für die Insel Cuba und die Insel Mauritius.

Die unerlässliche Bedingung eines Kontrakts seitens der Regierung war stets ein Vorschuss an die Staatskasse und die Höhe dieses zu bewilligenden Vorschusses war in der Regel mehr massgebend als der Betrag der Kommissionen, die bei allen ungefähr dieselben blieben. Alle Konsignationshäuser haben grosse Gewinne erzielt, vorzüglich durch diese Vorschüsse, welche sie durch Verpfändung der auf ihren Lagern angehäuften Vorräte im europäischen Geldmarkte erhoben und so gewissermassen der Regierung ihr eigenes Geld vorstreckten. Das Hauptinteresse der Häuser bestand also darin, immer grosse Massen Guano auf Lager zu haben. Die Kontrakte von 1860 waren ursprünglich bis 1869 abgeschlossen, wurden jedoch alle gegen weitere Vorschüsse verlängert, bei einigen um zwei, bei andern um drei Jahre*). Allein lange ehe sie zu Ende gingen, war man auch mit diesen Konsignatären unzufrieden gewesen, nicht nur in den Kreisen der Regierung und der Landesvertretung, sondern auch im allgemeinen bei allen, die nicht durch eigene Interessen oder freundschaftliche Beziehungen mit den beteiligten Häusern in Verbindung standen, und zwar nicht bloss aus

*) Die Kontrakte waren verlängert worden:

Für	Deutschland	bis zum	1.	September	1870
»	Belgien	» »	30.	»	1871
»	Spanien	» »	31.	Dezember	1871
»	Grossbritannien	» »	31.	Oktober	1872
»	Frankreich	» »	31.	Dezember	1872
»	Italien	» »	31.	»	1872
»	Holland	» »	31.	»	1872

Neid oder Missgunst, denn diesmal liessen sich allerdings triftigere Gründe anführen, als für die feindseligen Vorwürfe, mit denen man früher das Haus Gibbs angegriffen hatte. Die Regierung war bei ihren beständigen Geldverlegenheiten ausschliesslich auf die Konsignatäre angewiesen und befand sich ihnen gegenüber in einer lästigen und demütigenden Abhängigkeit. Was das Ärgerliche dieser Verhältnisse noch vermehrte, war die Gewissheit, dass die gegen hohe Zinsen gewährten Vorschüsse von den Darleihern durch Verpfändung des in Europa lagernden Guanos unter geringen Opfern aufgenommen waren, sowie der Argwohn, dass die Regierung noch in anderer Weise von den Konsignatären unredlich behandelt und übervorteilt werde. Wie drückend die Bedingungen waren, unter welchen die Regierung Geld aufnehmen musste, erhellt aus den in der Anmerkung angeführten Beispielen*). Gegen Ende des Jahres 1868 hatten die Vorschüsse, welche durch die Konsignatäre der Regierung vorgestreckt worden waren, nahezu die Summe von 17 Millionen Pesos erreicht, und da über dieses

*) Im Juni 1865 schloss man mit den französischen Konsignatären einen Anleihevertrag für 4 000 000 Pesos und zu gleicher Zeit mit der belgischen Konsignation einen solchen für 2 000 000 Pesos ab, zu folgenden Bedingungen:

Einzahlung des Darlehns an die Regierung in Wechseln auf London zum Kurse von 36,5 Pence für den Peso.

Kommission für die Ziehung der Wechsel: 0,5 Peny für den Peso, Rückzahlung der Anleihe an die Darleiher zu 46 Pence für den Peso; ausserdem an Kommission für das Darlehn 2,5 pCt. und 5 pCt. für jährliche Zinsen.

Der bescheidene Zinsfuss war ersichtlicherweise nur bewilligt, um die übrigen Lasten zu bemänteln, welche in dem Unterschiede des Wechselkurses lagen, indem die Darleiher das Geld zu 36,5 Pence vorstreckten und zu 46 Pence zurückerhielten, also 9,5 Pence an jedem Thaler verdienten. Im Falle somit dieses Darlehn aus dem Erlöse des Guanos binnen Jahresfrist gedeckt worden wäre, würde es dem Staate nahezu 35 pCt. gekostet haben.

Noch im selben Jahre (1865) schloss die Regierung ein Anlehn von 4 Millionen mit der deutschen Konsignation unter ähnlichen Bedingungen ab, nämlich:

Einzahlung des Darlehns in Wechseln zu 37 Pence.

Kommission für die Ziehung 0,5 Peny.

Rückzahlung des Darlehns zu 47 Pence.

Kommission des Anlehens 1,5 pCt.; Zinsen 5 pCt.

Auch dieses Darlehn würde der Republik bei Rückzahlung binnen Jahresfrist 34 pCt. gekostet haben.

Hinsichtlich der Verschiedenheit des Wechselkurses ist zu bemerken, dass 36,5 Pence für den Peso damals der übliche war, indem er dem derzeitigen Goldwert entsprach. Der ursprüngliche Goldwert des spanischen oder peruanischen Peso war 48 Pence, aber durch Verschlechterung des in Peru umlaufenden bolivianischen Geldes war dieser allmählich bis 36 gesunken.

Geld bereits verfügt war, so ergab sich für das Budget des nächsten Jahres ein Fehlbetrag von derselben Höhe. Unter solchen Umständen war es der allgemeine Wunsch, sich aus dem Drucke dieser Verhältnisse zu befreien, durch eine neue Art der Verwertung des Guanos, verbunden mit der Aufnahme einer grösseren Anleihe, die schwebende Schuld zu tilgen und die Deckung der laufenden Staatsausgaben zu regeln. Diesem Wunsche entsprach der Kongress durch einen Beschluss vom 25. Januar 1869, welcher die Regierung ermächtigte, »zur Deckung des Fehlbetrages die erforderlichen Mittel zu beschaffen und dem Kongresse darüber Rechenschaft zu geben.«

Auf Grund dieses Beschlusses beauftragte die Regierung des seit dem Jahre 1868 im Amte befindlichen Präsidenten José Balta zwei Bevollmächtigte, mit leistungsfähigen Häusern in Europa in Verbindung zu treten und über eine neue Vergebung des Guanogeschäfts zu unterhandeln. Der eine dieser Herren war Toribio Sanz, seit Jahren als fiskalischer Agent der Regierung in Europa mit der Überwachung des Guanoverkaufs betraut und daher mit dem Geschäft gründlich bekannt, dem als zweiter Bevollmächtigter Juan Martin Echenique, der Sohn des früheren Präsidenten Rufino Echenique, von Peru aus zugesellt wurde. Nachdem mehrere Vorschläge, darunter einer von dem Bankhause Erlanger und ein anderer von der Compañia sudamericana in London zu keinem Ergebnis geführt hatten, schlossen die peruanischen Bevollmächtigten am 5. Juli 1869 mit dem Hause Dreyfus frères & Co. in Paris und Lima einen vorläufigen Vertrag ab, welcher der Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden sollte, und von derselben in der That mit einigen Abänderungen und Zusätzen am 17. August angenommen und schon zwei Tage später notariell vollzogen wurde. Da dieser Kontrakt in der Folge die Veranlassung der grossen Rückforderungen seitens des Hauses Dreyfus wurde, die bis zum heutigen Tage noch nicht beglichen sind, so geben wir zur besseren Einsicht in diese Angelegenheit die Hauptbestimmungen des Vertrages. Diese waren folgende:

Dreyfus & Co. kaufen von der peruanischen Regierung zwei Millionen Tonnen Guano (§ 1), zu entnehmen aus den Guanolagern oder aus den Vorräten der Konsignatäre. Sie bezahlen für die Tonne, an Bord der Schiffe gelegt 36,5 peruanische Sol, 60 Sol für die Tonne in den Lagern der Konsignatäre (§ 5). Der Verkauf dieses Guanos beginnt nach Ablauf der Konsignationskontrakte. Der gute, d. h. der dem der Chincha-Inseln gleiche Guano, soll wie bisher zu £ 12,10 verkauft werden. Eine Erhöhung oder Herabsetzung dieses Preises soll

dem Käufer weder Nutzen noch Schaden bringen, denn von einem Überschuss sollen der Regierung 75 pCt., dem Käufer 25 pCt. gutgeschrieben werden, für einen Mindererlös wird der Kaufpreis entsprechend herabgesetzt. Der Verkaufspreis darf ohne Ermächtigung der Regierung weder erhöht noch ermässigt werden (§ 12, 14).

Die auf dem Guano lastenden Hypotheken und Verpflichtungen, nämlich die Zinszahlung für das Anlehen von 1865, sowie die von den Konsignatären gemachten Vorschüsse, werden von Dreyfus übernommen, die Konsignatäre sollen diesem letzteren monatlich einen Bericht über empfangene Guanoladungen erstatten, und das Haus Dreyfus soll fortan als Repräsentant der peruanischen Regierung betrachtet werden (§ 17, 18, 20). Der 25. Paragraph war, wenn auch nicht der wesentlichste des Vertrages, doch zur Zeit des Abschlusses für die peruanische Regierung der wichtigste. Dreyfus machte sich darin anheischig, als Vorschuss auf den künftigen Erlös des von ihm gekauften Guanos folgende Auslagen zu machen:

1. die zur Verzinsung des Anlehens von 1865 erforderliche Summe;
2. im ersten Monat nach Abschluss des Kontrakts der Regierung 1 000 000 Sol, in jedem folgenden Monat 700 000 zur Verfügung zu stellen, und zwar je nach Wunsch der Regierung in Wechseln auf London oder Paris zum Kurse von 36,5 pence für den Peso oder $45^5/_8$ pence für den Sol;
3. mit der peruanischen Regierung in laufende Rechnung zu treten, in welcher für gemachte Vorschüsse und Guthaben 5 pCt. Zinsen gerechnet werden sollten. Alle sechs Monate sollten die Rechnungen abgeschlossen werden.

 Sollte nach Ablauf des Kontrakts das Haus Dreyfus noch im Vorschuss sein, so hat es das Recht, die Guanoausfuhr fortzusetzen, bis seine Auslagen gedeckt sind. (§ 26.)

Ein wichtiger Paragraph für Dreyfus war der 29., in welchem sein Haus für die Zeit des Kontraktes zum Finanzagenten Perus ernannt und ihm dieses Amt später noch durch einen besonderen Erlass bestätigt wurde.

Wie aus einigen der vorstehenden Klauseln sich ergiebt, handelte es sich auch in diesem Kontrakt nicht um einen einfachen Kauf, sondern nur um eine modifizierte Konsignation, wie denn auch in einem Paragraphen ausdrücklich festgesetzt wurde, dass, wenn die Regierung das bisher befolgte Konsignationsgeschäft fortzusetzen wünschte, Dreyfus

unter Beibehaltung derselben Vorschussleistungen den Guano drei Jahre lang für Rechnung der Regierung verkaufen sollte.

Die grossen Schwierigkeiten, die Dreyfus zu überwinden hatte, ehe er schliesslich die Bestätigung seines Vertrages durch den Kongress erlangte, werden später erzählt werden. Hier sei nur noch bemerkt, dass, als er im Jahre 1876 die ihm zustehenden zwei Millionen Tonnen ausgeführt hatte, durch den Erlös oder Wert derselben seine der Regierung geleisteten Vorschüsse nicht gedeckt waren, sondern dass nach seinen Rechnungen ihm Peru noch eine sehr beträchtliche Summe schuldig blieb. Diese Forderung wurde aber weder von dem damaligen Präsidenten Manuel Pardo, noch durch dessen Nachfolger im Amte, den General Manuel Ignacio Prado, anerkannt, später jedoch zum Teil durch Nicolas de Piérola, als dieser während des Krieges mit Chile sich der Herrschaft bemächtigt hatte. Immerhin wurde durch die Entscheidung Piérolas nichts an der Sachlage geändert, da die Chilenen das Land besetzten, und nach Herstellung des Friedens der erste gesetzmässig gewählte Kongress alle Regierungsakte der Diktatur als ungiltig erklärte.

Sechs Jahre nach dem Verkaufsvertrag mit Dreyfus schloss Peru den letzten Kontrakt ab, in welchem die Regierung wieder zur Konsignation zurückkehrte. Der General Prado, bei Ablauf der Regierungsperiode Manuel Pardos zum Präsidenten erwählt, begab sich, ehe er sein Amt antrat, im Auftrage des Kongresses nach England und schloss dort am 7. Juni 1876 mit den Herren Raphael und Söhne, Carlos Gonzalez Candamo und Arthur Heeren einen Kontrakt ab, demzufolge diese eine Gesellschaft mit einem Kapital von 800 000 £ gründeten (The Peruvian Guano Company, Lim.), an welche die Republik 1 900 000 Tonnen Guano konsignieren sollte. Von dem Erlös sollte die Gesellschaft an den Staatsschatz jährlich 700 000 £ in monatlichen Raten zahlen und den Überschuss zur Entrichtung der Zinsen der äusseren Schuld in der Bank von England niederlegen. Der Preis des besten Guanos sollte in England £ 12,10 sh. sein, in den anderen Ländern durch Übereinkommen der Konsignatäre mit den Agenten der Regierung bestimmt werden. In einem Schlussparagraphen erbietet sich die peruanische Regierung, dem nächsten Kongresse vorzuschlagen, die Konsignation bis zur vollständigen Tilgung der äusseren Schuld zu verlängern, welche inzwischen auf über 30 Millionen Pfund angewachsen war. Man fragt sich hierbei, ob dieses Anerbieten auf einer Selbsttäuschung der peruanischen Unterhändler beruhte, oder auf eine Täuschung des Publikums abzielte, denn entweder war es eine Albernheit oder ein Hohn von der Tilgung

der Schuld zu reden, da schon im folgenden Jahr die Auszahlung der Zinsen unterblieb, um nie wieder aufgenommen zu werden. Drei Jahre später brach der Krieg mit Chile aus, und da der grösste Teil des damals noch vorhandenen Guanos in den Gebietsteilen lag, welche Peru im Frieden von Ancon abtreten musste, so blieb dem letzteren nur ein geringer Rest auf den Lobosinseln.

Die Gesamtmenge des von Peru ausgeführten Guanos lässt sich nicht genau angeben, denn nicht nur sind die statistischen Berichte lückenhaft, sondern bei der wiederholten Besetzung der Chincha-Inseln durch revolutionäre Parteien wurden grössere Mengen verladen, über die nichts Näheres bekannt wurde. Anfangs wurde nur Guano von den Chincha-Inseln ausgeführt. Die Lager daselbst galten für unerschöpflich und waren in der That so bedeutend, dass, wenn die Ausfuhr die Ziffern der ersten Jahre nicht überschritten hätte, die Vorräte für eine sehr lange Zeit gereicht haben würden. Im Jahre 1853, also zwölf Jahre, nachdem die Ausbeutung des Guanos begonnen hatte, beauftragte die Regierung eine Kommission mit der Vermessung der Inseln und Berechnung der daselbst noch vorhandenen Guanomengen. Die Kommission bestand aus mehreren Ingenieuren, dem Naturforscher Raimondi und dem Chemiker Eboli. Die drei Inseln werden ihrer Lage nach in eine nördliche (Isla del Norte), mittlere (I. del medio) und eine südliche (I. del Sud) unterschieden. Die Inseln liegen ganz nahe bei einander, nur durch schmale Meeresarme getrennt, fünf Leguas von Pisco entfernt. Die nördliche ist die grösste, die mittlere die kleinste. Zur Zeit, da die Vermessung vorgenommen wurde, war von der nördlichen schon ziemlich viel abgetragen worden, auch auf der mittleren hatten die Arbeiten angefangen, die südliche war noch unberührt. Die nördliche Insel wurde von einem französischen Ingenieur (Faraguet) gemessen, die beiden anderen von mehreren Peruanern. Das Ergebnis der Schätzung war:

für die nördliche Insel . . .	4 189 477	Tonnen
» » mittlere » . . .	2 505 948	»
» » südliche » . . .	5 680 675	»
	12 376 100	peruanische Tonnen
oder:	11 212 743	englische Tonnen,

denn die peruanische oder spanische Tonne verhält sich zur englischen wie 0,906 : 1. Die Ziffern waren aber etwas zu hoch, da eine genaue Berechnung der Menge bei der Ungleichheit des felsigen Bodens, auch bei sehr vielen Bohrlöchern oder Sondierungen der Mächtigkeit nicht zu erreichen, sondern nur eine ungefähre Schätzung möglich war.

Die Verladung des Guanos geschah teils vermittelst grosser Boote (Lanchas) teils direkt in die Schiffe, wo diese so nahe an die Felsen des Ufers oder hölzerne Gerüste gebracht werden konnte, dass sich der Dünger durch Schläuche aus Segeltuch in den Schiffsraum schütten liess. Zu dieser mühseligen, ekelhaften und ungesunden Arbeit wurden grossenteils Kontraktchinesen — Kulis — verwendet, die ersten, die in Peru eingeführt worden waren durch den Unternehmer der Guanoverladung Domingo Elias. Als der Verfasser im März 1862 zum ersten Male an den Chincha-Inseln vorüberfuhr, war die Ausbeute bereits seit zwanzig Jahren in Betrieb und sehr lebhaft. Eine ganze Flotte von grossen Segelschiffen lag bei der Nord- und Mittel-Insel vor Anker, die alle warteten, bis die Reihe an sie kommen würde. Die in den Frachtkontrakten festgesetzten Liegetage waren natürlich für die Schiffe ein Zeit- und damit ein Geldverlust, daher aus der Abkürzung der Liegezeit durch Bevorzugung einzelner Schiffe oft seitens der Beamten und des Ladungsunternehmers ein Geschäft gemacht wurde. Von der Nordinsel war damals bereits ein grosser Teil des Lagers abgeräumt und auch die Mittel-Insel war stark angegriffen. Die gelbe Masse des Guanos auf dem schwärzlichen Grunde der Felsen nahm sich aus wie ein ungeheurer Käse auf dunklem Brett, von welchem in schräger Richtung grosse Scheiben abgeschnitten wurden. Es waren damals etwas über 3 500 000 Tonnen Register ausgeführt worden, und da die wirkliche Tragfähigkeit und Beladung der Schiffe immer beträchtlich höher ist, als der registrierte Gehalt, so betrug die wirklich verschiffte Masse weit über 4 000 000 englische Tonnen. Dies war aber immer noch nicht die Hälfte der abgeschätzten Menge. Wie sehr sich in der Folge die Ausfuhr vermehrte, erhellt daraus, dass acht Jahre später auch die grössere Hälfte bis auf einen unbedeutenden Rest verschwunden war, welcher zur Benutzung der Eingeborenen bleiben sollte. Im Jahre 1871 führte eine Reise den Verfasser nochmals an den Inseln vorüber: sie waren von Guano entblösst und flach, das Meer von Schiffen verlassen. Die Gesamtmenge des von den Chinchainseln ausgeführten Guanos wird zu 9 Millionen Registertonnen, also über 10 Millionen Ladungstonnen angegeben, woraus also hervorgeht, dass die im Jahre 1853 vorgenommene Schätzung der daselbst befindlichen Lager zu hoch gewesen war, denn die damals vorhandene Menge wurde zu 11 Millionen englische Tonnen angenommen, nachdem die Ausbeutung bereits seit zwölf Jahren in Betrieb gewesen war.

Schon im Jahre 1863, als sich herausstellte, dass die früher für unerschöpflich gehaltenen Vorräte auf den Chincha-Inseln demnächst zu

Ende gehen würden, hatte die peruanische Regierung die an verschiedenen Punkten der Küste und auf den Inseln entdeckten Guanolager untersuchen und schätzen lassen. Neben vielen kleineren Anhäufungen befanden sich ansehnlichere sowohl nördlich als südlich von den Chinchas, allein nirgends in solchen Massen wie auf diesen Inseln. An der Südküste fand sich ein ansehnliches Lager auf dem sogenannten Pabellon de Pica, ein Vorgebirge, das auf 20° 57′ südlicher Breite eine halbkreisförmige Bucht bildet und sich 1 067 Meter über das Meer erhebt. Die daselbst lagernde Guanomenge wurde damals nicht gemessen, da dieselbe zum Verbrauch an der peruanischen Küste bleiben sollte. Nach einer späteren Schätzung sollten sämtliche daselbst befindlichen Anhäufungen ungefähr 5 Millionen Tonnen enthalten. Noch etwas weiter südlich auf 21° 5′ z. B. liegt die Punta de Lobos, der Anfang einer kleinen Bucht mit einem auf anderthalb Millionen Tonnen geschätzten Guanolager, dessen Verschiffung jedoch wegen der starken Brandung schwierig ist. Diese beiden Punkte liegen in dem an Chile abgetretenen Gebietsteil. Nördlich von Chincha liegen drei Inselgruppen, Guañape, Macabí und Lobos genannt. Die Guañape-Inseln liegen auf 8° 34′ nahe dem Lande; die südlichste ist die höchste (154 Meter) und in einem Kreise von 15 Kilometern Durchmesser von mehreren kleineren umgeben. Die Guanomenge aller wurde auf 1 568 000 Tonnen geschätzt. Die Macabí-Inseln liegen auf 7° 49′ ebenfalls nahe an der Küste: eine Gruppe ganz kleiner Inseln, darunter zwei etwas grössere, von denen die eine 70 Meter hoch ist. Das daselbst angesammelte Guanolager enthielt nur 681 000 Tonnen. Die Lobosinseln bestehen aus zwei Eilanden, von denen das eine dem Lande nahe liegt und daher Isla de Lobos de Tierra genannt wird. Diese auf 6° 27′ gelegene Insel enthielt nächst den Chinchas das mächtigste Lager, welches auf 7 347 000 Tonnen berechnet wurde. Die andere Lobosinselgruppe liegt auf 6°, etwas weiter von der Küste entfernt und besteht aus zwei Eilanden, von denen das grössere 3 Kilometer lang ist und 607 000 Tonnen Guano von guter Qualität enthält.

Bei der chemischen Untersuchung der von den eben aufgeführten Lagern entnommenen Guanomuster ergab sich, dass derselbe bei sämtlichen von geringerer Güte sei, als der von den Chinchainseln ausgeführte, dass nämlich die organischen Substanzen, Harnsäure, Oxalsäure und Ammoniaksalze, in welchen die Düngkraft wesentlich enthalten ist, vermindert, die phosphorsauren Salze vermehrt waren, wie

aus den unten angegebenen Analysen zu ersehen ist*). Ausserdem war dieser Guano nicht so gleichartig wie der früher ausgeführte, die einzelnen Schiffsladungen brachten von denselben Orten oft erheblich verschiedene Ware. Allerdings war auch der Guano der Chinchainseln nicht durchaus von gleicher Beschaffenheit, man unterschied den brauen, minderwertigen von dem gelben. Aber dieser letztere zeigte so geringe Unterschiede in Farbe und Wirksamkeit und war so zuverlässig, dass die Verbraucher sich meist nicht die Mühe einer Untersuchung nahmen. Dies wurde nun anders. Die Käufer weigerten sich, eine Ware zu nehmen, deren Zusammensetzung und Wert ihnen nicht gewährleistet war, so dass während des Kontraktes des Hauses Dreyfus der Preis des Guanos nach dem Stickstoffgehalt bestimmt wurde. Nach der Abräumung der Chinchainseln wurden zuerst die Macabí- und Guañape-Inseln in Angriff genommen. Der Guano dieser letzteren hatte neben seinem geringeren Stickstoffgehalt noch den Nachteil, dass er sich nicht als trockenes Pulver darbot, sondern mehr Feuchtigkeit enthielt und daher klumpig

*) Chincha-Guano, als Normalguano betrachtet (Nesbit):

Organische Substanzen (Harn- und Oxalsäure und Ammoniaksalze)	52,52
Phosphorsaurer Kalk	19,52
Lösliche Phosphorsäure	3,12
Alkalische Salze	7,56
Kieselsäure (Sand)	1,46
Wasser	15,82
	100,00
Stickstoffgehalt 14,29 oder Ammoniak	17,32

Guano von den Guañape-Inseln (Bobière):

Organische Substanz (Harnsäure und Ammoniak)	37,0—42,00
Phosphorsaurer Kalk	36,0—35,00
Sand (Kieselsäure)	1,3— 8,80
Salze	1,7— 1,20
Wasser	24,0—21,00
	100,0 100,00
Stickstoffhaltige Bestandteile	7,75 8,82

Guano von Macabí:

	I. Probe	II. Probe	III. Probe
Organische Substanz	36,0	37,0	29,0
Kieselsäure (Sand)	15,0	14,0	22,0
Phosphorsaurer Kalk	27,5	27,8	30,5
Alkalische Salze	11,3	8,2	6,5
	100,0	100,0	100,0
Stickstoffgehalt	7,87 pCt.		6,21 pCt.

oder teigig war. Um diesen Übelständen abzuhelfen und eine gleichförmige pulverige Masse von gleichem Stickstoffgehalt darzustellen, wurde das Verfahren angewendet, den Guano mit Schwefelsäure zu behandeln, welches mit dem technischen Ausdruck »Aufschliessung« bezeichnet wurde. Durch dieses zuerst von dem Hause Ohlendorff in Hamburg eingeführte Verfahren wird das Ammoniak fixiert, so dass keine Verflüchtigung desselben mehr möglich ist, während es den Pflanzen in leichtlöslicher Form dargeboten wird, und ebenso wird der grösste Teil der im Guano enthaltenen Phosphorsäure in lösliche Form übergeführt. Der so behandelte Guano enthält 9 pCt. Stickstoff und ebenso viel lösliche Phosphorsäure.

Einfluss der Guanoverwertung auf öffentliches und Privatleben.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der Einwirkung, den die Ausbeutung des Guanos und seine Einführung in die ausländischen Märkte auf die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse in Peru gehabt hat. Für die Finanzen des Landes musste die Vermehrung der Einnahmen, als die Ausfuhr einigermassen zunahm, eine um so grössere Erleichterung bringen, als die wirtschaftliche Lage der Republik von Anfang ihres Bestehens an eine sehr bedrängte gewesen war, sowohl durch die während des Unabhängigkeitskrieges gebrachten Opfer und erlittenen Verluste, als auch später durch die fast ununterbrochene Zerrüttung des Landes durch innere Unruhen und Bürgerkriege. Nur zur Zeit der Vereinigung Perus mit Bolivien durch die sogenannte Konföderation unter dem Protektorate des Generals Santa Cruz herrschte während einer kurzen Frist von drei Jahren (1836—1839) Ordnung, denn wenngleich Santa Cruz kein tapferer Soldat war, so mussten doch seine Gegner einräumen, dass er ein vortrefflicher Verwalter gewesen sei. Das durch die einsichtige Leitung des Protektors beginnende innere Aufblühen der beiden Schwesterrepubliken war der Hauptbeweggrund, der die Chilenen bestimmte, die Missvergnügten zu unterstützen und den Feldzug gegen Peru zu unternehmen, welcher mit der Schlacht bei Yungay endigte. Nach der Niederlage des Protektors und der Auflösung der Konföderation verfiel Peru in schlimmere Wirren als zuvor, die erst unter der Präsidentschaft des Generals Ramon Castilla ihr Ende erreichten. Allein wiewohl Castilla mit starker Hand die Ruhe im Lande aufrecht erhielt, so fehlte es doch auch unter ihm nicht an Versuchen sie zu stören, und jede Unterdrückung der Unruhen führte zu ausserordentlichen Ausgaben, während die Einkünfte des

Staates nicht zu den laufenden ausreichten. Die Einnahmen des Landes bestanden lediglich aus den Zöllen und in der von der männlichen indianischen Bevölkerung noch seit den Zeiten der spanischen Herrschaft erhobenen Kopfsteuer; eine regelmässige Besteuerung sämtlicher Staatsangehörigen gab es nicht. Bei so geringen und unsicheren Hilfsquellen war die Auszahlung der Gehalte an die Beamten ganz unregelmässig und erfolgte immer nur abschlagsweise, daher die Zollbeamten sich zu helfen suchten, wie es gegenwärtig in Russland und der Türkei üblich ist, und die Richter ihre Einnahmen auf Kosten ihrer Unparteilichkeit vermehrten. Mit einiger Pünktlichkeit wurden nur die Offiziere bezahlt, während allzulange Rückstände der Löhnung die gemeinen Soldaten nicht selten zu Meutereien trieben. Für Unterrichtswesen blieb natürlich ganz wenig übrig, und für die öffentlichen Verkehrsmittel geschah nichts, obgleich die zerfallenen Wege und Brücken einer Ausbesserung dringend bedurften.

Alle diese Missstände, so gross sie waren, hätten schon mit Hilfe der mässigen Summen, die dem Lande anfangs der Erlös des Guanos einbrachte, beseitigt werden können, und es ist in der That ein trauriger Gedanke, sich vorzustellen, was bei einer einsichtigen und uneigennützigen Verwaltung mit den Hunderten von Millionen, die später dem Lande zuflossen, hätte geschaffen werden können, während dieser ganze künstliche Wohlstand zu nichts geführt hat als zu einem beispiellosen Bankerott, in welchem der Staat seinen Bürgern 80 Millionen Thaler an uneingelöstem Papiergeld und seinen auswärtigen Gläubigern 32 Millionen Pfund Sterling schuldig blieb und denselben dafür keine andere Entschädigung zu bieten vermochte, als einige unvollendete Eisenbahnen von zweifelhafter Ertragsfähigkeit.

Dem ersten peruanischen Machthaber, dem die Verfügung über den Guanoerlös zufiel, kann die Verwendung desselben weniger zum Vorwurf gemacht werden als den späteren: der General Castilla war nicht nur ein tapferer Mann, sondern auch ein Patriot, allerdings ehrgeizig und herrschsüchtig, aber nicht habgierig und zu stolz, um sich auf Kosten des Staats zu bereichern. Die Zeit, da der Verkauf des Guanos in England anfing zuzunehmen und grössere Summen abzuwerfen, fiel in seine erste Verwaltungsperiode (1845—1851). Er beschloss daher die verbesserte finanzielle Lage des Landes dazu zu benutzen, vor allem den gänzlich darnieder liegenden Kredit der Republik im Ausland wieder zu heben.

Im Jahre 1848 bestand die äussere Schuld Perus aus folgenden Posten:

1. die Anlehen der Republik in London in den Jahren 1822 und 1825, zusammen etwa 2 500 000 £;
2. der den Spaniern aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges zuerkannte Schadenersatz;
3. Schuld an Chile für Hilfeleistung im Unabhängigkeitskriege;
4. Schuld an die ehemalige Föderativrepublik Colombia;
5. Schulden an die Vereinigten Staaten und Frankreich;
6. Schuld an das Handlungshaus Hegan, herrührend aus Kapitalien, welche aus der konsolidierten inneren Schuld in die äussere übertragen waren.

Für die Entrichtung der Zinsen und Tilgung dieser Schulden waren der Erlös der verkauften Kirchengüter sowie der der Kirche auf Grundstücke gezahlte Erbzins (Censo) bestimmt; ausserdem alle verfüglichen Güter des Staats. Es war aber thatsächlich fast nichts bezahlt worden, bis der Kongress durch das Gesetz vom 9. März 1848 die Regierung zur Liquidation der äusseren Schuld ermächtigte. Der zu diesem Ende ernannte Ausschuss vereinbarte darauf mit den betreffenden Interessenten folgende Abmachungen:

Von der angloperuanischen Schuld wurden 48 überfällige Zinsscheine durch das Haus Gibbs in London aus dem Erlös des Guanos auf einmal bezahlt und die fernere Zinsentrichtung und jährliche Tilgung in derselben Weise geordnet.

Die Schuld an Chile wurde abgetragen, desgleichen der auf die Republik Venezuela entfallende Anteil der Colombianischen Schuld. Die Zinsen an Ecuador und Neu-Granada wurden in London bezahlt.

Auch die Schulden an die Vereinigten Staaten und an Frankreich wurden beglichen. Die spanische Schuld, die übrigens nur 150000 Pesos betrug, blieb noch unerledigt, was später zu den Beschwerden Spaniens, zur zeitweisen Beschlagnahme der Chincha-Inseln und zum Kriege mit diesem Lande führte.

Nachdem in dieser Weise die ausländischen Gläubiger zum grossen Teil befriedigt oder abgefunden worden waren, schritt man wie billig auch zur Berücksichtigung der Ansprüche der Landeskinder, und dies führte zur sogenannten Konsolidierung der inneren Schuld, welche durch ein Gesetz des Kongresses vom 9. März 1850 beschlossen wurde. Durch dieses Gesetz wurden als innere Schuld der Nation anerkannt:

1. alle Summen, welche durch die Behörden der Republik von Bürgern in barem Gelde, durch Kriegssteuern, Lieferungen, Hinterlegungen in öffentlichen Kassen oder Beschlagnahme entnommen worden waren;

2. alle nicht bezahlten Gehalte oder Abzüge von Gehalten und Pensionen;
3. die Ansprüche an die Staatskasse für Mieten, Schiffsfrachten und Kontrakte;
4. beglaubigte Ansprüche auf Nationalbelohnungen für geleistete Dienste;
5. die von Behörden ausgestellten Schuldscheine und Kassenanweisungen;
6. vom Schatze gezogene und protestierte Wechsel;
7. an den Schatz geleistete Vorschüsse;
8. Entschädigungen der Bürger für irgend welche Güter, die denselben seit dem Jahre 1820 vom Staate genommen worden waren, und für sonstigen an ihrem Eigentum erlittenen Schaden;
9. alle von der Regierung oder den Gerichten anerkannten Schulden oder Verantwortlichkeiten.

Dies waren die Hauptbestimmungen des Gesetzes über die erste konsolidierte innere Schuld, und es war durchaus billig und gerecht, dass allen Staatsangehörigen, die während des Krieges mit Spanien und später in den Bürgerkriegen durch Vergewaltigungen geschädigt worden waren, dafür ein entsprechender Ersatz geboten werden sollte; nur sieht man sogleich, dass durch einige Paragraphen übertriebenen Ansprüchen Thür und Thor geöffnet war, und dass die Anerkennung derselben viel von der Willkür des dazu ernannten Prüfungsausschusses abhängen musste. Auch unter den europäischen Staaten möchten nur wenige sein, in denen bei solchen Versuchungen keine Missbräuche stattgefunden haben würden, wieviel mehr in einem Lande, wo seit den Zeiten der Kolonialherrschaft das Anbieten und Nehmen von Bestechungen eine eingebürgerte und gewöhnliche Sache war. Der General Castilla würde allerdings die Ausführung des Gesetzes nach seiner Weise mit einer gewissen, wenn auch launenhaften Strenge überwacht haben; allein seine Regierungszeit ging zu Ende (1851), während des einen Jahres, in welchem er noch den Präsidentenstuhl inne hatte, wurden die Eingaben der Schadenersatz-Ansprüche eingereicht und nur wenige erledigt, wobei nichts von Ungehörigkeiten verlautete. Sein Nachfolger im Amte, der General Rufino Echenique, war zwar unter Castillas Zustimmung und sogar durch dessen Einfluss gewählt worden, dachte jedoch in Geldsachen ganz anders als sein Vorgänger. Bei der Regelung der äusseren Schuld waren die Vorteile und Gewinne beinahe ausschliesslich Ausländern zugefallen, überhaupt im ganzen nur wenigen, die entweder sich schon im Besitz von peruanischen Schuldscheinen befanden, oder rechtzeitig von der

bevorstehenden Massregel unterrichtet wurden, um solche oder deren verfallene Zinsscheine kaufen zu können. Für das peruanische Publikum war dabei nichts abgefallen als Veranlassung zu Neid und Ärger über anderer Leute Glück. Jetzt aber eröffnete sich zum ersten Male allen Hungrigen und Gierigen die Aussicht und Hoffnung auch an dem Reichtum teilzunehmen, der durch den alle Jahr zunehmenden Erlös aus dem Verkauf des Guanos zur Verfügung des Staats gelangte; und wer nur irgend konnte, suchte die Gelegenheit zu benutzen. War es nun schwer, bei der langen Zeit von 30 Jahren, die seit der Erklärung der Unabhängigkeit verflossen waren, über die Berechtigung oder Nichtigkeit vieler Forderungen zu entscheiden, so dauerte es nicht lange, ehe den Interessenten klar wurde, dass eine triftige Begründung der Ansprüche von geringerer Wichtigkeit sei, als das Wohlwollen und die Gunst des Ausschusses und der über demselben stehenden Personen; und durch welche Beweise diese zu überzeugen waren, darüber blieb niemand im Zweifel. Gemachte Lieferungen oder sonstige Dienste sowie Kontributionen wurden gehörig vergrössert, einige verlaufene oder weggetriebene Maultiere und Esel zu grossen Herden, zerfallene Lehmwände zu zerstörten Landhäusern und Gehöften. Nicht wenige Personen, die den Ausschüssen angehörten und auf dieselben oder die Regierungskreise Einfluss hatten, machten beträchtliche Vermögen, und eine grosse Anzahl Familien, die bis dahin in bescheidenen Umständen gelebt hatten, gelangten durch Anerkennung ihrer Rückforderungen zu Wohlstand. Man nannte damals solche Leute scherz- und spottweise »konsolidierte«.

Auch auf andere Weise fing man damals an, die Einnahmen aus dem Guano in das Publikum zu bringen, unter welchem Namen aber immer nur die verhältnismässig geringe Anzahl von Personen zu verstehen ist, die in Peru am Staatsleben teilnehmen. Die Behörden aller Art wurden mit überflüssigen Beamten überfüllt, bloss um denselben einen Gehalt zuzuwenden, besonders wurden die Offizierstellen im Vergleich zur beschränkten Zahl der gemeinen Soldaten ausserordentlich vermehrt. Da alle diese Begünstigungen nun vorzüglich der Hauptstadt zu Gute kamen und der Unfug der Missbräuche durch das Gerücht noch erheblich gröber dargestellt wurde, so entstand allmählich im Lande eine grosse Entrüstung, welche natürlich von allen geteilt wurde, die bei der Verteilung leer ausgegangen waren. Diese Unzufriedenheit benutzte der General Castilla, um den von ihm eingesetzten Rufino Echenique vor Ablauf seiner Amtszeit zu stürzen, und sich selbst wieder der Regierung zu bemächtigen. Zu Anfang des Jahres 1855 besiegte

er Echeniques Heer in der Schlacht bei der Palma und wurde zum provisorischen Präsidenten ernannt. Gegen ihn erhob sich der General Vivanco in Arequipa, welches Castilla nach einer längeren Belagerung endlich mit Sturm nahm, worauf er 1857 zum zweiten Male zum gesetzmässigen Präsidenten erwählt wurde, diesmal jedoch infolge einer Abänderung der Verfassung nur auf vier Jahre, während die frühere Präsidentschaftsdauer sechs Jahre gewesen war. Inzwischen hatte der Bürgerkrieg zwischen Castilla und Echenique und darauf der Feldzug gegen Arequipa grosse Summen verschlungen, die Menge der höheren Offiziere, denen Castilla einen Grad verliehen hatte, teils um sie zur Parteinahme für ihn zu bestimmen, oder sie dafür zu belohnen, war zu einer erstaunlichen Zahl angewachsen.

Als Castilla sich gegen Echenique erklärte, hatte dieser, um seine Streitkräfte zu vermehren, allen Sklaven die Freiheit versprochen, die sich in seinem Heere anwerben liessen. Um diese Massregel zu entkräften, verkündigte Castilla sämtlichen Sklaven, schwarzen und farbigen, die Freiheit, indem die Eigentümer derselben nach Herstellung der Ruhe durch die Nation entschädigt werden sollten. In der That geschah dies, nachdem Castilla 1855 in Lima eingezogen war. Der Staat vergütete den Eigentümern für jeden Sklaven ohne Unterschied des Geschlechts 300 Pesos. Eine Million wurde sogleich bezahlt und der Rest binnen drei Jahren durch die Kasse der konsolidierten inneren Schuld. Zugleich erklärte sich Castilla zum Beschützer der Indianer und schaffte den Tribut ab, den diese bisher bezahlt hatten. Für diese Massregeln erhielt er vom Kongresse den Titel »Befreier«, mit welchem vor ihm nur Bolivar beehrt worden war. Allein bei so vielen und grossen ausserordentlichen Ausgaben genügten weder die nunmehr sehr beträchtlichen Einnahmen aus dem Guano, noch die von den Konsignatären gemachten Vorschüsse, daher im Jahre 1860, noch ehe die alte peruanische Schuld vollständig getilgt war, ein neues Anlehen in England aufgenommen wurde.

Castilla regierte bis 1861, und ihm folgte im Amte der General San Roman, der aber schon nach sechs Monaten starb. Der Verfassung gemäss wurde darauf dem ersten Vizepräsidenten, General Pezet, die Regierung übertragen, unter dem die Verwicklung mit Spanien eintrat. Diese führte 1865 zu einem neuen Anlehen. Da Pezet in der spanischen Frage sich schwach benommen und die Würde des Landes nicht gewahrt hatte, so wurde er Ende 1865 vom damaligen Obersten Prado gestürzt, der sich erst zum Diktator erklärte und später zum Präsidenten wählen liess. Aber Arequipa, von wo aus Prado gegen Pezet ausgezogen

war, erhob sich zwei Jahre darauf gegen ihn, man erklärte seine Regierung für widerrechtlich und seine Wahl für ungesetzlich. Zwar zog Prado gegen Arequipa zu Felde, vermochte aber nichts auszurichten, sah sich zu einem schimpflichen Rückzuge genötigt und wurde bei seiner Ankunft in Lima verlacht. Man liess ihn unbelästigt nach Chile entkommen, worauf 1867 der General Pedro Dièz Canseco als zweiter Vicepräsident San Romans, und somit bei Abwesenheit Pezets dessen gesetzlicher Stellvertreter, die sechs Monate, die von San Romans Präsidentschaftszeit noch übrig waren, regierte. Diese sechs Monate waren eine Periode von Missbräuchen, Verschleuderungen und Bestechungen, welche die berüchtigte Konsolidation vollständig in den Schatten stellten. Da das Nähere hierüber später bei der Geschichte des Baues der Eisenbahn nach Arequipa erzählt werden wird, so lassen wir diese Angelegenheiten hier unberücksichtigt und bemerken nur, dass durch die von Prado und Canseco aufgenommenen Anlehen und ausgegebenen Schuldverschreibungen die neue Schuld Perus wieder einen erheblichen Zuwachs erhielt.

Auf Canseco folgte (1868) in der Präsidentschaft durch gesetzmässige Wahl der Oberst José Balta, ein wohlmeinender und ehrlicher, aber beschränkter Mann, der seine Erhebung der Unterstützung verdankte, welche er dem General Canseco durch eine Schilderhebung zu dessen Gunsten im Norden der Republik geleistet hatte. Unter Balta endigten die Konsignationskontrakte der Unternehmer von 1860 und schloss Dreyfus seinen so viel besprochenen und angefeindeten Kauf- und Vorschussvertrag, dessen Hauptbestimmungen bereits mitgeteilt wurden. August Dreyfus, der Hauptinhaber des in Paris und Lima etablierten Handlungshauses Dreyfus frères & Cie., war im Elsass geboren, als jüdischer Schnittwaren- und Juwelenhändler nach Peru gekommen und hatte später in Lima ein Importationshaus gegründet, welches längere Zeit mit gutem Erfolge gearbeitet hatte, dessen damalige geschäftliche Lage jedoch von manchen Seiten für ungünstig und unsicher gehalten, oder wenigstens so dargestellt wurde. Ob diese Annahme begründet war oder nicht, lassen wir dahin gestellt sein, jedenfalls werden aber auch Dreyfus' Gegner und Bemäkler zugeben müssen, dass es dessen geschäftlicher Tüchtigkeit, seinem Mut und Unternehmungsgeist zu um so grösserer Ehre gereichte, wenn er unter schwierigen Umständen ein Unternehmen von solcher Ausdehnung und Verantwortlichkeit in Angriff nahm. In Paris fanden zu Anfang des Jahres 1869 wiederholt Konferenzen statt, in welchen frühere Konsignatäre und auch andere Kapitalisten, die sich für das Guanogeschäft interessierten, sich über

Vorschläge und Anerbieten zu einigen suchten, die den derzeit in Paris anwesenden Bevollmächtigten der peruanischen Regierung, Toribio Sanz und Juan Martin Echenique, für einen neuen Kontrakt gemacht werden sollten. Auch Dreyfus nahm anfangs an diesen Beratungen teil, zog sich aber später zurück und trat, gestützt auf bedeutende Geldinstitute mit den peruanischen Finanzagenten für sich allein in Unterhandlung. Am 5. Juli vereinbarte er mit diesen einen bedingungsweisen Kontrakt, welcher der Regierung in Lima zur Bestätigung vorgelegt werden sollte, und reiste mit demselben ungesäumt nach Peru ab. Einige Abänderungen und Zusätze, welche die Regierung wünschte, wurden bereits am 17. August zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt und zwei Tage später der Kontrakt notariell ausgefertigt und unterzeichnet.

Den Notizen, die wir in folgendem über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit geben, schicken wir die Bemerkung voraus, dass wir nur mitteilen, was auf öffentlicher Bühne, vor aller Augen vor sich ging, die Verhandlungen und Umtriebe hinter den Kulissen, die nur den Beteiligten bekannt sein können, lassen wir unberücksichtigt. Die sehr bedeutenden baren Mittel, die das Geschäft von Anfang an erforderte und die Dreyfus ja nicht besass, wurden ihm von einer der ersten Pariser Banken, der Compagnie générale, zur Verfügung gestellt und von ihm in der damals in Peru gebräuchlichen sehr freigebigen Weise benutzt. Da er in Peru grossen Widerstand gewärtigen musste und vorausgesetzt hatte, so war er vor allem darauf bedacht gewesen, durch die Vertreter seines Hauses in Lima sich eine Partei bilden zu lassen, bestehend aus fähigen, in politischen Ränken gewandten, und solchen Leuten, die auf den Präsidenten persönlichen Einfluss hatten. Der vornehmste seiner Gönner war D. Rufino Echenique, der ehemalige Präsident der Republik, der damals als Präsident des Senats vorzüglich dazu beigetragen hatte, den Beschluss des Kongresses vom 25. Januar zu stande zu bringen, welcher der Regierung die Vollmacht erteilte, den bestehenden Fehlbetrag des Budgets nach bestem Ermessen zu decken. Bei weitem die wichtigste Persönlichkeit unter Dreyfus Anhängern war jedoch der damalige, seit kurzer Zeit im Amte befindliche Finanzminister Nicolas de Piérola, der eigentliche Urheber des Kontrakts, sowie aller späteren wirtschaftlichen Massregeln, die sich an denselben anreihten und auf ihn gegründet waren. Piérola war damals noch ein ganz junger Mann, aber von unbestreitbarer Begabung, der seinem Lande hätte viel nützen können, aber durch die Masslosigkeit seines Ehrgeizes und seiner Selbstüberhebung nur Unglück über Peru gebracht hat. Er war durch Interessengemeinschaft mit Dreyfus ver-

bunden und blieb es auch später, wahrscheinlich bis zum heutigen Tag. Auch die übrigen Genossen der Partei konnten natürlich nur auf dem in Peru üblichen Wege angeworben werden, entweder direkt durch Bestechung oder durch Versprechungen und Aussichten auf künftige Gewinnbeteiligung. Der Präsident Balta selbst war nicht bestechlich, wenigstens war dies die allgemeine Meinung, und da in Peru die Leute gewohnt sind, von ihren Landsleuten immer das Schlechteste zu denken und zu sagen — leider auch oft genug mit Grund —, so darf man der öffentlichen Stimme glauben, die Balta für ehrlich erklärte. Aber seine Einsicht war beschränkt, er verstand nichts von Geschäften, hielt sich infolge seiner Erhebung nicht für klüger als er war und liess sich ganz von seinen vertrauten Ratgebern leiten. Zu diesen gehörte auch seine Frau, der man nachsagte, dass sie im Annehmen von Geschenken weniger spröde gewesen sei als ihr Gemahl.

Die Gegner des mit dem Hause Dreyfus abgeschlossenen Kontrakts waren die bisherigen Konsignatäre. Da die Konsignation in England sich in Händen einer peruanischen Aktiengesellschaft, der Compañia nacional befand und auch bei den meisten andern Konsignationshäusern peruanische Kapitalisten beteiligt waren, so wurde es jetzt gebräuchlich, diese Interessenten dem französischen, also ausländischen Bewerber gegenüber als Nationalpartei zu bezeichnen, obgleich sowohl die Mehrzahl der Geschäftsfirmen als ihre Inhaber und Kapitalien nicht peruanisch waren. Wiewohl die Regierung entschlossen war, das bisherige Konsignationsgeschäft nicht fortzusetzen, so teilte sie den Konsignatären doch die Weisungen und Bedingungen mit, welche den nach Europa gesendeten Finanzagenten als Richtschnur für abzuschliessende Kontrakte mitgegeben worden waren, und lud sie ein, auch ihrerseits Vorschläge zu machen. Die Konsignatäre jedoch, welche die Überzeugung hegten, dass die in Europa angestrebten Unterhandlungen zu keinem Ergebnis führen würden, thaten nichts, da sie erwarteten, dass die Regierung demnächst gezwungen sein würde, in derselben Weise wie früher bei ihnen Hilfe zu suchen. Als daher am 8. August die Nachricht von dem Abschluss eines neuen Kontrakts nach Lima gelangte, gerieten sie in begreifliche Aufregung, da sie sich ein vorteilhaftes Geschäft, auf das sie sicher gerechnet hatten, entrückt sahen. Die Regierung liess sie zwar nochmals auffordern, ihre Vorschläge zu machen, jedoch ohne ihnen den Wortlaut des Vertrags mitzuteilen, der ihr zur Verfügung stand. Die Konsignatäre aber, die bei ihrer engherzigen Gewinnsucht immer fürchteten der Regierung zu viele Vorteile einzuräumen, beschränkten sich darauf, unter Bezugnahme auf den Kongress-

beschluss, welcher bei Guanogeschäften den Landesangehörigen den Vorzug zu geben verfügte, die Regierung zu ersuchen (13. August) in dem abzuschliessenden Kontrakt eine Klausel einzuschalten, in welcher dieses Vorrecht gewahrt werde, für den Fall, dass sie davon Gebrauch zu machen wünschten. Die Regierung jedoch liess diese Zumutung ohne Antwort, und der Kontrakt mit Dreyfus wurde ohne weiteren Verzug vollzogen, wahrscheinlich, um den Präsidenten nicht wieder durch anderweitige Einflüsterungen wankend werden zu lassen. Ehe aber die notarielle Urkunde unterzeichnet und der Text des Vertrags durch das amtliche Blatt bekannt gegeben war, machten die sogenannten Nationalen, die jetzt ernstlich bange geworden waren, einen Versuch, auf Grund des erwähnten Vorzugsdekrets dem Hause Dreyfus seinen Kontrakt zu entreissen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen. In einer am 18. August an den Präsidenten gerichteten Eingabe erboten sie sich den Kontrakt zu übernehmen und die (ihnen unbekannten) Bedingungen desselben zu Gunsten des Staats in solcher Weise zu verbessern, dass entweder durch Erhöhung des Kaufpreises oder Herabsetzung des Zinsfusses dem Fiskus ein Nutzen von 200 000 Sols erwüchse. Zugleich erklärten sie, sich mit einer Beteiligung von 20 pCt. an dem Geschäfte begnügen zu wollen und 80 pCt. dem Publikum zur Subskription zu überlassen. Als auch diese Eingabe von der Regierung unbeantwortet gelassen, im Gegenteil der Vertrag mit Dreyfus urkundlich unterzeichnet und veröffentlicht worden war, wendeten sich die in dieser Weise abgewiesenen Nationalen an den obersten Gerichtshof (Corte suprema) mit einer Klage wegen Beraubung eines ihnen zustehenden Rechts durch den Staat und der Forderung der Aufhebung des gesetzwidrig abgeschlossenen Vertrags. Und um die Parteinahme der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten noch weiter zu befördern, erboten sie sich durch eine Eingabe an die Regierung vom 31. August, dass unbeschadet der vorerwähnten Verbesserung der Kontraktbedingungen zu Gunsten des Staats im Betrage von 200 000 Sols, die dem Fiskus zu gute kommenden Einnahmen noch um weitere 2 Millionen zu erhöhen, in welcher Weise und Form solle durch besondere Vereinbarungen entschieden werden. Um den Eindruck, den ein solches Anerbieten machen könnte, zu entkräften, machte sich Dreyfuss seinerseits anheischig, durch Verbesserungen und Ersparnisse in dem Verkaufsmodus des aus den Konsignationen herrührenden Guanos, dem Staate drei Millionen zuzuwenden, und übernahm die Verpflichtung der Entrichtung dieser Summe aus eigenen Mitteln; und um zugleich seinem Kontrakte den Charakter eines ausländischen zu nehmen und zu einem peruanisch-

nationalen zu machen, bot er dem Publikum in Lima eine Beteiligung durch Aktien an.

Inzwischen nahm der vor dem obersten Gerichtshof geführte Prozess seinen Fortgang. Obgleich nun die Entscheidungen der Corte Suprema gleich denen der niederen Gerichte in Peru nicht immer bloss durch Erwägung des Rechts und der Gerechtigkeit entschieden werden, und wiewohl Dreyfus und seine Partei auch unter den Richtern Anhänger und Freunde zählte, so liess doch in diesem Falle das Gesetz, auf welches die Nationalen sich stützten, keine Missdeutung zu, es war zweimal in ähnlichen Fällen angewendet worden, und zudem war die Stellung und der Einfluss der beteiligten Personen so gross, dass von vorn herein der Ausgang des Prozesses vorauszusehen war. Der Fiskal oder Vertreter der Staatsinteressen bei dem Obergericht, dessen Gutachten bei allen wichtigen Fragen eingeholt wird, ein in juristischen Kreisen sehr angesehener Mann (Ureta) erklärte sich zu Gunsten der Nationalen. Auch der ständige Ausschuss des Kongresses (comision permanente) der in der Zwischenzeit zwischen den Sitzungsperioden denselben vertritt, ersuchte die Regierung, den abgeschlossenen Kontrakt dem Gesetze gemäss abzuändern, endlich (26. November 1869) gab auch der Gerichtshof sein Urteil ab, welches die Beraubung der Nationalen durch den Staat aussprach und der Regierung anheimstellte, unter Zugrundelegung der von den Nationalen vorgeschlagenen Verbesserungen eine öffentliche Bewerbung auszuschreiben. Während diese Entscheidung in parlamentarischen und gerichtlichen Kreisen aufs lebhafteste erörtert wurde, liess man auch die öffentliche Meinung durch die Tagespresse und durch Broschüren bearbeiten, der Kredit und die geschäftliche Stellung Dreyfus wurden verdächtigt, man suchte die Finanzleute in Europa einzuschüchtern und die Inhaber peruanischer Schuldscheine argwöhnisch zu machen.

Allein alles war vergebliche Mühe, der Präsident beharrte bei seinem einmal gefassten Beschluss. Die Regierung erklärte, dass sie in Gemässheit mit der ihr durch das Gesetz vom 25. Januar erteilten ausserordentlichen Ermächtigung den neuen Guanokontrakt nach bestem Ermessen zum Vorteil des Staats abgeschlossen, dass eine gerichtliche Beurteilung desselben dem Obertribunal nicht zustehe, sondern dass nur der Kongress darüber zu entscheiden habe. Der Eindruck, den diese Vorgänge auf nicht beteiligte und vorurteilsfreie Zuschauer machte, war, dass allerdings das Urteil des Gerichtshofs als ein begründetes und gerechtes erscheine, dass die Regierung ungesetzlich handelte, indem sie keine öffentliche Bewerbung ausschrieb, wahrscheinlich, da bei einer

solchen sich weniger Gelegenheit fand, Privatinteressen zu berücksichtigen und Gewinnbeteiligungen zu erzielen; dass aber die sogenannten Nationalen ob der schmutzigen Gewinnsucht, mit der sie aus den Verlegenheiten der Regierung Nutzen zu ziehen suchten, verdient hatten, was ihnen widerfahren war.

Bei dem zur Entscheidung über diese Frage zusammengerufenen Kongresse wurden dann dieselben Hebel in Bewegung gesetzt, mit denen die meisten bisherigen Hindernisse beseitigt worden waren. Als die erforderliche Stimmenmehrheit gekauft war,*) kamen noch manche Nachzügler gelaufen, die entweder spröde gewesen waren, oder zu viel hatten haben wollen, oder die früher der Nationalpartei ihre Unterstützung versprochen, aber jetzt fanden, dass sie die unrechte Seite erwählt hatten. Im Hause Dreyfus hörte man ihre patriotischen Beteuerungen gelassen an, wünschte ihnen Glück, dass sie endlich erkannt hätten, wer das wahre Beste des Landes im Auge habe, behielt aber im übrigen nunmehr die Hände in den Taschen. August Dreyfus selbst war damals nicht mehr in Lima, sondern hatte sich, als er über das Schicksal seines Kontrakts nicht mehr in Ungewissheit zu sein brauchte, zur Leitung der ferner beabsichtigten Geschäfte nach Paris zurückbegeben. Nachdem der Kongress den Kontrakt bestätigt hatte, (11. November 1869) wurden diese auch alsbald in Angriff genommen.

Die damals nahe bevorstehende Erschöpfung der Guanolager auf den Chincha-Inseln, die nach der anfänglichen Annahme der Ausfuhr für unabsehbare Zeiten genügen sollten, hatte bei vielen weiter denkenden Peruanern die Sorge erweckt, dass bei Fortsetzung der bisherigen Misswirtschaft eines Tages vielleicht der ganze Guanoreichtum verschwunden sein möchte, ohne dass Werke von dauerndem Nutzen für den Staat geschaffen worden wären. Was dem Lande am meisten not that, waren Verkehrsmittel, Strassen, womöglich Eisenbahnen, durch welche das Hochland und die am Ostabhang der Andes gelegenen Thäler mit der Küste in Verbindung gesetzt würden. Schon ehe die Regierung ermächtigt wurde, den neuen Guanokontrakt zu begeben, hatte daher der Kongress den Bau von drei Eisenbahnen beschlossen (15. Januar 1869), welche von der Küste über den Kamm des Gebirges geführt werden sollten, nämlich im Süden von Arequipa nach Puno mit Verlängerung bis Kusko, in Mittelperu von Lima nach dem Thale von Jauja und im

*) Damals wurde in einem Witzblatte mit fetten Lettern eine Auktionsanzeige gedruckt, worin angezeigt wurde, dass an einem gewissen Tage nebst anderem alten Gerümpel auch noch einige übrig gebliebene Stimmen des Kongresses meistbietend versteigert werden sollten.

Norden von Trujillo oder Pacasmayo nach Cajamarca. Zur Beschaffung der dazu erforderlichen Baugelder wurde der Regierung anheimgestellt, ein Anlehen aufzunehmen, dessen Titel den Unternehmern an Zahlungsstatt auszuhändigen wären. Auf Grund dieser Ermächtigung beschloss die Regierung durch ihren Bevollmächtigten José Maria Latorre Bueno mit dem Hause Dreyfus als Finanzagenten der Republik (19. Mai 1870) einen Kontrakt zur Ausgabe von 59 600 000 peruanischen Sols oder den entsprechenden Betrag in Pfund Sterling (11 141 580 £), für welche Summe die Eisenbahnen von Callao nach der Oroya (d. h. von Lima nach dem Thale von Jauja) und von Arequipa nach Puno gebaut werden sollten. Diese erste Anleihe wurde mit 6 pCt. verzinst und 2 pCt. jährlich zur Tilgung festgesetzt; die dazu erforderlichen Summen wurden durch Dreyfus vorgestreckt, um später durch die Guanoverkäufe gedeckt zu werden. Die Ausgabe erfolgte in Paris zum Kurse von 80 pCt. und das Haus Dreyfus übernahm 5 000 000 £ fest für eigene Rechnung.

Zu Anfang des nächsten Jahres (24. Januar 1871) verfügte der Kongress die Aufnahme einer zweiten Anleihe von 15 000 000 £, von welchen 13 000 000 £ zum Bau der übrigen Bahnen im Gebiete der Republik, 2 000 000 £ zur Anlage von Bewässerungskanälen in verschiedenen wasserarmen Gegenden verwendet werden sollten. Der Vertrag zur Ausgabe dieser Anleihe wurde mit dem Hause Dreyfus am 7. Juli 1871 abgeschlossen. Der Zinsfuss der Anleihe war 5 pCt. mit 2 pCt. zur Tilgung und der Staat bot als Pfand der pünktlichen Zinszahlung nicht nur den Erlös des Guanos, sondern auch die Einnahmen der Zollhäuser und sonstigen Renten der Republik. Die Titel wurden mit 75 pCt. ausgegeben und Dreyfus übernahm zu diesem Kurse 4 000 000 £ für eigene Rechnung. Durch einen Schlussparagraphen wurde Dreyfus ermächtigt, um die gesamte äussere Schuld Perus in eine einheitliche Form zu bringen, die noch nicht amortisierten Stücke der Anleihen von 1865 in England, von 1866 in den Vereinigten Staaten, sowie auch die der sechsprozentigen von 1870 einzulösen, gegen Titel der neuen Anleihe umzutauschen und zu diesem Ende ausser den erwähnten 15 000 000 £ noch die erforderlichen Summen in fünfprozentigen Schuldscheinen auszugeben.

Die bisher angeführten Kontrakte wurden während der Regierung des Präsidenten Balta durch dessen Finanzminister Piérola abgeschlossen. Im Anschluss an dieselben ermächtigte der Kongress (15. Januar 1873) die Regierung, behufs der Umwandlung aller Titel der äusseren Schuld, auf welche höhere Zinsen entrichtet wurden, in fünfprozentige Schuldscheine, solche bis zur Höhe von 36 000 000 £ auszugeben. Infolge-

dessen schloss die Regierung des Präsidenten Manuel Pardo, des Nachfolgers Baltas, mit dem Hause Dreyfus einen neuen Vertrag ab (5. März 1873), in welchem festgesetzt wurde, dass die Anleihe zum Kurse von 77,5 pCt. ausgegeben werden, Dreyfus aber sogleich 12 000 000 £ fest übernehmen sollten, um davon die zum Weiterbau der Eisenbahnen erforderlichen Summen dem Unternehmer Henry Meiggs vorstrecken zu können. Indessen wurden nur die Schuldscheine der früheren Anleihen von 1865 und 1866 in fünfprozentige umgewandelt, die sechsprozentigen von 1870 wurden nicht eingezogen, sodass sich die gesamte äussere Schuld Perus am Ende des Jahres 1875, zu welcher Zeit die letzte Zinszahlung geleistet wurde, auf die nachstehenden Summen belief, nämlich:

6 pCt. Anleihe von 1870	11 141 580 £,
5 pCt. Anleihe von 1872/73	21 546 740 £
zusammen	32 688 320 £.

Man kann nicht umhin zu erstaunen, dass es gelang, Anleihen von solcher Höhe zu begeben, zu einer Zeit, wo die demnächstige Erschöpfung der Guanolager bereits allen einigermassen mit den Verhältnissen Vertrauten bekannt war. Bloss die fortgesetzte geflissentliche Verbreitung unwahrer Berichte über die angebliche Unermesslichkeit der peruanischen Guanovorräte kann die Märkte getäuscht haben.

Als Dreyfus die ihm kontraktlich zukommenden zwei Millionen Tonnen Guano empfangen hatte (zu Anfang 1876), waren durch den Erlös des verkauften, sowie den berechneten Wert des unverkauften Vorrats, seine der Republik geleisteten Vorschüsse und Zahlungen nicht gedeckt, sondern er hatte nach seinen vorgelegten Rechnungen noch eine sehr beträchtliche Summe zu fordern. Dieser Fall war vorgesehen in dem Kaufkontrakte von 1869, welcher ihm das Recht erteilte, unter solchen Umständen die Guanoausfuhr fortzusetzen bis zur vollständigen Deckung seines Guthabens. Allein die Regierung beanstandete seine Rechnungen und machte Gegenforderungen, die Erlaubnis zur ferneren Ausfuhr wurde nicht gewährt, und da der Staat sich wie immer in dringender Geldnot befand, so wurde der General Manuel Ignacio Prado, der damals zum zweitenmale zum Präsidenten erwählt worden war, ehe er sein Amt antrat, als bevollmächtigter Minister nach Europa gesandt, wo er mit Raphael Söhne in London den bereits erwähnten Konsignationsvertrag abschloss. Bei diesem letzten Kontrakte scheint für niemand ein Gewinnanteil abgefallen zu sein, als für die bei der Unterhandlung beteiligten Personen. Prado hatte in seiner ersten Verwaltungsperiode (1865—67) anerkanntermassen ehrlich und uneigennützig regiert

und war — im Grunde vielleicht eben deshalb — vertrieben worden. In seiner zweiten Verwaltung schien er nachholen zu wollen, was er in der ersten versäumt hatte, und man würde ihn wahrscheinlich ebenfalls vor Ablauf der gesetzlichen Frist aus dem Amte gedrängt haben — diesmal aus entgegengesetzten Gründen — wenn er nicht vorgezogen hätte, von selbst zu gehen. Während des Krieges mit Chile verliess er Peru, angeblich, um im Auslande neue Panzerschiffe für die Republik zu kaufen. An seiner Statt wurde der Vizepräsident La Puerta mit der Regierung beauftragt, jedoch bald nach Prados Abreise durch Nicolas de Piérola abgesetzt, und dieser bemächtigte sich der Herrschaft unter dem Titel eines Jefe supremo, d. h. eines Diktators mit unbeschränkter Machtbefugnis.

Piérola war Finanzminister des Präsidenten Balta bis zu dessen Tode geblieben. An der Verschwörung des Kriegsministers Gutierrez und seiner Brüder, durch welche der unglückliche Balta kurz vor Ablauf seiner gesetzmässigen Regierungszeit ermordet wurde (S. I. B.), scheint er nicht teilgenommen zu haben, dagegen machte er später zwei Versuche, die Herrschaft an sich zu reissen, einmal unter dem Nachfolger Baltas, dem Führer der Zivilpartei Manuel Pardo, und einige Jahre darauf während der zweiten Regierung des Generals Prado. Beide Empörungen wurden zwar vereitelt, doch kostete ihre Unterdrückung dem Lande schwere Opfer und verhinderte die beabsichtigte Anschaffung stärkerer Panzerschiffe, deren Mangel später im Kriege mit Chile für Peru so verhängnisvoll wurde. Dass Piérola bei seinen politischen Umtrieben und Bestrebungen, die gesetzlich bestehenden Regierungen zu stürzen, von Dreyfus mit Geldmitteln unterstützt worden sei, lässt sich nicht bezweifeln, wenn man sich erinnert, durch welche Mittel dieser in den Besitz seines Kontraktes gelangt war, und dass ihm natürlich daran gelegen sein musste, die Regierung Perus, statt in den Händen seiner Gegner, wieder von dem Manne geleitet zu sehen, mit dem er bisher gearbeitet hatte.

Als daher Piérola endlich sein lange vergeblich verfolgtes Ziel erreicht und die Leitung der Republik — zu deren Verderben — in seine Hand gebracht hatte, war einer seiner ersten Regierungsakte ein Dekret zu Gunsten des Hauses Dreyfus, teils aus Dankbarkeit für geleistete Hilfe, vielleicht auch die Hoffnung, dasselbe durch die Aussicht auf einen grossen künftigen Gewinn zur Gewährung eines sofortigen, wenn auch nur geringen Geldvorschusses zu bewegen. Am 7. Januar 1880 unterzeichnete er ein Übereinkommen, demzufolge die Regierung das

Guthaben des Hauses Dreyfus laut der am 30. Juni 1879 abgeschlossenen laufenden Rechnung mit

21 083 000 peruanischen Sols oder

4 008 000 Pfund Sterling*)

provisorisch anerkannte, und daraufhin Dreyfus ermächtigte, zur Deckung seines Guthabens alsbald mit der Ausfuhr von Guano aus beliebigen Lagern zu beginnen. Die vorgelegten Rechnungen sollten von dem Rechnungshof binnen sechs Monaten geprüft und nach den Entscheidungen desselben das Guthaben des Hauses endgültig festgesetzt werden. Da angeblich die Prüfung der Rechnungen nur langsame Fortschritte machte, wahrscheinlich jedoch infolge eines vorhergegangenen Übereinkommens, erklärten die Vertreter des Hauses Dreyfus in Lima, dass sie im Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Diktators ihre sämtlichen Ansprüche an den Staat der schiedsrichterlichen Entscheidung desselben anheimstellen, und sich dessen Spruche, wie er auch ausfallen möchte, fügen wollten. Piérola nahm das ihm angetragene Schiedsrichteramt an (13. April 1880), beschränkte durch sieben Urteile über streitige Punkte das von Dreyfus beanspruchte Guthaben um rund 7,5 Millionen Sols und liess durch den Rechnungshof die dem Hause noch zukommende Summe auf 13 591 000 Sols festsetzen**). In einer zweiten Liquidation (Nov. 1880) in welcher Dreyfus noch weitere Konzessionen gemacht wurden, war diese Summe nebst den seither aufgelaufenen Zinsen auf 16 900 000 Sols angewachsen.

Diese Entscheidungen hatten jedoch nur den Erfolg, dass Dreyfus einige Ladungen Guano aus den der Zeit nicht von den Chilenen in Beschlag genommenen Lagern ausführen konnte, und sich die Ladungsscheine von 25 an die Peruvian Guano Co. abgegangene Schiffsladungen übertragen liess; denn der Herrschaft Piérolas machten die Schlachten

*) Diese sowie die nachfolgenden Summen sind in runden Zahlen mit Weglassung der letzten drei Ziffern gegeben.

**) Die durch Piérola gemachten Abzüge waren folgende:

Für Differenzen im Werte des Papiergeldes, welches Dreyfus für Verladung des Guanos vorgeschossen hatte	2 478 000 $
Restsumme der 3 Millionen Sols, welche sich Dreyfus erboten hatte der Regierung durch Verbesserungen beim Vertrieb des an die früheren Unternehmer konsignierten Guanos zu ersparen .	2 228 000 »
Zinsen des Anlehens von 1870 vom 1. Januar bis 30. Juni, welche der Regierung in Rechnung gebracht worden, ohne dass die Anleihe noch zur Ausgabe gelangt war	2 754 000 »
Kleinere, durch den Rechnungshof gemachte Abzüge . . .	30 000 »

bei Chorrillos und Miraflores ein Ende. Als der von den Chilenen als Präsident eingesetzte General Iglesias nach dem Frieden zu Ancon durch den General Andrés Cáceres gestürzt und letzterer zum Oberhaupt der Republik erklärt worden war, trat ein in gesetzmässiger Weise gewählter Kongress zusammen, welcher, gestützt auf die Verfassung und frühere Gesetze der Landesvertretung, sämtliche Regierungsakte des Diktator Piérola und des Präsidenten Iglesias aufhob und als nichtig erklärte. Aber auch wenn Piérolas schiedsrichterliche Urteile zu Gunsten des Hauses Dreyfus in Kraft geblieben wären, so würde dies demselben unter den obwaltenden Umständen wenig genützt haben; denn Peru verlor im Frieden von Ancon nebst den Salpeterwerken die wertvollsten noch vorhandenen Guanolager, blieb von allen Mitteln entblösst und konnte nichts mehr geben. Dreyfus wendete sich daher mit seinen Rückforderungen an Chile und wurde dabei von der französischen Regierung durch diplomatische Verwendung unterstützt, allein bis jetzt mit geringem Erfolg.

Auch von der peruanischen Regierung, gegen welche Dreyfus seine Forderungen stets aufrecht hielt, wurden dieselben nicht anerkannt. Man machte ihm Gegenforderungen, die hauptsächlich sich gründeten auf die Vorenthaltung des Anteils an dem Gewinn, den Dreyfus in Verbindung mit dem Hamburger Hause Ohlendorff aus der Aufschliessung des Guanos bezogen hatte. Bereits 1871 wurde dem Hause Dreyfus auf dessen Gesuch die Erlaubnis zur Aufschliessung des Guanos erteilt und 300 000 £ zu Fabrikanlagen bewilligt. Dreyfus jedoch machte von dieser Ermächtigung keinen Gebrauch, sondern verband sich mit Ohlendorff, welchem er den Guano von guter Qualität zum Preise von 12,10 £ nebst einer Prämie verkaufte, den geringeren je nach dem durch Analyse bestimmten Stickstoffgehalt. Durch Vermischung der beiden Guanoarten und Versetzen derselben mit Schwefelsäure stellte man eine pulverförmige Masse her, für welche ein höherer Preis erzielt wurde, als die Bestandteile kosteten. Da nun nach dem Kontrakt von 1869 der Regierung 75 pCt. von dem Mehrerlös zusteht, der über 12,10 £ vereinnahmt wird, so fordert diese die 75 pCt. von dem Gewinn, den Dreyfus durch seine Geschäftsverbindung mit Ohlendorff erhielt, da der erstere ermächtigt gewesen sei, die Aufschliessung für Rechnung der peruanischen Regierung vornehmen zu lassen. Im April 1878 erliess die Regierung ein Dekret in diesem Sinne, gegen welches Dreyfus nicht die zuständigen Gerichte anrief, sondern sich darauf beschränkte mit den Finanzagenten der Republik um eine Abfindungssumme zu unterhandeln.

Der Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs.

Da die letzten grossen Anleihen Perus gegen Verpfändung der Guanolager aufgenommen wurden und nur auf Grund irrtümlicher Vorstellungen über die Masse der noch vorhandenen Vorräte begeben werden konnten, so gehört die Verwendung dieses Geldes zur Geschichte des Guanos. Der Mangel an Verkehrsmitteln und die Schwierigkeiten der Bodenverhältnisse waren von jeher das Haupthindernis gewesen, das der wirtschaftlichen Entwickelung Perus entgegengestanden. In einem Lande mit hohen Gebirgen, von tiefen Schluchten durchfurcht, mit trockenen öden Sandwüsten an der Küste, im Innern bedeckt mit feuchten dichten Wäldern, waren die weit von einander entfernten Ortschaften nur durch Saumpfade mit einander verbunden, und auf solchen konnten weder Kulturmittel in die fernen fruchtbaren Thäler, noch deren Erzeugnisse zu Markte gebracht werden. Auch wenn man die Reitwege durch Fahrstrassen ersetzt hätte, wäre dem Übel nicht genügend abgeholfen worden, nur durch Eisenbahnen schien es möglich, die im Hochlande und am Ostabhang desselben gelegenen Gegenden zu erschliessen und die Arbeit daselbst lohnend zu machen. Zu Anfang der fünfziger Jahre waren die ersten Eisenbahnen im Lande eröffnet worden, von Lima nach den Hafenstädten Callao und Chorrillos; dann folgte die Bahn von Arica nach Tacna, die Salpeterbahn von Iquique nach der Noria, im Norden von Salaverry nach Trujillo und andere. Alle diese Bahnen führten durch Küstengegenden, und da bei ihrem Bau keine Schwierigkeiten zu überwinden waren, und sie mehr oder weniger gute Aussichten auf eine entsprechende Verzinsung des angelegten Kapitals boten, so waren sie durch Privatunternehmung entstanden. Dass ein Gleiches auch bei Schienenwegen geschehen würde, welche das Gebirge überschreiten sollten, liess sich jedoch nicht hoffen, denn hier waren die Baukosten voraussichtlich so gross, die Bevölkerungen so dünn und arm, dass in vielen Jahren ein Gewinn aus dem Betriebe nicht zu erwarten war. Diese Bahnen konnten daher nur aus öffentlichen Mitteln hergestellt werden, und da sie für die Aufschliessung der inneren Gegenden die wichtigsten waren, so war es der Wunsch aller ernsthaften und wohlmeinenden Leute, dass dies geschehen möge. Diesem Verlangen schlossen sich sodann auch alle diejenigen an, die danach trachteten, sich auf Kosten des Staats zu bereichern, und denen es am Ende gleichgültig war, ob ein Unternehmen zu Nutzen oder Schaden des Landes ausfiel, wenn sie nur daraus für sich selbst Vorteil zogen, also die zahlreiche Klasse der politischen Lungerer und Hungerleider,

eine Menge von Regierungsbeamten und Mitgliedern des Kongresses, denen allen sich bei der Vergebung grosser Kontrakte die Aussicht eröffnete, dass auf die eine oder die andere Weise dabei etwas für sie abfallen möchte. Die Zeiten der Konsolidation der inneren Schuld waren noch nicht vergessen, doch schon lange Zeit war verflossen seit dem Falle dieses Goldregens, und der Wunsch wurde immer lebhafter und dringender, es möge irgend eine Gelegenheit gefunden werden, die eine Wiederholung dessen möglich mache, was man in den fünfziger Jahren unter dem Präsidenten Echenique erlebt hatte. Denn Castilla, dessen zweite Verwaltung auf Echenique folgte, ging zwar keineswegs sparsam mit der Staatskasse um, allein er gestattete keine Bestechungen und Unterschleife; San Roman regierte nur sechs Monate und starb unbescholten; unter dem General Pezet, der als erster Vicepräsident an seine Stelle trat, kamen allerdings Unregelmässigkeiten vor, von denen jedoch nur wenige Personen Nutzen zogen. Dann kam Prado, dessen erste Verwaltung sich durch Uneigennützigkeit und gewissenhafte Verwaltung der öffentlichen Gelder auszeichnete. Nachdem nun Prados Feldzug gegen das aufständische Arequipa ein so klägliches Ende genommen und er nach Chile geflohen war, folgte ihm sein Besieger, der General Pedro Diez Canseco, dem als zweiten Vicepräsidenten des während seiner Amtsdauer verstorbenen San Roman noch eine gesetzliche Regierungszeit von etwas mehr als sechs Monaten zustand. Diese kurze Frist beschlossen er und seine Parteigenossen nach Möglichkeit auszunutzen. Schon auf dem Wege nach Lima, noch ehe sie in der Hauptstadt anlangten, wurde der Gedanke angeregt, jetzt endlich den Bau der Eisenbahn nach Arequipa in Angriff zu nehmen, wozu die Regierung schon seit Jahren durch den Kongress ermächtigt war. Von dem Anlehen von 1865, welches zur Zeit des spanischen Krieges aufgenommen wurde, waren noch zwei Millionen Pfund Sterling nicht begeben, und diese Summe stand daher der Regierung zur Verfügung. Um sowohl die technische Ausführung des Unternehmens, als auch bei Begebung des Kontrakts den eigenen Vorteil zu sichern, lud man den nordamerikanischen Bauunternehmer Henry Meiggs, der sich damals in Chile befand, ein, nach Lima zu kommen und sich um den Kontrakt zu bewerben. Da dieser Mann von seiner Ankunft in Peru an bis zu seinem Tode während zehn Jahren einen fast entscheidenden Einfluss auf das öffentliche und Privatleben ausgeübt hat, so unterbrechen wir hier den Faden der Erzählung einen Augenblick, um einen kurzen Überblick über dessen früheres Leben vorauszuschicken.

Henry Meiggs wurde am 1. Juli 1811 in Catskill, Greene County,

im Staate New-York geboren. Sein Vater, Elias Meiggs, war Bauunternehmer und bei vielen wichtigen öffentlichen und Privatunternehmungen beteiligt gewesen. Schon als Knabe arbeitete der junge Heinrich im Geschäfte seines Vaters, lernte Zeichnungen und Pläne entwerfen und Kostenanschläge machen. Er war erst zwölf Jahre alt, als er bereits anfing selbständig auf Unternehmungen auszugehen, und trotz seiner Jugend unter älteren Leuten durch seine Thätigkeit und sein frühreifes Urteil sich eine geachtete Stellung erwarb. Doch genügten die beschränkten Verhältnisse seines kleinen Heimatsortes seinen Ansprüchen nicht, daher er sich im Alter von 23 Jahren (1834) nach New-York wendete. Dort trat er in ein grosses Baumaterialiengeschäft und erwies sich daselbst in verantwortlicher Stellung als ein so gewandter und thätiger Arbeiter, dass man ihm nach drei Jahren anbot, als Teilhaber in das Geschäft einzutreten. So vorteilhaft die Stellung war, lehnte sie Meiggs doch ab, da er vorzog, die nunmehr erworbene Platzkenntnis zu selbständigem Wirken zu benutzen. Er arbeitete mit gutem Erfolg und hatte bereits ein ansehnliches Kapital erworben, als er zum erstenmale vom Missgeschick betroffen wurde. Durch eine Finanzkrisis, bei welcher viele Banken zu Falle kamen, verlor auch Meiggs den grössten Teil seines Vermögens. Allein er ertrug sein Geschick gelassen, er war jung, gesund, erfreute sich eines guten Rufs, dem entsprechenden Kredits, und binnen kurzem arbeitete er von neuem mit gutem Erfolg. Er verliess jedoch bald darauf die Stadt New-York und liess sich in dem benachbarten Williamsburg nieder. Dort erwarb er sich neben einer sehr geachteten kaufmännischen Stellung durch sein wohlwollendes und zuvorkommendes Wesen auch grosse gesellige Anerkennung, so dass er während der letzten vier Jahre seines Aufenthalts daselbst zum Präsidenten des Stadtrats erwählt wurde, also ein Amt bekleidete, das unserem Oberbürgermeister entspricht. Als solcher erwarb er sich um die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt grosse Verdienste.

Meiggs war jetzt ein wohlhabender und angesehener Mann, allein sein Wirkungskreis war zwar gewinnbringend und ehrenvoll, aber doch zu beschränkt, um ihn zu befriedigen. Wie einst in seiner Knabenzeit seine Heimatsstadt Catskill, so erschien ihm jetzt in seinem kräftigsten Mannesalter Williamsburg zu eng, es verlangte ihn nach grossen Unternehmungen, um zu zeigen, was er zu leisten vermöge. Als daher im Jahre 1849 die Nachricht von der Entdeckung des Goldes in Kalifornien sich verbreitete, so sah er daselbst sich das Feld öffnen, nach dem er sich gesehnt hatte: er gab sein Geschäft auf und folgte gleich so vielen anderen dem Zuge nach dem neuen Dorado. Als ein in weiten Kreisen

bereits bekannter Mann nahm er sogleich in Kalifornien in geschäftlicher Hinsicht, und bald auch im politischen Leben eine hervorragende Stellung ein. Er unternahm in San Francisco eine Reihe grosser Privatbauten und öffentlicher Arbeiten, neben mehreren Strassenanlagen, besonders die Errichtung eines grossen Hafendammes, der nach seinem Namen benannt wurde. In den fünf Jahren seines Aufenthaltes wurde er viermal in den Stadtrat gewählt und war zweimal Präsident desselben. Die damals in Kalifornien sehr mächtige Partei der Knownothings, deren Hauptbestreben die Ausschliessung der Ausländer von öffentlichen Ämtern war, trug ihm an, ihn als Kandidaten für das Gouverneurs-Amt aufzustellen, was Meiggs jedoch ablehnte, da die Annahme desselben sich mit seinen geschäftlichen Interessen nicht vereinigen liess.

Allein dieses grosse scheinbare Wohlergehen, dessen sich Meiggs damals erfreute, trug in sich den Keim von Unglück, und zwar des grössten, das diesen Mann in seinem Leben betraf, denn der Schiffbruch, den er erlitt, verschlang nicht nur sein Vermögen, sondern schädigte auch seinen bisher unbescholtenen Namen. Die Schnelligkeit, mit der die Stadt San Francisco entstanden war, die Hast und Verwegenheit aller spekulativen Unternehmungen, konnten nicht lange ohne einen Rückschlag bleiben, bei dem viele Bank- und andere Firmen zusammenbrachen und Meiggs, dessen Vermögen durch Feuersbrünste grossen Schaden gelitten hatte, als einer der ersten zu Falle kam. Der nachmalige General Sherman, der später im amerikanischen Bürgerkriege eine bedeutende Rolle spielte, hatte damals gleich vielen anderen Leuten seine bisherige Laufbahn verlassen und war in ein Bankhaus in San Francisco eingetreten, in der Hoffnung rasch ein Vermögen zu erwerben. Er stand mit Meiggs in geschäftlicher Beziehung und bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten*) über die damaligen Zustände und Vorgänge in Kalifornien folgendes: »Im Jahre 1854 war H. Meiggs Hauptteilhaber der Bauholzhandlung Meiggs, Neeley & Thompson. Er war damals einer der angesehensten Leute, lebte auf grossem Fusse in Broadway, war Mitglied des Stadtrats und Besitzer einer Sägemühle an der Küste in der Nähe von Mendocino. Nisbet, Shermans Teilhaber im Geschäft, hegte ein unbedingtes Vertrauen zu Meiggs, allein Shermann teilte diese gute Meinung nicht, da ihm bekannt war, dass Meiggs auch bei anderen Häusern grosse Summen aufgenommen hatte. Er bestand daher darauf, dass die 80 000 $, welche dieser dem Hause schuldete, bis zu 25 000 $ zurückgezahlt und dieser Rest durch eine Hypothek auf Meiggs Wohnhaus gedeckt würde. Bald darauf war eines

*) Memoirs of General Sherman, New-York 1875.

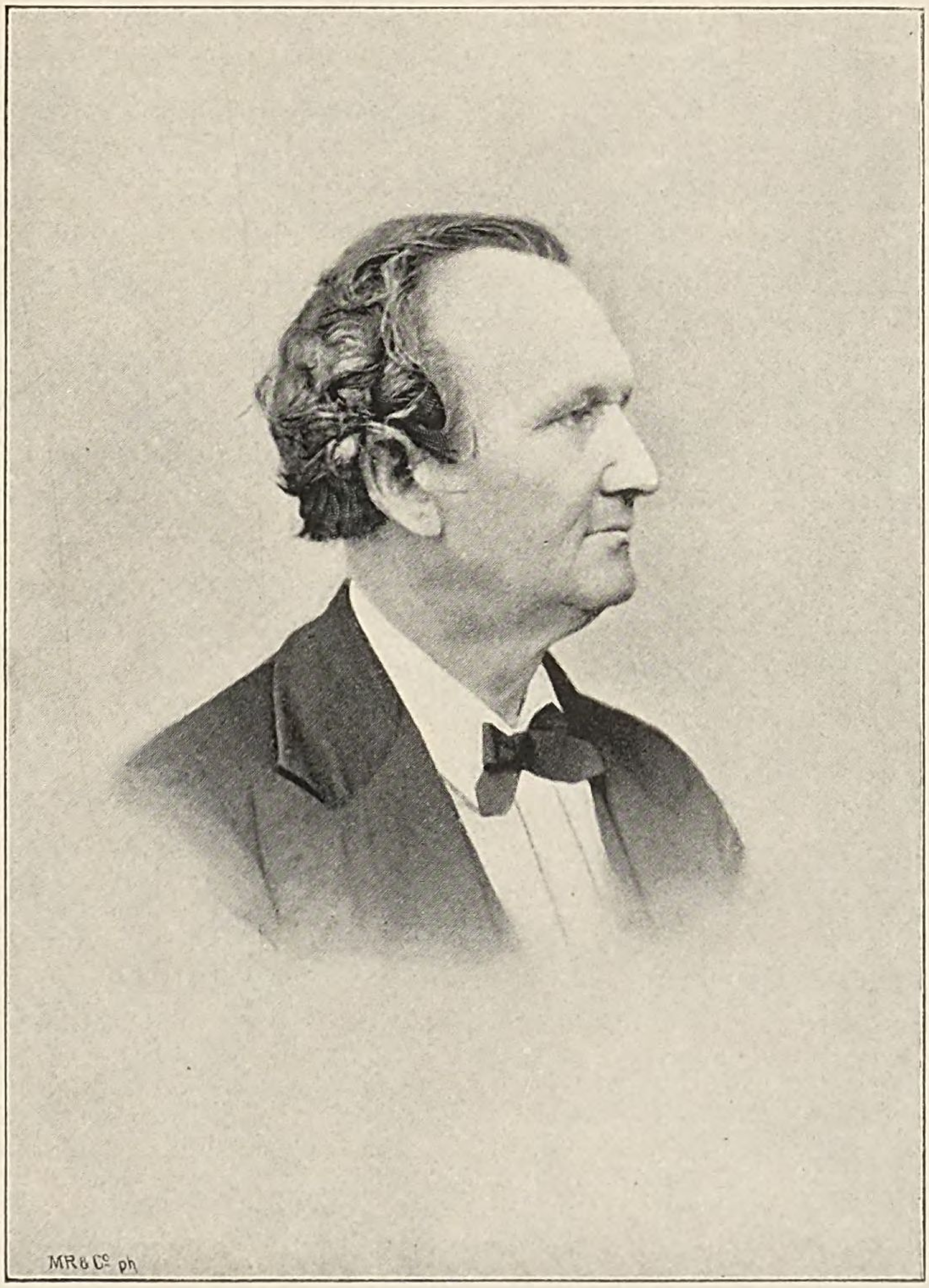
Morgens Meiggs mit seiner Familie verschwunden und man hörte, dass er sich auf einem Segelschiffe nach Südamerika begeben habe. Dies war der Anfang einer Reihe von Bankerotten, welche während eines Zeitraumes von zwei Jahren aufeinander folgten. Meiggs schuldete nahe an eine Million Dollar. Da er Mitglied des Stadtrats war, so hatte er diese Stellung benutzt, um mehrere Partieen von Strassen-Obligationen (street-scrips) auszugeben, was als Fälschung erklärt wurde, wiewohl die meisten, wenn nicht alle, in gesetzlicher Weise unterzeichnet, aber in unerlaubter Weise verwendet worden waren. Meiggs kam in Chile wieder zum Vorschein, erhob sich von neuem zu Wohlstand und bezahlte viele von seinen kalifornischen Schulden, aber nichts an Sherman, dessen Haus übrigens nur 10 000 $ in street-scrips verloren hatte.«

Meiggs landete in Chile zu Anfang des Jahres 1855, zur rechten Zeit, sowohl um diesem Lande zu nützen, als auch, um das gestrandete Fahrzeug seines Glücks wieder flott machen zu können. In Chile hatte man damals angefangen die ersten Eisenbahnen zu bauen, welche die Gegenden des langgestreckten Küstenlandes mit der Hauptstadt verbinden sollten. Die Südbahn war erst bis nach Rancagna vollendet und es wurde allgemein befürchtet, dass die bisherigen Unternehmer nicht im stande sein würden, die Arbeiten weiter zu führen. Meiggs erbot sich kurze Zeit nach seiner Ankunft, die Bahn auf Kredit binnen einer gegebenen Zeit bis nach San Fernando zu verlängern, und brachte dies in der That noch vor der bestimmten Frist zu stande. Damit hatte er den Ruf eines geschickten und kühnen Bauunternehmers, der ihm vorhergegangen, bestätigt, und da der Bau der Bahn zwischen Valparaiso und Santiago nur kümmerliche Fortschritte machte, und die Zweifel an seinem endlichen Gelingen immer lauter wurden, so richteten sich aller Blicke auf Meiggs. Dieser, der sich nach Vollendung der Südbahnstrecke ohne Beschäftigung sah, machte daher der Regierung den Vorschlag, die Fortführung des Baues zu übernehmen. Bei dem damaligen Minister des Innern und Freunde des Präsidenten Montt, Antonio Varas, fand er warme Unterstützung, der Kontrakt wurde von der Kammer einstimmig angenommen und am 14. September 1861 von Meiggs unterzeichnet. Binnen kurzem änderte sich nun alles, die scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten verschwanden, und zwei Jahre später wurde die Bahn dem Verkehr übergeben.

Natürlich hatte Meiggs bei der Ausführung so bedeutender Arbeiten auch entsprechenden Unternehmergewinn gehabt, und es ist ihm verdacht worden, dass er diesen nicht vor allem zur Berichtigung der Schulden verwendet habe, die er in San Francisco zurückgelassen.

Nach dem Zeugnisse Shermans hatte er allerdings einiges abgetragen; allein Meiggs, der persönlich fast gar keine Bedürfnisse hatte, liebte es auf grossem Fusse zu leben und andere das geniessen zu lassen, was ihm selbst gleichgültig war. Eı hatte sich in der Nähe von Santiago eine palastartige Villa bauen lassen, umgeben von einem grossen Garten und Park, und in solchen Anlagen hatte er den grössten Teil des Geldes ausgegeben, das er verdient hatte. Da nun nach Beendigung der letzten Arbeiten sich keine neuen Unternehmungen boten, so begannen ihm die zur Unterhaltung eines so kostspieligen Hausstandes erforderlichen Mittel allmählich knapp zu werden. Er konnte seine Besitzung nicht verkaufen, denn es fehlte an einem Nehmer, er beschloss daher, eine Lotterie zu veranstalten und sie zu verlosen. 700 000 Lose zu einem Peso wurden nicht allein in Chile, sondern an der ganzen Westküste zum Verkauf ausgeboten und wirklich gegen 400 000 davon abgesetzt. Als Meiggs sich überzeugte, dass wahrscheinlich nicht mehr genommen werden würden, verschenkte er die übrigen 300 000 an Städte, Hospitäler und sonstige wohlthätige Stiftungen und befahl, die Verlosung vorzunehmen. Ein ehemaliger Beamter oder in seinem Kontore Angestellter war der glückliche Gewinner. Meiggs liess den jungen Mann kommen und fragte ihn, was er zu thun gedenke, ob er einen Käufer für das Haus habe? und als der Gefragte dies verneinte, bot ihm sein früherer Chef 80 000 $, die jener mit Freuden nahm und damit nach Europa reiste, während Meiggs nach wie vor in seiner Villa blieb. Allein der Erlös, der ihm schliesslich nach Abzug aller Kosten aus seiner Lotterie blieb, war nicht sehr gross und begann bei seinen grossen Ausgaben auf die Neige zu gehen, als er die Einladung erhielt nach Peru zu kommen, und der Regierung Vorschläge für den Bau der Eisenbahn nach Arequipa zu machen.

Der Plan, Arequipa durch eine Eisenbahn mit der Küste zu verbinden, war keineswegs neu. Die Stadt ist nächst Lima die ansehnlichste und wichtigste Perus, die Bevölkerung ist arbeitsam, geschickt zu Gewerben aller Art, geistig geweckt und in dieser Beziehung den Bewohnern der anderen Provinzen des Landes überlegen, aber daneben oder vielleicht eben deshalb, leicht erregbar, unruhig und stets zu Auflehnungen gegen jede bestehende Regierung geneigt. Dazu kam nach der Ausbeutung des Guanos der Neid auf die Hauptstadt, wo der Erlös desselben ausgegeben wurde, und der beständig nagende Groll, dass den anderen Städten des Landes, besonders Arequipa, nicht der gebührende Anteil an den Reichtümern des Staats zu teil würde. Da den Beschwerden der Arequipenier im Grunde eine Berechtigung nicht



Henry Meiggs.

(S. 216,)

abgesprochen werden konnte, und die ihnen gewöhnlich zum Vorwurf gemachte Gier am Ende bei Hungrigen natürlich war, die den Brodkorb beständig vor sich sahen, ohne ihn erreichen zu können, so hatte schon Castilla, trotz seines Zornes über den Aufstand der Stadt unter Vivanco, dessen Niederwerfung ihm und dem Lande so schwere Opfer kosteten, seine Zustimmung zum Bau einer Eisenbahn gegeben. Gegen Ende seiner zweiten Verwaltung (Okt. 1860) wurde der Regierung anheimgegeben, so bald als thunlich, unter den für das Land vorteilhaftesten Bedingungen, eine Bewerbung für den Bau einer Bahn von Islay nach Arequipa auszuschreiben. Daraufhin beauftragte im Februar des nächsten Jahres der Direktor der öffentlichen Arbeiten Mariano Felipe Paz-Soldan zwei junge Ingenieure, Federico Blume und Manuel Echegaray, die Gegend zwischen Arequipa und der Küste zu untersuchen und eine vorläufige Trasse der Bahn nebst Kostenanschlag zu entwerfen. Diese Ingenieure hatten mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen und die ihnen zur Verfügung gestellten Geldmittel waren sehr beschränkt, dessenungeachtet beendigten sie die ihnen gestellte Aufgabe in der verhältnismässig kurzen Frist von 75 Tagen und so gut, dass ihr Plan allen späteren Arbeiten zu Grunde gelegt wurde, und schliesslich mit wenigen Abänderungen zur Ausführung kam. Allerdings geschah dies erst nach 18 Jahren. Ein Jahr nach Aufnahme des Planes erliess die Regierung eine Aufforderung zur Gründung einer Aktiengesellschaft, welcher aus Staatsmitteln eine Verzinsung von 6 pCt. auf das Baukapital zugesichert wurde, allein niemand wollte sich beteiligen. Der Kongress erhöhte darauf die Zinsengarantie auf 7 pCt. und der nach dem Tode San Romans an dessen Stelle getretene Vicepräsident Antonio Pezet erteilte den Herren Joseph Pickering (Engländer) und Patricio Gibson (Arequipenier) die Baukonzession unter Garantie von 7 pCt. Zinsen auf ein zu verwendendes Kapital von 8 Millionen Sols, welches später bis zu 15 Millionen vermehrt wurde. Die Unternehmer sollten den Bau binnen zwei Jahren nach Abschluss des Vertrages beginnen und binnen sechs beendigen; wo nicht, so sollte der Kontrakt ungiltig sein und die Unternehmer eine Strafe von 50 000 $ an die Staatskasse zahlen (12. Dezember 1864). Die Unternehmer versuchten auf Grund ihrer Konzession eine Gesellschaft zu gründen (sociedad de ferro-carriles del Peru), was aber misslang, so dass ihnen nach abgelaufenen zwei Jahren der Kontrakt entzogen und sie unter der Verwaltung Prados zur Entrichtung der festgesetzten Strafe verurteilt wurden (Jan. 1867). Der nach der Vertreibung Prados zur Regierung gekommene zweite Vicepräsident San Romans, General Canseco, hatte also dem

Kongressbeschlusse von 1860 gemäss das Recht, den Kontrakt zum Bau der Eisenbahn nach Arequipa von neuem zu vergeben, und zu diesem Ende hatte man Henry Meiggs von Chile kommen lassen.

Wiewohl es nun von vorn herein beschlossene Sache war, Meiggs den Bau der Bahn zu übertragen, so konnte dies doch nicht ohne Weiteres geschehen, sondern es mussten dabei die üblichen Förmlichkeiten (la tramitacion) gewahrt werden. Dazu gehörten die Gutachten des Rechnungshofs, des Fiskals der Nation und der Centralkommission der Ingenieure, von denen die beiden letzteren die wichtigsten waren. Ehe Meiggs seinen Vorschlag einreichte, war dies bereits von drei anderen Bewerbern geschehen: Eduard Harmsen von Arequipa im September 1867; Robert Beddy, Februar 1868; Benjamin Bates, März 1868. Bates erbot sich, die Eisenbahn für 7 000 000 Sols zu bauen, Harmsen und Beddy für 8 000 000 durch Aktiengesellschaften aufzubringendes Kapital, an welchem sich der Staat beteiligen sollte. Der Fiskal Gregorio Paz-Soldan jedoch warnte in seinem Gutachten die Regierung vor Abschluss von Kontrakten mit Personen, die nicht die erforderliche Garantie zu bieten vermöchten, besonders vor Aktienunternehmungen, die bisher alle nur Enttäuschungen gebracht hätten. Nun konnte allerdings auch Meiggs keine andere Bürgschaft bieten, als seine Person und seinen Ruf als Unternehmer, aber diese wurden als genügend betrachtet. Am 31. März reichte er seinen Vorschlag ein, welcher am 20. April angenommen und am 4. Mai notariell unterzeichnet wurde. Durch diesen verpflichtete sich der Unternehmer, die Eisenbahn von der Bai Mejia nach Arequipa, gemäss den Plänen der Ingenieure Blume und Echegaray binnen drei Jahren nach der Unterzeichnung zu vollenden und die bauliche Tüchtigkeit der Linie für drei Jahre zu verbürgen, wogegen ihm die Regierung den Preis von 12 000 000 Sols bewilligte, von denen 2 000 000 dem Unternehmer im Ausland zur Verfügung gestellt werden sollten zum Ankauf des erforderlichen Materials, der Rest der Summe nach Massgabe der vollendeten Bahnstrecken, und zwar je 100 000 Sols für jede englische Meile.

Bei diesem Kontrakte fällt sogleich die Höhe des gewährten Baugeldes auf, denn da der Kostenanschlag von Blume und Echegaray nur etwas mehr als acht Millionen betragen hatte, Bates die Bahn um sieben, Harmsen und Beddy für acht Millionen bauen wollten, so war Meiggs offenbar so viel mehr bewilligt worden, um ihn in den Stand zu setzen, entsprechende Summen davon abzugeben. In der That verteilte er über 1 800 000, und vom Präsidenten, den Ministern und hohen Beamten bis herab zu den Thürhütern des Palastes erhielten alle ihr

Teil. Wie viel auf die einzelnen entfiel, ist natürlich nicht genau anzugeben. In Lima, wo sich alles herumspricht, sagte man, der Präsident Canseco und der Präsident des Ministeriums Marschall La Fuente hätten je 200 000 Sols, die anderen Minister halb so viel bekommen. Gewiss weiss der Verfasser nur, wieviel die Ingenieure erhielten, da einer derselben es ihm selbst erzählte. Federico Blume, derselbe, der den ersten Plan trassiert hatte, empfing damals die Belohnung für seine vor so viel Jahren gehabten Mühen. Er war unter Pezet Mitglied der Central-Kommission geworden, hatte unter Prado seinen Platz verloren, war verfolgt worden und in sehr dürftige Lage gekommen. Jetzt nun war er wieder in sein Amt eingesetzt worden, wo seine Kollegen, ein Nordamerikaner namens Gerrit Backus und der Schotte Alexander Prentice waren. Blume hatte früher in Chile unter Meiggs gearbeitet, daher dieser ihn nach seiner Ankunft in Lima alsbald aufsuchte, und ihn ohne weitere Umschweife aufforderte, ihn in seiner Bewerbung mit seinem Einfluss zu unterstützen, gegen ein Honorar von 100 000 Sols. Seinem Landsmann Backus liess er durch Blume dieselbe Summe anbieten, die jener noch leichter verdiente, denn er lag krank zu Bett und hatte nichts zu thun, als die von Blume ausgearbeiteten Schriftstücke zu unterschreiben. Das dritte Mitglied der Kommission, Prentice, verhielt sich ablehnend und ging daher leer aus, war aber in der Minderheit, und setzte schliesslich seinen Namen umsonst unter den Bericht.

Als Meiggs in Peru ankam, hatte er gar keine baren Mittel mehr, er soll sogar Schulden mitgebracht haben. Bei den grossen Verbindlichkeiten, die er zur Erlangung seines Kontrakts übernommen hatte, musste es ihm also vor allem darum zu thun sein, möglichst bald eine grössere Summe zur Verfügung zu bekommen, und dies hatte er durch eine Klausel des Vertrages vorbereitet. Es war darin festgesetzt, dass von den 100 000 Sols, die ihm für jede Meile Bahn vergütet wurden, 70 000 bei Beendigung der Erdarbeiten und 30 000 nach Legung der Schienen bezahlt werden sollten. Nun waren auf der Pampa oder Hochebene von Islay auf weiten Strecken überhaupt gar keine Erdarbeiten nötig, sondern die Richtung des Fahrdammes brauchte nur durch Furchen in dem festen Sande bezeichnet zu werden. Kaum wenige Wochen nachdem der Kontrakt unterzeichnet war, und während die Zweifler in Lima sich noch in Vermutungen ergingen, ob überhaupt die Arbeiten in diesem Jahre beginnen würden, reichte Meiggs bei dem Schatzamte von Regierungs-Ingenieuren beglaubigte Bescheinigungen ein, denen zufolge bereits 15 Meilen Fahrdamm zum Legen der Schienen

bereitgestellt sei und erbat sich dafür die ihm vertragsmässig zustehenden 1 050 000 Sols. Daraus machte er die ersten Anzahlungen an seine Gönner, die nunmehr überzeugt sein konnten, dass sie sich in ihm nicht getäuscht hatten. Auch der Ingenieur Blume, der bis vor kurzem kaum einige Reale auf den Markt zu schicken hatte, kaufte bald nachher zwei Häuser; sein Kollege Backus machte von seinem Gelde einen weniger weisen Gebrauch, er trank sich zu Tode.

In der ersten Hälfte des Jahres 1868 wurde Lima zum zweitenmale vom gelben Fieber heimgesucht und auch Meiggs erkrankte an der Seuche, aber nur in leichtem Grade. Das Publikum jedoch, das über den Charakter der Krankheit kein Urteil haben konnte, geriet in grosse Bestürzung. Jeden Morgen standen Hunderte von Menschen vor seinem Hause, und wenn der Verfasser aus der Thür trat, wurde er mit Fragen bestürmt. Aus der grösseren oder geringeren Ängstlichkeit, mit welcher die Erkundigungen eingezogen wurden, liess sich deutlich entnehmen, wer schon etwas erhalten hatte, und wer sein Teil noch zu bekommen hoffte. Die Strasse, wo Meiggs damals wohnte, war ziemlich still, doch wurde sie auf Befehl des Präfekts für Fuhrwerk jeder Art gesperrt, und den Mönchen des nahe gelegenen Mercedarier-Klosters liess man durch den Erzbischof untersagen, ihre Glocken zu läuten. Diese katholischen Glocken, die sonst den ganzen Tag bimmelten, mussten also schweigen, um die Ohren des verehrten Ketzers nicht zu belästigen. Das Gebet der vielen Frommen, die damals die Heiligen um Schutz ihres Wohlthäters anriefen, blieb nicht lange unerhört. Nach zehntägiger Krankheit erhob sich Meiggs vom Lager und reiste zu seiner Erholung auf einige Zeit nach Chile. Dass er der allgemeinen Sympathie, die ihm schon damals zu teil wurde, nicht unwürdig sei, bewies er bald darauf bei dem grossen Erdbeben vom 13. August 1868, welches die Städte des Südens zerstörte, indem er der Regierung aus seinen Mitteln 50 000 Sols zur Unterstützung der Notleidenden übergab.

Inzwischen war die Regierungszeit des Vicepräsidenten Canseco abgelaufen und der neuerwählte Präsident José Balta hatte sein Amt angetreten. Mit dem Finanzminister desselben, Nicolas de Piérola — dem nachmaligen Diktator von 1880 — schloss Dreyfus seinen Guanokontrakt ab. Meiggs, der bereits seine grossen Pläne gefasst hatte, erkannte in Dreyfus einen Mann, der in Finanzangelegenheiten ebenso grosse Einsicht und Kühnheit besass wie er als Bauunternehmer. Die Interessen beider waren dieselben, daher er Dreyfus mit seinem ganzen Einfluss unterstützte; auch ist es wohl nicht wahrscheinlich, dass Dreyfus das Wagnis seines Kontraktes unternommen haben würde, wenn ihm

nicht Meiggs' Beispiel gelehrt hätte, was in Peru zu erreichen möglich sei, und durch welche Mittel. Was diesen vor allem veranlasste sich mit Dreyfus zu verbinden, war die Aussicht auf die grossen Anleihen die damals schon vorbereitet wurden, und von deren Zustandekommen die Möglichkeit fernerer Eisenbahnunternehmungen abhing.

Obgleich Meiggs grosse Summen von seinem Baugeld abgegeben hatte, so war dasselbe doch so reichlich bemessen, dass der Überschuss einen Mann von nicht geringen Ansprüchen recht wohl hätte befriedigen können. Allein Meiggs erblickte darin nur die erste Stufe der Treppe, welche ihn zur Plattform seiner Grösse führen sollte. Schon vor Ende des Jahres wurde ihm der Bau zweier grosser Bahnen übertragen, welche die Andes überschreiten sollten, die eine von Arequipa bis Puno, die andere von Lima bis zum Thale von Jauja, oder der gewöhnlichen Bezeichnung nach bis zur Oroyabrücke über den Mantaro-Fluss. Das Eisenbahnfieber hatte damals das ganze Land erfasst. Meiggs, der den Einfluss der Verkehrsmittel auf die Entwicklung neuer Landesteile und die Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten gesehen hatte, hielt wirklich eine ähnliche Wirkung in Peru für möglich und wahrscheinlich. Er irrte sich, da er den so ganz verschiedenen Charakter der Bevölkerung ausser Acht liess, aber da seine mit Überzeuguug ausgesprochenen Ansichten dem Nationalgefühl der Peruaner schmeichelten, und nebstbei durch grenzenlose Freigiebigkeit unterstützt wurden, so überliess man sich gern einer Täuschung, die allmählich in einen Taumel ausartete. Man hielt Meiggs für einen von der Vorsehung gesandten Mann, der berufen sei, die unheilvollen Zeiten der inneren Zwistigkeiten zu beschliessen und eine Ära des allgemeinen Fortschritts heraufzuführen. Das Vermögen des Staats wurde in seine Hände gelegt, ohne andere Bürgschaft als das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit, man vergass bei seiner Freigebigkeit, dass er am Ende nicht sein Geld verschenkte, sondern die ihm zur Verfügung gestellten Mittel, denn er machte sich sozusagen zum Gross-Almosenier der Republik.

Dabei versäumte er nicht, gelegentlich auf die Einbildungskraft des Volkes zu wirken. Kaum hatte er (Ende 1869) die Konzession zum Bau der Oroyabahn erhalten, als bereits am 1. Januar 1870 die Arbeiten mit der feierlichen Legung des Grundsteins zum Bahnhof begonnen wurden. Zu diesem Ende wurde ein behauener Stein vor das untere Ende der Stadt gebracht und dort in den Sand gestellt. Der Präsident, seine Minister, die Räte des Obertribunals, die obersten Behörden, der Ausschuss des Kongresses, die Generäle und alle sonstigen Personen

von einigem Einfluss, zogen in feierlicher Prozession hinaus, um den Stein zu sehen und der Einweihung beizuwohnen. Der steinalte Erzbischof (Goyeneche), der schon seit Jahren einen Fuss im Grabe hatte, musste denselben wieder herausziehen und hinauswanken, um den Stein zu segnen. Hierauf klopfte der Präsident mit silbernem Hammer auf besagten Stein und strich mit silberner Kelle etwas Mörtel darüber — einige behaupteten, der Mörtel sei auch von Silber gewesen — sodann wurden an die vornehmsten Teilnehmer an der Festlichkeit goldene Medaillen ausgeteilt, jede Medaille im Werte von 400 Mark, und alle, welche die silbernen Mauerwerkzeuge und die goldenen Denkmünzen gesehen hatten, warfen ihre Hüte in die Luft und brachen in Jubel aus, ganz so, als ob der grosse Schienenweg, der noch nicht angefangen war, schon vollendet gewesen wäre. Und für den Fall, dass wirklich noch einige Misstrauische vorhanden sein sollten, die an die Ausführung des Unternehmens nicht glauben wollten, folgte auf die Zeremonie ein Bankett für 800 Geladene, das Gedeck zu 25 Sol (100 Mark), was natürlich hinreichte, um auch die verstocktesten Zweifler zu überzeugen. Der Festsaal war aus dem Hofraume der ehemaligen Militärschule geschaffen worden und geschmackvoll ausgeschmückt. An den mit Guirlanden umwundenen Säulen hingen Wappenschilder der Republik zwischen Fahnen, die Decke war ein Zelt von Segeltuch, darunter am Gesims Sinnsprüche über Fortschritt, Arbeit und Freiheit. Im Saale standen zahllose Tische mit prachtvollem Blumenschmuck, glänzenden Tafelaufsätzen, überladen mit allen möglichen Speisen und kostbaren Weinen, so dass man in der That staunen musste, wie alles in so kurzer Zeit hatte zu stande gebracht werden können. Nach 4 Uhr begann sich der Saal zu füllen, die Tische wurden besetzt und als der Präsident auf seinem Ehrensessel hinter einer ungeheuren Lokomotive aus Zucker Platz genommen hatte, stimmte die Musik die Nationalhymne an. Es waren drei Musikchöre anwesend, und da alle zu gleicher Zeit spielten, aber zu verschiedenen Zeiten angefangen hatten, entstand ein verworrenes Getöse, das dem Charakter dieser ganzen Festlichkeit entsprach. Die Sommerwärme, der Wein, die Menge von Reden und Trinksprüchen erzeugten bald eine drückende Schwüle, und nach und nach gingen die patriotischen Wogen so hoch, dass der Verfasser nur langsam und unter Schwierigkeiten dem Ausgange zuzusteuern vermochte, sich aber endlich aus dem Sturme ins Freie rettete. Er begab sich nach Chorrillos und dachte bei seinem einsamen Spaziergange auf dem Malecon über das Erlebte nach, und wie alles wohl enden würde. Wir haben ja später gesehen, wohin es geführt hat, noch

vor dem Kriege mit Chile. Die Eisenbahn, deren Bau damals so pomphaft eröffnet wurde, ist bis heute nicht vollendet, so wenig wie die übrigen, die gleichzeitig in Angriff genommen wurden.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass wir Meiggs die Nichtvollendung der unternommenen Arbeiten zur Last legen; er würde sie noch bei seinen Lebzeiten zu Ende geführt haben, wenn die Regierung ihren ihm gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen wäre, oder sie hätte erfüllen können. Allein man kann ihn nicht freisprechen von dem Vorwurfe, dass er seinen ausserordentlichen Einfluss in beklagenswerter Weise missbrauchte, weniger das wahre Wohl des Staates, als seine eigene Erhebung vor Augen hatte, durch seine masslose Verschwendung den Ruin des Landes beschleunigte, und dadurch, dass er alles zu gleicher Zeit anfing, verhinderte, dass irgend etwas fertig wurde. Wir werden später sehen, wie diese Vergehen sich schliesslich an Meiggs selbst rächten; denn das Ziel, wonach er strebte, wurde ihm nicht vergönnt zu erreichen, das Denkmal, dass er sich durch den Bau der Eisenbahnen über die Andes setzen wollte, wurde nicht errichtet, ja nicht einmal das bescheidene Grabmal, das seine Ruhestätte bezeichnen sollte.

Immerhin führte er ein Werk zu Ende, nämlich das, zu welchem er nach Peru gerufen worden war: die Eisenbahn nach Arequipa, und zwar fünf Monate früher als er vertragsmässig verpflichtet war. Hätte er die festgesetzte Bauzeit von drei Jahren nicht eingehalten, so hatte er sich bereit erklärt, für jeden Monat mehr 20 000 Sol Strafe zu zahlen; dagegen hatte er sich aber auch eine ebenso hohe Prämie ausbedungen, falls es ihm gelingen sollte, den Bau früher zu beenden, und diese allerdings verhältnissmässig unbedeutende Belohnung konnte er jetzt beanspruchen. Die Vollendung der Bahn in der angegebenen Zeit war gewiss eine ausserordentliche Leistung, und um sie möglich zu machen, war es nötig gewesen, den ursprünglich von Blume und Echegaray entworfenen Plan etwas zu ändern. Die weite sandige Hochebene zwischen Arequipa und der Küste endigt an ihrem oberen Rande nach der Stadt zu mit einer Reihe felsiger Höhen, welche Blume vermittelst eines Tunnels zu durchbrechen für nötig befunden hatte. Diesen Tunnel konnte Meiggs nicht brauchen, da es ihm bei der Bohrung eines solchen nicht möglich gewesen sein würde, seine Zeit einzuhalten. Er erklärte also seinen Ingenieuren, es müsse ein anderer Weg gefunden werden, und soll bei dieser Gelegenheit zum erstenmale persönlich auf der Linie erschienen sein. Denn Meiggs, wie der verstorbene Alfred Krupp, that nichts, was andere für ihn thun konnten, und beschränkte sich womöglich

immer nur auf die Leitung und Entscheidung. Er besass einen Stab von einsichtigen und erprobten Ingenieuren, auf die er sich durchaus verlassen konnte. Der Weg wurde in der That gefunden. An die Stelle des Tunnels trat eine Reihe von Windungen und tiefen Einschnitten in sehr hartes Gestein. Diese ganze Strecke liess Meiggs durch fünftausend Arbeiter an vielen Punkten zugleich in Angriff nehmen, während bei einem Tunnel auf beiden Seiten nur eine beschränkte Anzahl hätte arbeiten können. Die grosse Mehrzahl dieser Leute waren Chilenen, die Meiggs bei seinen früheren Arbeiten beschäftigt hatte, und die ihm vollkommen ergeben waren.

Meiggs rühmte sich sonst nie seiner Erfolge, aber die Anhänglichkeit seiner Arbeiter erwähnte er zuweilen mit einer Befriedigung, der man den inneren Stolz anmerkte. Er mochte wohl denken, dass diese bescheidenste Klasse seiner Gehilfen ihm im Herzen viel mehr Dankbarkeit und wirkliche Zuneigung bewahrte als so viele andere, die grosse Summen von ihm erhalten und wenig für ihn gethan hatten. Sie waren allerdings besser bezahlt als sie in ihrem Lande gewohnt waren, und, abgesehen von ihrem Lohne, sorgte Meiggs auch sonst für sie in väterlicher Weise, so dass diese streitsüchtigen, zu blutigen Händeln stets bereiten Burschen sich ihm gegenüber friedfertig und allezeit gehorsam zeigten. Überhaupt war Meiggs in jeder Hinsicht gut bedient, denn er wusste seine Leute zu wählen, und liebte es, sie für ihre Dienste in einer Weise zu belohnen, die man fürstlich nennen könnte, wenn es in unseren Tagen noch Fürsten gäbe, die bezahlten, wie er es that. Sein Ober-Ingenieur Thorndike bezog einen Jahresgehalt von 40 000 Sol (150 000 Mark) und sein Superintendent Joseph Hill erhielt noch mehr. Die Gehalte sämtlicher Beamten waren so reichlich, dass jeder sich davon zurücklegen konnte.

Am 24. Dezember 1870 wurden die Arbeiten der Bahn beendigt, und Meiggs beschloss, sie noch vor Ende des Jahres der Regierung zu übergeben. Diese Feierlichkeit war der Glanzpunkt seiner Laufbahn in Peru. Er lud dazu den Präsidenten, die Minister, viele Senatoren und Abgeordnete sowie das diplomatische Corps ein und erhielt deren Zusage. Der offizielle Kreis der Eingeladenen sollte sich auf Kriegsschiffen nach dem neugeschaffenen Hafen Mollendo begeben, während Meiggs für seine persönlichen Freunde und Bekannten die Panamà gemietet hatte, damals der grösste und schönste Dampfer der englischen Gesellschaft. Niemals zuvor hatte der Bahnhof in Lima ein solches Gedränge gesehen, denn neben den Hunderten der Teilnehmer, waren noch mehr andere zugegen, die ihnen bis nach Callao das Geleit geben und die

Abfahrt der Schiffe sehen wollten. Die Panamà lag längst bereit mit ungeduldig zischendem Dampfe, durfte jedoch nicht in See gehen, denn die Etikette schrieb vor, dass die Korvette Chalaco, auf welcher sich der Präsident einschiffen wollte, von der Panamà und einem anderen Dampfer in die Mitte genommen und aus der Bucht geleitet würde, worauf die beiden anderen Kriegsschiffe folgen sollten. Endlich um 5 Uhr abends brachte eine Dampfschaluppe die Hauptperson des Festes an Bord, die Salutschüsse des Forts dröhnten, die Matrosen standen in dunklen Reihen auf den Rahen und schrieen: Hip, hip, hurrah, und das Wasser unter unserem Schiffe begann zu rauschen. Die kurze Fahrt auf der Panamà glich einem arabischen Märchen. Das Deck war mit Hunderten von farbigen Laternen erleuchtet, während der Mond sich auf der ruhigen See spiegelte. Ein Musikchor spielte abwechselnd Konzertstücke und Tänze, Herren und Damen standen und sassen allenthalben in fröhlich plaudernden Gruppen. Alles, was von kostbaren Speisen und Getränken in dem damals so reichlich versehenen Lima aufzutreiben war, hatte der verschwenderische Gastgeber zusammenkaufen lassen, denn obwohl er selbst fast nichts genoss, so freute er sich an dem Appetit und Behagen seiner Gäste. Gedruckte Verzeichnisse belehrten dieselben, was sie verlangen könnten und bei jedem Gedecke lagen kleine zierliche Karten, auf denen in Golddruck die Gerichte der Mahlzeiten angegeben waren. Besonders war für die Sektliebhaber gesorgt, denn mehrere der besten Marken standen Tag und Nacht in Eis.

Am 29. Dezember langte die Panamà morgens um 9 Uhr nach 36stündiger Fahrt vor Mollendo an, eine rasche Reise, auf die der Kapitän stolz war, all zu rasch, dachten gar manche, die gern noch länger an Bord geblieben wären. Die Korvette Chalaco mit dem Präsidenten kam erst um 2 Uhr nachmittags an, die anderen Kriegsschiffe noch später. Gegend Abend kam auch der Ober-Steward von der Panamà mit seinen Köchen und Kellnern ans Land, um seine Vorbereitungen für das grosse Bankett zu treffen, das am nächsten Tage gegeben werden sollte. Zu diesem Ende war auf den Felsenhöhen am Ufer aus Brettern und Baumwollenzeug eine Festhalle improvisiert worden, damals nebst einigen Hütten das einzige Gebäude in Mollendo. Hinter dieser Halle und vor einigen Baracken, die zu Küchen hergerichtet waren, wurden ungezählte Massen von Geflügel umgebracht, grosse Haufen von gerupften Hühnern, Enten und Truthähnen lagen vor den Thüren auf dem Boden. Arbeiter in schlechten Ponchos schlenderten umher und kamen zuweilen, wie von ungefähr, nahe genug,

um ein Stück wegzuschnappen und unter die Kleider zu stecken. Man achtete nicht darauf; warum auch? Der Mann, der Millionen verschenkte, konnte wohl auch einem armen Schlucker erlauben, ein Huhn zu stehlen.

Am Tage nach der Ankunft fand die Einsegnung der Maschinen und des Bahnhofs statt. Die ganze Gesellschaft zog von der Höhe der Festhalle hinab zum Meeresufer, wo auf mehreren Geleisen, neben und hinter einander etwa acht oder zehn geheizte Lokomotiven standen. Nach den üblichen Ansprachen wurden diese durch den Bischof von Puno gesegnet und mit Weihwasser besprengt, worauf sie sämtlich nach der Art amerikanischer Maschinen in ein heulendes Pfeifen ausbrachen, in welches die entzückten Zuschauer mit einstimmten. Nach dieser Feierlichkeit begab man sich wieder auf die luftigen Höhen, und nach und nach suchten sich die Geladenen Plätze in der Festhalle aus. Der hintere Teil derselben war zu einer Plattform erhöht, auf welcher eine lange Tafel für die vornehmen Gäste stand. An dieser nahmen der Präsident, die hohen Würdenträger, Militärs und Senatoren Platz. Vom Fusse dieser Plattform liefen fünf oder sechs parallele Längstafeln aus, und an den Wänden standen noch viele kleine Tische, die alle den Gästen nach Gutdünken zur Verfügung standen. Das Bankett verlief, wie unter solchen Umständen zu erwarten war, es herrschte eine sehr fröhliche Stimmung, die noch durch die guten Weine erhöht wurde. Natürlich wurden wieder viele Reden gehalten, denn darin sind die Peruaner unermüdlich, und es ist wirklich erstaunlich, wie viel Blech sie bei dergleichen Gelegenheiten zu sagen und anzuhören im stande sind. Am Tage zuvor war der Präsident durch Abgeordnete von Arequipa in langen Ansprachen begrüsst worden, am Morgen bei der Einsegnung sprachen die Geistlichen, Diplomaten und Senatoren, aber jetzt kam erst die eigentliche Redeschlacht. Endlich jedoch wurden die langweiligen wortreichen und gedankenarmen Ergüsse seltener, es folgten kürzere Trinksprüche, die Unterhaltung wurde lebhafter, viele erhoben sich von ihren Sitzen, um mit Bekannten zu plaudern, und mit einem Male fiel es den Leuten auf, dass der Mann des Tages, der Geber des Festes, nirgends zu sehen war. Es erhob sich ein Ruf: Don Enrique! Die Peruaner konnten den Namen Meiggs nicht aussprechen und nannten ihn daher stets mit seinem Vornamen. Hunderte von Stimmen wiederholten: Wo ist Don Enrique? Einer der grossen Augenblicke im Leben dieses Mannes war gekommen. Man entdeckte ihn in einem Winkel der Halle, wo er unter einer Gruppe von Ingenieuren sass. In einem Augenblick hob man ihn samt seinem Stuhle auf den Tisch, der

Tisch stieg in die Höhe, und in dieser Weise wurde Meiggs im Triumph unter brausendem Beifall und Hurrahrufen bis vor die Plattform getragen. Dieser Vorgang und seine Veranlassung ist bezeichnend für den Charakter des Mannes, der so gefeiert wurde. Hätte er den Platz an der Ehrentafel eingenommen, der ihm als Gastgeber zukam, zwischen oder gegenüber seinen vornehmsten Gästen, dem Präsidenten und dem Bischof, so würden gar manche ihn als eitlen Emporkömmling hämisch bekrittelt haben, aber da er selbst sich seines Glückes zu schämen schien und sich in einer bescheidenen Ecke verbarg, versöhnte er jede Missgunst im Entstehen.

Meiggs war ehrgeizig, und zwar in ausserordentlich hohem Grade, aber nicht wie andere Menschen, sondern auf seine Weise. Er strebte nach Macht und Einfluss, aber nicht nach äusserer Auszeichnung, sondern suchte diese zu vermeiden; Geld verdienen war ihm zwar nicht Nebensache, aber doch nur Mittel zum Zweck. Als Ausländer konnte er das höchste Staatsamt nicht bekleiden, er beschloss daher noch etwas mehr zu sein als Präsident, und das erreichte und blieb er, so lange er lebte. Auch auf dem Höhepunkt seiner Macht änderte er nie sein Benehmen, blieb einfach, zuvorkommend und freundlich gegen jedermann, grüsste stets zuerst und suchte nie seine Person in den Vordergrund zu bringen. Diese Bescheidenheit nebst seiner Freigebigkeit erklären seinen beispiellosen Erfolg in einem Lande, wo die meisten Männer eitel sind und mehr äussere Anerkennung beanspruchen, als ihnen zukommt. Meiggs verfügte über das Vermögen des Staats und hatte keine Neider; man beneidete wohl die, welche viel von ihm erhalten hatten, aber nicht ihn selbst. Niemand redete übel von ihm. Allerdings bezahlte er dieses Wohlwollen teuer, wir werden später sehen, wie hoch.

Am Morgen des 31. Dezember reisten die eingeladenen Gäste nach Arequipa ab. Fünf Züge verliessen nach einander den Bahnhof und eine Stunde später sah man sie auf den grossen Zickzackwindungen des Aufstiegs, einer über dem anderen abwechselnd in entgegengesetzten Richtungen fahrend. In Arequipa erwartete die halbe Bevölkerung die Ankommenden, die Freude und Aufregung der Leute war grenzenlos. Es folgten nun eine Reihe von Bällen und Festlichkeiten aller Art und erst nach acht Tagen, als die Gäste wieder nach Lima zurückkehrten, kam die enthusiastische Stadt wieder zur Ruhe.

Nachdem Meiggs so gezeigt hatte, was er zu leisten vermochte, wurde ihm der Bau folgender Bahnstrecken für Rechnung des Staats übertragen.

Von	Arequipa	nach	Puno,	232	engl. Meilen,		32 000 000	Sols.
»	Puno	»	Cusco	180	»	»		
»	Callao	»	Oroya	130	»	»	27 600 000	»
»	Ilo	»	Moquehua	63	»	»	6 700 000	»
»	Pacasmayo	»	Guadalupe	14	»	»	2 700 000	»
»	Pacasmayo	»	Magdalena	69	»	»	5 000 000	»
							74 000 000	Sols.

Also im ganzen öffentliche Arbeiten für beinahe 300 Millionen Mark.

Für die meisten dieser Unternehmungen nahm Meiggs an Zahlungsstatt Schuldscheine der neuen Anleihen zu einem gewissen Prozentsatz. Der Preis für die Bahn nach Puno war sehr hoch bemessen, denn diese Bahn hatte gar keine ausserordentlichen Hindernisse zu überwinden, daher an derselben sehr viel verdient wurde. Bei der Oroyabahn dagegen erwiesen sich im Verlauf des Baues die Schwierigkeiten als weit grösser als man angenommen hatte, und diese würde erheblich mehr gekostet haben als der Kostenanschlag. Da dieses Werk aber gerade dasjenige war, welches Meiggs am meisten am Herzen lag, so liess er die Arbeiten fortsetzen, so lange es möglich war, zuletzt mit den grössten Opfern, bis er endlich durch die über den Staat hereinbrechende Finanznot gezwungen wurde sie einzustellen. Schon 1875 begann der Kredit Perus zu wanken und nachdem die Zinszahlung am 30. Juni 1876 unterblieben war, sank der Kurs der Anleihen rasch und unaufhaltsam. Um sich bare Mittel zu verschaffen nahm Meiggs seine Zuflucht zur Ausgabe von Papiergeld durch die von ihm gegründete Gesellschaft für öffentliche Bauten (Compañia de Obras públicas). Es wurden etwas über fünf Millionen ausgegeben, aber das Publikum war misstrauisch geworden und verhielt sich ablehnend; und auch als später der Staat die Garantie derselben übernahm, brachten sie doch kaum die Hälfte ein, da der Wert des Papiergeldes gerade infolge dieser Massregel der Regierung stark sank.

Es ging nun rasch bergab mit Meiggs, die Masslosigkeit seiner Verschwendung rächte sich an ihm und mag ihn wohl gereut haben. Hätte er lange gelebt, so würde er, wenn auch nicht gerade in Armut geraten sein, aber sicherlich in grössere Verlegenheit als die, in welcher er sich bei seiner Ankunft in Peru befand. Sein Tod ersparte es ihm, den vollständigen Zusammenbruch seiner einstigen Herrlichkeit zu erleben, allein er hinterliess seinen Erben wenig mehr, als Forderungen an die Regierung, denen diese auch mit dem besten Willen nicht gerecht werden konnte. Dass so etwas bei den enormen Summen, die Meiggs bei seinen Kontrakten verdient hatte, möglich war, wird man

durch die nachstehende Notiz begreiflich finden. Zehn Jahre nach Meiggs Tode (16. September 1887) wurde dem Verfasser durch Gefälligkeit des Herrn Carlos Segundo Watson, Sohn des Rechtsnachfolgers und Vertreters der Erben des verstorbenen Henry Meiggs, Carlos Watson, das Hauptbuch vom Jahre 1874 vorgelegt, demzufolge die Gesamtsumme der von Meiggs verteilten Schenkungen, Gratifikationen, Gehalte und Pensionen bis zum 31. Dezember dieses Jahres sich auf 10 840 000 Sols belief. Nach 1874 wurden von Meiggs keine neuen Kontrakte mehr abgeschlossen, er brauchte daher auch keine grösseren Gratifikationen mehr zu geben, ausgenommen bei Gelegenheit der Ausgabe seines Papiergeldes, und später, als die Regierung Prados diese Noten, gleich denen der Banken, für den Staat übernahm. Es lässt sich daher annehmen, dass die ganze von Meiggs ausgeteilte Summe elf Millionen erheblich überstieg. Einer grossen Anzahl von Personen wurden die ihnen zugewiesenen Beträge offen an seiner Kasse ausgezahlt und auf ihren Namen in die Bücher eingetragen. Die grösseren Summen jedoch wurden in einem Geheimbuch notiert, welches in einem besonderen kleinen eisernen Schrank verschlossen und in einem grösseren eisernen Schranke aufbewahrt wurde. Auch dieses inhaltschwere Buch wurde dem Verfasser gezeigt: ein kleines Quartbuch mit rotem Lederrücken und Ecken, ziemlich abgenutzt vom öfteren Anfassen. Es finden sich in diesem Buche keine Namen, sondern nur Nummern von 1 bis 96. Ein im Buche liegender Umschlag enthält die Liste der diesen Nummern entsprechenden Personen. Den grössten Betrag, nämlich 1 145 000 Sols hat der Advokat J. M. Q. erhalten, allerdings nicht für sich allein, sondern auch zur Verteilung an viele andere, besonders an Mitglieder des Kongresses*).

*) Die Art und Weise, wie Meiggs diesen Mann für seine Interessen gewonnen haben soll, war bezeichnend für den Charakter beider. Zur Zeit, da Dreyfus noch nicht die Bestätigung seines Kontrakts durch den Kongress erhalten hatte, und die Nationalpartei alles aufbot, um denselben zu hintertreiben, sollte der Dr. J. M. Q. für diese nach Europa geschickt werden, um gegen Dreyfus, besonders gegen die neue Anleihe zu arbeiten. Meiggs, der davon gehört hatte, übertrug Q. die Führung einiger kleiner Prozesse, welche auch zu Meiggs Gunsten entschieden wurden. Als darauf die Zeit der Abreise nahe war, besuchte dieser den Advokaten und fragte ihn, wie viel er ihm für seine Bemühungen schulde. Und als Q. ausweichend antwortete und von der Geringfügigkeit seiner Dienste sprach, bemerkte ihm Meiggs, er glaube wohl, dass einem so fähigen Mann das Aufsetzen der Schriftstücke nicht viel Mühe gemacht habe, allein er, Meiggs, sei gewohnt, ihm erwiesene Dienste gebührend zu honorieren; wenn daher Q. nichts fordern wolle, so müsse er ihm gestatten, selbst den Betrag seiner Schuld abzuschätzen. Dabei zog er seine Brieftasche hervor und überreichte dem erstaunten Advokaten 10 000 Sols in Banknoten, indem er bedauerte,

Blicken wir nun zum Schlusse auf Henry Meiggs Laufbahn zurück, so erkennen wir an, was auch seine Gegner ihm nicht absprechen können, dass er ein Mann von ungewöhnlichem Unternehmungsgeist, geschäftlichem Scharfblick und rastloser Thätigkeit war, der Grosses geleistet hat, aber für sich und andere Besseres geleistet haben würde, wenn er verstanden hätte, sich zu mässigen, und wenn sein Gewissen hinsichtlich der bei seinen Unternehmungen angewendeten Mittel weniger weit gewesen wäre. Leute, die Meiggs lange gekannt hatten, sagten von ihm, dass er von früh an eine Vorliebe für krumme Wege und Neigung zur Verschwendung gezeigt habe. Aber gerade seine Fehler waren es, die ihn in Peru so beliebt machten, und gewiss wäre er ohne dieselben nicht zu der Stellung gelangt, die er fast von seiner Ankunft an daselbst einnahm: Peru war das Land, das er brauchte, und er war der Mann, wie ihn die Peruaner sich wünschten. Sicherlich war Meiggs von Natur gutherzig und freigebig, allein bei all dem Vielen was er gab, war es ihm doch wohl nie allein darum zu thun, eine Wohlthat zu erweisen, etwas Gutes um seiner selbst willen auszuführen, sondern er hatte dabei stets einen unmittelbaren oder ferneren Nebenzweck im Auge. Was ihn bewegte, war nicht sowohl Herrschsucht im gewöhnlichen Sinne, sondern er wollte eine möglichst grosse Anzahl von Menschen sich verpflichten, gewissermassen in moralische Abhängigkeit von sich bringen und sie dadurch in seiner Macht haben. Allein solche Bande erweisen sich auf die Dauer als schwach, besonders, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit frisch angezogen, oder vielmehr erneuert werden. Das musste Meiggs erfahren, und besonders gegen das Ende hin mag er bittere Enttäuschungen erlebt haben.

In seinem Privat- und Familienleben fand Meiggs keinen Rückhalt, weder zu Zeiten seines Glücks, noch später, als es von ihm wich. Er kam nach Peru als Witwer und brachte drei erwachsene Söhne und eine halberwachsene Tochter mit. Die Söhne schienen von den Eigenschaften des Vaters nichts geerbt zu haben, sie waren unthätig, gleichgültig, und während ihr Vater unter allen Umständen äusserst mässig

ihm die ganze Summe des Honorars nicht bar auszahlen zu können, den Rest von 90 000 Sol müsse er ihm später in Titeln der Anleihe entrichten, die, wie Q. wohl wisse, demnächst in Paris aufgelegt werden solle. Und gegen diese Anleihe sollte Q. arbeiten; man kann sich also vorstellen, mit welchem Eifer er es gethan hat.

Der Verfasser glaubt nicht, dass diese Anekdote von Meiggs selbst erzählt worden ist, denn dieser war hinsichtlich seiner Bestechungen äusserst verschlossen. Es ist wahrscheinlich, dass der Beschenkte selbst in seiner Überraschung und Freude das ihm zugestossene Glück mitgeteilt hat.

war, neigten sich alle drei Söhne dem Trunke zu. Sie halfen ihrem Vater nie bei seinen Arbeiten, und dieser scheint auch nie den Versuch gemacht zu haben, sie dazu heranzuziehen. Er hatte eine grosse Zuneigung zu der ältesten Tochter seines Bruders John, der in Lima seinem Kontore vorstand: ein frühreifes, sehr begabtes Mädchen von 13 Jahren, welchem ihr Onkel alles zu erzählen pflegte, was er sonst niemandem anvertraute; denn dieser ausserordentlich verschwiegene und verschlossene Mann hatte doch zuweilen das Bedürfnis, sich ohne Rückhalt auszusprechen. Der Tod dieses Kindes, das einem Klimafieber zum Opfer fiel, war vielleicht der grösste Kummer, den Meiggs während seines Aufenthalts in Lima zu tragen hatte. — Im Jahre 1876 erkrankte Meiggs an der Kopfrose und scheint sich von diesem Anfall nie wieder vollständig erholt zu haben. Ein Jahr später verschlimmerte sich eine schon ältere Herzkrankheit, welcher er nach langem qualvollen Leiden erlag. Der Tod war ihm willkommen. Auf seinem Schmerzenslager äusserte er nie die Hoffnung auf Genesung, sondern wiederholte nur öfters gegen vertraute Freunde in ruhigem und ergebenen Tone: ich möchte sterben. Am 30. September 1877 ward ihm endlich dieser Wunsch erfüllt. Die Teilnahme und Anhänglichkeit der Bewohner von Lima begleitete ihn bis an sein Ende. Er wurde mit grossen Ehrenbezeugungen bestattet, und sein Sarg auf seinem Gute Villegas bei Callao beigesetzt.

Arequipa.

Nachdem im vorigen Kapitel der Bau der Eisenbahn nach Arequipa erzählt worden ist, besuchen wir nunmehr diese Stadt, welche seit der Unabhängigkeit Perus sich jederzeit am öffentlichen Leben der Republik in hervorragender Weise beteiligt hat, allerdings selten zu ihrem Nutzen, und noch weniger zum allgemeinen Besten. Wir kehren zu diesem Ende nach den Chincha-Inseln zurück, deren ehemalige Guanolager uns Veranlassung zu der eben beendigten Abschweifung gegeben haben. Das Postdampfschiff, auf welchem wir unsere Reise nach Süden fortsetzen, verlässt den Hafen von Pisco gewöhnlich spät am Nachmittag. Sobald man aus der Bucht ins offene Meer gelangt ist, bemerkt man links eine etwas vorspringende Landspitze von mässiger Höhe, welche ein Vorgebirge des Festlandes, der Halbinsel Paraca, zu sein scheint, in Wirklichkeit aber eine ganze Insel ist, welche San Gallan heisst. Diese kleine öde Insel hat eine gewisse historische Merkwürdigkeit, indem die Spanier in der durch sie gebildeten Bucht einst ihre zweite

Kolonie an der peruanischen Küste gründeten, deren Ansiedler später nebst denen von Jauja nach Lima versetzt wurden. Sobald man an der Insel San Gallan vorübergefahren ist, erblickt man in einer etwa 300 Fuss hohen, flach gegen die See abfallenden Bergwand, ein eigentümliches Zeichen, welches in den harten, rötlich grauen Sand eingegraben ist und die »drei Kreuze« genannt wird. In der That erheben sich drei kreuzartige Figuren, von denen die mittlere die beiden seitlichen überragt, über einer dreieckigen Grundfläche. Man weiss jetzt nicht mehr, von wem und aus welcher Zeit dieses Zeichen herrührt. Nach unserem Dafürhalten war es ein Merkmal, welches die Spanier nach Gründung der Kolonie dort anbrachten, um den Schiffen den Eingang zur Bucht anzuzeigen.

Am nächsten Morgen ankert das Schiff vor dem kleinen Hafen von Lomas, einer flachen, wenig gerundeten Bucht, nach Süden begrenzt durch einen niedrigen Landvorsprung, auf welchem einige Hütten liegen. Dies ist einer der ödesten Häfen der peruanischen Küste, denn nirgends sieht man eine Spur von Grün. Nach dem Namen sollte man andere Umgebungen erwarten, denn Lomas nennt man in Peru Hügel oder Hochebenen, auf denen sich während der Wintermonate durch die Feuchtigkeit der Nebel ein üppiger Gras- und Kräuterwuchs entwickelt. Solcher Lomas giebt es allerdings in der Nachbarschaft, wo ein Thal denselben Namen führt, allein sie liegen weiter landeinwärts und können vom Meere aus nicht gesehen werden. Der Strand von Lomas wird von den Bewohnern der neun Leguas weit vom Meere liegenden Stadt Acarí als Badeort benutzt, allein die Badegäste müssen dazu nicht nur ihre Betten und Nahrungsmittel mitbringen, sondern sogar Trinkwasser. Es wird in Lomas oft viel Vieh eingeschifft, welches auf den Weiden im Innern in guten Zustand gebracht und nach den Salpeterhäfen ausgeführt wird. Die Rinder werden an den Hörnern zum Schiffe hinaufgezogen, immer zwei auf einmal. Den Hammeln werden Vorder- und Hinterbeine zusammengebunden, je zehn bis zwölf werden auf die Schlinge der Kette gehängt und hinaufgehisst wie ein Bündel, worauf man die zappelnden Tiere unsanft auf den Boden des Decks fallen lässt, ein Verfahren, das vielleicht in Wirklichkeit weniger grausam ist, als es scheint, welches man aber doch nicht ohne ein schmerzliches Gefühl mit ansehen kann; aber der Mensch ist nun einmal das erbarmungsloseste unter den Raubtieren.

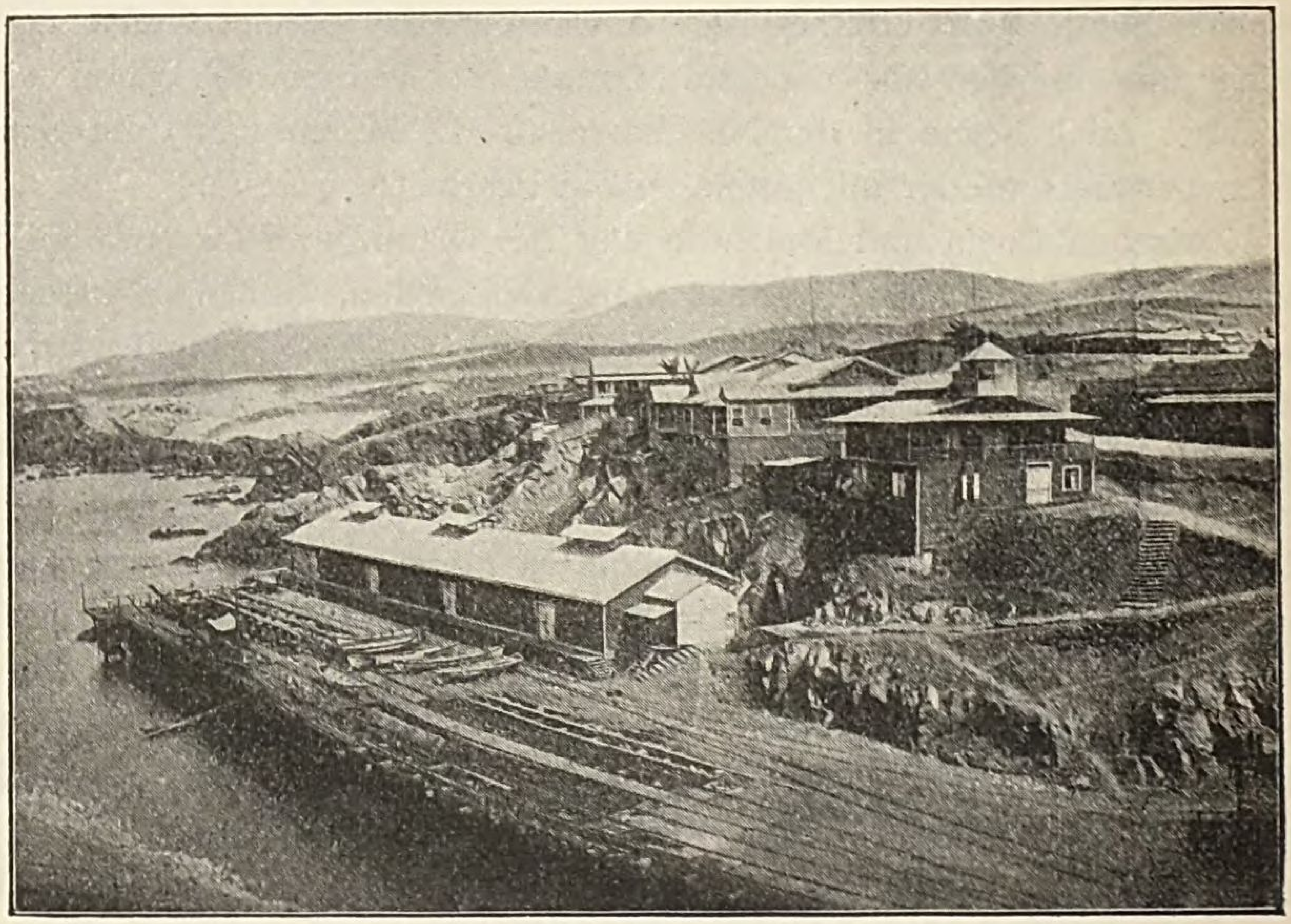
Die Küste südlich von Lomas ist durchaus öde, mit alleiniger Ausnahme des Thals von Atiquipa, dessen grüne Felder sich bis nahe ans Meer erstrecken. Am Nachmittag läuft man Chala an, einen kleinen

Ankerplatz oder Hafen wie Lomas, aber nicht ganz so unwirtlich. Einige wohnlich aussehende Häuser liegen auf einer flachen Anhöhe. Zwar ist in der unmittelbaren Umgebung kein Grün zu sehen, aber die benachbarten Bergabhänge sind an vielen Stellen mit Buschwerk bedeckt, sogar hie und da mit Bäumen bewachsen, was ein beständiges Vorhandensein von Wasser andeutet. Die Feuchtigkeit scheint dort, ohne Bäche oder auch nur Quellen zu bilden, aus den Bergen auszusickern. Dieser Hafen Chala dient dem Handel einiger Provinzen des Departements Ayacucho, Cusco und Arequipa. Da die Eisenbahn nach Cusco nur bis Santa Rosa eröffnet ist, so werden von diesem Hafen noch immer die meisten für die alte Hauptstadt bestimmten Waren eingeführt. Auch liegen in der Nachbarschaft die Minen von Cora-Cora, die neuerdings wieder mit gutem Erfolg bearbeitet werden.

Zwischen Chala und Mollendo hält das Dampfschiff für gewöhnlich nirgends an. Die Küste besteht meist aus hohen, kahlen, oft steilen Bergen, die jedoch an mehreren Stellen durch tiefe Einschnitte unterbrochen werden, von denen vier Wasser führen und Thäler genannt werden. Es sind von Norden nach Süden gezählt die Thäler von Atico, Ocoña, Camanà und Quilca. Die Flüsse der beiden letzten sind die wasserreichsten. Das Thal Camanà ist bekannt durch seine Olivenhaine und liefert sehr gutes Öl. Der Fluss von Quilca ist derselbe. der von Arequipa herunterkommt, und wie so viele andere in Peru, in den verschiedenen Gegenden, die er durchfliesst, verschiedene Namen führt: bei Arequipa heisst er Chili, weiter unten Vitor und an seiner Ausmündung Quilca. In den ersten Morgenstunden langt man vor Mollendo an, welches seit Erbauung der Eisenbahn nach Arequipa Hafen dieser Stadt geworden und zu einem Haupthafen (puerto mayor) der Republik erklärt worden ist. Der frühere Hafen war Islay, fünf Seemeilen nördlich von Mollendo, dessen jetzt unbewohnte Häuser man auf einer Anhöhe liegen sieht, etwa eine Stunde, ehe man in Mollendo ankommt. In den Zeiten der Kolonial-Herrschaft ging der Güterverkehr nach und von Arequipa über Quilca, welches allerdings der Stadt am nächsten liegt, als Ankerplatz jedoch den Schiffen keinen Schutz bietet, und dessen Strand wegen der starken Brandung dem Einnehmen und Ausladen von Gütern wenig günstig ist. Dessenungeachtet wurde einst, wie Cieza de Leon erzählt, der grösste Teil des in den Minen von Charcas — dem heutigen Bolivien — gewonnenen Silbers über Arequipa nach Quilca gebracht, und von dort auf stets bereit liegenden Schiffen nach Lima überführt.

Die Eisenbahn von der Küste nach Arequipa sollte nach dem

ursprünglichen Plan in Mejia, neun Meilen südlich von Mollendo anfangen und dort eine Hafenanlage, wenigstens ein Hafendamm erbaut werden. Die Brandung an der ganz ungeschützten und seichten Bucht ist jedoch so stark, dass bei den ersten Versuchen dort Baumaterial zu landen, mehrere Lanchen umgestürzt wurden, und der Bauunternehmer Meiggs sich genötigt sah, auf eigene Kosten die Linie bis Mollendo zu verlängern, wo wenigstens bei ruhigem Wetter das Landen ohne zu grosse Schwierigkeiten sich bewerkstelligen lässt, bei etwas



Mollendo.

hohem Seegang allerdings auch nicht, wie der Verfasser selbst bei einer Gelegenheit erfahren musste. Sämtliche nach Arequipa bestimmte Passagiere sahen sich damals gezwungen, bis nach Arica weiter zu fahren, und konnten erst einige Tage später zurückkehren, nachdem sie telegraphisch benachrichtigt worden waren, dass das Meer ruhiger geworden sei. Mollendo ist weder ein natürlicher noch künstlich angelegter Hafen, sondern nur eine Spalte in den Uferklippen, welche durch einige flache, schwarze, mit Seetang überwachsene Felsen gegen die Dünung etwas geschützt wird, jedoch nur bei niedrigem Wellengang. Bei etwas bewegter See schlagen die Wellen über die Felsen und brechen sich am Gebälk der Landungsbrücke, das Meer ist dann fusshoch

mit dicken gelben Schaummassen bedeckt und das Landen wird gefährlich für Menschen, Ladung und Fahrzeuge. Infolge der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, sind die Bootsleute in Mollendo ausnehmend geschickt. Auf der Landungsbrücke steht ein Dampfkrahn, der aber nur für Frachtgüter bestimmt ist, das Aufziehen der Passagiere und ihres Gepäcks wird durch eine eigene Gilde von Aufhissern (hizadores) besorgt, deren Mitglieder in einer langen Reihe, mit Stricken bewaffnet am Rande der Brücke stehen und die Ankommenden mit Geschrei und Winken auffordern, sie zu beschäftigen. Der Landungsplatz ist eine ziemlich geräumige Schlucht, die nach dem Meere zu durch eine felsige Anhöhe gebildet wird, auf welcher ein Signalmast steht. Gegenüber, auf der Klippenhöhe der Landseite liegt das Zollhaus, zu welchem ein mit eisernen Platten belegter kurzer Zickzackweg hinaufführt. Die Schienengeleise fangen auf der Landungsbrücke an, der Bahnhof jedoch liegt etwa fünf Minuten entfernt in einer halbkreisförmigen Ausbuchtung des Strandes. Dort fand zur Zeit meines ersten Besuches die Einsegnung der Maschinen statt, und hier wurde später eine Maschinenwerkstätte errichtet, welche die vollständigste und besteingerichtete dieser Art an der Westküste gewesen sein soll. Eben dadurch erregte sie den Neid und den Groll der Chilenen, welche während des Krieges das ganze Gebäude und alle einzelnen Teile desselben durch Dynamit zerstören liessen.

Die Ortschaft, die sich allmählich in Mollendo angebaut hat, zählt wohl ebensoviele Häuser und hat ebensoviele Bewohner als früher Islay. Die Häuser liegen am Bergabhang, in Gruppen, ohne in Strassen geordnet zu sein, um einen viereckigen, abschüssigen Platz, zu welchem vom Bahnhof aus ein steiler, gepflasterter Weg hinaufführt. Die untere Seite des Platzes liegt etwa 100 Fuss über dem Meere. Auf einer kleinen Anhöhe oberhalb des Platzes steht das Haus des Direktors der Eisenbahn, umgeben von einem kleinen Garten, der durch das Wasser der Leitung unterhalten wird, welche von Meiggs aus dem Flusse Chili hergestellt wurde, denn in Mollendo giebt es gar keine Quellen. Auch andere Häuser haben kleine Blumenbeete und Gärtchen, was bei manchen, die wie Nester auf den Klippen liegen, den Anblick in anmutiger Weise belebt.

Die Abfahrt des Zuges ist nicht an eine feste Stunde gebunden, sondern richtet sich nach der Ankunft der Postdampfer. Die Wagen stehen mit geheizter Maschine bereit, um die Passagiere aufzunehmen, welche hinreichende Zeit haben, ihr Gepäck im Zollhause untersuchen zu lassen. Die Beamten sind höflich und machen sich und den Reisenden dies

Geschäft so wenig lästig als möglich. Die ersten 11 Kilometer fährt die Bahn nahe am Strande hin, an welchem sich einige Strecken mit feinem, weichem Sande finden, die im Sommer von Badegästen aus Arequipa besucht werden. Frische Spuren von Wellenschlag am Fusse der Hügel, da wo diese nahe an die Bahn herantreten, beweisen, dass die Küste noch in jüngster Zeit sich gehoben hat, und wahrscheinlich in langsamem aber stetigem Steigen begriffen ist. Diese Beobachtung wird durch einige auffallende Blöcke von Gestein oder Geröll bestätigt, welche sich in geringer Entfernung von Mollendo nahe an der Bahn auf dem trockenen Uferrand erheben. Es sind Massen von Lehm und Rollsteinen mit senkrechten Wänden, etwa 30 Fuss hoch, von den Wellen ausgewaschen, welche andeuten, dass einst die Küste aus einem ebenso hohen Rand von Erde und Steinen bestand, die entweder von den Bergen oder durch den benachbarten Fluss Tambo herabgeschwemmt, durch den Wellenschlag verteilt und dann durch die Brandung wieder an den Strand gespült worden sind. Von dieser Uferbank sind die in Rede stehenden Stöcke stehen geblieben, während der grösste Teil weggewaschen wurde, und da sich der Meeresboden gehoben hat, so wird gegenwärtig ihr Fuss nicht mehr vom Hochwasser erreicht.

Die erste Haltestelle ist Mejia, der Ort, von welchem eigentlich die Bahn anfangen sollte: eine Anzahl elender Rohrhütten am Strande, bewohnt von einer zerlumpten Indianerbevölkerung, die vom Fischfang lebt. Hier beginnt der bisher dürre Sand sich mit dürftigem Gras zu bedecken, welches allmählich dichter wird, und einige Minuten später kommt man bei der Station Ensenada zu angebautem Lande mit Büschen und Bäumen. Ensenada — zu deutsch der Busen — ist eine buchtartige Ausrundung des Strandes am Fusse der Berge, welche durch einen Kanal aus dem benachbarten Tambotlusse bewässert wird. Von hier aus beginnt der Anstieg der Bahn.

Die Küste besteht in dieser Gegend aus einer Reihe von Vorbergen, welche mehr oder minder steil nach dem Meere zu abfallen und bei einer mittleren Höhe von etwa 1000 Metern die weiter zurückliegende Kette des Hauptgebirges dem Blicke entziehen. Diese Höhen, die vom Meere aus gleichfalls das Aussehen einer Bergkette haben, sind in Wirklichkeit nur der zerklüftete Rand einer Hochebene, welche sich viele Meilen weit wellenförmig aber immer steigend bis zum Fusse der eigentlichen Cordillera erstreckt. Von der Ensenada erhebt sich die Bahn zunächst in Windungen bis zu einem Bergabsatz, einer Stufe von etwa 1000 Fuss Höhe, auf welcher die Station Tambo liegt. Diese

ist nach dem gleichnamigen Flusse benannt, in dessen Thal man von dort aus hinabblickt, ein schönes fruchtbares Thal, dessen Felder und Bäume wie ein breiter grüner Strom bis an das nahe Meer reichen. An dem Halteplatz werden die Früchte des Thales in grosser Auswahl feilgeboten. Berühmt siud die Bananen, von denen besonders eine kleine Art sehr süss und wohlriechend ist. Von Tambo an wird die Bergwand steiler. Die Bahn wendet sich nach links und läuft gleichmässig steigend am Abhange hin, kriecht, um Entfernung zu gewinnen, in alle Schluchten und windet sich um die Vorsprünge in einer beständig wechselnden Reihe von kurzen Durchstichen und Auffüllungen. Macht man die Reise im Winter, so ändert sich nun der Charakter der Gegend. Bis Tambo war alles grau und öde, jetzt gelangt man in die Nebelregion, welche fünf Monate lang, von Mai bis Oktober, wie ein Gürtel von 2000 Fuss Breite die peruanische Küste umlagert. Die Pflanzen, die dann dem Boden entkeimen, stehen zuerst einzeln, mehren sich rasch, je höher man kommt, und überziehen endlich die Berghöhen mit dichten buschartigen Kräutern, deren gleichmässige Decke sich von weitem ausnimmt wie weicher Sammet. Das dunkle Grüu wird belebt von zahllosen Blumen und Blümchen, deren Flor sich jeden Monat ändert.

Man fährt so, umgeben von grauem Nebeldunst, an dem grünen Abhang weiter bis zur Schlucht von Cahuintala. Dort beschreibt die Bahn eine kreisförmige Kurve und läuft sodann wie ein Zickzackweg in grossem Massstabe an derselben Bergwand zurück, bis sie die Höhe eines Vorgebirges erklommen hat; sie umkreist dessen Gipfel, um zur selben Schlucht zurückzukehren, so dass man nach einer Stunde die kreisförmige Kurve wieder zu seinen Füssen sieht. Nachdem so der steile Teil der Schlucht von Cahuintala überwunden ist, folgt die Bahn dem leichtsteigenden, muldenförmigen Anfang derselben und gelangt so allmählich zur Hochebene. Ehe man diese erreicht, hat man die Nebelschicht wieder verlassen, man sieht sich wie vorher umgeben von trockenem Sande und ödem Gestein, wird aber dafür durch einen schönen Blick entschädigt, den man beim Scheiden aus der jetzt erklommenen Höhe auf die zurückgelegte Strecke, das Meer und das Thal von Tambo geniesst.

Gleich nachdem man die Hochebene erreicht hat und einige Schritt horizontal gefahren ist, hält der Zug bei Station Cachendo. Wir befinden uns hier beinahe auf halber Höhe zwischen dem Meeresspiegel und Arequipa, etwa 1000 Meter hoch (genau 3250 englische Fuss), die zurückgelegte Bahnstrecke beträgt 35 engl. Meilen und die Fahrzeit hat

drei Stunden gedauert. Ausser den Bahnhofsgebäuden und einem Wagenschuppen stehen in Cachendo nur einige ärmliche Hütten, die von Arbeitern bewohnt werden. Die Wirtschaft wird von einem Deutschen gehalten und das den Reisenden gebotene Frühstück ist in Anbetracht der Lage sehr gut. Die Ebene, die sich vor dem Blicke viele Meilen weit ausdehnt, ist eine vollständige Wüste, allein der Boden ist anbaufähig und fruchtbar, wie der Garten beweist, welcher sich hinter dem Stationsgebäude befindet. Dieser wird aus der Wasserleitung unterhalten, welche die Maschinen speist und Mollendo versorgt. Es werden dort schöne Blumen gezogen, Gemüse gedeihen üppig und man kann nicht umhin, sich vorzustellen, wie diese jetzt so unwirtbare und trostlose Fläche sich binnen wenigen Jahren in ein lachendes Gefilde umwandeln würde, wenn es gelänge sie zu bewässern. Jetzt wird sie nur zuweilen belebt durch die Trugbilder der Luftspiegelung.

Sobald man in Cachendo aus dem Wagen steigt, erblickt man bereits in der Ferne die Berge, an deren Fuss Arequipa liegt. Sie treten aus der Hauptmasse des Gebirges etwas vor, in der Mitte der Vulkan Misti, links die etwas höhere Gruppe des Chachani, rechts die kleine Kette des Pichu-Pichu, welche jedoch zum Teil durch andere davor liegende Höhen verdeckt wird. Man fährt von jetzt ab in gerader Richtung auf diese Berge zu und auf jeder Station sieht man sie an Höhe und Mächtigkeit wachsen. Die Station La Joya liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen Mollendo und Arequipa. Woher der Name La Joya — das Kleinod — stammt, wissen wir nicht zu erklären. Es findet sich daselbst allerdings ein schmucker Blumengarten, allein auch sämtliche andere Stationen haben von der Wasserleitung unterhaltene ähnliche Gärten, die gleich kleinen Oasen in der Wüste liegen. Bei der Joya vereinigt sich die Pampa de Cachendo, über welche wir bisher gefahren sind, mit der Pampa de Islay, durch welche der frühere Reitweg zur Küste führte, und beide Ebenen heissen von jetzt an Pampa de la Joya. Neben den Bergen der Umgegend von Arequipa erscheint links, ganz allein über die Hochebene emporragend, der Gipfel des Coropuna, eines gewaltigen Berges von beinahe 23 000 Fuss Höhe, mit einem weitherabreichenden Schneemantel bedeckt. Hier sieht man auch die ersten beweglichen Sandhügel, Médanos genannt. Diese Hügel sind von sehr ungleicher Höhe, von einem bis zehn Fuss und mehr, und bestehen aus Anhäufungen von hellgrauem Sand auf braunem Boden. Sie haben eine halbmondförmige Gestalt, deren äussere Rundung der Seite zugekehrt ist, von welcher gewöhnlich der Wind weht, nämlich von Südwest. Diese Seite dacht sich allmählich nach der Ebene zu

ab, während die Innenseite viel steiler ist. Beide Seiten stossen in einer scharfen Kante zusammen. Der mittlere Teil des Bogens ist der höchste, die Hörner flachen sich mehr und mehr ab. Der Wind löst von der Aussenseite beständig kleine Mengen Sand und weht sie über den scharfen Rand, so dass sie an der innern steilen Seite herabfallen. Dadurch wird ein allmähliches Fortrücken der Hügel, auch oft eine Änderung der Gestalt bewirkt. Zuweilen stossen zwei Médanos zusammen und verschmelzen nach und nach zu einem, oder trennen sich wieder. Solche bewegliche Sandhügel giebt es allenthalben in den Sandebenen der Küste, aber nirgends in so grosser Anzahl wie hier.

Man nähert sich jetzt mehr und mehr einem Höhenzuge, der die Ebene zu durchsetzen scheint, und die hohen Berge, die man bisher stets vor Augen gehabt hatte, endlich verdeckt. Die Umrisse dieser Höhen sind zackig und zerrissen, die Schluchten derselben, mit weisslichem Sande gefüllt, sehen aus wie schmutzige Verzierungen auf graubraunem Grunde, der ganze Anblick hat etwas abschreckend Einsames und Unwirtbares. Dies ist die sogenannte Barrera, der Grenzwall zwischen der Ebene und dem Thal von Arequipa, den der erste Entwurf der Bahn nur durch einen Tunnel zu durchbrechen für möglich hielt, während es später Meiggs' Ingenieuren gelang einen solchen zu umgehen. Eine Meile hinter der Station Vitor tritt die Bahn in die Felsenmassen und windet sich zehn Meilen in ihren Schluchten. Tiefe Einschnitte wechseln in scharfen Kurven mit hohen Aufschüttungen, während die Bahn immer höher klimmt. Dies ist der Teil der Bahn, wo nicht bloss die Auffindung der Trasse am schwierigsten, sondern auch die Arbeit am anstrengendsten war, denn das Gestein ist sehr hart: Diorit wechselt mit Grünstein, anfangs ist der erstere vorwaltend, später der letztere. Die rötliche Farbe der Felsen ist bloss oberflächlich, von oxydiertem Eisen herrührend, das Innere des Gesteins ist graugrün bis schwarzgrün, das Gefüge wechselt häufig, zuweilen ist es feinkörnig, andere Male geben grössere Hornblendekrystalle in dunkler Grundmasse den Bruchflächen ein grobkörniges Aussehen. Wo die Bahn nach ihrem Durchbruch durch die Felsen den höchsten Punkt erreicht, erscheint sie plötzlich beim Austritt aus einem tiefen Durchschnitt am Rande des Thales von Uchumayo und man erblickt den Fluss in jäher Tiefe. Fortan folgt sie dem Laufe des Uchumayo, aber hoch über dem Bette des Flusses, bald sich vom Thalrand entfernend, bald wieder sich nähernd. Man sieht dann auf kurze Zeit schmale Streifen von Grün, die aber bei der nächsten Windung wieder verschwinden. Allmählich scheint sie sich zu senken, doch ist dies nur scheinbar, da sie dem abschüssigen Thal-

boden näher kommt und denselben endlich erreicht. In der Nähe des Ortes Uchumayo wird aus dem Flusse das Wasser der Leitung gefasst, deren wiederholt erwähnt wurde. Uchumayo ist ein Wort der Keshuasprache, welches »einen kleinen Fluss« bedeutet. Dieser Fluss ist derselbe, der durch Arequipa fliesst, dort Chili heisst, später Vitor und an seiner Ausmündung Quilca genannt wird. Von jetzt an werden die Schwierigkeiten, mit denen man beim Bau der Bahn zu kämpfen hatte, geringer, doch kommen noch gelegentlich Durchschnitte durch Grünstein bis zur Station Tiavaya, sieben Meilen von Arequipa. Der Ort Tiavaya liegt auf der anderen (rechten) Seite der Flusses, besteht aus gut gebauten Häusern und wird von den Arequipeniern wegen seiner geschützten Lage und seines milden Klimas als angenehmer Winteraufenthalt geschätzt. Hinter Tiavaya überschreitet die Bahn auf einer eisernen Brücke den kleinen Fluss Tingo, der zur Sommerzeit fast gar kein Wasser führt. Dann gelangt man zur letzten Station, dem Badeort Tingo, so genannt nach dem ebenerwähnten Flusse. Die Fahrt von Mollendo nach Arequipa (107 englische Meilen) dauert gewöhnlich 8—9 Stunden, und man langt in der Regel gegen Sonnenuntergang daselbst an. Der Bahnhof liegt einige hundert Schritt von den letzten Häusern des unteren Stadtendes, und eine Pferdebahn führt von hier durch die Hauptstrassen der Stadt.

Die Stadt Arequipa.

Arequipa liegt 16° 24′ südl. Breite und 74° 24′ westlich von Paris auf einer von Norden nach Süden ziemlich stark geneigten Ebene zu beiden Seiten des kleinen Flusses Chili; die Höhe der Mitte des etwas abschüssigen Hauptplatzes der Stadt über dem Meere wird zu 2325 Metern angenommen. Kommt man von der Küste, oder steht man an der Südseite des Platzes, so sieht man hinter der Stadt, d. h. im Norden derselben, sich eine Reihe hoher Berge erheben. In der Mitte, etwas gen Osten, steht der Vulkan Misti, ein regelmässig geformter Kegel, dessen schräg abgestumpfte Spitze 5685 Meter über den Meeresspiegel, 3350 Meter über die Mitte der Stadt emporragt. Die Häuser derselben erstrecken sich bis nahe an den geschweiften Fuss des Vulkans. Etwas westlich neben dem Misti lehnt sich an diesen die Berggruppe des Chachani: mehrere nahe aneinander stehende Gipfel auf einem gemeinsamen Stock, die alle etwas höher sind als der Vulkan, und deren mittelster zu 5790 Meter angegeben wird, aber wahrscheinlich noch etwas höher ist. Nordöstlich zieht sich ein langgestreckter Rücken hin,



Bahnhof in Arequipa.

(S. 240.)

der Pichu-Pichu, welcher länger ist als der Misti und Chachani zusammen genommen, aber niedriger als beide, denn seine Höhe beträgt nur 5400 Meter. In den Schluchten an den Gipfeln des Chachani liegt beständig Schnee, auch auf der Spitze des Misti verschwinden die weissen Flecken nur in den Sommermonaten, der Pichu-Pichu ist den grössten Teil des Jahres über schneefrei. Nach Osten und Westen ist die Lage verhältnismässig offen, nach Süden erblickt man den rötlich grauen Höhenzug der Barrera, den die Bahn überschreitet, der aber von der Stadt aus gesehen, nur wenig höher zu sein scheint als diese.

Die Stadt Arequipa liegt zwar an einem Flusse, aber nicht eigentlich in einem Thale, sondern in einer muldenförmigen Ausbreitung, welche augenscheinlich ehedem ein See gewesen ist. Man sieht in Tiavaya, da, wo die Bahn aus dem engen Thale Uchumayo in die weite geneigte Ebene eintritt, dass die Thalwände zum Teil aus Geröll und erhärtetem Schlamm bestehen. Diese hatten sich am Boden des ehemaligen Sees angehäuft, und der Fluss spülte sich eine Rinne durch sie, als er sich einen Ausweg durch die Felsen zur See gebahnt hatte. Das Becken von Arequipa, die Campiña genannt, ist etwas länger als breit, und misst von Osten nach Westen etwa 14, von Süden nach Norden 12 Kilometer. Die Campiña wird vom Flusse Chili bewässert, ist fruchtbar, erzeugt Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte sowie Klee und andere Futterkräuter, der landschaftliche Charakter ist jedoch einförmig und entbehrt jeder belebenden Abwechslung. Der Baumwuchs ist dürftig, auch Gebüsch giebt es nur wenig, man sieht fast nur schlank wachsende Weiden, die in Reihen zwischen den Feldern und an den Wegen stehen. Da diese Bäume keine gerundeten Kuppeln bilden, sondern kerzenartig wachsen wie italienische Pappeln, so tragen sie bei ihrer kärglichen Belaubung mit schmalen Blättern wenig zur Verschönerung der Gegend bei.

Über das Klima von Arequipa sind die Meinungen geteilt. Viele loben es und finden sich wohl dabei, während es anderen weder bekommt noch behagt. Bei einer Höhe von über 7000 Fuss lässt sich diese Gegend nicht mehr zum Küstenland rechnen, während sie auch noch nicht zum Hochland gehört. Im Sommer fällt hier Regen, allerdings nicht so reichlich und anhaltend wie in der Sierra, aber doch so oft, dass die Wohnungen darauf eingerichtet sein müssen. Wegen des gewöhnlich wehenden Südwindes wird auch in den Sommermonaten die Hitze selten lästig, im Winter sind die Nächte empfindlich kühl. Das Eigentümliche des Klimas ist die ausserordentliche Trockenheit der Luft. Das frisch gebackene Brot wird schon in einem Tage hart,

Cigarren und Tabak zerbröckeln und verlieren ihren Geruch, die Haare werden zuweilen so spröde, dass sie beim Kämmen elektrisch knistern, in der Nase hat man beständig ein unangenehmes Gefühl von Härte, die Lippen springen auf, die Nerven werden oft sehr reizbar und besonders bei Frauen sind Nervenleiden häufig. Auch für Lungenkranke ist die Luft von Arequipa weniger zuträglich als an anderen Orten von gleicher Höhe, Entzündungen der Atmungswege befallen Fremde und Einheimische gleich oft. Wenn dessenungeachtet das Klima seine Lobredner hat, so müssen diese doch zugeben, dass das Trinkwasser besonders für die Ankommenden nachteilig ist. Es enthält so viele Salzteile, dass es roh genossen stets Verdauungsstörungen erzeugt. Wenn die Bewohner daran weniger leiden, so kommt dies ohne Zweifel daher, dass auch das niedere Volk in Arequipa nur selten frisches Wasser trinkt, sondern meist Chicha.

Arequipa ist die zweite Stadt der Republik, Hauptort des Departements und der Provinz gleichen Namens, Sitz eines Obergerichtshofes und eines Bischofs, hat viele Kirchen, drei noch bewohnte Mönchsklöster und zwei Nonnenklöster, ein Priesterseminar, und besass früher auch eine Universität, von der jedoch gegenwärtig nur noch die juristische Fakultät ein kümmerliches Dasein fristet. Die Bevölkerung betrug bei dem letzten Census noch 21 000 (die der ganzen Provinz war 54 000), hat sich aber seitdem noch vermindert; denn die Stadt hat schwer gelitten, nicht nur durch das letzte grosse Erdbeben, sondern neuerdings durch den Krieg mit Chile, und vielleicht noch mehr in dem darauf folgenden Bürgerkriege. Der Verfasser hatte dreimal Gelegenheit die Stadt zu besuchen, zuerst zu Ende des Jahres 1870, zuletzt im Herbste 1887, und dazwischen noch einmal 1884 nach dem Abschluss des Friedens. Zur Zeit seiner ersten Anwesenheit lag noch ein Teil der Stadt in Trümmern von dem Erdbeben am 13. August 1868, welches Arica zerstörte und alle Gegenden im Süden Perus schwer betraf. Obgleich damals schon anderthalb Jahre verflossen waren, so hatte man doch bei vielen grossen Häusern mit dem Wiederaufbau noch garnicht angefangen. An dem Hauptplatz stand die Ruinenmasse der Kathedrale, die zerborstenen Wände und Mauern der Türme, die im Sturze das Gewölbe durchbrochen und das Innere der Kirche mit einer wüsten Schuttmasse gefüllt hatten. Auch die gewölbten Bogengänge um den Platz waren sämtlich zusammengestürzt und der Schutt noch nicht weggeräumt. Ähnlich stand es mit den meisten Kirchen. Trotzdem also damals die Bewohner noch nicht Zeit gehabt hatten sich von dem Schlage zu erholen, so war in jener Zeit doch ihre Stimmung eine freudige



Hauptplatz von Arequipa. Der Bergstock des Chachani.

(S. 242.)

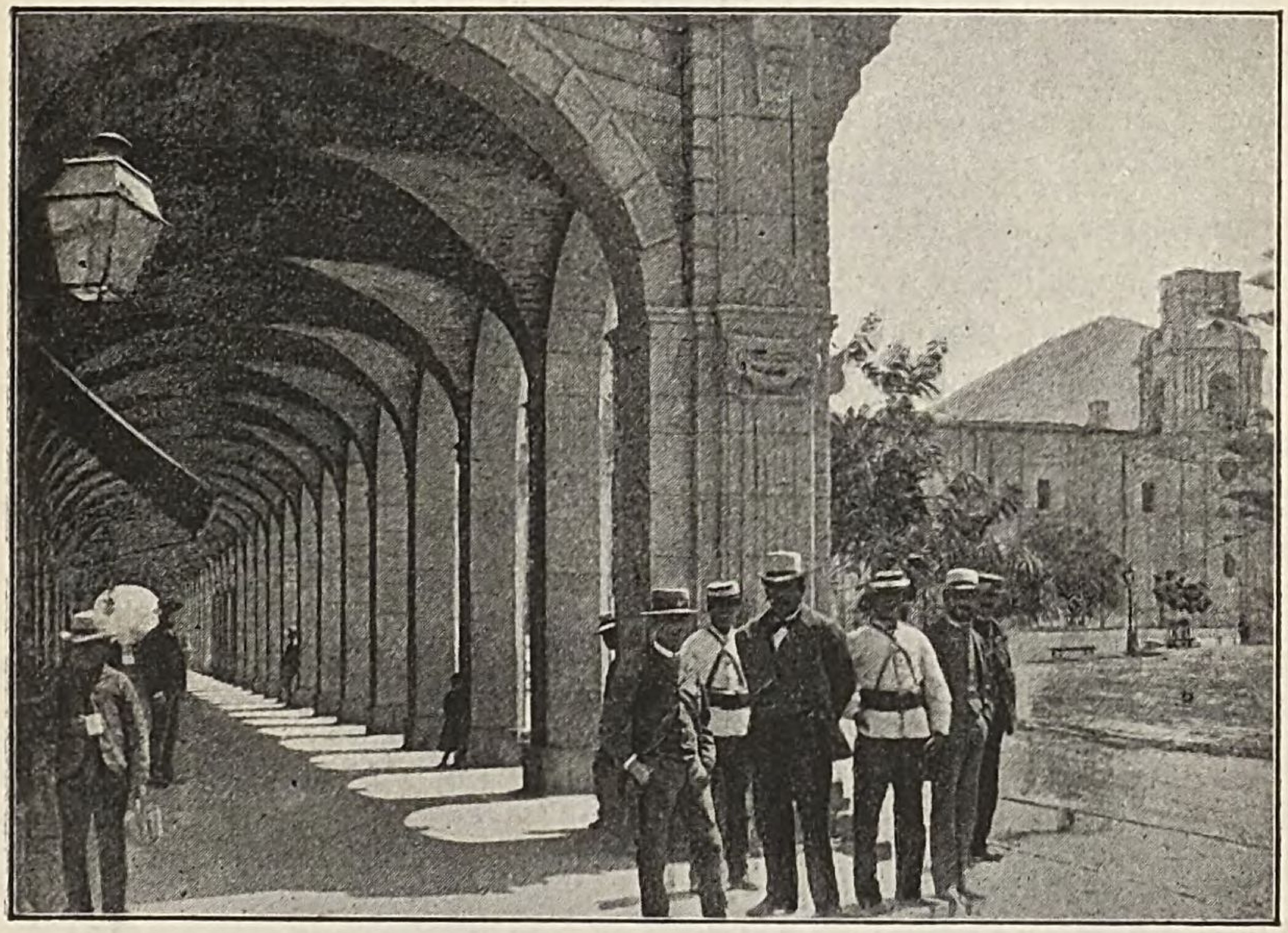
und hoffnungsvolle. Die Eisenbahn war eröffnet worden, ein langgenährter Wunsch erfüllt, das Unglück war vergessen und alle blickten vertrauensvoll in die Zukunft. Als der Verfasser nach 17 Jahren wiederkehrte, fand er alles sehr verändert, die Spuren des Erdbebens waren fast verwischt, die Kathedrale war wieder hergestellt, zum grossen Teil neugebaut, ebenso die meisten übrigen Kirchen. Die Portale des Platzes waren besser und schöner gewölbt als zuvor, die zerfallenen Privathäuser wieder aufgebaut. Aber unter diesen äusseren Zeichen scheinbaren Wohlergehens barg sich ein Zustand tiefer Verarmung, ein gänzliches Darniederliegen der Gewerbe und des Handels, aus dem sich die Bewohner nur langsam wieder herausarbeiten können, auch wenn der Frieden im Lande nicht wieder gestört wird. Die Verluste, die Peru kurz nach einander erlitten hatte, waren zu gross; denn nicht nur hatte der Staat die Hauptquellen seiner Einnahmen an Chile abtreten müssen, sondern auch die übrigen Landeserzeugnisse, durch deren Ausfuhr Peru bisher einen Teil des Wertes der eingeführten Waren bestritten hatte, wie Zucker, Wolle, Baumwolle, Chinarinde, Kupfer und Silber waren dergestalt im Preise gefallen, dass die im Markte erzielten Preise kaum die Kosten der Herstellung deckten. In Arequipa, als der zweiten Stadt der Republik, war die Wirkung des allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges noch sichtlicher als in der Hauptstadt, besonders deshalb, weil diese Stadt so wenig wie die übrigen Provinzen sich der verderblichen Anziehungskraft Limas hat entziehen können. Viele der wohlhabenderen Familien haben sich in der Hauptstadt entweder dauernd niedergelassen, oder leben dort infolge der Anstellung der Männer als Beamte. Die Arequipenier sind zwar grosse Lokalpatrioten und stellen ihre Stadt über alle anderen, allein wenn sie können, so gehen sie nach Lima. Auch dort werden sie nicht müde Arequipa zu preisen, kehren jedoch nur zurück, wenn sie durch die Umstände gezwungen werden, daher ein Arequipenier einst dem Verfasser sagte, das heutige Arequipa befinde sich in Lima.

Die weisse Bevölkerung, welche indes ohne Ausnahme eine mehr oder minder merkliche Beimischung von indianischem Blut hat, ist im allgemeinen geistig geweckt, rührig, strebsam und ehrgeizig. Die Arequipenier haben von jeher als Advokaten, Richter, Verwaltungsbeamte und Militärs in der Republik eine hervorragende Rolle gespielt. Die Frauen sind angenehm, freimütig und ungezwungen im Umgang, wie man in Peru zu sagen pflegt, »sie haben Haken« (tienen gancho), welcher Ausdruck besagt, dass sie die Männer zu fesseln wissen. Die grosse Masse der Bevölkerung sind Mischlinge von vorwiegend indiani-

scher Abstammung, welche wie allenthalben in Peru Cholos genannt werden. Die Cholos von Arequipa zeichnen sich zwar nicht durch vorteilhaftere Gesichts- oder Körperformen vor ihren übrigen Landsleuten aus, sind aber geistig regsamer und arbeitsamer als die der Küste, auf die das weichere Klima erschlaffend wirkt. Sie lassen sich leicht in Aufregung bringen und sind fanatisch, daher sie besonders in früheren Zeiten allezeit willige Werkzeuge waren in den Händen politischer Unruhestifter oder unduldsamer Geistlichen. Neger und Mischlinge der schwarzen Rasse giebt es in Arequipa nur wenige. Alle Klassen der Bevölkerung bedienen sich nur der spanischen Sprache, das Keshua oder die Inkasprache, welche früher bei der indianischen und gemischten Bevölkerung die herrschende war, ist gänzlich ausser Gebrauch gekommen und vergessen. Was daran erinnert, ist bloss ein gewisser Accent in der Aussprache des Spanischen, der sich besonders bei den Frauen bemerkbar macht, sowie eine Anzahl von Worten und Ausdrucksweisen, die aus der alten Landessprache herstammen und ins Spanische aufgenommen worden sind, wie dies ja auch in anderen Provinzen der Republik der Fall ist.

Die Stadt ist regelmässig gebaut. Acht Längsstrassen, welche in der Richtung des Flusses nach dem Vulkan zu, also von Süden nach Norden laufen, werden in gleichmässigen Abschnitten von einer gleichen Anzahl von Querstrassen in rechten Winkeln geschnitten. Die so gebildeten Strassengevierte (manzanas) sind 150 Ellen (varas) lang und ebenso breit. Die Weite der Strassen ist 12 Ellen, ungefähr 10 Meter, die meisten haben in der Mitte einen Kanal von fliessendem Wasser. Das Pflaster ist schlecht, aber die Bürgersteige, wenigstens in den mittleren Stadtgegenden, gut. Nicht ganz in der Mitte der Stadt, dem unteren Ende näher als dem oberen, liegt der Hauptplatz, welcher den Raum eines unbebauten Strassengevierts einnimmt, dessen Seiten also, wie bei diesen 150 varas messen. Er ist gepflastert, an den Seiten mit Steinplatten für Spaziergänger belegt und in der Mitte mit einem Brunnen geschmückt, den ein kleiner, achteckiger umgitterter Garten umgiebt. Rings umher an den vier Seiten stehen Bäume von verschiedener Art und ungleicher Grösse, die dem Ganzen wenig zur Zierde gereichen. An der oberen, nördlichen Seite erhebt sich die Kathedrale, deren von zwei Türmen überragte Fassade die ganze Breite einnimmt. An den drei anderen Seiten ziehen sich die neuen Bogengänge oder Portale hin, welche sehr solid und sauber gearbeitet sind, weit besser als die Portale in Lima. Die Pfeiler und Bogen bestehen aus Diorit, das Innere der Bogen aus Backstein. Unter den Portalen

befinden sich Verkaufslokale der verschiedensten Art, von denen die auf der Ostseite gelegenen die elegantesten sind, daher auch dieses Portal der bevorzugte Spaziergang der Damenwelt ist, wenn abends Militärmusik auf dem Platze spielt. Von dem südwestlichen Winkel des Platzes führt eine Strasse dem Flusse zu, welcher nur einige Hundert Schritt weit entfernt ist. Das Bett desselben liegt weit tiefer als die Strassen der Stadt, ist mit Geröll bedeckt und ziemlich breit, obgleich der Fluss Chili fürs Gewöhnliche nur wenig Wasser hat. Eine steinerne



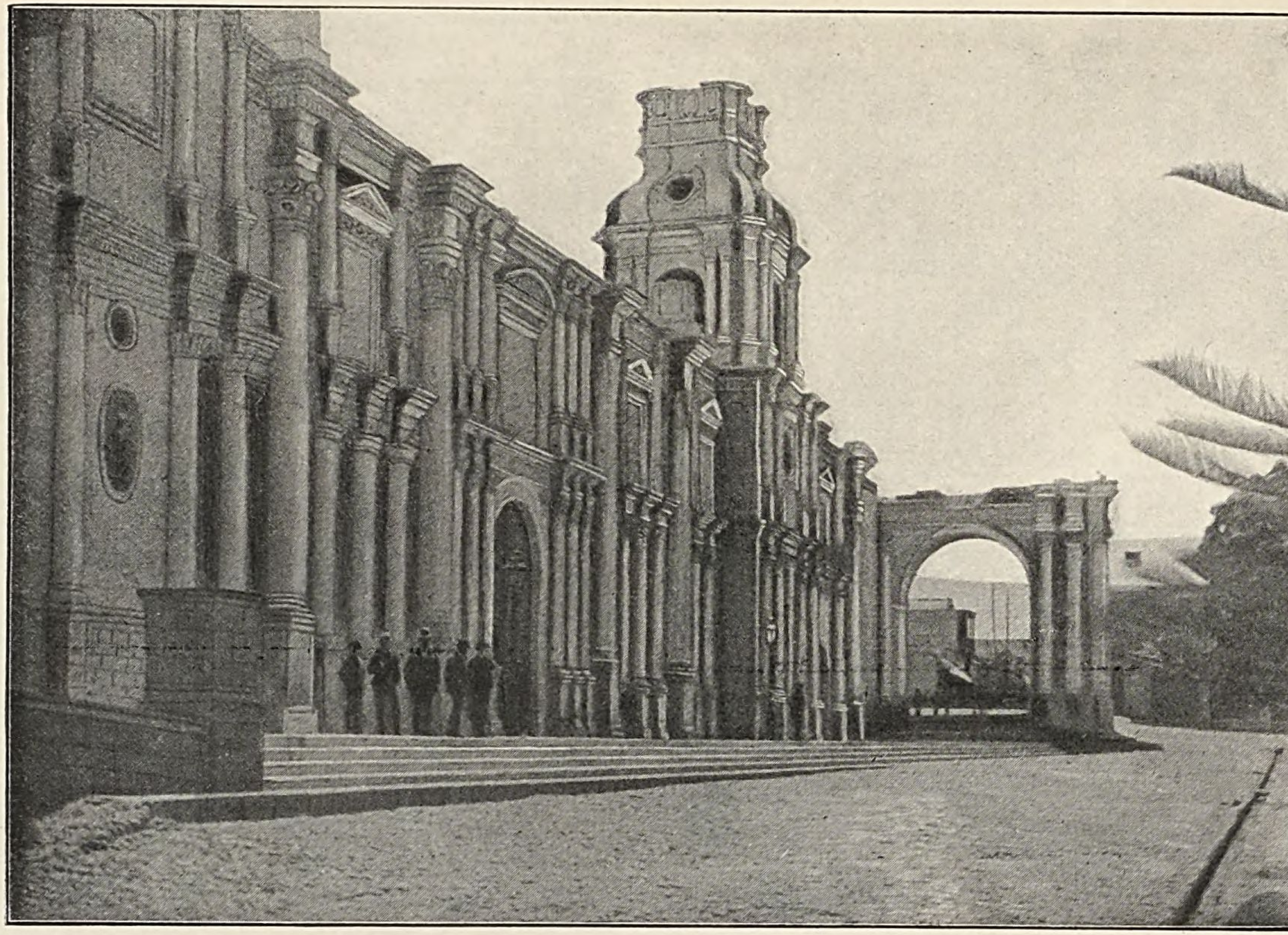
Portale von Arequipa.

Brücke von sechs hohen Bogen verbindet den auf der linken Seite gelegenen Hauptteil der Stadt mit dem rechtsseitigen, der im Vergleich zu jenem nur unbedeutend ist, auch wenn man den daranstossenden Vorort Yanahuara mit dazu rechnet. Die Strassen auf dieser Seite sind unregelmässig und steil, da auf der rechten Seite sich der Uferrand alsbald zu einer kleinen Anhöhe erhebt.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdient an erster Stelle die Kathedrale erwähnt zu werden. Ihre Wiederherstellung war zur Zeit des letzten Besuchs des Verfassers (1887) beinahe beendigt, und man kann nicht umhin, den religiösen Eifer und die Opferfreudigkeit der Bewohner anzuerkennen, wenn man sich erinnert, dass erst im Jahre

1844 die Kirche ausbrannte, und vierundzwanzig Jahre später nach vollständiger Erneuerung ihrer inneren Ausschmückung durch das Erdbeben gänzlich zerstört wurde. Die Fassade begrenzt den Platz auf seiner Nordseite und ist 76 Meter lang. Diese ungewöhnliche Länge rührt daher, dass nicht die Vorder- oder Stirnseite der Kirche dem Platze zugewendet ist, sondern die Längsseite. Im Verhältnis zu der langgestreckten Fassade ist das Gebäude zu niedrig, indes wird dieser Fehler, welcher sich wohl aus Rücksicht auf die Häufigkeit der Erdbeben nicht vermeiden liess, einigermassen ausgeglichen durch zwei Glockentürme, die sich zu beiden Seiten über der Front erheben. Die Türme sind wie der übrige Bau aus weissem Tuff erbaut und haben über dem Glockenstuhl einen geschwungenen abgestumpften Aufsatz. Die früheren Türme hatten pyramidale Spitzen, welche bei dem letzten Erdbeben auf das Dach stürzten und das Gewölbe einschlugen. Die Fassade besteht aus zwei mit korinthischen Säulen geschmückten Stockwerken. Beide Geschosse werden verbunden durch acht grosse, vom Boden bis zum Dachgesimse durchgehende Säulen, von denen vier zwischen den Türmen nnd je zwei nach aussen von den Türmen angebracht sind. Vor der ganzen Front zieht sich eine breite, mit Marmorfliesen belegte Terrasse hin, das Atrium genannt, von welchem nach dem Platze eine prächtige Treppe aus Lava hinabführt. An beiden Enden des Atriums erheben sich freistehende Bogen von der Höhe der Kirche, die sich an den Baukörper anlehnen und das Gewölbe stützen wie Strebepfeiler. Diese Bogen haben etwas ganz Originelles und beleben den Anblick der Fassade. Das Innere der Kirche besteht aus einem Mittelschiff und zwei etwas niedrigeren Seitenschiffen. Die Wände sind einfach weiss und für eine katholische Kirche etwas kahl. Zu erwähnen ist eine schön aus Eichenholz geschnittene Kanzel.

Die ehemalige Jesuitenkirche, noch jetzt Iglesia de la Compañia genannt, liegt an der südöstlichen Ecke des Hauptplatzes. Die Fassade, welche etwas zurücksteht und von der Strasse durch einen kleinen Vorplatz getrennt wird, ist mit architektonischem Schmuck überladen, doch sind weder die Formen geschmackvoll, noch die Ausführung derselben sauber, wie sich denn überhaupt der weisse vulkanische Tuff, aus welchem alle Gebäude der Stadt aufgeführt worden sind, nicht zu feineren Skulpturen eignet. Das Innere der Kirche hat schöne Verhältnisse, besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen, welche sich durch je drei Bogen in das erstere öffnen; über dem Kreuze erhebt sich eine Kuppel. Leider wird der günstige Eindruck, den der Bau



Seitenansicht der Kathedrale.

(S. 246.)

auf den Beschauer machen würde, durch die Bemalung der Säulen und Gesimse mit grellen Farben gestört.

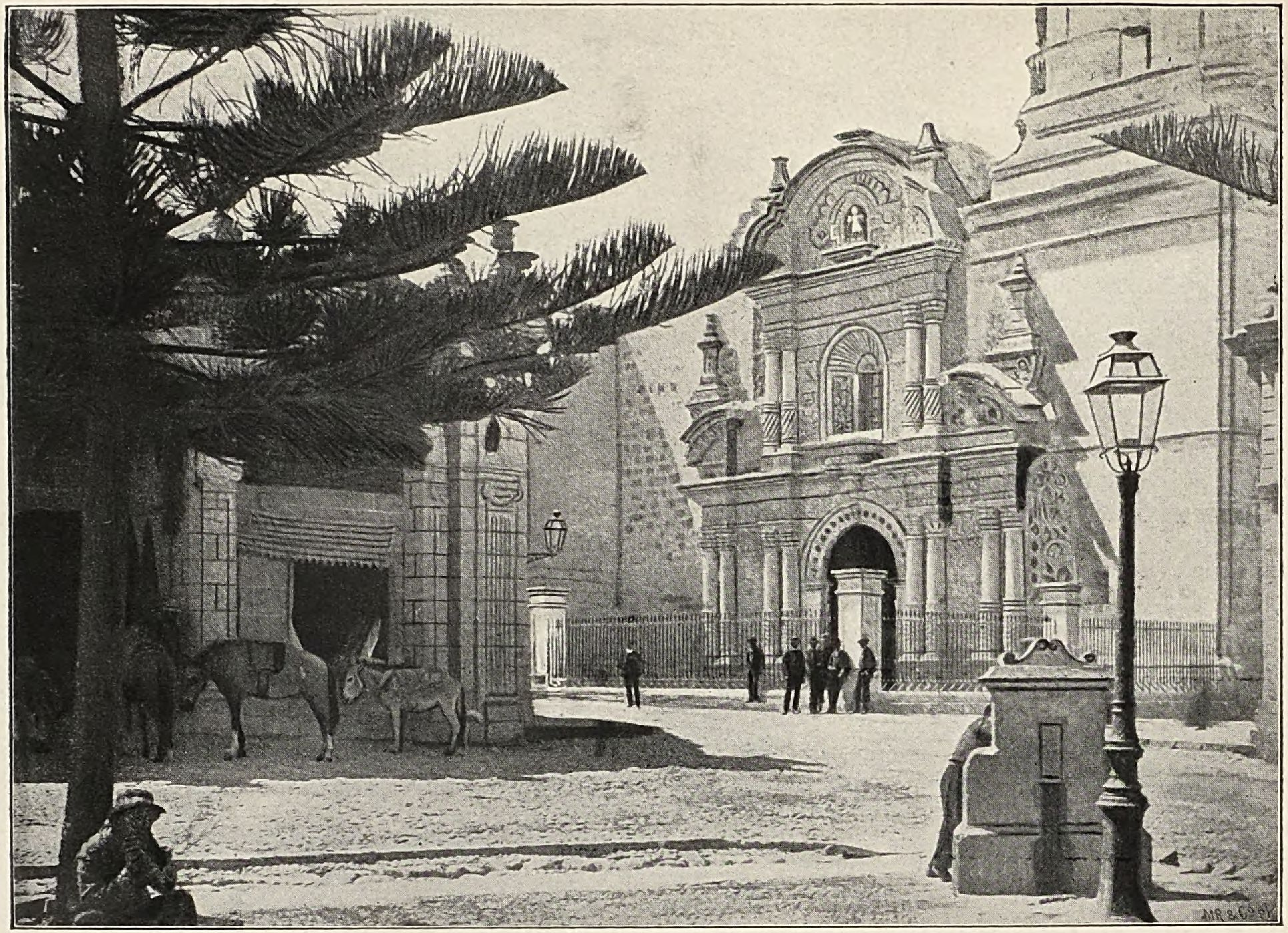
Unter den Klosterkirchen ist die grösste die der Mercedarier; der Haupt-Kreuzgang des Klosters ist geräumig und öffnet sich auf allen vier Seiten mit acht Bogen auf einen umgitterten Garten. Es lebten zur Zeit dreissig Mönche in den jetzt wiederhergestellten Zellen. Die nahe am Marktplatz gelegene Kirche der Dominikaner gleicht in ihrem Bau der vorerwähnten, ist grösser als die Jesuitenkirche, aber im Innern ärmlich und kahl. Zwei Kreuzgänge und ein Noviziat wurden von nur zehn Priestern und einigen Laienbrüdern bewohnt. Auch die Franziskaner besitzen eine Kirche in Arequipa, und zwar eine der ansehnlichsten, die aber zur Zeit einer allgemeinen Reparatur unterworfen wurde. Das Kloster von San Augustin, früher eines der angesehensten, ist aufgehoben und die Kirche liegt in Trümmern. Die ausgedehnten Räumlichkeiten dieses Klosters enthielten früher die Universität, werden aber jetzt nicht mehr benutzt.

Ausser den erwähnten Mönchsklöstern bestehen in Arequipa auch noch drei Nonnenklöster: Santa Catalina, Santa Rosa und Santa Teresa. Der Verfasser trat eines Abends in die Kirche von Santa Catalina, als die Nonnen gerade die Vesper sangen. Es waren in dem unteren Chor etwa zwanzig versammelt, und der Vorhang vor dem hohen Gitter war zurückgezogen. Erst nach einigen Minuten, als man Besuch in der Kirche bemerkte, kam eine der Schwestern, um das Gitter wieder zu verhüllen. Die Regel der Nonnen von Santa Catalina ist weniger streng als die der übrigen Klöster. Bei Gelegenheit der Eröffnungsfeierlichkeiten der Eisenbahn empfingen sie nicht nur den Besuch des Präsidenten, dem nach der Verfassung der Eintritt zusteht, sondern sein ganzes zahlreiches Gefolge, unterhielten sich lange und lebhaft in ihren Gärten, und bewirteten die Gesellschaft mit Süssigkeiten im Refektorium, nur mit dem einfachen Schleier bedeckt, der die Gesichtszüge deutlich erkennen lässt. Dieser Empfang bestätigt, was eine in Frankreich erzogene Peruanerin über einen kurzen Aufenthalt in den Nonnenklöstern in Arequipa erzählt*): Als im Januar 1834 der General Nieto sich gegen den Expräsidenten Gamarra zu Gunsten Orbegosos erklärt hatte, und Arequipa von den Truppen San Romans bedroht war, suchten viele Frauen in den Klöstern Schutz, darunter auch Flora Tristan, eine geborene Peruanerin, die sich damals in ihrem Geburtslande zu Besuch befand, und deren Verwandte Superiorinnen der Klöster von Santa Catilina und Santa Rosa waren. Flora Tristan

*) Pérégrinations d'une Paria, 1833—1834, par Mme. Flora Tristan, Paris 1838.

überredete ihre Familie, sich nach Santa Rosa zu begeben und man fügte sich mit Widerstreben, da man die strenge Regel dieses Klosters scheute. Die Schutzsuchenden wurden mit ernster Feierlichkeit empfangen und zu der kranken Superiorin geführt. Diese lag in ihrer Zelle zu Bett auf einer Art von Plattform, zu welcher eine Treppe führte, auf deren jeder Stufe zu beiden Seiten eine Nonne stand. Die Superiorin bedauerte wegen ihrer Krankheit die Regel verletzen zu müssen und auf feinen Betttüchern statt auf grober Wolle zu liegen. Santa Rosa war damals ein reiches Kloster, die innere Einrichtung war gross und geräumig, aber die Nonnen führten ein hartes Leben. Jede hatte eine nackte Zelle mit einem kleinen hölzernen Tisch nebst Schemel, ein irdenes Waschbecken und ebensolchen Wasserkrug; auf dem Tisch ein Totenschädel und ein Kreuz, an der Wand an einem Nagel eine Geissel von schwarzem Leder. Diese Zelle diente aber nur zum Gebet und zu religiösen Betrachtungen, sie schliefen gemeinschaftlich in einem grossen gewölbten Raum, ohne Fenster, nur durch eine elende Lampe von einer Ecke aus spärlich erleuchtet. An den Wänden dieses kalten grossen Kellers standen die Schlafstellen, eiserne Gestelle mit hölzernen Brettern und einem Sack, der je nach der Bussfertigkeit der Inhaberin mit Asche, Steinen oder dornigem Gestrüpp angefüllt war, darüber ein schwarzes Tuch von grober Wolle. Diese Bettstätten hiessen Gräber — tumbas. Die Nonnen mussten um 4 Uhr aufstehen und die Messe hören, worauf sie die Zeit bis Mittag mit Beten und allerlei religiösen Förmlichkeiten zubrachten; von 3 Uhr an von neuem Beten und Bussübungen bis zum Abend. Die einzige Erholung fanden sie auf kurzen Spaziergängen durch ihre prächtigen Blumengärten. Von der Superiorin bemerkt die Señora Tristan, sie sei damals 68 Jahre alt gewesen und habe das Kloster seit 18 regiert, eine Frau von ungewöhnlicher Willenskraft und unerbittlicher Strenge, die sich wohl die hohe Achtung aller, aher die Zuneigung keiner einzigen erworben hatte. Ihre fanatischen und überschwenglichen religiösen Überzeugungen gab sie ihrer Verwandten durch die Worte zu erkennen, die sie ihr beim Abschied sagte: »Ach, geliebte Tochter, jetzt bin ich alt, meine Zeit ist vorüber, aber, wäre ich 30 Jahre alt, so ginge ich mit Dir nach Madrid und würde mein Vermögen, meinen berühmten Namen, ja mein Leben opfern, oder, das schwöre ich Dir beim Tode Jesu Christi am Kreuz, ich würde die heilige Inquisition wieder herstellen.«

Nach dreitägigem Verbleiben im Kloster fanden die Flüchtlinge den Aufenthalt so unerträglich, dass sie es verliessen und sich nach Santa Catalina begaben. Hier war es freilich anders. Sie wurden mit



Jesuitenkirche in Arequipa.

(S. 248.)

einem betäubenden Geschrei empfangen, umringt und mit Fragen aller Art bestürmt. Die Señora Tristan wurde beinahe entkleidet, da alle neugierig waren zu sehen, was sie anhabe und wie ihre Sachen gemacht seien. Die Superiorin befreite sie endlich von den Zudringlichkeiten ihrer Nonnen und führte sie nach ihrer schönen grossen Zelle, mit prächtigen Teppichen belegt uud mit weichen Möbeln ausgestattet, wo ihr auf silbernem Teller und aus feiner Krystallflasche Konfekt und spanischer Wein angeboten wurde. Dann begleitete sie ihren Gast zu der Zelle, die sie ihr zur Wohnung bestimmt hatte, das Zimmer, in welches sich die Superiorin selbst zuweilen zur Ruhe zurückzuziehen pflegte: ein Schmuckkästchen von Eleganz und Bequemlichkeit. Diese Nonnen lebten nicht gemeinschaftlich, jede schlief in ihrer Zelle, oder vielmehr in ihrer Wohnung, denn die meisten hatten mehr als ein Zimmer, eigene Küche und wurden durch ihre Sklavinnen bedient. Allerdings gab es auch einen gemeinschaftlichen Schlafsaal, in welchem jede Nonne ein Bett stehen hatte, es aber nicht benutzte. Auch das Refektorium wurde nur bei allgemeinen Festlichkeiten besucht. In einer kleinen Kapelle wurden Konzerte gegeben, bei welchem einzelne Nonnen auf einem guten Pariser Piano mit grosser Fertigkeit Stücke italienischer Musik vortrugen. Die Superiorin wurde von allen ihren Untergebenen geliebt wie eine Freundin und Mutter. Und diese beiden so unähnlichen Klöster, Santa Rosa und Santa Catalina, haben dieselbe Regel, nämlich die der Karmeliterinnen, und die Nonnen beider tragen dasselbe Ordenskleid: einen weiten weissen Mantel, graubraunes Gewand, schwarze Kopfbedeckung, um das Gesicht zierlich gefältelt. Wenn die Bewohnerinnen von Santa Catalina mehr Freiheit geniessen, nicht so viele religiöse Übungen und Förmlichkeiten zu erfüllen haben, so sind sie nicht müssig und wenden ihre Zeit nützlicher an, in Anfertigung von Kleidern für Arme und Hospitäler, und im Unterrichten unbemittelter Mädchen. Die eben geschilderten Unterschiede in beiden Klöstern bestehen bis zum heutigen Tage und es scheint, als habe das Schicksal die strenge Regel von Santa Rosa noch verschärfen wollen; denn bei dem Erdbeben von 1868 wurde dieses Kloster fast gänzlich zerstört und lag zwei Jahre später noch in Trümmern, während Santa Catalina verhältnismässig wenig gelitten hatte.

Die Bauart der Privathäuser in Arequipa zeigt Eigentümlichkeiten, zu welchen die Furcht vor den dort so häufigen Erdbeben geführt hat. Seitdem die Stadt steht, hat zwar aus dem Misti kein Ausbruch stattgefunden, allein der Vulkan ist darum keineswegs erloschen, im Gegenteil, er scheint ein Mittelpunkt zu sein, von welchem verschiedene Male

die heftigsten Erschütterungen ausgegangen sind. Die Bewohner haben sich daher bemüht, sich und ihre Wohnungen gegen die Gefahren der Erdbeben möglichst zu schützen. Nun giebt es zweierlei Weisen, auf welche dies geschehen kann. Entweder baut man die Häuser aus Holz und ganz leicht, so dass sie den Bewegungen des Bodens einen elastischen Widerstand entgegensetzen, oder man errichtet sie aus Stein, und sucht den Mauern durch Dicke möglichste Festigkeit zu geben. In Arequipa hat man die letztere Bauweise vorgezogen, schon deshalb, weil es in der Gegend kein geeignetes Holz giebt, wohl aber ein anderes, sehr brauchbares Baumaterial, welches sich ganz in der Nähe und in überflüssiger Menge vorfindet. Dies ist ein grauweisser, vulkanischer Tuff, der sich leicht bearbeiten lässt, dem Einfluss der Witterung lange widersteht und sich mit dem Mörtel zu einer festen Masse vereinigt. Alle öffentlichen und Privatgebäude der Stadt sind aus diesem Steine erbaut. Die Häuser haben sehr starke Mauern, meist nur ein Erdgeschoss und die Decken der Zimmer sind gewölbt. Dieser letztere Umstand giebt den Wohnräumen eine eigentümliche Gestalt, welche den Fremden nicht anmutet, Alle Zimmer und auch die Säle haben Tonnengewölbe und haben daher das Aussehen von grossen altmodischen Koffern. Man hat also Wohnkoffer, Speisekoffer und Schlafkoffer. In vielen wohlhabenderen Häusern hat man, um das ungemütliche, öde Gewölbe zu verdecken, durch Überspannen der Zimmer mit tapeziertem Segeltuch oder Baumwollenzeug flache Decken hergestellt. Auch hat man neuerdings angefangen, seitdem der Transport schwerer Gegenstände durch die Eisenbahn ermöglicht worden ist, die Gewölbe durch massive flache Dächer zu ersetzen, indem man die Räume statt mit Holzbalken mit Eisenbahnschienen deckt, in deren Auskehlung Tuffsteine eingefügt werden. Man fühlt sich nicht ganz behaglich, wenn man eine solche flache steinerne Decke über sich sieht, aber sie sollen Erdbeben besser aushalten als Gewölbe. — Im Übrigen ist die Raumverteilung in den grossen Häusern dieselbe wie in Lima. Durch ein grosses Thor gelangt man von der Strasse in eine kurze Vorhalle (Saguan); die Portale sind bei alten Häusern oft mit plump gearbeiteten Säulen oder Pfeilern und im Giebel mit einem Wappenschilde verziert, ein Zeichen, dass sie Eigentum ehemals adliger Familien waren oder noch sind. Vom Saguan tritt man in den Hof, um welchen die Wohnzimmer liegen, der Empfangssaal dem Eingang gegenüber. Hinter dem Saal befindet sich gewöhnlich ein zweiter Hof, oft mit einem kleinen Garten. In den mittleren Teilen der Stadt, besonders in der Umgegend des Hauptplatzes, wo sich die Verkaufslokale befinden, haben die meisten Häuser einen Oberstock

aus Fachwerk, da jetzt auf der Bahn kalifornisches Holz mit Leichtigkeit von der Küste heraufgeschafft werden kann. Da die Gewölbe der Zimmer für Wasser undurchgängig sind, so bedürfen die Häuser keiner anderen Bedachung, und man kann bequem auf denselben umhergehen. Bei einem solchen Spaziergange hat man Gelegenheit zu bemerken, dass die Pflege der Reinlichkeit noch manches zu wünschen übrig lässt. Aller erdenkliche Unrat wird auf die Dächer geworfen, auch scheinen dieselben Lieblingsplätze zur Abmachung gewisser Geschäfte, die sonst gewöhnlich an anderen Orten ihre Erledigung finden, wobei natürlich



Wohnhaus in Arequipa.

jeder dem Dache seines Nachbars den Vorzug giebt, und dann von diesem gelegentlich in derselben Weise begünstigt wird.

Der Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs ist neben dem bereits erwähnten östlichen Portal die daran stossende Calle del Comercio, welche von der nordöstlichen Ecke des Platzes neben der Kathedrale ihren Anfang nimmt. Dort befinden sich die schönsten und bestversehenen Läden des Kleinhandels. Der Grosshandel ist nicht auf bestimmte Strassen beschränkt, sondern die Lagerräume und Musterzimmer liegen in verschiedenen Gegenden in der Nähe des Hauptplatzes. Zerstreut über alle Strassen der Stadt sind zahlreiche kleine, unsäglich schäbige Läden, aber noch mehr Schenken, wo Chicha verkauft wird

(Chicherias), schmutzige, dunkle Spelunken ohne Möbel, wo das trübe Getränk in enormen thönernen Gefässen aufbewahrt und aus eimerartigen Gefässen getrunken wird. Gewöhnlich werden in diesen Lokalen auch pikante, mit spanischem Pfeffer scharf gewürzte Speisen verabreicht, um den Durst der Besucher zu vermehren. Am besuchtesten sind die sogenannten Picanterias in der Strasse, die zur Brücke hinabführt. Neben der Chicha wird übrigens auch viel Bier getrunken, wenn auch nicht vom niedrigen Volk. Es giebt in Arequipa drei Brauereien, die keine schlechten Geschäfte machten. Die Stadt besitzt einige ganz gut gehaltene Hotels, von denen das beste, das Hotel central, in der Calle del Comercio liegt. Sonderbarerweise hat sich mit der Abnahme des Verkehrs die Zahl der Gasthäuser vermehrt. Ob man daraus schliessen kann, dass am Ende die Zustände doch nicht so trostlos sind, als man allgemein versichern hört, oder ob die früher so gerühmte Gastfreundlichkeit der Arequipenier jetzt weniger bereitwillig ist als sonst, muss dahingestellt bleiben. Der Verfasser hat sich zur Zeit seines letzten Aufenthaltes über die wirtschaftlichen Verhältnisse kein eigenes Urteil bilden können, sondern erinnert sich nur, dass während seiner Anwesenheit fast alle Tage Gläubiger-Versammlungen von bankerotten Geschäften stattfanden.

Das gesellige Leben in Arequipa, von welchem frühere Besucher so viel Lobendes zu erzählen pflegten, scheint jetzt einförmig und gedrückt. Es ist ein Klub vorhanden, der etwa 80 Mitglieder zählt, sich aber ohne die Teilnahme der Ausländer schwerlich halten würde. Die Zahl der Fremden ist nicht gross genug, um den Angehörigen der einzelnen Nationalitäten zu erlauben, unter sich besondere Vereine zu bilden. Der in Arequipa ansässigen Deutschen sind nicht mehr als dreissig, doch kommt von dem gesamten Handelsverkehr auf Deutschland der verhältnismässig grösste Teil, denn von den sieben Grosshändlerfirmen, welche Patente erster Klasse bezahlen, sind drei deutsche Häuser.

Geschichtliches über Arequipa.

Über die Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Spanier sind die auf uns gekommenen Nachrichten dürftig und unbestimmt. Garcilaso lässt die Inkas unter ihrem vierten König Maita Kapak zuerst in die Gegend von Arequipa kommen. Nach einem erfolgreichen Eroberungszuge, durch welchen viele Provinzen dem Reiche hinzugefügt wurden, zuletzt Parinacocha, Aruni und Collahua, gelangte der Inka

endlich in das Thal von Arequipa und fand dasselbe unbewohnt. Er versetzte aus den unterworfenen Gegenden 3000 Familien in diese Gegend, welche mehrere Niederlassungen gründeten, von denen die eine Chimpa, eine andere Sucuhuaya hiess. Dass eine der Ortschaften Arequipa genannt worden sei, wird nicht erwähnt. Es fällt auf, dass nirgends in der Umgegend der Stadt Ruinen von Festungs- oder Tempelbauten zu finden sind, überhaupt keine Spuren irgend welcher alter Baureste, weder aus der Inkazeit, noch aus früheren Perioden. Dass in dieser Gegend die Inkasprache herrschend gewesen sei, ergiebt sich aus den Namen der noch vorhandenen Orte, deren Herstammen aus dem Keshua sich trotz der verdorbenen Aussprache leicht erkennen lässt. So bedeutet der Name des Badeortes Tingo — tincu — die Vereinigung, den Zusammenfluss, da sich dort ein Nebenfluss in den Chili ergiesst. Der Fluss Chili selbst hat eigentlich Chiri geheissen, d. h. der kalte. Unterhalb Tingo finden wir den Ort Tiavaya — tiyac huailla — das zu bewohnende Gefilde, oder eine Wiese zum Wohnen; Sachaca, ein Dorf Tingo gegenüber am rechtsseitigen Ufer, bedeutet einen Baumgang, ein Gehölz, wiewohl heute die Gegend dort kahl ist; Socovaya — Socos huailla — ein Rohrdickicht; Savandia — Sapan tiyac — der Einsiedler oder eine Einsiedelei, da in der That diese Ortschaft nahe an der Grenze der Vegetation gelegen und die Gegend daher eine einsame ist; Paucarpata, das bunte Blumengelände, ein Name, der auch in anderen Gegenden der Republik wiederkehrt; Chimba — chimpa — die gegenüberliegende Seite; Yanahuara — die schwarze Hose — wie bemerkt, der an den rechtsseitigen Stadtteil grenzende Vorort. Auch diesen Namen trifft man in anderen Provinzen an, wo sich freilich eben so wenig wie hier eine Veranlassung zu dieser sonderbaren Benennung nachweisen lässt.

Auch die Bedeutung des Namens Arequipa hat man aus der Keshuasprache erklären wollen. Der von Garcilaso oft angeführte Pater Blas Valera war der Meinung, Arequipa oder Ariquepa bedeute eine schallende Trompete. Eine oft wiederholte Tradition berichtet, dass, als Maita Kapak den Befehl gegeben, das Land an Ansiedler zu verteilen, einer seiner Hauptleute um Erlaubnis gebeten habe, daselbst bleiben zu dürfen. Und der König habe ihm sein Anliegen gewährt mit den Worten: Ari, quepai! Ja wohl, bleib! woraus der Name Arequipa entstanden sei. Allein beide Erklärungen sind gezwungen, während sich aus der Aimaràsprache die Bedeutung des Namens auf die einfachste Weise ergiebt. In dieser Sprache bedeutet ari eine Spitze, einen Gipfel, einen kegelförmigen Berg, und kepa oder kipa ist Postposition,

welche »hinter« besagt, also Ari kepa, hinter dem spitzen Berge, d. h. hinter dem Vulkan, wie in der That das Thal von Arequipa für die auf der Puna oder im Hochlande wohnenden Menschen liegt. Der Name Arequipa kommt in Peru noch einmal in derselben Bedeutung vor, nämlich im Thale des Huillcanota in der Gegend von Ollantaitambo, wo ein hoher Berg, der über die Thalwand herüberblickt, so benannt wird, nämlich der Berg hinter dem Kamm, der hintere Gipfel. An der Küste findet sich der ähnlich gebildete Ortsname Atiquipa — ati kepa — hinter dem Zaun. Die ganze Gegend etwas nördlich von Arequipa bis nach Iquique war von Aimarà redenden Stämmen bewohnt, wie die Ortsnamen Arica, Iquique, Cobija, Tarapaca beweisen, die alle aus dieser Sprache stammen.

Als spanische Kolonie wurde Arequipa am 15. August 1545 auf Befehl Francisco Pizarros gegründet. Die erste Niederlassung lag etwas oberhalb der heutigen Stadt, hinter dem Dorfe Caima, wurde aber später wegen der grösseren Geräumigkeit an die gegenwärtige Stelle versetzt. Die Stadt entwickelte sich ziemlich rasch, sodass die geistliche Verwaltung der Gegend vom Bistum Cusco, zu welcher sie bisher gehört hatte, getrennt und Arequipa zum Sitze eines Bischofs erhoben wurde (1669). Ehe dieses geschah, war die Stadt zum ersten Male von einem grossen Erdbeben heimgesucht worden, welches sie nach nur 40jährigem Bestehen gänzlich zerstörte (1582). Kaum hatte sie sich wieder aus den Trümmern erhoben, als sie 18 Jahre später (1600) von neuem schwer durch einen Ausbruch des Vulkans von Ubinas zu leiden hatte. Obgleich dieser Berg zwanzig Leguas von Arequipa entfernt liegt, in der Gegend des Gebirges, aus welcher der Fluss Tambo entspringt, so waren die Massen der ausgeworfenen Asche so gross, dass die Flur von Arequipa zwei Fuss hoch davon bedeckt wurde. Die Saaten wurden verschüttet, das Vieh erstickte zum Teil, zum Teil kam es durch Hunger um. Die Verdunkelung der Luft war so gross, dass man in der Stadt über eine Woche lang bei Tage Licht brennen musste. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde darauf die Gegend wiederholt von stärkeren Erdstössen heimgesucht, so in den Jahren 1603, 1609, 1613. Dann folgte eine verhältnismässige Ruhe von über 40 Jahren. Heftige Erdbeben ereigneten sich am 20. Mai 1666 und am 23. April 1668. Auch das grosse Erdbeben vom 21. Oktober 1687, welches Lima und Callao zerstörte, wurde in Arequipa stark gefühlt. Spätere Erdbeben fanden statt am 22. August 1715, 13. Mai 1784, 1812, 1821, 1831, 1845, 1868. Von allen diesen scheint das Erdbeben von 1784 das heftigste und verderblichste gewesen zu sein und grösseren

Schaden verursacht zu haben, als selbst das letzte von 1868. Die Erschütterung des Bodens war damals so stark, dass später an vielen Stellen die Grenzen der Felder nicht erkannt werden konnten.

Als Simon Bolivar nach der Schlacht bei Ayacucho Arequipa besuchte, wurde er, wiewohl er selbst bei der Schlacht nicht zugegen gewesen war, von den Bewohnern als der Befreier des Landes mit den überschwenglichsten Ehrenbezeugungen gefeiert. Er erliess von hier aus das Dekret, durch welches aus Hochperu und der Provinz Charcas, die früher zum Vicekönigreiche Buenos Ayres gehört hatte, ein neuer Staat gebildet wurde, welcher sich nach dem Namen seines Gründers Bolivia nannte. Nachdem Peru von Spanien unabhängig und eine Republik geworden war, beteiligte sich Arequipa stets in lebhafter Weise an den politischen Vorgängen. Freilich bestand diese Teilnahme meist in Auflehnungen gegen die bestehenden Regierungen, und bei diesen sogenannten Revolutionen hat die Stadt zum Schaden des Landes allezeit eine hervorragende Rolle gespielt. In seiner Umgebung fanden viele Gefechte und grössere Treffen statt, darunter zwei, welche für die Republik folgenreich waren. Als Gamarra nach dem Ende seiner ersten Verwaltung den General Bermudez zu seinem Nachfolger einsetzen wollte, der Kongress aber Orbegoso erwählte, erklärte sich zu Anfang des Jahres 1834 der General Nieto in Arequipa für diesen. Gegen ihn rückte San Roman heran, der nachmalige Nachfolger Castillas in der Präsidentschaft. Bei Miraflores und drei Tage später bei Cangallo am Fusse des Vulkans wurde Nieto geschlagen; San Roman jedoch ergriff die Flucht, ehe die Schlacht entschieden war, und es gelang erst nach einigen Tagen, ihn einzuholen, um ihm zu melden, dass er gesiegt habe. Ein würdiges Gegenstück zu diesem Ereignis bildete einige Jahre später die Schlacht bei Agua Santa, wo alle drei dabei kommandierenden Generäle nach verschiedenen Seiten entflohen, und ein Oberst, der mit seinen Truppen das Schlachtfeld nicht verlassen hatte, der Sieger blieb. Schon einen Monat, nachdem San Roman infolge der Schlacht bei Cangallo die Stadt besetzt hatte, erhob sich das Volk und nötigte ihn zum Rückzug.

Gegen Ende des folgenden Jahres zog der General Salaverry, der sich zum Diktator aufgeworfen hatte, in Arequipa ein. Der Präsident von Bolivia, General Andrès Santa Cruz, der von den Gegnern Salaverrys (besonders Gamarra) zu Hilfe gerufen worden war, befand sich mit seinem Heere bereits in der Nachbarschaft und nötigte Salaverry die Stadt zu räumen, worauf sich dieser auf der Kleinseite verschanzte. Am 7. Februar 1836 kam es zur entscheidenden Schlacht bei Socobaya,

welche Salaverry verlor. Auf der Flucht nach Islay wurde der geschlagene Diktator ergriffen, mit acht seiner vornehmsten Offiziere zum Tode verurteilt und am 18. Februar auf dem Hauptplatz von Arequipa erschossen. Die Folge dieses Sieges war die Errichtung der peru-bolivianischen Konföderation, an deren Spitze Santa Cruz trat und beide Länder drei Jahre regierte. Als dieser durch das Heer der Chilenen, verstärkt durch die peruanischen Verbannten unter Gamarra, in der Schlacht bei Yungay besiegt worden war (21. Jan. 1839), wendete er sich nach Arequipa mit der Absicht, sich daselbst zu halten, bis er Verstärkungen aus Bolivien herangezogen haben würde. Allein die Bevölkerung erhob sich und zwang ihn zu einem fluchtartigen Rückzug, auf welchem ihn seine letzten Truppen verliessen. Mit dem Protektorat über die Konföderation verlor Santa Cruz auch die Präsidentschaft in Bolivia. Gamarra wurde darauf zum zweitenmale in Peru zum Präsidenten gewählt, fiel aber 1841 auf seinem Feldzuge gegen Bolivien in der Schlacht bei Ingavi. Nach dessen Tode wendete sich die Gunst der Arequipenier einem Manne zu, der sich in derselben, sehr zum Nachteile der Stadt, lange Jahre zu erhalten wusste. Dies war der General Manuel Ignacio Vivanco. Mit ihm zugleich erschien damals auf der Bühne sein stets siegreicher Nebenbuhler Ramon Castilla. Dieser schlug Vivanco schon 1841 in den Treffen von Cachamarca und Cuevillas, und als zwei Jahre später Vivanco einen neuen Versuch machte, sich der Herrschaft zu bemächtigen und sich in Arequipa zum »politischen Direktor« erklären liess, besiegte ihn Castilla abermals auf dem Carmen alto, oberhalb der Vorstadt Yanahuara. Diese Schlacht führte zu Castillas Erhebung zur Präsidentenwürde und verschaffte der Republik zum erstenmale, seit sie gestiftet war, einen sechsjährigen Frieden. Wiewohl nun im Jahre 1854 die Arequipenier zu Gunsten Castillas gegen die Regierung des General Echenique Partei ergriffen und ihn kräftig unterstützt hatten, so änderte doch das wankelmütige Volk bald wieder seinen Sinn, und als Castilla nach der Schlacht bei der Palma an Echeniques Stelle sich zum provisorischen Präsidenten ernennen liess, erhoben sich die Arequipenier gegen ihn und erklärten ihren geliebten Vivauco von neuem zum Oberhaupt des Staats. Castilla zog gegen die Stadt, welche von den Einwohnern mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit verteidigt wurde. Nach einer längeren Belagerung nahm sie Castilla durch Sturm, wobei er beinahe die Hälfte seiner Truppen verlor. In seiner Erbitterung erklärte er darauf Arequipa der Rechte einer Stadt für verlustig und degradierte sie zu einem Marktflecken (1857).

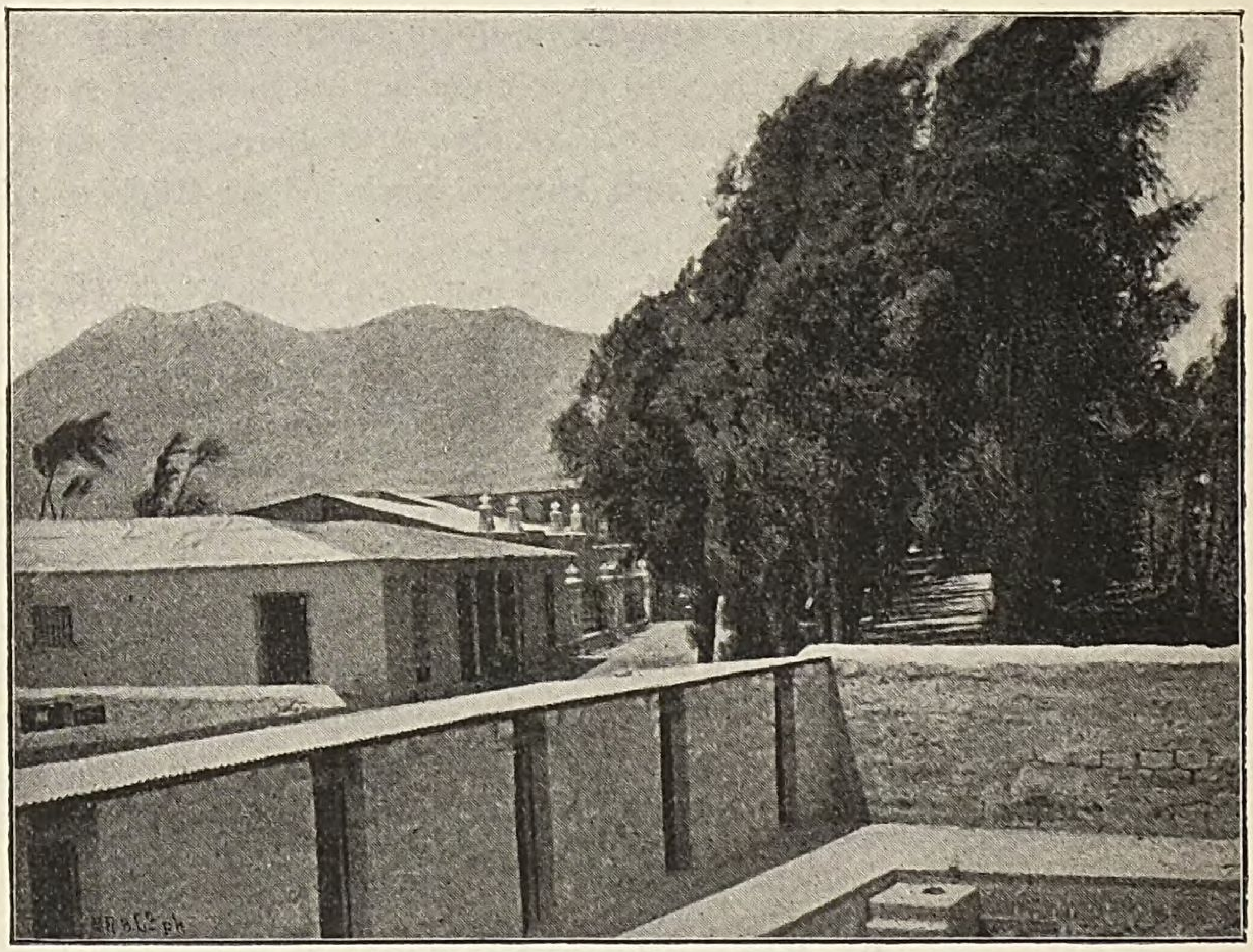
Nach dieser Züchtigung hielt sich Arequipa acht Jahre lang ruhig. Im Jahre 1865 erhob sich daselbst der damalige Oberst Ignacio Prado gegen die Regierung des Generals Pezet, der an die Stelle des verstorbenen Präsidenten San Roman getreten war. Gegen Ende des Jahres zog Prado siegreich in Lima ein, bemächtigte sich der Regierung und liess sich später zum Präsidenten wählen. Aber bald waren die Arequipenier auch mit der neuen Regierung wieder unzufrieden und scharten sich um den General Pedro Diez Canseco, den zweiten Vicepräsidenten San Romans, der als solcher die Nachfolgerschaft beanspruchte. Prado zog nun auch gegen die aufrührerische Stadt zu Felde, um sie zu züchtigen, wie Castilla gethan. Allein er war nicht der Mann für ein solches Unternehmen. Bei seinem Versuche, Arequipa zu erobern, erlitt er eine klägliche Niederlage, welche binnen kurzem nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt seinen Fall zur Folge hatte.

Im Kriege mit Chile wurde die Stadt von einer feinlichen Heeresabteilung besetzt, und die Umstände, unter welchen diese Besetzung stattfand, machten sie zu einer der schmachvollsten Begebenheiten dieses jämmerlichen Streites. Die peruanischen Truppen standen unter dem Oberbefehl des Admirals Montero, unter welchem General Canevaro kommandierte. Statt die zur Verteidigung wohl geeigneten Bodenverhältnisse der Umgegend zu benutzen, beschlossen die peruanischen Offiziere in einem Kriegsrat, die Stadt zu verlassen und sich ins Gebirge zurückzuziehen. Die in Arequipa zurückgebliebenen Nationalgarden empörten sich darauf, die regulären Truppen liefen beim Rückzug auseinander, und die Chilenen nahmen ohne Kampf von der Stadt Besitz.

Die Umgegend von Arequipa.

Den besten Überblick über die Stadt und ihre Umgebungen erhält man von der Höhe der Kathedrale, deren Bedachung wie die der Häuser bloss aus dem Gewölbe der Schiffe besteht, auf welchem man frei umhergehen kann. Man hat von hier aus ein anschauliches Bild von der muldenartigen Ausbreitung des Thales, die früher der Boden eines Sees gewesen, jetzt mit Saat- und Kleefeldern bedeckt ist, und die Häuser auf drei Seiten umgiebt; nach Norden zu reichen diese bis zum Fusse des Vulkans. Aus der von dünnen Baumreihen durchkreuzten grünen Fläche blicken hier und da Gruppen von Wohnungen und Ortschaften hervor. Nach Osten zu, mit dem Stadtteil am rechten Ufer des Chili zusammenfliessend, der Vorort Yanahuara; daran sich anschliessend nach dem Fusse des Chachani zu das Dorf Carmen alto,

wo Vivanco von Castilla geschlagen wurde. Im Süden erblickt man zunächst die dichtbelaubten Alleen der Bäder von Tingo, rechts gegenüber auf einem niedrigen Hügel an der rechten Seite des Flusses den Ort Sachaca; weiter unten am Anfang der Thalverengung liegt Tiavaya, von dem aber nur einige Häuser sichtbar sind; in südöstlicher Richtung folgt sodann Paucarpata und weiterhin Socohuaya, wo die Schlacht zwischen Salaverry und Santa Cruz stattfand. Nach Osten erblickt man am Ende der Vegetation Sabandia und dahinter am Abhang einer öden



Tingo — Alameda.

Bergwand ein einzelnes Gebäude, das Badehaus der Quellen von Jesus.

Der Verfasser besuchte von den Umgebungen nur die drei Badeorte: Tingo, Jesus und Yura, welches letztere eigentlich nicht mehr zu der Umgegend der Stadt gerechnet werden kann, denn es ist 28 Kilometer davon entfernt. Der Badeort Tingo liegt, wie soeben bemerkt, südlich von der Stadt, nur drei Kilometer unterhalb derselben und wird auf der Bahn in weniger als zehn Minuten erreicht. Tingo ist ein beliebter Sommeraufenthalt der Arequipenier, von denen viele daselbst Landhäuser besitzen, dieselben aber nur während der warmen Monate benutzen; im Winter stehen sie leer. Die Mehrzahl der Häuser liegt

zu beiden Seiten einer Allee von grossen Weidenbäumen, neben denen die Quellen aus dem Boden hervorbrechen. Ihr Wasser fliesst in zwei Bäche zusammen, welche es zu den nahe gelegenen Bädern leiten: zwei vierseitige Schwimmbecken, in welchen das Wasser den Badenden bis an die Brust reicht. Das Wasser ist rein und klar, aber die Badeeinrichtungen sind nicht einladend: kastenartige Behälter, welche zum Aus- und Ankleiden dienen, stehen in Reihen an den Seiten des Bassins. Das Schönste in Tingo ist unstreitig die Allee mit ihren vier Reihen grosser Bäume, für die dort Wohnenden ein angenehmer Spaziergang, der in der Stadt fehlt. Die Quellen von Tingo enthalten reines Wasser von gewöhnlicher Temperatur. Sie entstehen wahrscheinlich dadurch, dass das weiter oben im Thale zur Tränkung der Felder verwendete Flusswasser im Boden fortsickert, hier durch unter der Oberfläche aufgerichtete Felsmassen gestaut wird und zu Tage tritt.

Anders verhält es sich bei den Quellen von Jesus, deren Wasser nicht alluvialer Natur ist, sondern aus tieferen Schichten der Erde emporsteigt. Die Bäder von Jesus liegen acht Kilometer östlich von Arequipa, und der Weg wird auf einem guten Pferde in einer Stunde zurückgelegt. Vom Dache der Kathedrale und auch vom Bahnhof aus sieht man die Gebäude derselben am Abhang niedriger Höhen, die das Thal nach Osten begrenzen. Um sich dahin zu begeben, reitet man bis zum oberen Ende der Stadt, wendet sich dann rechts und gelangt auf eine sandige und steinige Ebene, auf welcher der Weg beständig leicht steigt, bis er sich gegen das Ende ein wenig zu einem flachen Grunde senkt, in welchem ein durch die Quellen gebildeter kleiner Bach fliesst. Von hier erhebt er sich dann wieder in einem kurzen Anstieg bis zur Mitte des Bergabhanges, wo die Quellen hervortreten. Was von weitem wie ein einzelnes Haus aussah, ergiebt sich bei näherer Betrachtung als ein von Gebäuden umgebener viereckiger Hof, an dessen Seiten sich je sechs Wohnungen zur Aufnahme der Kurgäste befinden. Die nach der Bergwand zu gelegenen werden Armen unentgeltlich überlassen, die nach der Thalseite zugekehrten werden vermietet. Ausser der Lage ist kein grosser Unterschied zwischen den zwei Klassen. Beide sind gleich unwohnlich und unbehaglich: gewölbte Decken, kahle Wände, keine Möbel, keine Fenster, bloss eine Thür nach dem Hof. Die Bäder werden gemeinschaftlich in einem Bassin genommen, welches dem Eingang des Hofes gegenüber liegt und 7 Meter lang, 4 Meter breit ist. An der Bergseite desselben bemerkt man ein kleines Gewölbe, unter welchem die Hauptquelle gefasst ist, aber ausser derselben quillt das Wasser an vielen anderen Stellen aus dem Boden

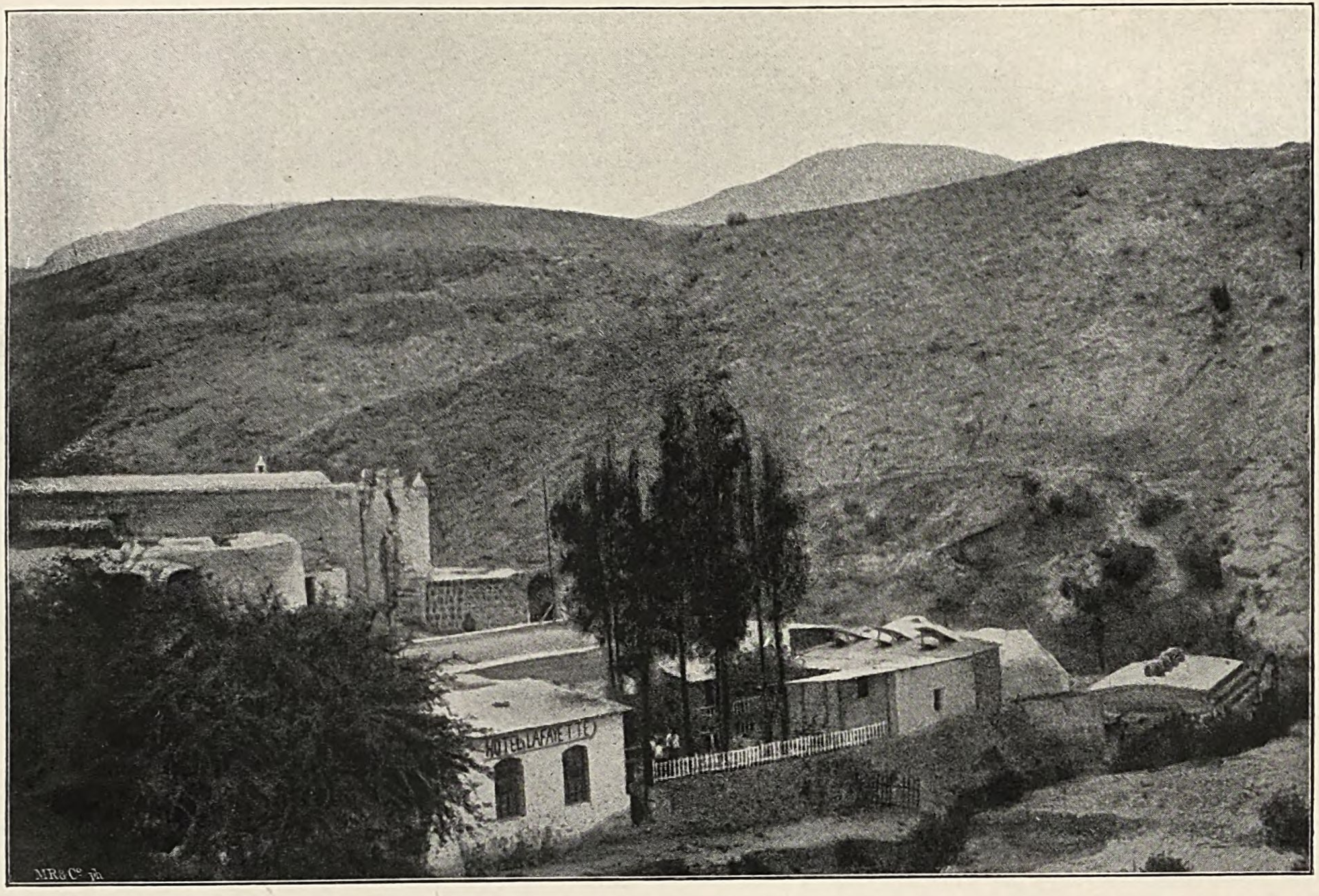
mit stark aufwallender Kohlensäure-Entwicklung. Rings um das Bassin befinden sich Nischen in den Wänden mit kleinen Bänkchen zum Aus- und Ankleiden der Badenden.

Die Quellen sind schwach alkalisch aber stark kohlensäurehaltig und etwas kühler als die Temperatur des Körpers (23°). Der Geschmack ist ähnlich wie der des Selterser Wassers, nur etwas styptischer von seinem grösseren Kalkgehalt*). Die Badenden bleiben 10—20 Minuten im Wasser, je nachdem sich ein eigentümliches Prickeln der Haut früher oder später einstellt. Auf das Bad folgt gewöhnlich Ermüdung, wohl infolge der eingeatmeten Kohlensäure. Die Bäder werden vorzüglich gegen rheumatische und neuralgische Leiden gebraucht. Der Verfasser traf dort einen jungen an Rheumatismus leidenden Arzt, welcher die Bäder seit 14 Tagen brauchte und mit ihrer Wirkung zufrieden war. Die Bäder müssen wohl ihren Ruf verdienen, denn ohne ein dringendes Bedürfnis wird sich nicht leicht jemand entschliessen, in einer so öden Gegend und in so abschreckenden Wohnungen zu leben.

Noch berühmter als die Bäder von Jesus sind in Peru wegen ihrer heilkräftigen Wirkungen die Quellen von Yura. Diese befinden sich 28 Kilometer in westlicher Richtung von Arequipa entfernt, unweit einer Haltestelle der nach Puno führenden Eisenbahn, welche nach ihnen benannt wird. Der damalige Superintendent der Bahn, Mr. MacCord, erbot sich mit grosser Zuvorkommenheit, dem Verfasser bei seiner letzten Anwesenheit in Arequipa (1887) eine kleine Maschine nebst Personenwagen zum Besuch dieser Bäder zur Verfügung zu stellen. Mehrere andere Bekannten des Superintendenten, welche gleichfalls die Bäder kennen zu lernen wünschten, benutzten diese Gelegenheit, und wir waren eine Gesellschaft von fünf Personen, ausser dem Verfasser noch zwei Deutsche: ein Photograph und ein Bergingenieur, ein amerikanischer Geschäftsreisender und ein junger peruanischer Arzt. Die Bahn überschreitet zunächst den Fluss Chili auf einer langen eisernen Brücke, steigt dann langsam in östlicher Richtung, und windet sich in zahllosen Kurven durch die Schluchten der Höhen, die sich an den Gebirgsstock des Chachani anlehnen. Die sandige Öde, auf welcher

*) Nach einer Analyse Antonio Raimondis enthält ein Liter Wasser von Jesus:

Doppelt kohlensauren Kalk . . .	0,082	Kieselsäure	0,080
Doppelt kohlensaure Magnesia .	0,028	Chlormagnesium.	0,201
Schwefelsauren Kalk	0,218	Chlorkalium	0,078
Chlorcalcium	0,048	Chlornatrium	0,893
Eisenoxyd	0,001	Freie Kohlensäure Liter	0,396



Die Schwefelquellen in der Schlucht Yura.

(S. 260.)

das Stationsgebäude von Yura steht, wird durch ein Paar Eukalyptusbäume belebt, die von den nach Speisung der Lokomotive übrig bleibenden Wasserresten unterhalten werden. Von der Station führt ein staubiger Weg zu einer unweit davon anfangenden flachen Schlucht, deren Wände von Trachyt-Konglomerat gebildet werden. Ein kleiner Bach bewässert dort eine dürftige Vegetation, denn der Boden ist salzhaltig, es wachsen nur unscheinbare Sträucher, kein Baum. Man folgt dieser Schlucht, langsam bergabwärts wandernd und gelangt nach einer Viertelstunde zu den ersten Mineralquellen. Die dort befindlichen Gebäude bestehen aus einer verfallenen Kapelle, an welche sich einige höhlenartige dunkle Räume anschliessen, die armen Leuten zur Wohnung dienen, zwei oder drei besser gebauten Häusern und einem kleinen Hotel, welches den Namen Lafayette führt.

Die in der Schlucht von Yura zu Tage tretenden Quellen zerfallen in zwei Klassen, welche zwar denselben Ursprung zu haben scheinen und auch in ihrer chemischen Zusammensetzung im allgemeinen sich ähnlich sind, aber sich dadurch unterscheiden, dass die einen neben Kohlensäure auch freies Schwefelwasserstoffgas enthalten, während die andern keinen Schwefelwasserstoff, dagegen einen grösseren Eisengehalt besitzen. Man teilt sie daher in Schwefel- und Eisenquellen, von denen sich die ersteren in der Nähe des Hotels befinden. In einem viereckigen, von starken Mauern umschlossenen dunklen Raume, in dessen gewölbter Decke drei schornsteinartige Luftlöcher angebracht sind, finden sich vier rechteckige Badezellen, zu welchen schmale Treppen hinabführen. Am Boden dieser Zellen treten die Quellen hervor. Die der Thür zunächst gelegene ist die wärmste (32° – 33°), führt am meisten freie Kohlensäure und auch viel Schwefelwasserstoff, deren Entweichen das Wasser der gefüllten Zelle in wallende Bewegung setzt. Sie wird »el tigre« genannt. Die daranstossende zweite Zelle wird »Vegeto« genannt, weil ihr Wasser von ausgeschiedenem Schwefel milchig getrübt ist und daher an Goulards Bleiwasser (aqua vegeto-mineralis) erinnert. Auch die beiden anderen Zellen haben eigene Namen, die erste »la sepultura«, weil sie die tiefste ist, und die andere »Desague«, der Abfluss. Diese beiden Zellen haben keine eigenen Quellen, sondern werden aus den ersteren gefüllt. Der Geschmack des Wassers ist schwach schwefelig; die chemische Zusammensetzung zeigt die beigefügte Analyse nach Professor Raimondi*).

*) Die Quelle »Tigre« enthält in einem Liter Wasser:

Doppelt kohlensaure Magnesia	0,463
Doppelt kohlensauren Kalk	0,215

Beim Baden erzeugt die Kohlensäure ein prickelndes Gefühl wie in dem Wasser von Jesus. Das Wasser der Quelle Tigre ist ganz von Kohlensäure gesättigt, so dass dieselbe, wenn die Badezelle nahezu voll ist, eine Schicht auf der Oberfläche bildet und das Untertauchen Schwindel erregt. Die Bäder werden gegen Rheumatismus und chronische Hautkrankheiten verordnet. Ihr längerer Gebrauch erzeugt Jucken und Ausschlag.

Einen halben Kilometer weiter unten im Thale finden sich die



Badezelle in Yura.

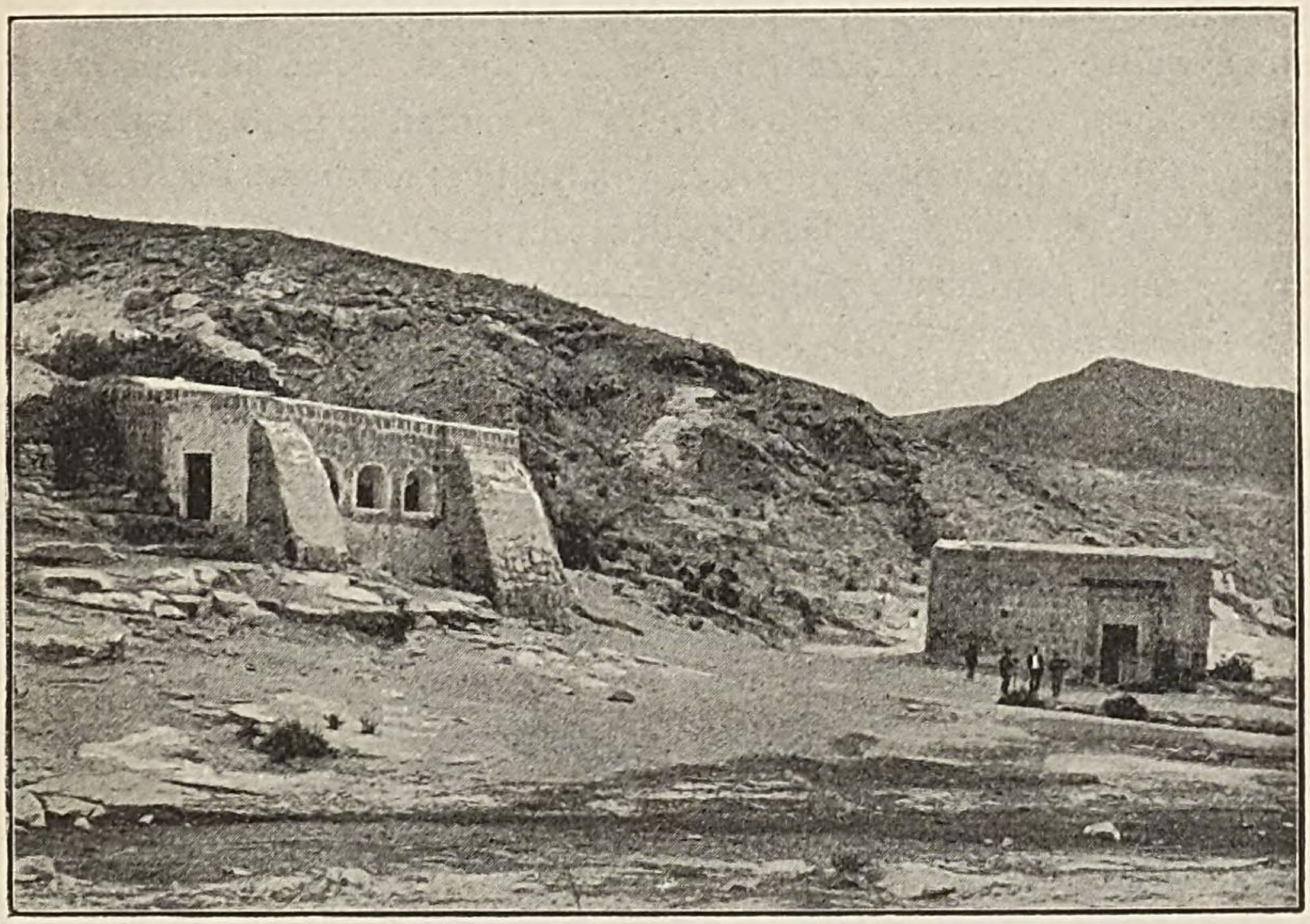
Eisenquellen, eisenhaltige Säuerlinge von derselben Temperatur wie die Schwefelquellen (32—33°). Wie diese sind sie in einem kleinen gewölbten Raum gefasst, der zwei gemauerte Badezellen enthält. In der

Doppelt kohlensaures Natron	0,274
» » Eisen	0,006
Chlornatrium	0,197
Kieselsaures Natron	0,101
Kieselsauren Kalk	0,194
Alaun	0,048
Freie Kohlensäure in 1 Liter	0,538 Liter
Schwefelwasserstoff in 1 Liter	0,00048 Liter.

Das Wasser der Quelle Vegeto hat dieselbe Zusammensetzung, ist weniger warm (27°—29°), enthält mehr Schwefelwasserstoff, aber weniger Kohlensäure.

einen bricht das Wasser aus zwei Löchern hervor, während die zweite durch Abfliessen der ersten gefüllt wird. Das Innere der Zellen ist von Eisenoxyd rötlich beschlagen, doch ist der Eisengehalt des Wassers nur gering und der Geschmack desselben nach erfolgter Abkühlung erinnert an die Quelle Mes Dames in Vichy. Die Zusammensetzung des Wassers nach Raimondi ist in der Note angegeben*).

Wenige Schritte vom Badehause findet sich noch eine andere Gruppe von Quellen gleicher Beschaffenheit aber geringerer Wasser-



Eisenquellen in Yura.

menge, deren Fassung jetzt verfallen ist. Am Abhange des Berges steht nahebei ein kleines steinernes Haus ohne Thür zur Aufnahme von Kurgästen. Die Umgebungen dieses Ortes sind noch weit trauriger als die der Schwefelbäder. Dort stehen wenigstens einige Bäume und Büsche,

*) Das Wasser der Eisenquellen enthält in einem Liter:

Doppelt kohlensaure Magnesia . . .	0,634
Doppelt kohlensauren Kalk	0,246
Doppelt kohlensaures Natron	0 094
» » Eisen.	0,088
Chlornatrium	0,487
Kieselsauren Kalk	0,251
Kohlensäure	0,520 Liter in einem Liter Wasser.

hier sieht man nichts als niedriges, halbvertrocknetes Gestrüpp und stachelige oder haarige kleine Kakteen von widrigem Anblick. Zur Zeit des Besuches des Verfassers wurden die Schwefelquellen nur von wenigen Kranken gebraucht, in dem unfreundlichen Hause bei den Stahlquellen wohnte niemand.

Wir beschliessen die Notizen über die Umgebungen Arequipas mit einigen Bemerkungen über den Vulkan Misti und seine Besteigung. Der Berg hat eine regelmässig kegelförmige Gestalt mit mässig steilen Wänden. Obgleich er sich bei einer Höhe von 5680 Meter weit über die Schneegrenze erhebt, so bemerkt man doch nur an seiner Spitze einige weisse Streifen, vermutlich da die innere Hitze sich bis zu den oberflächlichen Schichten erstreckt. Im November, zu Ende der trockenen Jahreszeit, ist die Spitze ganz frei von Schnee; während der Regenzeit, in welcher die Niederschläge in den oberen Regionen in Form von Schnee fallen, erhält sie wieder eine neue Decke. Der Misti gehört zu den höchsten Bergen, die bestiegen worden sind, und zwar geschieht dies häufig von Indianern, welche die beschwerliche Wanderung unternehmen, bloss um im Krater nach Schwefel zu suchen. Auch von Bewohnern von Arequipa und von Reisenden ist die Besteigung wiederholt ausgeführt worden; diese ist zwar sehr anstrengend, aber doch weniger schwierig, als man bei der Höhe des Berges erwarten sollte, auch bestehen die Schwierigkeiten nicht im Erklimmen unwegsamer, gefährlicher Strecken, sondern in den Wirkungen der Luftverdünnung, in Atembeschwerden und der damit verbundenen grossen Ermüdung. Eine unerlässliche Bedingung der erfolgreichen Besteigung ist daher, sich durch einen längeren Aufenthalt im Hochland, oder wenigstens in Arequipa, an einen gewissen Grad von Luftverdünnung gewöhnt zu haben. Der Verfasser hat auf den Versuch einer Besteigung verzichtet, da es bei ihm als Bewohner der Küste in nicht mehr jugendlichen Jahren nicht wahrscheinlich war, dass er dieselbe hätte zu Ende führen können. Er muss sich also darauf beschränken, die Angaben wiederzugeben, die ihm über die Besteigung, ihre Dauer und den einzuschlagenden Weg von ganz verlässlichen Personen aus ihrer eigenen Erfahrung gemacht worden sind. Ein junger Kaufmann, der zum Personal eines angesehenen deutschen Geschäftshauses gehörte und den Vulkan zusammen mit mehreren anderen Herren bestiegen hatte, teilte ihm folgendes mit:

Der gewöhnlich gewählte Weg führt zunächst nach dem kleinen Ort Cangallo am Fusse des Misti, bleibt darauf auf der Höhe oberhalb Chihuata und wendet sich rechts nach dem Einschnitt oder Sattel, welcher den Vulkan mit dem Pichu-Pichu verbindet. Diese Einsenkung



Der Vulkan Misti bei Arequipa.

(S. 264.)

heisst »el alto de los huesos« — die Knochenhöhe — von den vielen gebleichten Knochen gefallener Lasttiere, die dort umherliegen, denn die alte Strasse nach Cusco führte hier vorbei. Ein Tambo, nämlich eine offene Herberge, worin Reisende die Nacht zubringen und Schutz vor Regen finden, steht hier am Wege auf einer Höhe von 4057 Metern. Vom Alto de los huesos beginnt der eigentliche Anstieg. Bei einer Besteigung bricht man am besten morgens um 5 Uhr in Arequipa auf, frühstückt in Cangallo und gelangt um 3 Uhr nachmittags zum Tambo. Von hier an kann man noch zwei Stunden weiter bergauf reiten, worauf der Weg zu Fuss fortgesetzt werden muss. Man folgt einem ganz betretenen Pfade, der von den indianischen Schwefelsuchern herrührt und auch in der Nacht leicht erkennbar ist. Auf diesem Wege steigt man sieben Stunden weiter und gelangt gegen Mitternacht zu einer Grotte, die durch einen vorspringenden Stein gebildet wird. Hier bringt man den Rest der Nacht zu. Um 7 Uhr morgens wird sodann der Weg wieder fortgesetzt, und gegen 1 Uhr kann derjenige, den die Verdünnung der Luft nicht zu stark angreift, den Rand des Kraters erreichen. Der alte Krater bildet eine weite flache Vertiefung; am Rande desselben und am Fusse eines Aschenkegels öffnet sich der jetzt noch thätige Krater, welcher nur etwa 30 Meter tief ist, und an dessen Boden aus einer Reihe von kleinen Löchern und Spalten Wolken von Wasserdampf aufsteigen, deren Austreten von Zeit zu Zeit von donnerndem Geräusch begleitet ist. Von Arequipa aus sind die ausgestossenen Dämpfe nur selten und schwach sichtbar.

IV.

Die nördlich von Lima gelegenen Küstengegenden.

Huacho.

Die Küstenthäler der nördlichen Hälfte Perus sind in ihrer Gesamtheit den eben beschriebenen in wirtschaftlicher Hinsicht überlegen, und in der alten, vorspanischen Zeit war dies gewiss noch in weit höherem Masse der Fall als gegenwärtig. Daher finden sich daselbst nicht wenige, aus verschiedenen Kulturepochen herrührende alte Denkmale, sodass auch der archäologischen Forschung reichlicher Stoff geboten wird. Die an der Nordküste ausmündenden Flüsse unterschieden sich im allgemeinen von den bisher erwähnten durch etwas längeren Lauf, grösseren Wasserreichtum und entsprechende Ausdehnung der bewässerten Flächen, was sich daraus erklärt, dass der Kamm des Hochgebirges weiter landeinwärts liegt, und dass der Regenfall daselbst in den Sommermonaten reichlicher ist. Eine merkliche Zunahme der Temperatur, sowohl im Sommer als auch im Winter, macht sich erst vom 7. Breitengrade an fühlbar. Im übrigen sind die klimatischen Verhältnisse, sowie auch das landschaftliche Bild dem der südlichen Thäler ähnlich. Man begegnet denselben wildwachsenden Pflanzen, Sträuchern und Bäumen, und auch die kultivierten Gewächse sind dieselben, etwa mit Ausnahme des Weinstocks, der im Süden mit Vorliebe, im Norden nur ausnahmsweise gezogen wird. Dagegen wird hier in heisseren, wasserreichen Gegenden Reis gebaut, der in den kühleren Gegenden nicht mehr gedeiht. Der Verfasser hat die am meisten nach Norden gelegenen Thäler am frühesten kennen gelernt, die mittleren, der Hauptstadt näher gelegenen, erst gegen Ende seines Aufenthalts

im Lande. Er zieht jedoch vor, sie dem Leser in derselben Weise vorzuführen, wie die südlichen, nämlich in der Reihe, wie sie einem Reisenden, der von Lima aus auf einem Postdampfer eine Fahrt nach dem Norden macht, sich nacheinander darstellen. Man wählt zu solchen Reisen, besonders wenn dabei auch längere Strecken zu Pferde oder zu Maultier zurückgelegt werden sollen, am besten die letzten Winter- oder die ersten Frühlingsmonate, da dann der Wasserstand in den Flüssen am tiefsten ist, und auch die grösseren, wie der Huaman und zuweilen sogar der Santafluss, sich ohne Gefahr und Schwierigkeit durchreiten lassen. Die Fahrten zur See werden gewöhnlich auf den kleinen Küstendampfern gemacht, da die grösseren Postschiffe nicht alle Nebenhäfen anlaufen. Auf einem solchen schiffte sich daher der Verfasser Ende August 1886 ein, um einen Ausflug nach den Thälern von Huacho, Supe und Casma zu unternehmen.

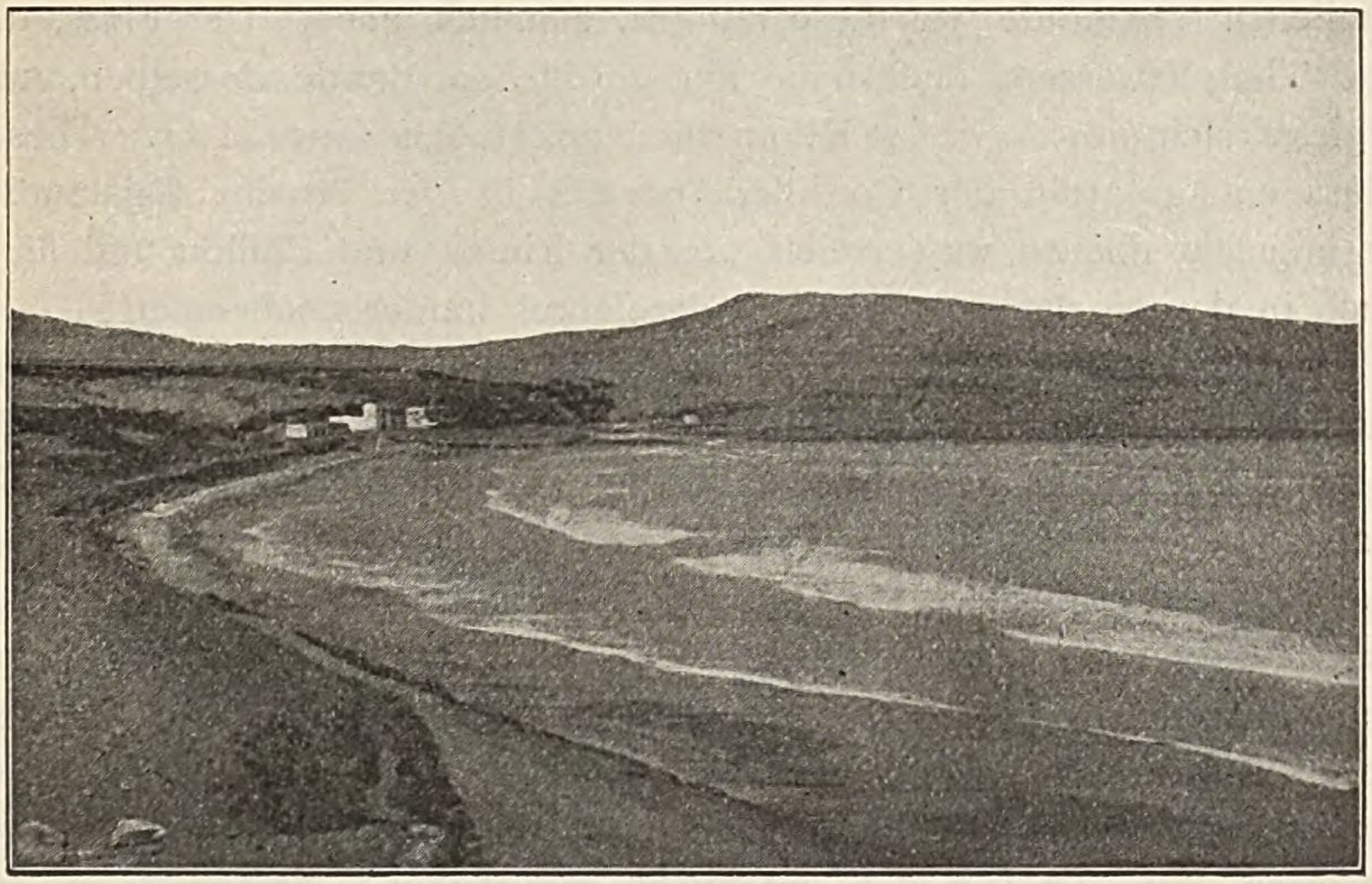
Die kleine »Chala« hatte bereits ihren Platz am Hafenkai verlassen, lag segelfertig auf der Reede und lichtete in den ersten Nachmittagstunden ihren Anker. Der Superintendent kam seiner Pflicht gemäss an Bord, wie stets vor der Abfahrt eines Schiffes und stellte den Verfasser dem Kapitän vor — beide waren Landsleute im Dienste der englischen Kompagnie. Es ist eine beachtenswerte Regel bei allen Seereisen, den Kapitän zu kennen und ihm empfohlen zu sein, wenn es auch nicht immer ratsam sein mag, sich um seinen geselligen Umgang und sein Wohlwollen zu bemühen. Nach einem paar Stunden liefen wir den kleinen Hafen Ancon an, warfen aber nicht den Anker, denn es kam niemand als der Hafenkapitän, weder Passagiere noch Güter wurden aus- oder eingeschifft. Das Schiff fuhr dann nahe an der Küste weiter und hielt gegen Sonnenuntergang vor Chancay. Von der Eisenbahn, die früher von Ancon nach Chancay führte, und die wegen der unsoliden Anlage des Unterbaues an den steilen sandigen Uferhöhen für nervöse Personen so unangenehm zu befahren war, liess sich nur noch hie und da eine leichte Andeutung entdecken, fast die ganze Linie war von tiefem Flugsand bedeckt. Der Ort und das Thal von Chancay sind schon früher erwähnt worden. Der Verfasser vermisste das Hotel, wo er einst Erholung von einer schweren Krankheit gesucht hatte und hörte zu seinem Bedauern, es sei während des Krieges niedergebrannt worden. Bei Tische kam der Verfasser mit seinem Nachbar ins Gespräch, der sich ihm als ein Landsmann vorstellte, worauf es sich ergab, dass diese Bekanntschaft keine neue, sondern die Auffrischung einer alten war, dass man aber in vielen Jahren sich nicht gesehen und aus den Augen verloren hatte. Der noch junge Mann war zur Zeit in

Huacho ansässig und als er hörte, dass der Verfasser sich dahin begeben wolle, um das Thal kennen zu lernen, erbot er sich alsbald ihm dabei nach Kräften behilflich zu sein, und lud ihn so dringend ein, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, dass es unfreundlich gewesen wäre, eine so aufrichtig gemeinte Gastfreundschaft abzulehnen. Der Verfasser hat auf seinen Reisen vielfach Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie in den Provinzialorten Perus, besonders im Innern, die Gastfreundschaft noch nach alter Sitte als eine Ehrenpflicht hochgehalten und gepflegt wird, und er hat den Häusern und deren Bewohnern, von denen ihm solche zu teil geworden, stets ein dankbares Andenken bewahrt.

Obgleich wir von Chancay ab mit halber Geschwindigkeit fuhren, so verkündete doch schon bald nach Mitternacht das Rollen der Ankerkette, dass wir in Huacho angekommen seien. Am Morgen befanden sich um 6 Uhr bereits die meisten Passagiere an Deck, mit der Ordnung ihres Gepäcks beschäftigt, denn die grosse Mehrzahl war am Ziel ihrer Reise, und wie uns der Kapitän sagte, war dies keine Ausnahme, sondern die Regel: ein Zeichen des lebhaften Verkehrs dieses kleinen Hafens mit der Hauptstadt. Wir waren alle bereit ans Land zu gehen, mussten aber zuvor noch den Besuch des Hafenkapitäns abwarten. Als dieser endlich um 7 Uhr erschien, erkannte ich in ihm einen alten Bekannten, der mich einlud, in seinem Boote mit ihm ans Land zu fahren. Es gab damals in Huacho noch keinen Hafendamm, daher die Reisenden wie in manchen anderen Häfen von Lastträgern aus den Booten durch die Brandung getragen werden. Da ich in der amtlichen Schaluppe ankam, versuchten die Träger nicht, mich zu übervorteilen, wie ich es mir einst auf einer früheren Reise in Salaverry gefallen lassen musste, wo mir der braune Bursche, auf dessen Schultern ich sass, zu verstehen gab, er würde mich ins Meer fallen lassen, wenn ich ihm nicht 2 Silbersol (damals 6 Mark) als Trägerlohn zusagte.

Die Bucht von Huacho wird nur wenig geschützt durch einen kleinen vorspringenden Hügel am südlichen Ende, der nach dem Meere zu felsig abfällt. Nach Norden erstreckt sich ein leicht geschweifter nach dem Meere ganz offener Strand mit heftiger Brandung. Von diesem erhebt sich ein etwa 60 Fuss hoher, steiler Uferrand, die Grenze einer weiten fruchtbaren Ebene, welche das Thal von Huacho genannt wird. Die Bodenverhältnisse sind also ganz ähnlich wie in Chancay und Chorrillos, und wie dort, so ist auch hier der steile Rand der Ebene dadurch entstanden, dass sich der Boden gehoben hat und dann von der Brandung allmählich abgespült worden ist. Der Hafen von Huacho besteht nur aus drei oder vier Häusern und einigen Hütten

welche unmittelbar am Ufer liegen. Die Stadt Huacho liegt vom Hafen zwei Kilometer weit entfernt, ist aber vom Landungsplatz nicht sichtbar wegen des erwähnten hohen Ufers. Die Hütten des Hafens werden von Fischern bewohnt, welche in der Bucht leichte, wenn auch nicht sehr lohnende Beschäftigung finden; denn die Menge der gefangenen Fische ist mitunter so gross, dass sie nicht verzehrt werden können. Als wir ans Land gingen, lagen auf dem Strande ein paar Boote ganz voll von Peje-Reyes, — Königsfische — eine Art von Seeforellen, die in Lima als ein sehr feiner Fisch gilt. Vor einigen Tagen waren von diesen Fischen 100 Stück für einen Papier-Sol (damals 30 Pfennige) aus-



Bucht von Huacho.

geboten worden. Auch jetzt konnte man 30 Stück für einen Sol kaufen, also das Stück für einen Pfennig. Rovalos oder grosse Korvinen, die an anderen Orten im Norden viel gefangen werden, sah man hier nicht.

Als ich von den Schultern meines braunen Trägers am Strande abgestiegen war, und mich überzeugt hatte, dass auch mein Gepäck sich wohlbehalten auf dem Trocknen befand, stellte sich mir ein junger Landsmann vor, der mir mitteilte, dass er infolge einer telegraphischen Nachricht von Lima ein Pferd gebracht habe, um mir den lästigen Weg nach der Stadt zu ersparen. Diese unerwartete Aufmerksamkeit eines Freundes war mir zugleich überraschend und willkommen, und da in-

zwischen auch die Pferde meines neuen Gastfreundes angekommen waren, so bestiegen wir alle ungesäumt unsere Tiere und gelangten in wenigen Minuten in die Ortschaft. Im Hause meines Landsmannes wurde ich von dessen Frau und Schwiegermutter, beide Huachanerinnen, mit der zuvorkommenden Herzlichkeit empfangen, die den Peruanern der Küste eigen ist, und sah mich alsbald wie einen Freund der Familie behandelt.

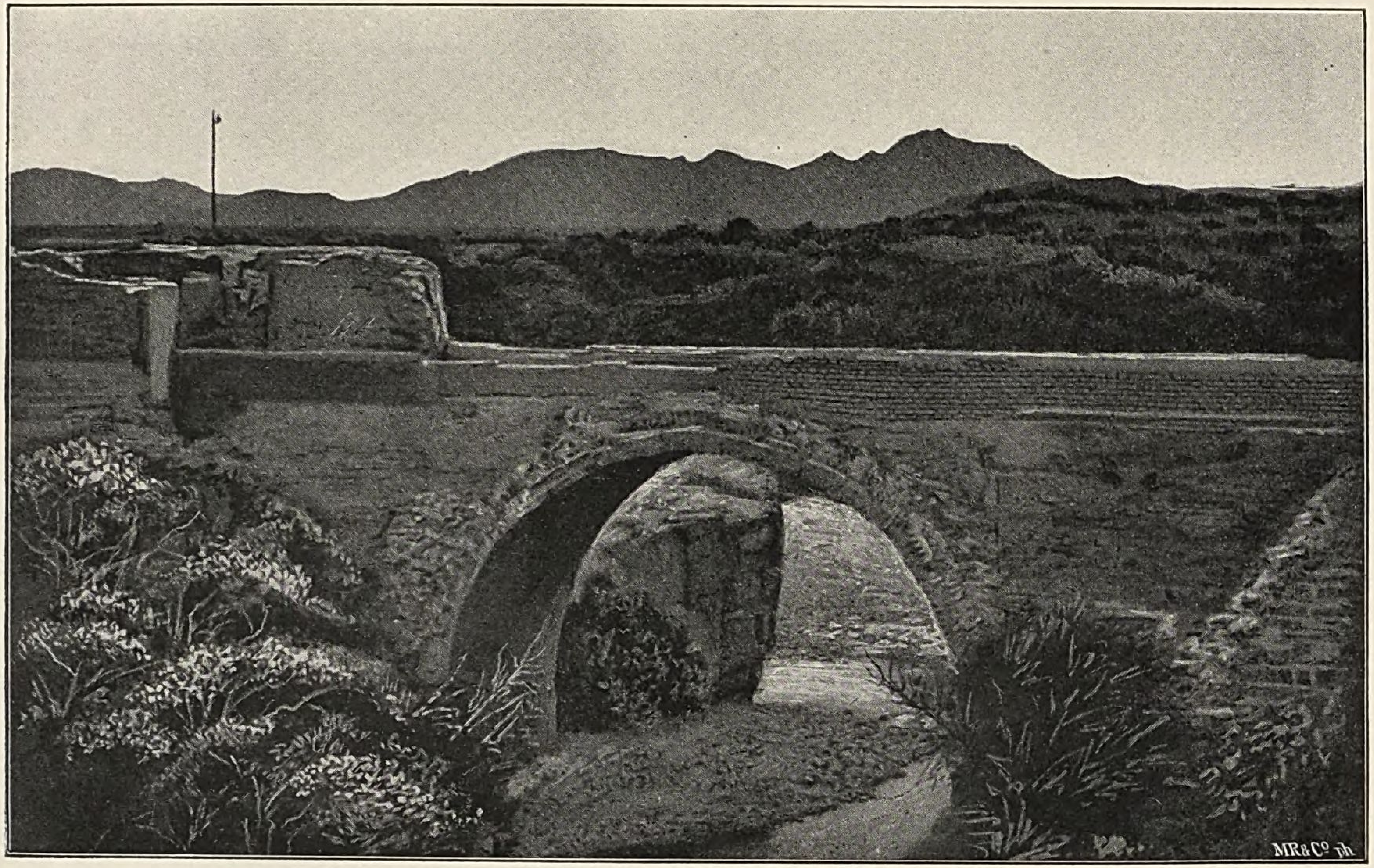
Huacho ist der Hauptort einer Provinz gleichen Namens, die zum Departement von Lima gehört, eine freundliche kleine Stadt mit ziemlich viel Leben und Verkehr. Sie liegt, wie schon bemerkt, auf einer Ebene, etwa 60 Fuss über dem Meere, von Vegetation ganz umgeben, aber dem südlichen Thalrande wo diese aufhört, ziemlich nahe. Der Fluss, der das Thal bewässert, läuft nahe am nördlichen Rande desselben, und ergiesst sich dort etwa 7 Kilometer von Huacho ins Meer. Dieser Fluss entspringt in der Cordillera nevada in der Provinz Cajatambo, ist ungefähr ebenso wasserreich wie der Rimak und Chillon und führt auch in den trockensten Monaten des Jahres immer noch einen kleinen Überschuss von Wasser seiner Mündung zu. Er wird nach dem früheren Hauptorte der Provinz Rio de Huaura genannt. Am Nachmittage machte ich begleitet von meinem freundlichen Wirte, Herrn R., einen Spazierritt durch die Umgebungen des Orts, und zwar zunächst nach dessen Landsitz. Das Geschäft des Herrn R. bestand in der Bearbeitung eines mässig grossen Guts (chacara), auf welchem nichts gebaut wurde als Klee. Die Kleefelder wurden in gewisse Abteilungen durch Lehmwände geschieden, und in diese Einfriedigungen Herden von Maultieren oder Rindern, die von Reisen kamen, in Kost genommen, um sich von den unterwegs ausgehaltenen Strapazen wieder zu erholen. Für ein gewisses tägliches Futtergeld blieben die Tiere Tag und Nacht in den Feldern, um ihnen Zeit zu lassen, möglichst viel zu fressen. Durch ein so einfaches Geschäft war es Herrn R. gelungen, sich binnen acht Jahren eine unabhängige Stellung zu erwerben, nachdem er zuvor eine reiche Erbschaft, um derentwillen er nach Peru gekommen war, allerdings erhalten, aber durch die allgemeine Entwertung aller Wertpapiere in Folge des Krieges wieder verloren hatte. Neben der Fütterung fremder Tiere beschäftigte sich R. auch mit der Züchtung eigener Pferde, deren er einige sehr schöne besass. Dieser Umstand kam mir besonders zu statten und auf einem dieser schmucken Tiere setzte ich den Ritt durch das Thal fort. Wir ritten am südlichen Rande desselben eine Legua weit aufwärts, um die Ruinen alter Bauten zu besuchen, die dort an einer ansteigenden Ebene liegen und von

weitem sichtbar sind. Aus den vielen, dem Boden beigemischten Scherben irdener Gefässe lässt sich ersehen, dass hier einst eine ausgedehnte Ortschaft gestanden hat, von der aber nichts mehr übrig ist, als ein mässig grosses Viereck von Lehmwänden, vielleicht ein verschanztes Lager, ein kleines Fort, das dem Orte zum Schutze diente.

Nach Besichtigung dieser Trümmer, die meiner Erwartung nicht entsprochen hatten, ritten wir quer durch das Thal bis zum Flusse, und ich hatte hier Gelegenheit, bestätigt zu finden, dass der Ruf landschaftlicher Schönheit, den die Gegend von Huacho geniesst, voll verdient ist. Diese beruht wesentlich auf dem Umstande, dass hier nicht wie in den meisten Thälern der Küste der Boden in wenige grosse Güter, sondern unter viele kleine Grundeigentümer verteilt ist, welche neben Klee, Mais, Yuca, Bataten, Kartoffeln, Kürbissen, Melonen auch mancherlei Früchte wie Orangen, Lukumas, Guayaven, Pacayen, Paltas und Bananen bauen. Der Wechsel von grünen Feldern, Baumgruppen, dichtbelaubten Gängen und Hecken giebt der ganzen Landschaft einen überaus anmutigen Anblick, während Thäler mit grossen Gütern, so fruchtbar auch deren Boden sein mag, meistens eintönig sind, denn gewöhnlich wird auf denselben blos eine Kulturpflanze gebaut, und besonders die Zuckerfelder ermüden das Auge durch ihr einförmiges blasses Grün. Umgeben von hohen Fruchtbäumen liegen im Thale von Huacho die Häuser bald einzeln, bald in Gruppen, kleine Ortschaften bildend, die alle zum Kirchspiele der Stadt gehören. Das grösste Dorf, durch welches wir kamen, heisst Cruz blanca — das weisse Kreuz — mit einem Kirchlein und zwei Türmchen, die sich von weitem ganz schmuck ausnahmen, bei näherer Besichtigung jedoch sich als weissangestrichene Bretterhäuser erwiesen.

Der Fluss, Rio de Huaura genannt, fliesst an der Nordseite des Thales in einem flachen Bette, welches jedoch erheblich tiefer liegt als die Thalfläche, daher die Kanäle, welche diese bewässern, weiter oben aus ihm abgezweigt werden. Überall auf dem Wege überschreitet man solche Kanäle, und man kann berechnen, dass, wenn das Wasser aller im Flusse beisammen wäre, auch zur Winterzeit eine ganz ansehnliche Masse entstehen würde. Da, ihm aber so viel Wasser entlehnt wird, so vermindert er sich während der trockenen Jahreszeit beinahe zum Bach. Da wo sich das Flussbett durch eine im Thale aufsteigende niedrige Hügelreihe einengt, befindet sich eine Brücke, ein grosser Bogen aus Backsteinen, der sich von einer Klippe zur andern spannt, ein Werk aus der Kolonialzeit und ehemals auf dem rechten Ufer durch ein ornamentales Thor geziert. Dieses Thor ist jedoch jetzt eine

Ruine, denn der Bogen wurde abgetragen, um für den Transport einer grossen Maschine, die nach einer benachbarten Zuckerpflanzung geschafft werden sollte, Raum zu gewinnen. Sobald man die Brücke überschritten hat, befindet man sich in der Stadt Huaura, nach welcher der Fluss benannt wird. Huaura war früher der Hauptort der Provinz und grösser als jetzt Huacho, wie seine noch vorhandenen vier Kirchen andeuten. Schon vor der spanischen Zeit scheint hier eine grössere Ortschaft gestanden zu haben, in welcher Fernando Pizarro auf seiner Reise nach Pachacamak über Nacht blieb. Miguel Estete nennt den Ort in seinem Bericht Guarna und erwähnt die daselbst befindlichen grossen Gebäude und Vorratshäuser. Von der alten Stadt ist nichts mehr zu sehen und die gegenwärtige ist ganz verfallen, ein grosser Teil der zusammengeschmolzenen Bevölkerung sind Chinesen, welche die wenigen noch vorhandenen elenden Kaufläden inne haben. Der Ort besteht aus einer langen Strasse von einstöckigen Häusern, die am Fusse eines Hügels hinläuft, erst allmählich steigend, um sich dann in derselben Weise wieder zu senken. Auf der höchsten Stelle findet sich ein freier Platz und auf demselben eine unvollendete Kirche ohne Dach. Der Kirche gegenüber steht das einzige Haus mit einem Oberstock, vor dem sich ein zerfallener bedeckter Balkon hinzieht. Dieses Haus mit seinem Balkon ist die historische Merkwürdigkeit des Orts; denn hier war das Hauptquartier des Generals San Martin, und von hier aus soll er die Proklamation erlassen haben, welche die Unabhängigkeit Perus erklärte (1821). Dass Huaura das Hauptquartier des chilenischen Befreiungskrieges war, ist richtig, und dass das fragliche Haus den General San Martin beherbergt hat, haben wir auch keinen Grund zu bezweifeln, die Proklamation jedoch soll er schon von Pisco aus erlassen haben, woselbst die Chilenen in der jetzt Bahia de la Independencia genannten Bucht zuerst landeten. Später verliessen sie Pisco wieder, schifften sich im Hafen von Ancon von neuem aus und zogen zu Lande in das Thal von Huacho. Ehe man über die Brücke geht, bemerkt man in der Nähe derselben am linken Ufer Ruinen alter Bauwerke, von dem Namen des Grundstücks, auf welchem sie sich befinden, Huacas de Peralillo genannt. Ursprünglich waren deren drei, von denen aber zwei ganz abgetragen worden sind, um aus ihrem Lehm Backsteine zu machen. Auch die dritte, dem Flusse zunächst gelegene, ist unbedeutend und schon zum Teil zerstört. Nach den noch vorhandenen Überresten zu urteilen, scheint sie ein Tempel gewesen zu sein, dessen Grundriss von anderen Bauten dieser Art etwas abweicht. Das Ganze war eine abgestumpfte, stufenförmige Pyramide



Brücke bei Huaura.

(S. 272.)

mit einer rechteckigen Plattform. Die dazu führende Freitreppe erhob sich aber nicht von aussen, sondern innerhalb der aufgeschütteten Erdmasse, indem man zuerst durch eine Mitteltreppe auf einen quadratischen Landungsplatz und von hier auf beiden Seiten durch Stufenreihen auf die Plattform gelangte. — Da sich inzwischen die Sonne bereits zum Untergang neigte, so kehrten wir nach dem Besuch dieser Huaca auf geradem Wege nach Huacho zurück, und unsere Pferde, welche merkten, dass dieser Weg sie zu ihren Kleefeldern führte, waren kaum zu halten uud liefen die Legua zwischen Huaura und Huacho in zwanzig Minuten.

Den zweiten Tag meines Aufenthalts benutzte ich zum Durchwandern der Stadt und zu photographischen Aufnahmen. Die Häuser haben zwar meist ein bescheidenes Äussere, doch machen die Strassen einen freundlichen Eindruck, vorzüglich durch den regen Verkehr in denselben. Die oft geäusserte Ansicht, dass dieser verhältnismässig junge Ort nächst Callao der lebhafteste Platz an der peruanischen Küste sei, fand ich in der That bestätigt; denn Trujillo hat zwar weit ansehnlichere und schönere Häuser, ist überhaupt besser gebaut, allein seine guten Zeiten sind längst vorüber, die Stadt geht zurück und wird immer öder, während Huacho aufstrebt und sich entwickelt. Im übrigen bietet sie nichts Bemerkenswertes. In der Mitte liegt, wie in allen Orten, ein quadratischer Platz mit einem ziemlich hübschen, von einem Garten umgebenen Brunnen; an der Südseite desselben die Hauptkirche mit einer Kuppel über dem Kreuze, aber ohne Türme, wiewohl ein Platz für sie vorhanden ist. Das Innere der Kirche ist geräumig, aber kahl, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem die Türme fehlen. Der Kirche gegenüber an der anderen Seite des Platzes befindet sich das Stadtgefängnis, zugleich Kaserne der Garnison, welche zur Zeit aus 16 Mann bestand und von einem kleinen Cholo befehligt wurde. Dieser freundliche Krieger von 18 Jahren war mir beim Aufstellen des photographischen Apparats behilflich. Der interessanteste Ort der Stadt ist die Markthalle, ein mit Schilfmatten überdachter Platz, wo sich Verkaufsstellen für Lebensmittel und sonstige Gegenstände des täglichen Gebrauchs in grosser Anzahl finden. Der Überfluss und die gute Beschaffenheit der daselbst feilgebotenen Waren, als Fleisch, Fisch, Gemüse aller Art, sowie die Menge der Früchte, obgleich es nicht Zeit der Reife war, legte Zeugnis ab von dem Reichtum und der Fruchtbarkeit der Gegend. Im Gedränge der Käufer konnte man die Typen der Bevölkerung beobachten. Die Gesichtsbildung der Mädchen und jüngeren Frauen ist nicht unangenehm: runde Gesichter mit etwas vor-

gewölbten Backenknochen, aber wohlgeformter Mund- und Nasenbildung, auch hübschen, wiewohl nicht grossen Augen. Die Gesichtsbildung in den Orten der Küste ist ebenso wechselnd wie im Hochland.

Huacho unterhält einen lebhaften Handel mit Lima und sendet besonders viel Geflügel, Gemüse und Früchte auf den dortigen Markt; aber der wichtigste Ausfuhrartikel nicht nur nach der Hauptstadt, sondern auch nach den anderen Orten der Küste, ist das in der Nähe gewonnene Salz. Am dritten Tage meines Aufenthalts machte ich mich daher auf einem guten Pferde meines freundlichen Wirtes auf, um die Salinen zu besuchen, welche fünf Leguas südlich von der Stadt in einer öden Ebene unweit des Meeres liegen. Herr R. selbst hatte die Absicht sich an diesem Ausflug zu beteiligen, wurde jedoch durch ein Unwohlsein verhindert und gab mir einen Bekannten zur Begleitung mit. Es wurde 9 Uhr, ehe wir die Stadt verliessen, allein wir waren beide gut beritten und legten den Weg in $2^1/_2$ Stunden zurück, ohne unsere Pferde in Galopp zu setzen. Der Weg übersteigt zunächst die Hügelreihe an der Südseite des Thales und gelangt nach etwa einer Legua wieder an den Strand, auf welchem man hart am Meere weiter reitet bis nach Playa chica, eine flache Bucht, welche als Einschiffungsort für das Salz benutzt wird. Von hier führt eine schmalspurige Eisenbahn bis zu den Salinen. Man reitet auf einer sandigen Ebene in einiger Entfernung von der Bahn, allmählich etwas steigend, bis man von einer Anschwellung des Bodens plötzlich die Salzfelder erblickt, die sich von weitem ausnehmen, wie eine mit Schnee bedeckte Fläche. Gegen Mittag kamen wir bei den Gebäuden an und liessen uns zum Kontor des Pächters führen. Wir trafen diesen Herrn zu Hause, wurden aber nicht besonders freundlich von ihm aufgenommen. Der derzeitige Pächter der Salzwerke, Rufino Rojas Quesada war ein stark gebauter Chilene mit etwas derben, ungehobelten Manieren, der seinen Kontrakt zur Zeit gemacht hatte, da Peru noch von den chilenischen Truppen besetzt war. Er behandelte uns anfangs mit Misstrauen, da er mich für einen Spion der peruanischen Regierung hielt. Als er sich jedoch von der Grundlosigkeit seines Argwohns überzeugt hatte, wurde er gemütlich, lud uns zu seinem Frühstück ein, das aus braunen Bohnen und schlechtem Speck bestand, und gab uns darauf seinen Verwalter mit, um uns in den Salzwerken herumzuführen.

Die Salzfelder, die ausgebeutet werden könnten, erstrecken sich meilenweit am Meeresufer hin; ihre Ausdehnung wird zu sieben Leguas angegeben. Die See ist nur eine Legua weit entfernt, man kann sie jedoch nicht sehen, obgleich man glaubt, sie vor Augen zu haben;



Hauptplatz in Huacho.

(S. 274.)

denn was man dafür hält ist kein Wasser, sondern bloss Luftspiegelung. Der Boden auf dieser ganzen Fläche ist mehr oder weniger dick mit einer Salzkruste überzogen, augenscheinlich, weil die See einst diese Strecken bedeckte und ihr Salz beim Vertrocknen absetzte. Die Salzebene liegt etwas tiefer als der Meeresspiegel, zwischen beiden finden sich Lagunen von brackischem Wasser, welches auf die Salzfelder geleitet werden kann und, wie es scheint, auch durch den Boden hindurchsickert. Im Monat Juni, also zur Zeit, zu welcher die nebeligen Niederschläge anfangen die niedrigen Küstengegenden zu befeuchten, beginnt das Wasser aus dem Boden zu dringen und füllt eine Anzahl viereckiger Becken, die etwas tiefer liegen als die umgebende Ebene. Dieses Wasser sättigt sich mit dem den Boden bedeckenden und der Erde beigemischten trockenen Salz während vier Monaten. Mit Eintritt der warmen Jahreszeit verdunstet darauf das Wasser und eine Lage von krystallinischem Salze bleibt zurück, deren Dicke einen halben bis dreiviertel Fuss beträgt. Im Dezember beginnt die Salzernte, die feste Salzdecke wird mit Äxten in viereckige Stücke gehauen, welche je nach ihrer Dicke 65—110 Pfund wiegen. Man unterscheidet zwei Klassen von Salzblöcken, Sal de barco und Sal garza. Der Unterschied besteht aber nicht in einem verschiedenen Grade von Feinheit oder Reinheit, sondern nur darin, dass bei der ersten Art die Stücke in rauhem Zustande gelassen werden, wie man sie aus dem Boden hebt, bei der zweiten dagegen werden sie abgerundet und geglättet. Daher ist auch der Preis, den der Unternehmer seinen Arbeitern bezahlt, ein verschiedener, denn für Sal de barco wurde 30 Centavos in Nickelmünze, für Sal garza 60 Centavos vergütet. Manche Salzsteine oder Blöcke sind rein weiss, viele haben einen leichten rosigen Schimmer, wahrscheinlich von einer schwachen Beimischung von Mangan.

Nachdem die Salzblöcke ausgehauen sind, legt man sie in Reihen an den Rand der Becken, worauf sie auf der vorerwähnten Eisenbahn nach Playa chica befördert werden. Die Karren der Bahn werden weder durch Dampf noch durch Pferdekraft bewegt, sondern durch Wind. Wie überall an der Küste weht von den Vormittagsstunden bis Abend ein Wind aus Süden oder Südosten, der besonders in den Sommermonaten stark wird. Man behandelt daher die Karren wie Boote: jeder hat seinen Mast und ein grosses Segel, die Ladung dient als Ballast, um den Wagen vor dem Umstürzen zu bewahren, und gewöhnlich werden 30 Blöcke auf diese Weise fortbewegt. Ist der Wind zu schwach, so müssen die Arbeiter durch Schieben nachhelfen. Der damalige Pächter entrichtete der Regierung nur eine sehr mässige

Pachtsumme (jährlich 14 000 $), er musste aber ausserdem sich mit dem Besitzer der Eisenbahn abfinden, einem früheren Pächter, der dem jetzigen bei der Benutzung der Bahn Schwierigkeiten bereitete, wahrscheinlich um ihn zu veranlassen auf seinen Kontrakt zu verzichten.

In den Salzfeldern leben zahlreiche schwarze Landeidechsen, die aber auch mit grosser Behendigkeit durch das salzige Wasser schwimmen. Am Ufer der Lagunen und im brackischen Wasser sieht man Schwärme hochbeiniger Flamingos mit rosigem Gefieder, ähnlich der Farbe der Salzsteine. Beim Fliegen zeigen sie schwarze Unterflügel und weissen Rücken. Es leben in den Lagunen keine Fische, die Flamingos sollen sich von Würmern nähren, vielleicht auch von Eidechsen. Um 3 Uhr traten wir die Rückreise an, und da die Pferde auf dem Heimwege stets am raschesten laufen, so brauchten wir für die fünf Leguas noch weniger Zeit als am Morgen und befanden uns bald nach 5 Uhr wieder in Huacho.

Paramunga.

Die Küstendampfer der englischen Gesellschaft machen ihre Rundreise nach den kleineren Hafenplätzen nur einmal wöchentlich; um daher die vier Tage bis zur Ankunft des nächsten Bootes nicht unbenutzt zu verlieren, zog ich vor die Weiterreise zu Lande fortzusetzen, denn die Entfernung bis zum nächsten Punkte, den ich zu besuchen gedachte, betrug nur zwölf Leguas, der Weg sollte nicht beschwerlich sein und sich bequem in einem Tage zurücklegen lassen. Ich mietete daher zwei Pferde und einen Führer, nahm Abschied von meinem liebenswürdigen Wirt und dessen Familie und verliess an einem Augustmorgen die freundliche kleine Stadt Huacho. Die erste Strecke des eingeschlagenen Weges war mir bereits bekannt und nach einer halben Stunde gelangten wir nach Huaura. Während wir durch die verlassenen Strassen ritten, erklärte mir der Führer die Ursachen des sichtlichen Rückganges dieses Ortes. Er sei selbst aus Huaura gebürtig, bemerkte er, sei aber gleich vielen anderen Bewohnern ausgewandert, um sich in Huacho anzusiedeln; denn seit die Dampfer dort anlegten, habe sich aller Handelsverkehr dahin gewendet. Dazu komme für die Einwohner von Huacho der Vorteil, dass alle Grundbesitzer seien und die Erzeugnisse ihrer kleinen Güter zu Markte brächten, während die Ländereien um Huaura zu grossen Gütern gehörten, die Nachbarn des Ortes daher weder eigenen Besitz hätten, noch Gelegenheit solchen zu erwerben, und sich darauf beschränken müssten, pachtweise abgetretene Grund-

stücke zu bebauen. Er selbst sei seines Zeichens ein Bäcker, könne aber wegen einer Verletzung am Arme zur Zeit in seinem Gewerbe nicht arbeiten, und unternähme ausnahmsweise die Begleitung von Reisenden, um sich etwas zu verdienen. Wir hatten inzwischen die Hügelreihe erstiegen, die sich gleich nördlich hinter Huaura erhebt und hatten von hier aus einen Überblick über die Gegend. Man erkennt erst jetzt die wirkliche Ausdehnung des Thales, von welchem der Teil, den man bisher gesehen hat, allerdings der schönste ist, aber doch nur die kleinere Hälfte ausmacht. Die zweite Hälfte heisst das Thal von Masu und wird von dem Thale von Huacho durch eine Reihe sandbedeckter aber felsiger Höhen geschieden, an deren Fusse die Stadt Huaura liegt. Beide Thäler sind Teile einer grossen deltaartigen Ausbreitung, bewässert durch Kanäle aus dem Flusse von Huaura, deren Abzweigung aber wegen der tiefen Lage des Flussbettes weiter oben stattfindet. Ein grosser Teil der Ländereien des rechtsseitigen Thalarmes gehört zu der grossen Hacienda Masu, nach welcher auch diese Gegend des Thales genannt wird; der landschaftliche Charakter derselben ist weniger einförmig, als es sonst gewöhnlich auf grossen Gütern der Fall zu sein pflegt, denn man baut daselbst neben Zuckerrohr auch Baumwolle und Mais. Der Weg führt an den Gebäuden von Masu vorüber, läuft anderthalb Leguas quer durch die Ebene und wendet sich sodann gegen die Hügel der nördlichen Thalwand. Bald nachdem man diese sandigen, etwa 200 Fuss hohen Abhänge erstiegen hat, gelangt man zu einer leichten Einsenkung des Bodens, wo durch eine zu Tage tretende Quelle einige Klee- und Maisfelder unterhalten werden. Dies ist das letzte Grün der Wüste, die man von jetzt an vor sich sieht: eine weite und lange Sandebene, welche bei den Reisenden an der Küste als Pampa de medio mundo bekannt ist, wahrscheinlich so genannt wegen ihrer Unabsehbarkeit. Die Sonne war früher zum Vorschein gekommen, als es sonst in dieser Jahreszeit im Küstenland zu geschehen pflegt, wo der Himmel meist bis gegen Mittag bedeckt bleibt. Wir hatten zwar nicht von Hitze zu leiden, da vom Meere her beständig eine erfrischende Briese wehte, aber der Widerschein der Sonnenstrahlen vom Sande blendete die Augen. Der Weg bleibt stets unweit des Strandes, ungefähr 80 bis 100 Fuss über dem Meeresspiegel. Diese langgeschweifte Küstenstrecke heisst Playa de Atahuanca und ist mit Massen von Seetang und Treibholz bedeckt. Am Abhang der Uferhöhen bemerkt man in gewissen Abständen deutliche Grenzlinien, welche andeuten, bis wohin die Wellen in früheren Zeiten gereicht haben, ehe sie sich zu ihrem jetzigen Stand zurückzogen. An ver-

schiedenen Stellen liegen nahe am Wege, 100 Fuss über der See, zahlreiche Stücke von Treibholz, welches von den Wellen einst dort angespült worden und liegen geblieben war. Bei der Trockenheit der Luft geht die Verwitterung nur langsam vor sich, und diese Holzstämme mögen schon seit Jahrhunderten sich am selben Orte befunden haben. Nirgends an der Küste von Peru erinnere ich mich so viele und deutliche Zeichen von der fortdauernden aufsteigenden Bewegung des Landes angetroffen zu haben.

Der lange, gerade laufende Meeresstrand wird durch ein kleines Vorgebirge unterbrochen, hinter welchem ein kleiner Landungsplatz liegt, aber nur für Boote, eine sogenannte Caleta, Corral de Vacas — der Kuhhof genannt. Hier mündet sich das Thal von Supe, in welches man jetzt hinabsteigt. Am Strande stehen nur einige Fischerhütten, die grössere Ortschaft Supe sieht man etwa drei Leguas von der Küste entfernt, und an der Nordseite des Thales die grosse Zuckerpflanzung San Nicolas. Der Weg führt jetzt wieder unmittelbar am Strande des Meeres hin und der Ritt auf dem feuchten, aber festen Sande war angenehm sowohl für uns als für unsere Tiere, welche anfingen, etwas müde zu werden. Schwärme von Strandläufern und Möven flogen bei unserer Annäherung auf und unterbrachen ihre Jagd auf kleine Krebse, die den Strand bedeckten. Das Thal ist ebenso reichlich bewässert wie das von Huacho und beim Ritt am Ufer überschritten wir drei Kanäle, die überflüssiges Wasser dem Meere zuführten. An der Nordseite des etwa eine Legua breiten Thales erhebt sich der Weg wieder am Abhange einer niedrigen Hügelreihe, nach deren Überschreitung man sogleich wieder hinabsteigt und alsbald zum Hafen von Supe gelangt. Dieser Hafen wird durch einen Vorsprung der besagten Hügelreihe gebildet, liegt aber nicht mehr in dem Thale desselben Namens, sondern wird nur deshalb so genannt, weil die Erzeugnisse desselben hier verschifft werden. Der Hafen von Supe besteht aus einigen Häusern und einer Reihe von Rohrhütten, die sich am Strande hinziehen. Über einem der Häuser las man in grossen Buchstaben »Hotel de la Union«, allein das Haus war offen, ohne Möbel und unbewohnt. Dagegen entdeckten wir hinter diesem leeren Hotel in einer Schilfhütte eine chinesische Wirtschaft, wo man uns ein sehr gut bereitetes Frühstück auf reinem Tischtuch vorsetzte, und auch für unsere hungrigen Pferde hinreichend frisches Futter vorhanden war. Die chinesischen Wirtschaften sind für den Reisenden im nördlichen Peru eine grosse Erleichterung. Auch in vielen unscheinbaren Orten im Innern, wenn sie an einer einigermassen betretenen Strasse liegen, findet man kleine

Kolonieen von Söhnen des himmlischen Reiches, welche Garküchen halten, nach Landessitte bereitete Gerichte verkaufen, obgleich sie selbst dergleichen in ihren Augen barbarische Speisen verachten und nicht geniessen.

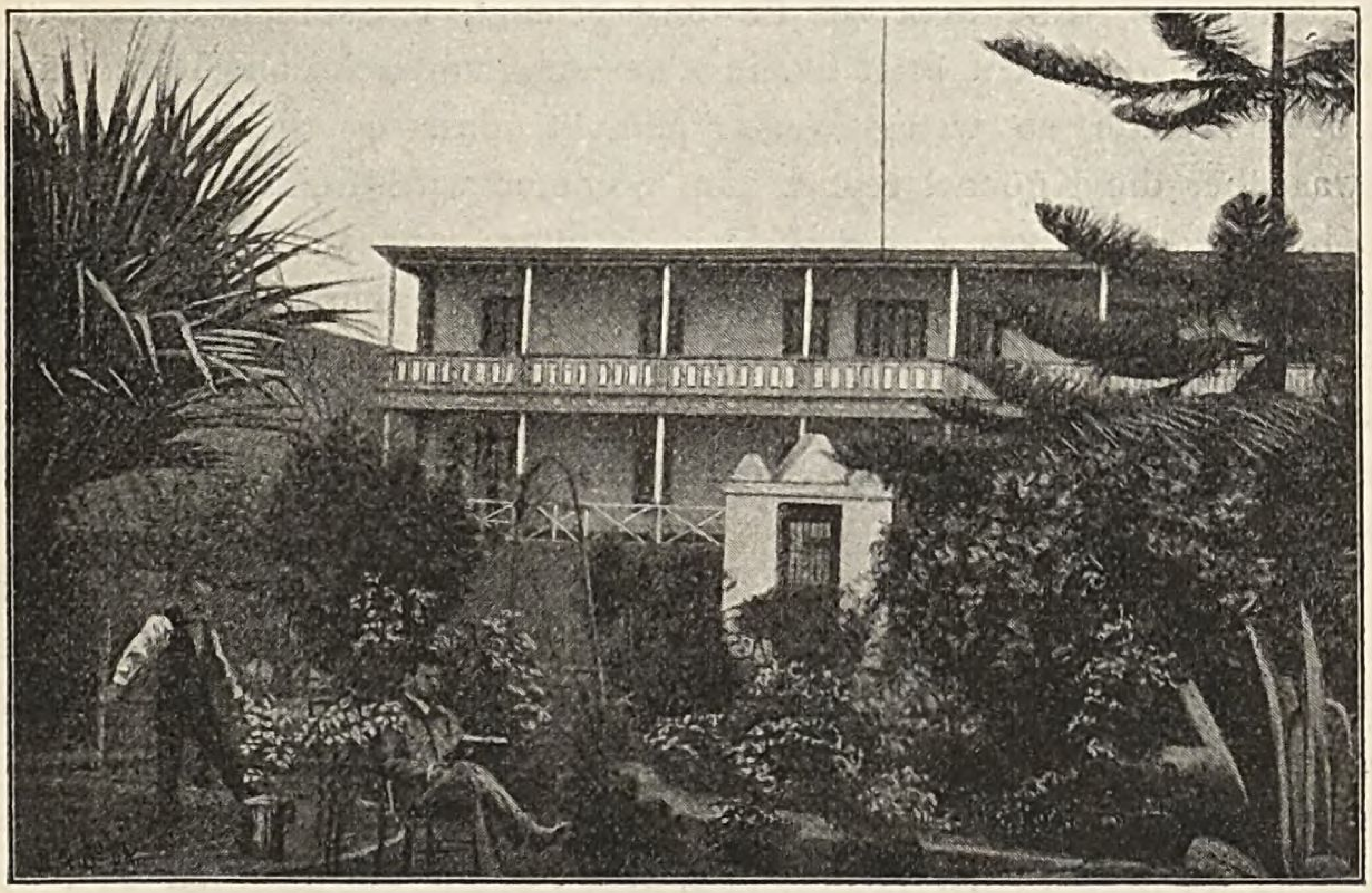
Wir waren um 1 Uhr in Supe angelangt, und hatten den Weg von Huacho hierher — eine Entfernung von acht Leguas — in sechs Stunden zurückgelegt, eine Leistung, die ich unseren Pferdchen kaum zugetraut hatte, denn sie waren sehr klein, machten kurze Schritte, waren aber behend, gingen einen weichen Pass und brauchten nicht angetrieben zu werden. Nachdem wir ihnen eine Stunde Ruhe gegönnt, machten wir uns wieder auf den Weg, denn wir hatten bis zu unserem Reiseziel, der Hacienda von Paramunga, noch vier Leguas zurückzulegen. Der Weg folgt wieder dem Strande, wendet sich aber bald in eine sandige, langsam steigende Ebene, welche nach dem Flusse, in dessen Thal man sich befindet, mit einem steilen, 80 Fuss hohen Rand oder Abhang abfällt. Nach dieser Thalbildung wird der Fluss Rio de la Barranca — der Fluss mit dem steilen Rande genannt. Sein einheimischer Name ist jedoch Huaman — der Falke, wegen seines ungestümen und reissenden Stromes. Ehe man zum Flusse gelangt, führt der Weg durch eine Ortschaft, welche auf der Uferhöhe liegt und daher ebenfalls Barranca genannt wird. Sie besteht nur aus einer Strasse wie Huaura, sieht aber weniger ärmlich und verfallen aus, auch bemerkt man einige ziemlich gut ausgestattete und gefüllte Kaufläden. Hinter Barranca holten wir eine junge Frau ein, die auf einem abgemagerten Pferde ritt und Früchte nach Paramunga bringen wollte. Sie war bange vor dem Flusse und bat uns in unserer Gesellschaft bleiben zu dürfen. Allerdings ist dieser Fluss Huaman oder Rio de la Barranca der wasserreichste nach dem Santaflusse und in der Regenzeit oft sehr gefährlich. Dies erfuhren schon die ersten Spanier, nämlich Hernando Pizarro und seine Leute, die ihn Ende Januar 1533 passierten. Miguel Estete bemerkt in seinem Bericht, dass sie bei Guama-mayo (Huaman-mayo, der Falkenfluss) den Fluss durchschwimmen mussten und zwar mit grosser Schwierigkeit, denn er war sehr angeschwollen und »wütend«. Gegenwärtig jedoch war kein Grund zu Befürchtungen vorhanden. Als wir den Abhang heruntergestiegen waren und uns durch das Gebüsch dem Ufer näherten, sahen wir zwei Kinder ohne Begleitung auf einem Esel den Fluss durchreiten. Der Fluss war in drei grössere Arme und mehrere kleinere geteilt. An den tiefsten Stellen reichte das Wasser den Pferden bis nahe an den Leib, doch erheischte das Durchreiten immerhin einige Vorsicht, wegen des starken Gefälles und

der grossen glattgewaschenen Steine des Flussbettes. Auch am rechten Ufer hebt sich der Weg bald wieder zu einer höheren Ebene, sodass also das Flussbett bedeutend tiefer liegt als die Thalausbreitung, daher die zur Bewässerung derselben dienenden Kanäle alle weit oben gefasst werden müssen. Eine Legua thalaufwärts von der Furt liegt die kleine Ortschaft Pativilca, nach welcher auch zuweilen der Fluss benannt wird. Der Weg lässt dieses Dorf rechts liegen ohne es zu berühren und führt parallel mit dem Meere eine halbe Legua weiter bis zur Zuckerpflanzung Paramunga. Hier gedachte ich mich einige Tage aufzuhalten und hatte mich daher dem Verwalter des Guts empfehlen lassen. Gegen fünf Uhr gelangten wir zu den ersten Zuckerfeldern und wenige Minuten später stiegen wir vor dem Gutshause ab.

Die Hacienda Paramunga, Besitztum der Familie Canaval, ist eine der grössten und bestgehaltenen der ganzen Gegend. Die Gebäude des Guts bilden ein stattliches Gewese, bestehend aus Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden, beide getrennt durch Viehhöfe, welche 100 Paar Ochsen, Herden von Kühen, Pferden und Maultieren beherbergen. Die Zuckerfabrik ist neu, in solider und sauberer Weise aus Backsteinen erbaut, die Maschine neuester Art und mit den letzten Verbesserungen versehen. Am Fusse eines felsigen Hügels steht ein geräumiges Wohnhaus, dessen beide Stockwerke rings herum mit Verandas umgeben sind. Vor dem Hause ein hübscher, gut gepflegter Blumengarten, daneben die jetzt nicht mehr benutzten Höfe, in welchen früher die Sklaven und später die chinesischen Kontraktarbeiter eingeschlossen wurden. Gegenwärtig leben die Chinesen in ähnlichen Verhältnissen, wie auf den anderen bisher besuchten Zuckerpflanzungen, Caudevilla, Estrella und auf den Haciendas in Cañete. Sie wohnen in kleinen Schilfhütten, die eine ziemlich grosse Ortschaft bilden — la Rancheria — mit einer Bevölkerung von ungefähr 1000 Seelen. Der Verwalter des Gutes war ein Baske namens Rufino Aspiazù, welcher diesen Vertrauensposten bereits seit langen Jahren inne hatte. Das ihm untergebene Personal bestand aus einem spanischen Buchhalter, einem jungen Verwandten der Herrschaft und einem Mayor domo, welcher Giuseppe genannt wurde, ein italienisch sprechender Russe. Diesen Herren wurde ich bei Tische vorgestellt, worauf der Verwalter mich um Entschuldigung bat, dass er sowie seine Untergebenen sich an diesem Abend nicht mir widmen könnten, denn der Tag meiner Ankunft war Posttag und zugleich als letzter der Woche Zahltag. Ich blieb also allein und es war mir nicht unwillkommen, denn ich war neun Stunden im Sattel gewesen, und mein Pferd ging zwar keinen harten, aber einen kurzen Pas, der

bei längerer Dauer sehr ermüdet. Ich zog mich also in das sehr hübsche, mit weichen Teppichen belegte Zimmer zurück, das man mir zur Wohnung angewiesen hatte, und begab mich nach Aufzeichnung meiner Notizen zur Ruhe.

Am nächsten Tage (29. August) war eine Sonnenfinsternis, welche, wie ich später erfuhr, in Callao kurz nach Sonnenaufgang beobachtet worden war. Ob das auffallend veränderte Wetter durch diese Verdunklung der Sonnenscheibe bewirkt worden war, blieb mir eine offene Frage: es war der erste feuchte Tag, den ich auf der Reise hatte, und



Garten in Paramunga.

der Nebel hellte sich erst gegen Mittag auf. Am Morgen führte mich der Verwalter, Señor Aspiazù, auf dem Gute umher, wir wanderten durch die Höfe, besahen die Ochsen und Pferde — viele schöne Tiere — und machten einen Gang durch die sandigen Gassen von Rohrhütten, blickten in die Läden und die Tempel der Chinesen. Allein ich war nicht gekommen, um die Hacienda zu besuchen, so sehenswert diese auch sein mochte, sondern die alte Inkafestung, die in der Nähe liegt und nach der das Gut benannt ist, daher ich dem Verwalter alsbald mein Anliegen vortrug und ihn um ein Pferd und einen Führer nach der alten Ruine bat. Der Verwalter erbot sich mit grosser Zuvorkommenheit mich selbst zu begleiten, und nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg, der Buchhalter schloss sich uns an, und ein

Cholo Namens Socra, der mir zur Bedienung beigegeben war, trug den photographischen Apparat.

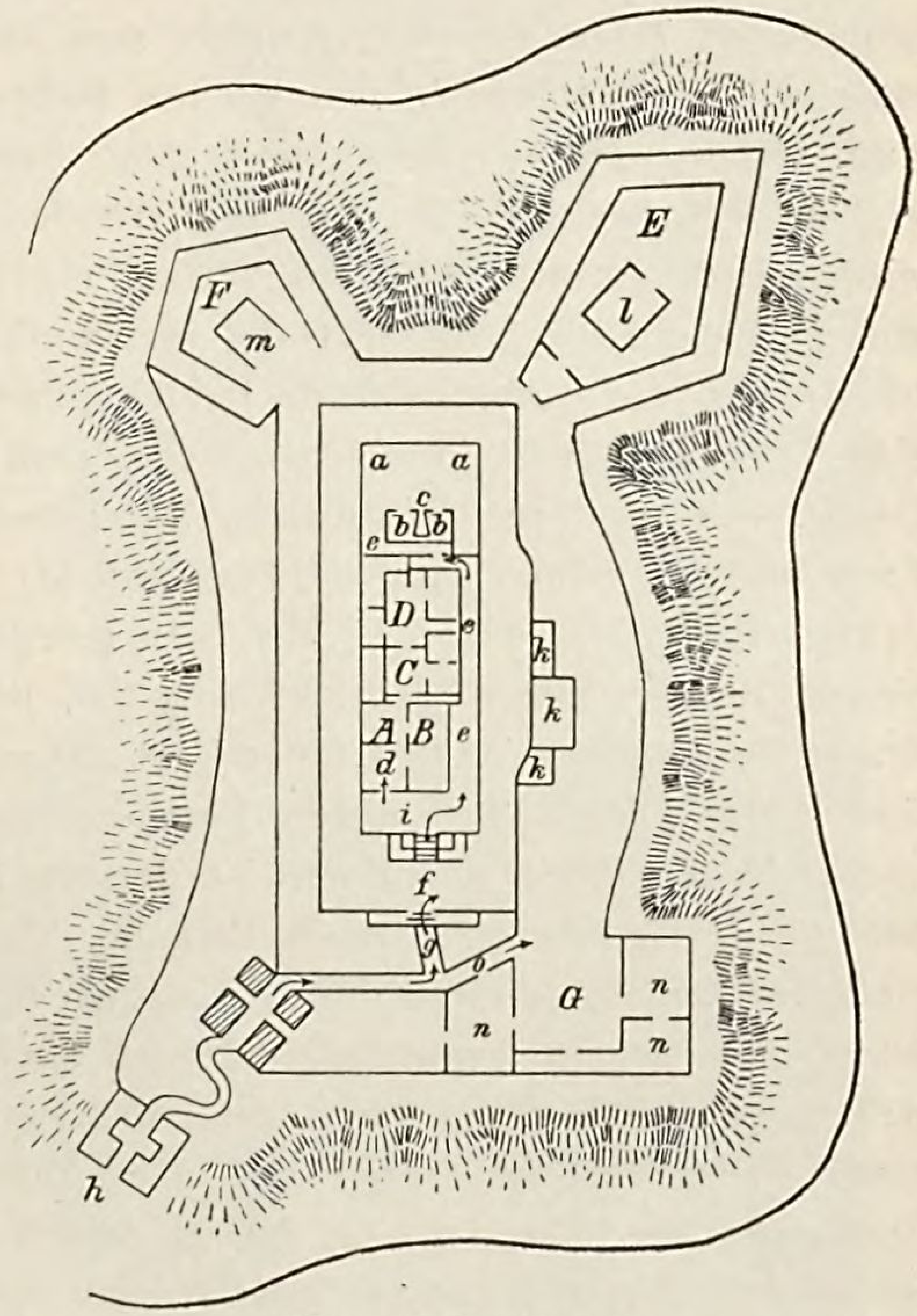
Die Festung Paramunga liegt etwa eine Legua von der gleichnamigen Hacienda entfernt, und die Ländereien, durch welche der Weg führt, gehören alle zum Gute, dessen Ausdehnung in anderen Richtungen eben so gross ist. Die bewässerte oder bewässerbare Fläche, die zur Zuckerkultur verwendet wird, oder verwendet werden könnte, beträgt 600 Fanegadas*), ebensoviel besitzt das Gut an Buschland und an kulturfähigem Boden, der allerdings nicht durch Kanäle, sondern nur im Sommer durch vom Hochland kommende Regenströme bewässert werden kann. Ehe man zur Festung gelangt, muss man einen Fluss durchreiten, der nicht breit ist, in einer schilfumwachsenen Rinne läuft, und im Winter so wenig Wasser enthält, dass es den Pferden nur etwas über die Knöchel reicht. Im Sommer wird freilich auch dieser so bescheidene Fluss, der Rio de la Fortaleza, ungestüm und reissend. Auf dem rechtsseitigen Ufer führt der Weg eine kurze Strecke durch ein Dickicht von Büschen und Rohr, worauf man ins Freie gelangt und den Hügel vor sich sieht, auf welchem die Festung liegt: das besterhaltene Befestigungswerk aus der Inkazeit, das sich im peruanischen Küstenlande findet.

Der Festungshügel erhebt sich am nördlichen Rande der deltaförmigen Thalausbreitung, in welcher der Rio de la Fortaleza und der Rio de la Barranca (Huaman) sich ins Meer ergiessen. Beide Flüsse kommen in verschiedenen Richtungen aus dem Gebirge und ihre Mündungen sind etwa drei Leguas von einander entfernt. Der Festungsfluss ist bei weitem der schwächere, führt kaum den zehnten Teil des Wassers des Huaman, schwillt aber in der Regenzeit auch so stark an, dass er schwer zu durchreiten ist, besonders, da sein sandiges Bett an vielen Stellen tiefe Löcher enthält. Der Burghügel ist von mässiger Höhe, kaum 130 Fuss, liegt aber frei und getrennt von den Vorbergen der Cordillera. Er lehnt sich jedoch unmittelbar an diese Berge an, die anfangs ebenfalls bloss hügelig sind, aber bald sich zu grosser Höhe erheben. Neben der Festung, zur Seite ihres Eingangs, liegen noch drei ganz niedrige Hügel, auf denen sich gesonderte Verteidigungswerke befinden. Der Anblick des Ganzen erinnert an europäische Festungen, wie man sie vor 250 Jahren zu bauen pflegte, nur dass die Wälle nicht aus Steinen aufgeführt sind, sondern aus an der Luft getrockneten

*) Die Fanegada ist ein Flächenraum, auf dem eine Fanega Weizen (nach Gewicht etwa ein Centner) gesäet werden kann. Die Fanegada als Flächenmass beträgt ungefähr 400 Quadratklafter.

Lehmziegeln. Das mittlere Fort ist das grösste und höchste, ein kleineres liegt dem Eingange unmittelbar gegenüber.

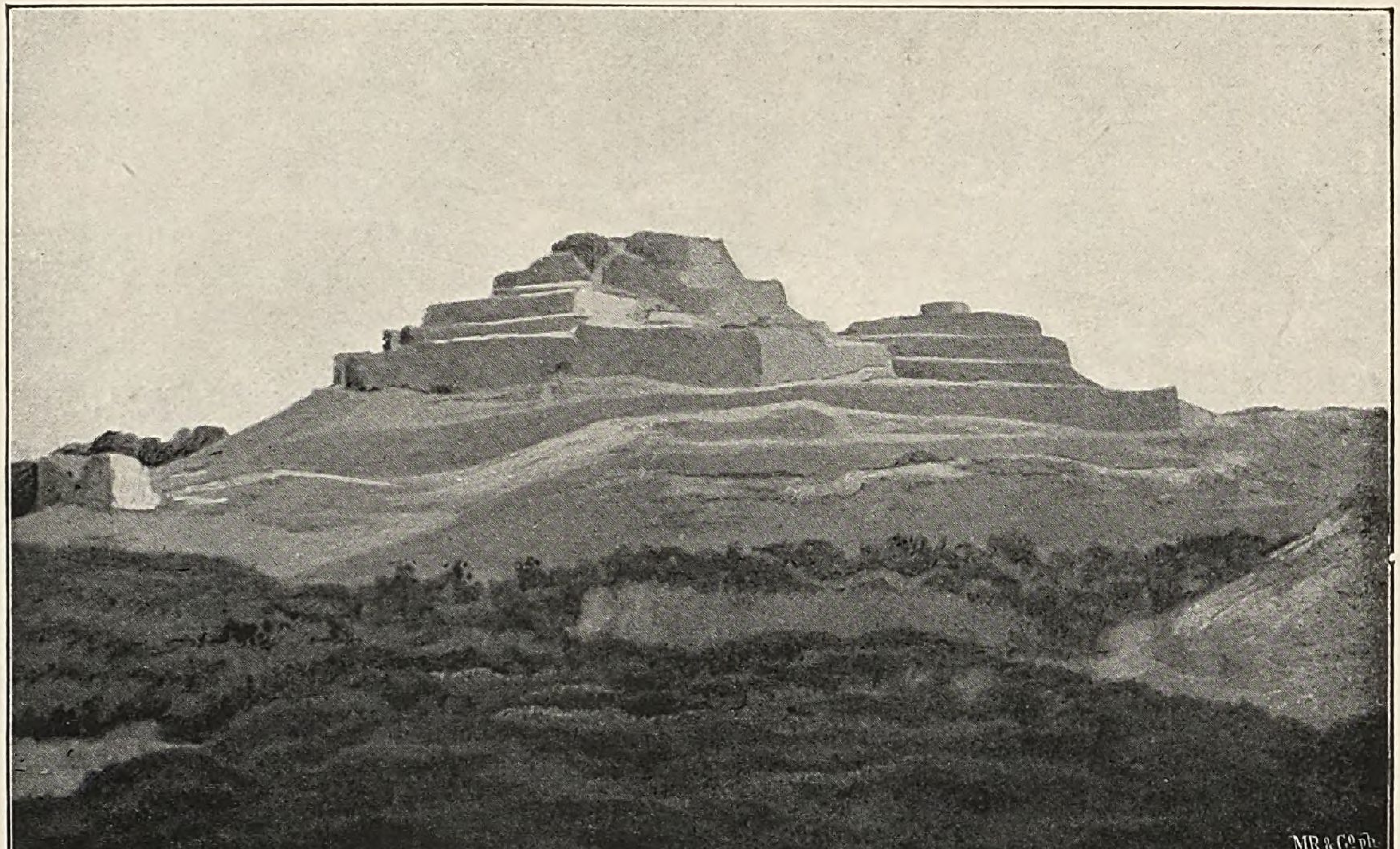
Zum besseren Verständnis der Beschreibung dieses interessanten Bauwerkes begleiten wir dieselbe mit einem Plan. Auf einem Hügel von Thonschiefer erheben sich stufenförmig über einander drei Wälle von sieben bis neun Meter Höhe, je nach dem Zustande ihrer Erhaltung. Diese stützen eine Plattform von viereckiger Gestalt, deren lange Seite am Rande des obersten Walles 58 Meter, die schmale nur 19,5 Meter beträgt. Die erste Terrasse, die von dem ersten oder untersten Walle getragen wird, ist 5 Meter breit. Auf der Nordseite erweitert sie sich bogenförmig, so dass mehrere grössere Zimmer oder ummauerte Räume auf derselben Platz finden (*k*, *k*, *k*). Die vom zweiten Wall gestützte Stufe oder Terrasse ist nur 4 Meter breit, erweitert sich aber auf der Seite des Eingangs zu einem etwas abschüssigen Vorplatz von 14,5 Meter Breite. Ganz am Fusse des Hügels läuft noch eine, jetzt grösstenteils eingestürzte Ringmauer, an deren östlicher Ecke sich der Eingang befindet. Dieser besteht aus zwei kubischen Massen von Mauerwerk, in welchen man auf beiden Innenseiten zwei ein Meter lange Einkerbungen bemerkt, welche augenscheinlich zum Verschluss durch vorgelegte Baumstämme oder Balken bestimmt waren; denn Thüren aus Bohlen oder Brettern mit Angeln, Schlössern und Riegeln scheinen die Inkas nicht gekannt zu haben. Von diesem äusseren Eingang (*h*) führt ein gegenwärtig sehr schlechter Zickzackweg — früher vermutlich eine Treppe —



Plan von Paramunga.

zum zweiten Eingang, welcher sich am Fusse der ersten Terrasse öffnet, in einen aufwärtssteigenden Gang (*g*) und durch eine Thür zum Vorhof der zweiten Terrasse (*f*) führt. Von (*f*) aus gelangt man durch eine zweite Thür auf die dritte Terrasse oder Plattform. Diese enthielt die eigentlichen Wohnräume der inneren Festung. Ist man vom Platze (*f*) aus einige Stufen hinaufgestiegen und in den vom letzten Walle umschlossenen Raum getreten, so sieht man sich auf einem Vorplatz von mässiger Ausdehnung (*i*), von wo aus rechts ein langer Gang (*e*) ausläuft, welcher auf der äusseren, rechten Seite von der Brustwehr des Walles, auf der inneren von den Wänden der Wohnungen gebildet wird, mit diesen aber nicht in Verbindung steht. Nach einer Strecke von 37 Metern biegt dieser Gang rechtwinklig nach links und endigt blind; vor dem blinden Ende jedoch öffnet sich nach rechts wieder eine Thür und führt in einen zweiten, dem vorigen parallel laufenden Gange, der nach rechts ebenfalls blind endigt, nach links jedoch ins Freie ausläuft, nämlich auf die Plattform (*a*). Dieser Platz, welcher den ganzen vorderen, nach dem Meere zu gelegenen Teil der Festung einnimmt, ist 19,5 Meter breit und 20,5 tief, und war ehemals mit einer Brustwehr umgeben, von welcher jetzt nur noch geringe Reste sichtbar sind. Der hintere Teil dieses Raumes enthält zwei gleich grosse quadratische Zimmer (*b*), deren Vorderseite je vier Meter misst. Jedes hat an der Vorderseite einen Eingang, doch sind sie untereinander nicht verbunden, sondern durch eine enge Spalte (*c*) getrennt, in deren hinterem Teile ein erwachsener Mensch allenfalls in aufrechter Stellung stehen, aber sich nicht durch die vordere Öffnung hindurchzwängen kann. Die Ockerfarbe, mit der alle Aussenwände und Wälle der Festung angestrichen waren, ist in diesen Räumen noch an vielen Stellen erhalten und mit zahllosen Namen der Besucher bedeckt, welche in die farbige Fläche eingekritzelt sind. Das Innere der Zimmer war gelb angestrichen. Von der Höhe dieser Plattform schweift der Blick frei über das ganze Thal, besonders schön ist die Aussicht nach dem Meere zu. Dort erhebt sich am Ufer ein einzeln stehender, ehemals gleichfalls befestigter Felsenhügel. Dieser Berg, der nach der See zu mit einer fast lotrechten Wand abfällt, heisst Cerro de la horca — der Galgenberg — so genannt, weil nach einer alten indianischen Überlieferung die zum Tode verurteilten Verbrecher von seiner Spitze hinabgestürzt wurden.

Die beiden Zimmer auf der Plattform waren augenscheinlich die vornehmsten der Festung, die Wohnung oder der Aufenthalt des Kommandanten und der wachthabenden Offiziere, welche daselbst durch



Festung Paramunga.

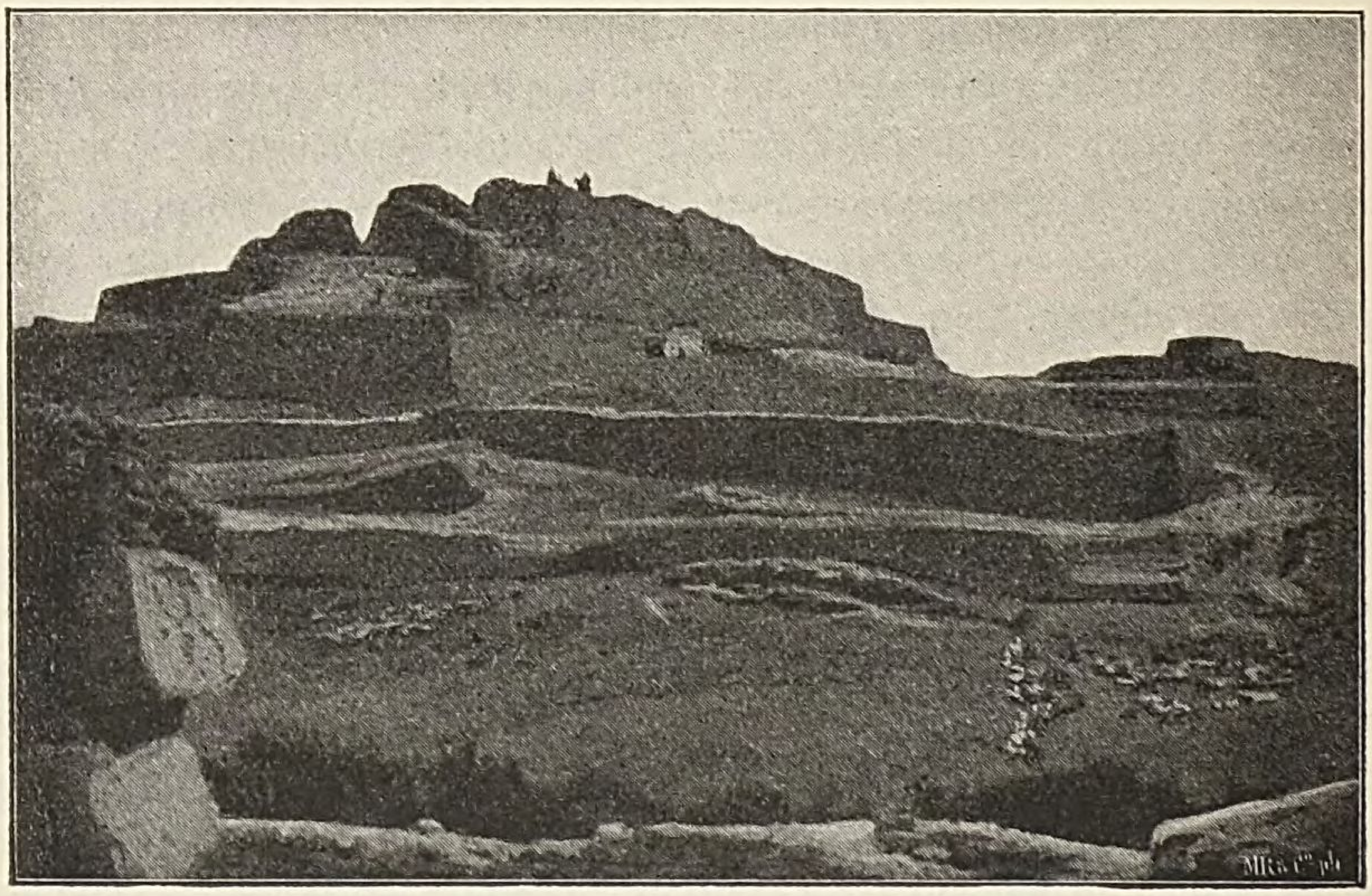
(S. 284.)

die blindendigenden Zickzackgänge vor Überraschungen geschützt waren, etwa sich annähernde Feinde beobachten und nach allen Seiten Befehle erteilen konnten. Der übrige Raum auf der obersten Terrasse oder Plattform enthielt Wohnungen (*A*, *B*, *C*, *D*), die aber mit dem eben beschriebenen Platz und mit den Wachtzimmern nicht in Verbindung standen, sondern nur durch eine Thür (*d*) mit dem Vorplatz (*i*). Diese Räume bestanden aus einem Vorplatz (*A*), welcher links durch die Brustwehr der Terrasse begrenzt wurde, ferner aus drei grösseren Zimmern oder Sälen (*B*, *C*, *D*) und zwei Reihen kleinerer Zimmer, welche unter einander keine Verbindung hatten, sondern jedes für sich durch eine Thür auf die grösseren öffnete.

Die zweite Terrasse zieht sich, wie bereits bemerkt, in einer Breite von vier Metern um drei Seiten des Forts und erweitert sich nur an der Seite des Eingangs zu einem 14,5 Meter breiten Vorplatz. Die erste Terrarse ist auf der Süd- und Westseite nahezu sechs Meter breit, auf der nördlichen, dem Abhang des Hügels folgend, in einem weiten Bogen ausgeschweift, so dass Raum für mehrere Zimmer (*k*, *k*, *k*) gewonnen wurde. Von dieser Terrasse aus gelangt man auf die Basteien oder Bollwerke, welche auf niedrigeren Ausläufern des Hügels an drei Ecken des Hauptforts errichtet sind. Die grösste dieser Basteien (*E*) nimmt die westliche Ecke ein. Sie bildet ein unregelmässiges Viereck, dessen längste Seite 38 Meter lang ist und besteht aus einer Terrasse und einer von einem zweiten engeren Walle getragenen Plattform, auf welchem ein nach vorn offenes Wachtlokal (*C*) steht. Die Bastei an der südwestlichen Ecke ist ein ungleichseitiges Fünfeck (*F*), weit kleiner als die erste und hat auf ihrer Plattform ebenfalls ein Wachtzimmer (*m*). Beide Basteien sind mit der Terrasse des Hauptforts nur durch enge Zugänge verbunden. Das an der nordöstlichen Ecke befindliche Aussenwerk (*G*) ist nicht so vollständig von der Festung getrennt wie die beiden ersten. Es bildet ein rechtwinkliges Viereck und enthält mehrere grosse Räume, aus welchen man in noch grössere (*n*, *n*, *n*), an der Seite des Gangweges (*g*) gelegenen, gelangt. Diese Zimmer öffnen sich auf die Terrasse, die sich hier zum Vorplatz (*G*) erweitert. Man gelangt zu diesem Platz durch den Korridor (*o*), der sich aus dem Hauptgang (*g*) abzweigt, wo dieser knieförmig nach links umbiegt, um zum Vorplatz (*f*) hinauf zu steigen. Die Räumlichkeiten (*n*, *n*) waren dem Anscheine nach Kasernen zur Aufnahme desjenigen Teils der Mannschaften, denen die Besetzung der untersten Terrasse und der Basteien oblag. Die östliche Ecke ist durch keine Bastei verstärkt, nur durch den massiven viereckigen Thorbau, indessen wurde diese Seite noch

durch ein zwar von der Festung ganz getrenntes, aber unmittelbar vor dem Thorwege gelegenes Werk verteidigt.

Der Leser wird aus dieser Beschreibung und aus dem beigefügten Plane entnehmen, dass die Festung Paramunga unter Völkern, welchen die aus Schiesspulver und anderen Sprengstoffen hergestellten Zerstörungsmittel unbekannt waren, als ausserordentlich stark betrachtet werden musste. Auch wurde die Einnehmbarkeit derselben dadurch nicht erleichtert, dass das Material, aus welchem die Wälle und Mauern aufgeführt sind, nicht aus Steinen besteht, sondern aus an der Luft ge-



Seitenansicht der Festung Paramunga.

trockneten Lehmziegeln. Bei den Waffen und sonstigen Angriffsmitteln der indianischen Kriegskunst würde es auch einer sehr überlegenen Streitmacht nicht gelungen sein, durch einen Ansturm die von einer entschlossenen Mannschaft verteidigten Wälle zu ersteigen; allein bei einer vollständigen Einschliessung wäre doch wahrscheinlich auch eine tapfere Besatzung bald gezwungen worden, sich zu ergeben, denn man sucht vergebens nach Brunnenleitungen oder anderen Mitteln der Wasserversorgung. Dass ein Schachtbrunnen bis zur Tiefe des Thalbodens niedergebracht worden sein sollte, ist bei der felsigen Beschaffenheit des Grundes nicht anzunehmen, und wäre es der Fall gewesen, so würde sich gewiss eine Überlieferung über ein solches Werk in der Erinnerung der Bevölkerung erhalten haben. Regenwasser in Behältern

oder Cisternen zu sammeln ist an der peruanischen Küste nicht möglich, denn es regnet nicht. Allerdings spricht Cieza de Leon in seiner Beschreibung unserer Festung mit Bewunderung von einer kunstvollen Wasserleitung, durch die das Wasser bis zu den höchsten Punkten hinaufgeführt worden sei. Allein dieses Wasser musste doch aus dem Flusse entnommen werden, daher es den Belagerern leicht gewesen wäre, die Kanäle zu zerstören. Übrigens ist gegenwärtig von einer solchen Wasserleitung keine Spur mehr zu entdecken.

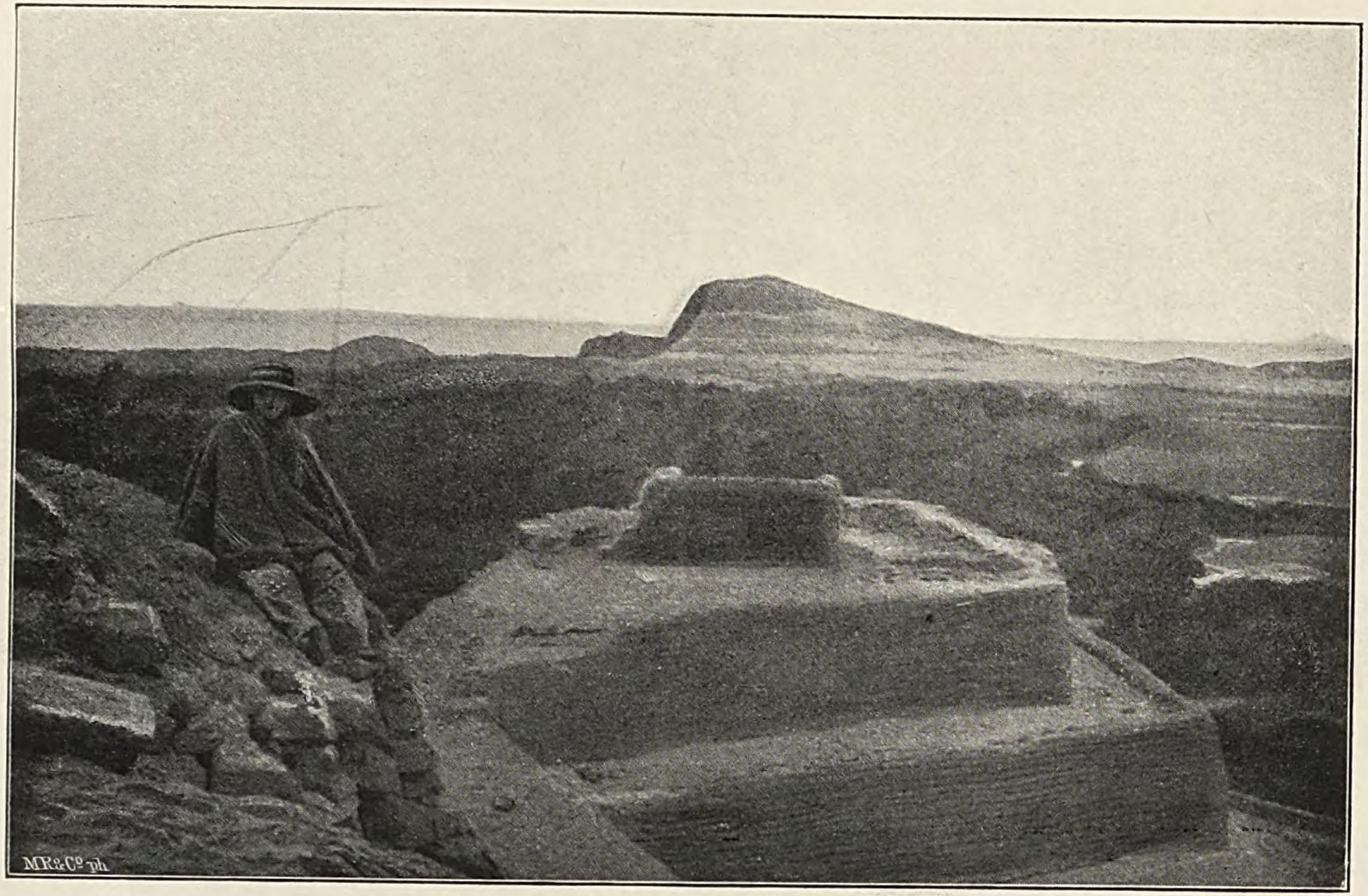
Die Entfernung zwischen der Festung und dem Meere beträgt ungefähr drei Kilometer. Unmittelbar an der See erhebt sich aus dem flachen sandigen Ufer, welches die Ausmündung des Thales umsäumt, ein ungefähr 300 Fuss hoher Felsenberg, der nach dem Meere zu mit fast senkrechter Wand abfällt, nach der Landseite sich in einen steilen, sandigen Abhang abdacht und mit den Höhen hinter der Festung durch eine Anschwellung des Bodens verbunden wird. Auf der Spitze dieses Felsens trifft man Überreste von Wällen und Mauern, ähnlich denen von Paramunga, aber durch die aus dem Meere aufsteigenden Nebel ganz verwittert. Vor dem Berge steigt aus dem Meere eine scharfkantige; schwarze Klippe, die vom Festlande nur durch eine enge Kluft getrennt ist, und durch diese ergiesst sich der Fluss ins Meer. Der Felsenberg wird »el cerro de la horca« genannt — der Galgenberg — und verdankt, wie bereits erwähnt wurde, diesen unpassenden Namen der indianischen Sage, dass einst zu Zeiten der Inkas verurteilte Verbrecher von der Höhe des Felsens ins Meer gestürzt worden seien. Gegenwärtig benetzt allerdings die Brandung nicht mehr den Fuss des Felsens, allein da sich hier, wie an anderen Orten, das Ufer gehoben hat, so mag es wohl sein, dass früher der Felsen aus dem Wasser aufstieg. Das Herunterstürzen von Felsen war allerdings eine der bei den Inkas gebräuchlichen Todesstrafen (Kakapacuy), eine unseren Galgen ähnliche Vorrichtung zu Hinrichtungen hat es nicht gegeben, daher die spanische Benennung als Cerro de la horca unpassend ist.

Der Weg von der Festung zum Felsen führt in vielen Windungen am Rande des Thales hin, welches mit dichtem, zum Teil vertrocknetem Gebüsch bewachsen, aber nicht angebaut ist. Das Bett des Flusses liegt zu tief, um Kanäle aus ihm ableiten zu können, daher die auf dem rechtsseitigen Ufer gelegenen, sehr fruchtbaren Ländereien, wohl im Sommer überschwemmt werden, aber keiner regelmässigen Bewässerung zugänglich gemacht werden können. Dass das Wasser zuweilen sehr hoch steigt, sieht man auf dem Wege, auf welchem noch jenseits der Vegetationslinie Massen von Treibholz liegen, welches das

letzte Austreten des Flusses dort zurückgelassen hat. Am unteren Teil des Bergabhanges, auf welchen man zum Galgenberg hinaufsteigt, liegt ein ausgedehntes, ganz zerwühltes Gräberfeld. Von den vielen menschlichen Schädeln und Gebeinen, die dort in zerstörten Löchern umherliegen, wird der Ort Pampa de las calaveras — Schädelfeld — genannt. Nachdem wir zu Pferde bis auf die Spitze des Felsens gelangt waren, von wo aus man eine ähnliche Aussicht wie von der Festung und nebstbei noch den Blick auf das Meer geniesst, traten wir den Heimweg an. Wir durchritten den Fluss nahe an seiner Mündung, und folgten dann einem angenehmen, ebenen Pfad, der uns durch Zuckerfelder nach dem Gute zurückführte.

Die Festung Paramunga und die Burg auf dem Cerro de la horca dienten sich gegenseitig als Stütze und beherrschten den engen Landstrich zwischen den Bergen und dem Meere, durch welchen der Weg nach den Thälern des Nordens führt. Dass diese Werke von den Inkas herrührten und nicht schon von den Küstenbewohnern erbaut worden waren, ehe diese dem Reiche von Kusko unterthan wurden, wird nicht allein durch glaubwürdige Überlieferungen bezeugt, sondern diese erhalten auch eine sachliche Bestätigung durch die Eigentümlichkeit des verwendeten Baumaterials, so wie die Form der Thüren und Fensternischen. Diese Eigentümlichkeiten wurden schon früher bei Beschreibung der Tempel von Pachacamak und Chincha besprochen. Die Inkas führten allerdings ihre Tempel- und Festungsbauten im Hochlande ausschliesslich aus behauenen und sehr genau gefügten Steinen aus. An der Küste jedoch folgten sie überall der dort üblichen Bauweise und verwendeten an der Luft getrocknete Lehmsteine oder Adobes, mit dem Unterschiede jedoch, dass während bei den Küstenbewohnern kleine kubische Steine gebräuchlich waren, die Inkas grosse, zwei Fuss lange, einen Fuss breite und einen halben Fuss dicke Steine anfertigen liessen, und aus solchen sind sowohl die Festung Paramunca als auch die Werke auf dem Galgenberg aufgeführt.

Hinsichtlich der Zeit der Erbauung und der Veranlassung dazu entnehmen wir aus Garcilasos weitschweifiger Erzählung folgendes: Zur Zeit als die Inkas auf ihren Eroberungszügen bis nach Pativilca im Thale Huaman vordrangen, welches damals den Namen Parmunca führte, gehorchte diese Gegend, sowie alle nördlich gelegenen Thäler dem Könlge von Chimu, dessen Hauptsitz Chanchan war, die Stadt, deren Ruinen unweit des heutigen Trujillo liegen und in einem späteren Abschnitte dieses Werkes beschrieben werden. Unter dem neunten König von Kusko, Pachacutec, hatte sich das Reich der Inkas im



Cerro de la horca.

(S. 288.)

Hochlande bis Cajamarca ausgedehnt, worauf nach einigen Jahren der Ruhe auch die Eroberung der Küstenthäler unternommen wurde. Bei den überaus zahlreichen kriegerischen Unternehmungen dieses von Garcilaso Pachacutec genannten Königs, führte dieser seine Heere selten persönlich, sondern blieb zur Überwachung der Regierung in der Hauptstadt und übertrug die Leitung seiner Truppen seinem tapferen und kriegserfahrenen Bruder Kapak Yupanqui, den gegen das Ende seiner militärischen Laufbahn der älteste Sohn Pachacutecs, der damalige Thronfolger Inka Yupanqui begleitete. Es wurden so nach und nach eine Reihe von Provinzen unterworfen und mit dem Reiche vereinigt: im Hochlande die Stämme der Huancas in der Gegend von Jauja, sodann Tarma, Pompon, Huailas, Huaraz, Conchucos, Huamachuco und Cajamarca; an der Küste die fruchtbaren Thäler von Ica, Chincha, Lunahuana, Huarcu, Lurin und Lima. Diese Thäler gehorchten kleinen Fürsten oder Häuptlingen (curacas), und obgleich damals dicht bevölkert, waren sie doch einzeln zu schwach, um sich der Inkas lange erwehren zu können. Auch stiessen diese nur in Lunahuana und Huarcu, dem heutigen Cañete, auf ernstlichen Widerstand. Die übrigen fügten sich der Aufforderung sich zu unterwerfen ohne Kampf und ihre Fürsten wurden Vasallen von Kusko. Nachdem man darauf den kriegspflichtigen Mannschaften des Reiches einige Jahre Ruhe gegönnt hatte, beschloss der König seine Eroberungen an der Küste ebensoweit auszudehnen, als sich damals seine Herrschaft im Hochland erstreckte. Diesmal wurde mit der Führung des zu diesem Ende ausgerüsteten Heeres von 30 000 Mann der Thronfolger Inka Yupanqui allein betraut, da der Bruder des Königs, Kapak Yupanqui, inzwischen alt und gebrechlich geworden war, und der Prinz auf den vielen Feldzügen, auf denen er ihn begleitet, sich als ein würdiger Schüler seines berühmten Oheims erwiesen hatte. Der König Pachacutec gab seinem Sohne sechs erfahrene Heerführer mit, um ihm als Ratgeber zur Seite zu stehen, denn auf dem Kriegszuge, zu dem man sich jetzt anschickte, musste man ernstlichere Schwierigkeiten gewärtigen als bisher. Der Gegner, den man anzugreifen gedachte, war der König von Chimu, der mächtigste an der Küste, und unter den Stämmen der Thäler fast ebenso angesehen und gefürchtet wie die Inkas im Hochlande. Inka Yupanqui zog zunächst in das Thal von Lima, wo er seine Streitkräfte vereinigte. Unter den Bundesgenossen, die seinem Heere Hilfsvölker zuführten, zeichneten sich die Fürsten der erst vor kurzem unterworfenen Küstengebiete, Cuismancu und Chuquimancu durch ihren Eifer aus; denn diese waren ehemals Vasallen des Königs von Chimu gewesen,

und hegten noch von alters her gegen ihren früheren Unterdrücker Gefühle von Eifersucht und Groll.

Ehe Inka Yupanqui seinen Feldzug begann, besuchte er den Tempel des Pachacamak zu Lurin und das Heiligtum des Rimak im Thale gleichen Namens, wo er die Orakel über den Ausgang des Krieges befragen liess, und als er eine günstige Antwort erhalten hatte, brach er ohne weiteren Verzug gegen Norden auf und zog bis zum Thale des Huaman (rio de la barranca). Hier, an der Grenze des Gebiets des Königs von Chimu angelangt, liess er diesen in der bei den Inkas gebräuchlichen Weise durch Abgesandte auffordern, sich den Kindern der Sonne zu unterwerfen und dieses Gestirn als höchste Gottheit anzuerkennen. Der Herrscher von Chimu wies die Zumutungen des Prinzen mit Zorn und Verachtung zurück, worauf dieser in das Gebiet der Chimus einrückte. In der Gegend von Paramunga kam es zu einer Reihe blutiger Gefechte, bis es dem Heere von Kusko endlich gelang, sich des Thals zu bemächtigen. Die Bewohner desselben und die Mannschaften der Chimus wurden in das weiter nördlich gelegene Thal Hualmi (heute Huarmey) zurückgedrängt, und von hier nach dem grossen und fruchtbaren Thale des Santaflusses. Immerhin war der Widerstand, auf den die Inkas in allen diesen Kämpfen stiessen, so heftig gewesen, dass Prinz Yupanqui Boten an seinen Vater nach Kusko sendete, und ihn um eine Verstärkung von 20 000 Mann ersuchte. Ohne jedoch die Ankunft dieses Hilfsheeres abzuwarten, griff der Prinz die Chimus in Santa an. Hier entbrannte der Kampf noch erbitterter und blutiger als bisher, denn die Stämme dieser Gegend waren kriegerischer als die Bewohner von Hualmi und Paramunga, und der König von Chimu hatte zahlreiche Krieger aus den übrigen Teilen seines Reiches hier vereinigt. Während indes der König die Entschlossenheit und Zuversicht, die er von Anfang an bewiesen, auch im weiteren Verlaufe des Krieges unverändert bewahrte, begannen seine Vasallen allmählich an dem glücklichen Ausgang des Kampfes zu zweifeln, ihr Mut erlahmte, und sie wünschten insgeheim, der König möge die Friedensanerbietungen annehmen, welche die Inkas von Zeit zu Zeit wiederholt hatten, so oft ein Gefecht für sie günstig ausgefallen war. Als nun gar das erwartete Hilfsheer von Kusko ankam, wurden sie vollends verzagt, die Führer der Truppen traten vor den König und baten ihn, er möge nicht länger das Blut der Seinen nutzlos vergiessen, sondern sich der bekannten milden Herrschaft der Inkas unterwerfen, sonst möchte vielleicht ein fernerer Widerstand den Prinzen reizen und seine bisherige Nachsicht in grausame Strenge verwandeln. Der stolze König

sah sich verlassen, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen. Als daher eine neue Aufforderung an ihn erging sich zu unterwerfen, berief er der Form halber einen Rat und liess die Versammelten über die Antwort entscheiden, die man den Abgesandten Yupanquis geben sollte. Alle waren für den Frieden und der arme, nun ganz gebrochene König begab sich selbst in das Lager der Inkas, um sein ferneres Los der Milde und Barmherzigkeit des Prinzen anheimzustellen. Inka Yupanqui empfing ihn gütig, richtete den Knieenden vom Boden auf und versprach ihm im Namen seines Vaters, dass ihm auch künftig die Verwaltung seines Reiches und seine Würde belassen sein sollten, wenn er den Götzendienst in seinem Lande abschaffen, die Verehrung der Sonne einführen, und sich der Oberherrschaft der Inkas unterwerfen wolle.

So erzählt Garcilaso die Unterwerfung der Chimus. Nach anderen Chronisten war der Hergang des Krieges allerdings ein verschiedener, worauf wir in dem Kapitel, das über Trujillo und die Ruinen von Chanchan handelt, nochmals zurückkommen werden. Wie in allen Gebieten, welche die Inkas ihrem Reiche einverleibten, waren sie darauf bedacht, das Los ihrer Unterthanen zu verbessern durch gerechte Verwaltung, Hebung des Ackerbaus durch Anlage von Bewässerungskanälen, ihre Religion einzuführen durch Erbauung von Tempeln und Klöstern von Sonnenjungfrauen, und ihre Herrschaft zu befestigen durch Errichtung von befestigten Lagern und Burgen. Zu diesen letzteren gehörte auch die Festung von Paramunga, welche sie an der Stelle erbauen liessen, wo der Krieg gegen die Chimus begonnen hatte. Nach Cieza de Leon wurde die Festung, die er Paramunquilla nennt, nicht durch Inka Yupanqui gegründet, sondern auf Befehl Tupac Inka Yupanquis, als dieser von Quito durch die Küstenthäler nach Kusko zurückkehrte (Cronica del Peru II. C. 58). Als Cieza die Küste bereiste, sah er sie, wiewohl schon verlassen und stark beschädigt, noch in ihrer ursprünglichen Gestalt, ihre Wälle und Mauern bemalt mit der Darstellung wilder Tiere.*) Garcilaso, der die Festung schwerlich selbst gesehen

*) Was in diesem Thale zu sehen, ist eine schmucke, und für die Bedürfnisse derer, die sie erbauten, schön angelegte Festung, und es ist gewiss merkwürdig zu sehen, wie sie das Wasser durch Leitungen bis zu den höchsten Punkten hinaufführten. Die Wohnungen und Gemächer waren sehr wohl gebaut, die Wände bemalt mit vielen wilden Tieren und Vögeln, alles umgeben mit starken und gut gebauten Wällen. Jetzt ist sie schon sehr verfallen, an vielen Stellen unterwühlt, um verborgene Schätze zu suchen. Gegenwärtig dient diese Festung nur dazu, Zeugnis abzulegen von dem, was sie einst war. (Cieza, Cronica I, 70.)

hat, da er auf seiner Reise von Kusko nach Spanien nur kurze Zeit in Lima verweilte, bemerkt in seinen Kommentaren, sie sei mit hübschen Malereien und anderen seltenen Sehenswürdigkeiten geschmückt gewesen. (Garcilaso, Com. Lib. 6. C. 33.)

In vollkommen gut erhaltenem Zustande sahen die Festung nur Hernando Pizarro und seine 25 Begleiter auf ihrem Wege nach Pachacamak. Sie kamen auf ihrem Ritte durch Paramunga und blieben daselbst über Nacht. Von der grossen Ortschaft, in welcher die Spanier beherbergt wurden, ist jetzt nichts mehr zu sehen, doch bezeugt das ausgedehnte Grabfeld am Fusse des Galgenberges, dass einst eine zahlreiche Bevölkerung daselbst gelebt habe*).

Am nächsten Tage kehrte ich nochmals in Begleitung des Cholo Socra nach der Festung zurück, um noch einige photographische Aufnahmen zu machen, die Plattform und die Wälle zu messen und einen Plan zu entwerfen. Wir besuchten darauf auch den Cerro de la horca noch einmal und ritten in der Umgegend des Begräbnisplatzes umher, ohne jedoch Mauertrümmer oder sonstige Überreste einer grossen Ortschaft zu finden, welche Estete in seinem Berichte erwähnt.

Am Abende hatte ich eine lange Unterhaltung mit dem Verwalter Aspiazù über die Zustände der Agrikultur an der Küste und über die Aussichten auf eine mögliche Besserung der damals sehr ungünstigen Lage derselben. Der Verwalter hielt den Anbau des Zuckerrohrs fernerhin nicht mehr für möglich. Seit der Preis des Zuckers durch die Zunahme der Rübenkultur besonders in Deutschland so tief gesunken

*) Der Zahlmeister (Contador) Miguel Estete, der Hernando Pizarro als Sekretär begleitete, und später einen Bericht über diese Reise schrieb, bemerkte in dieser »Relacion del viage que hizo et Sr. Capitan Hernando Pizarro desde el pueblo de Caxamalca à Parcama« folgendes: — und am nächsten Tage reiste er (Pizarro) von diesem Orte Guaracanga nach einem anderen grossen Orte, der Parpunca genannt wird und nahe am Meere liegt. Dort befindet sich eine Festung mit fünf Wällen, aussen und innen mit vielen Bildern bemalt und mit sehr gut nach spanischer Weise gebauten Thorwegen versehen, mit zwei Tigern zu beiden Seiten des Hauptthores. In diesem Orte Parpunca verweilte der Kapitän zwei Tage, um die Pferde zu beschlagen und seine Leute ausruhen zu lassen. Darauf passierten der Kapitän und seine Leute einen Fluss auf Flössen, die Pferde schwimmend, und blieb über Nacht in einem Orte Gamamayo (Huaman-mayo, jetzt die Ortschaft Barranca), welche auf einem hohen Uferrand am Meere liegt. Bei diesem Orte musste er einen anderen Fluss durchschwimmen, und zwar mit grosser Schwierigkeit, denn er war sehr angeschwollen und reissend (wütend). Bei diesen Flüssen an der Küste giebt es keine Brücken, denn sie schwellen sehr stark an. Pizarro brach am 5. Januar 1533 von Cajamarca auf, also mitten in der Regenzeit des Hochlandes. (Jerez, Conquista del Peru in Historiadores primitivos de Indias, Tom. II, 339, I.)

sei, so führte er aus, wisse der Eigentümer einer grossen Zuckerpflanzung vor Abschluss des Jahres kaum, ob er verdient oder verloren habe, denn die Kosten lassen sich vorher nicht übersehen. Besonders schwer leidet er, wenn aus irgend einer Ursache, wie Mangel an reifem Rohr, ungenügender Anzahl von Arbeitern oder eine nötig gewordene Reparatur der Maschine, die Herstellung des Zuckers unterbrochen werden muss. Denn die Kosten bleiben während der Unterbrechung der Arbeit dieselben, ohne dass etwas verdient wird. Bei den früheren hohen Zuckerpreisen liess sich ein so entstandener Verlust leicht verschmerzen, jetzt aber nicht mehr.

Die grossen Landgüter, in welche der ganze anbaufähige Boden der meisten Thäler geteilt ist, sind der Grund, weshalb sich die ländliche Bevölkerung an der Küste so wenig vermehrt und wirtschaftlich nicht fortschreiten kann. Alle Ortschaften, die von den Ländereien grosser Güter umgeben sind, verkommen, da die Bewohner weder eigenen Grundbesitz haben noch erwerben können, und daher ihre Interessen nicht mit denen des Landes verknüpft sind. Noch mehr gilt dies für die Ortschaften und Dörfer, die unter dem Namen von Rancherias sich in der Nähe der Herrenhäuser anbauen und den Arbeitern der Güter zur Wohnung dienen. Diese Dörfer von Rohrhütten sind jetzt an die Stelle der Galpons getreten, von hohen Mauern umgebene gefängnisartige Höfe, in welchen früher die Sklaven und später die Kontrakt-Chinesen nach Ablauf der Arbeitszeit abends eingeschlossen wurden. Die Rancherias, in welchen jetzt die freie Arbeiterbevölkerung lebt, bestehen zumeist aus elenden Behausungen mit Wänden aus Schilf und Rohr, nur hie und da sieht man eine etwas besser gebaute Wohnung, in welcher ein zu einigem Wohlstande gelangter Chinese einen Kaufladen oder eine Garküche hält. Diese Ortschaften können sich nie weiter fortentwickeln. Denn einmal ist die Bevölkerung unstät, wechselt oft ihren Sitz, wandert nach anderen Gütern aus, wenn dort die Arbeiterverhältnisse vorteilhafter sind und ihnen mehr Lohn geboten wird; aber auch die ansässigen Kaufleute finden sich nicht veranlasst, ihre Wohnungen besser einzurichten, denn der Grund und Boden, auf dem ihre Häuser stehen, ist nicht ihr Eigentum und kann es nicht werden, sondern gehört dem Gute.

Es liegt also ebensowohl im Interesse des Grundbesitzers als der arbeitenden Bevölkerung, dass in dem bisher befolgten System des Landbaues eine durchgreifende Veränderung eintrete, und die damaligen Zustände schienen dazu eine passende Gelegenheit zu bieten. So lange die Gutsbesitzer bei der bisher befolgten Bewirtschaftung grossen Gewinn

erzielten, liess sich von ihnen natürlich nicht erwarten, dass sie geneigt sein würden, sie zu ändern und mit einer anderen zu vertauschen. Jetzt jedoch haben sich die Verhältnisse gegen früher sehr geändert. Die Preise des Zuckers und der Baumwolle sind gefallen, die Kontrakte der Chinesen sind abgelaufen und keine Einfuhr dieses Ersatzes der früheren Sklaven wird gestattet, alle Arbeiter sind frei, die Löhne sind gestiegen, die Arbeitszeit gekürzt, und der Gutsherr hängt zuweilen von dem guten Willen seiner Leute ab. Dazu kommt, dass unter den Gutsbesitzern keine Einigkeit herrscht und sie sich den Arbeitern gegenüber zu keinen gemeinschaftlichen Massregeln vereinigen können. Wenn die Arbeit drängt, so locken sie einander die Arbeiter weg, Agenten schleichen in die Rancherias und werben durch Versprechen höheren Lohnes die Arbeiter eines Gutes für ein benachbartes an. Der höhere Lohn und die geringere Arbeit hat dann hier dieselben Folgen wie allerwärts: sie erzeugt Faulheit, Widerspenstigkeit und Trunksucht.

Die meisten Güter sind so ausgedehnt, dass der Eigentümer, auch wenn er sein Land selbst verwaltet und ein thätiger, kräftiger und einsichtiger Mann ist, die Bearbeitung nicht allein übersehen und überwachen kann, daher auf den meisten Gütern grosse Strecken fruchtbaren Bodens unbebaut und unbenutzt liegen. Die Mehrzahl der angeführten Übelstände würden wegfallen, wenn man den Arbeitern ein eigenes Interesse an dem von ihnen bebauten Lande einräumte und ihnen eine selbständige Stellung anwiese. Dazu wäre erforderlich, die grossen Güter in eine Anzahl kleinere zu teilen, von denen jedes für den Unterhalt einer Familie ausreichte, sie mit einer genügenden Menge Wassers aus den Kanälen zu versorgen und diese Stücke Land entweder kaufweis oder gegen einen mässigen, in Bodenerzeugnissen zu entrichtenden Pachtzins an Arbeiter zu vergeben.

Gegen solche Massregeln, welche allmählich eine gesunde Entwicklung und Vermehrung der ländlichen Bevölkerung zur Folge haben würden, wird aber von den Gutsbesitzern der schwerwiegende Einwand erhoben, was unter solchen Umständen aus den Maschinen der Zuckerfabriken und den sehr beträchtlichen zu ihrer Herstellung verwendeten Kapitalien werden solle? Denkt man sich in ihre Lage, so kann man nicht umhin, natürlich zu finden und ihnen Recht zu geben, wenn sie sich mit allen Kräften dagegen sträuben, ihre Anlagen preiszugeben. Wenn jedoch in den obwaltenden Verhältnissen kein Umschwung stattfinden sollte — und es ist nicht ersichtlich, was einen solchen herbeiführen könnte — wird aller Widerstand der Gutsbesitzer gegen eine

gründliche Umgestaltung der bisherigen Bewirtschaftung vergeblich sein, und früher oder später werden sich die meisten darein fügen müssen, das in ihren Zuckermühlen und Maschinen angelegte Kapital als verloren zu betrachten. Sie werden sich sagen müssen, dass es besser sei, diesen wenn auch noch so grossen Verlust zu tragen, als durch Fortarbeiten in der bisherigen Weise zu den früheren Einbussen noch neue hinzuzufügen. Übrigens ist zu bemerken, dass die wenigsten Grundbesitzer bei Herstellung ihrer Zuckerfabriken in der Lage waren, eigenes Kapital zu verwenden, daher der Verlust desselben weniger sie selbst treffen würde als die Handelshäuser und Banken, die ihnen das Geld vorgestreckt hatten.

Casma.

Am 2. September verliess ich das gastliche Gutshaus von Paramunga. An diesem Tage war der kleine Postdampfer, welcher allwöchentlich von Lima abfährt, um die nördlichen Häfen anzulaufen, in Supe fällig und ich wollte ihn benutzen, um das Thal von Casma zu besuchen. Ich stand früh auf und war um 6 Uhr reisefertig, fand auch mein Pferd bereits gesattelt vor der Thür, aber der Cholo Socra, der mich wieder begleiten sollte, war noch nicht erschienen. Er hatte, wie mir der Kassierer sagte, am Sonnabend einen Vorschuss auf seinen Lohn verlangt und erhalten, daher mir ob seiner Unpünktlichkeit Bedenken aufstiegen, sich aber als unbegründet erwiesen. Eine halbe Stunde später kam er an, allerdings mit blassem, entstelltem Gesicht und tiefen Ringen unter den Augen. Er bemerkte zu seiner Entschuldigung, er habe bei einem Gevattersmann (compadre) die Nacht bis um 4 Uhr gezecht und getanzt, sei aber »nur wenig« betrunken gewesen. Wie dem auch sein mochte, er war zur Stelle, dienstwillig und behend trotz seines sichtlichen Jammers, und kurz vor 7 waren wir im Sattel. Als wir eben den Hof verlassen wollten, kam auch der Verwalter Aspiazù von seinem Ritte durch die Felder zurück und begleitete mich ein gutes Stück Weges bis nahe an den Fluss. Das Wetter war kühl, etwas nebelig und angenehm zum Reiten. Wir liessen die Pferde langsam gehen und unterhielten uns, so dass es beinahe 8 Uhr war, als wir am ersten Arm des Stromes ankamen, wo ich mich von meinem freundlichen Wirte verabschiedete. Nachdem wir den Fluss durchritten, das auf dem linken hohen Ufer gelegene Barranca passiert hatten, und aus dem bebauten Lande auf die sandige Ebene kamen, die sich sanft geneigt allmählich zum Meere hinabsenkt, bemerkten wir sogleich den

Rauch eines Dampfers, der von Süden her an der Küste herabkam. Von der Höhe, auf welcher wir uns befanden, sah man den Rumpf des Schiffes schon deutlich, so dass ich dasselbe für näher hielt, als es in der That war. Ich fürchtete, vielleicht zu spät zu kommen und setzte daher mein Pferd in Galopp, so dass wir noch vor 9 Uhr in Supe anlangten. Eine halbe Stunde später bog auch der Dampfer, den wir gesehen hatten, um den rötlichen Felsen, der den Hafen nach Süden schützt, worauf es sich herausstellte, dass derselbe nicht das englische Postschiff, sondern ein französisches Fahrzeug war. Doch liess auch der englische Dampfer nicht lange auf sich warten, worauf ich mich sogleich an Bord begab. Ich war mit der »Casma«, deren Name von dem Thale genommen war, wohin ich mich eben begeben wollte, schon öfters gefahren und mit dem Kapitän und den Offizieren bekannt. Als ich jedoch den Kapitän begrüssen wollte, stellte sich mir ein neuer Befehlshaber des Schiffes vor, der mir mitteilte, dass sein Vorgänger jetzt ein grösseres Schiff erhalten habe und sich in der Magellanstrasse befinde; er werde dort das Klima Perus einigermassen vermissen, meinte er. Das Klima an der peruanischen Küste macht den Dienst auf den daselbst verkehrenden Schiffen allerdings verhältnismässig zu einem leichten und angenehmen, aber die Notwendigkeit an einer Küste ohne Leuchttürme die Häfen oft im Nebel und zur Nachtzeit anlaufen zu müssen, erheischt doch auch grosse Vorsicht nnd Wachsamkeit.

Die wenigen Passagiere, die sich an Bord befanden, waren entweder in Gegenden zu Hause oder begaben sich nach solchen, die ich noch nicht gesehen hatte, aber demnächst zu besuchen gedachte, daher ich ihrer Unterhaltung mit Interesse zuhörte, und mich durch Fragen zu belehren suchte. Ein Bergwerksbesitzer von Caraz im Santathale sprach über die dort gefundenen Erze und über die Aussichten, welche die Vollendung der Eisenbahn für die Verwertung ärmerer Metalle eröffne. Ein Ingenieur, den ich auf einer früheren Reise einmal am Bord getroffen und von einem Wechselfieber befreit hatte, war auf dem Wege nach der Hacienda San Antonio im Thale von Nepeña, um dort einen Kanal zu bauen; ich hoffte, ihn noch daselbst zu treffen, liess mir aber inzwischen von ihm erklären, auf welche Weise ich am besten aus dem Thale von Nepeña über die schwarze Cordillera nach Caraz im Santathale gelangen könne. Ausserdem war an Bord noch ein Pfarrer von Macate, einem sehr hoch gelegenen Bergwerksort im Departement von Ancash, und abends wurde über nichts anderes gesprochen, als über Bergwerksverhältnisse, über das Vorkommen und den Silbergehalt der verschiedenen Erze in den Minen des Santathales, Callejon de Huaylas

genannt, in Caraz, Ticapampa, Huallanca und Cerro de Pasco: alles Orte, die ich später besuchte, und die im dritten Teile dieses Werkes beschrieben werden.

Die Küste, an welcher wir den Tag über hinfuhren, ist so ziemlich die ödeste, die man in Peru zu sehen bekommt: kein hohes Land nahe an der See, sondern Hügel und wellenförmige Ebenen, die sich allmählich zu höheren Bergen erheben, aber nirgends eine Unterbrechung durch ein Thal, keine Spur von Grün. Viele der Berge sind zum Teil mit Flugsand bedeckt, daher halb weiss, halb dunkel; ein höherer Berg, ziemlich weit von der Küste entfernt, schien ganz mit einer Schicht von Sand überzogen zu sein. Die grosse Trockenheit dieses Küstenstriches hat darin ihren Grund, dass die sogenannte Cordillera negra — die schwarze Kette, welche in dieser Gegend dem Meeresufer parallel läuft, nur an ganz wenigen Stellen mit Schnee bedeckt ist, und dass auf derselben nur wenig Regen fällt. Diese Küstenkette ist nur etwas über 14 000 Fuss hoch, und wird von der schneebedeckten Hauptkette, der Cordillera blanca, welche über 20 000 Fuss hoch ist, durch das tiefe Thal des Santaflusses getrennt, in welches sich auch die wenigen Bäche ergiessen, die sich auf der schwarzen Kette sammeln.

Nachmittags gelangten wir nach Huarmey, früher Huallmi genannt, dem Anscheine nach ein enges Thal, das sich auch bei seiner Mündung wenig erweitert. Der Landungsplatz von Huarmey ist fast ungeschützt, der Ort besteht nur aus einem Hause nebst einigen darum liegenden Schilfhütten, und dieses eine Haus dient zugleich als Wohnung für den Hafenkapitän und Agentur für die Dampfschiffe. Von demselben wehte eine peruanische Flagge, die halb so gross war wie das ganze Gebäude. Die von den Eingeborenen benutzten Fahrzeuge in Huarmey sind ähnlich wie die in Supe: Kanoas aus grossen Baumstämmen, die von Guayaquil eingeführt werden. Diese trogartigen Kähne werden durch an der Oberwand schräg aufgenagelte Planken erweitert: plumpe Fahrzeuge, die aber, wie man sagt, viele Jahre Dienste leisten. Huarmey ist an der Küste berühmt durch seine Chicha. Diese wird in Thongefässe oder Flaschen gefüllt, im Boden vergraben und so Jahre lang aufbewahrt. Die Chicha de Huarmey ist dunkel, aber klar, schmeckt weinartig und ist sehr berauschend.

Als wir uns nach Anbruch der Dunkelheit dem Hafen von Casma näherten, zeigte sich der Pfarrer sehr besorgt, und erkundigte sich wiederholt, ob wir schon am Felsen der »Viuda« vorbei wären. Ich war bereits zu Bett gegangen, als wir zu Anker kamen. Von meinem Fenster aus schien es mir, als ob wir sehr nahe am Lande lägen, und

dies war allerdings der Fall; denn die Schiffe halten sich beim Anfahren von Casma zur Nachtzeit immer nahe an dem sehr hohen Lande, wo allerwärts tiefes Wasser ist, um den schwarzen Felsen, Black rock oder Viuda genannt, welcher wenig über den Wasserspiegel erhaben im Eingange des Hafens liegt, zu vermeiden. Dieser gefährliche Felsen wird von dem reisenden Publikum sehr gefürchtet, seit im Jahre 1857 das peruanische Transportschiff Mercedes mit 500 Mann Rekruten von Huaraz an Bord, auf denselben aufrannte und so rasch versank, dass nur wenige gerettet werden konnten. Die Mercedes hatte, als die Nacht schon hereingebrochen war, den Hafen verlassen und wurde von dem Dampfer Rimak geschleppt. Es stand eine starke Dünung gegen den Eingang des Hafens, und als die beiden Schiffe in der Nähe des Felsens waren, riss das Tau und die Mercedes wurde auf den scharfen Felsen geworfen. Unter den wenigen Geretteten war der nachmalige Admiral Miguel Grau, der grösste Seeheld Perus, der als Befehlshaber des Monitors Huascar im Seegefechte von Pacocha gegen die Chilenen seinen Tod fand. Er wurde in seinem Kommandantenturm durch eine Bombe in zwei Stücke zerschmettert, so dass der Rumpf auf das Verdeck fiel und der Unterkörper im Turm blieb.

Als ich mich am nächsten Morgen anschickte, das Schiff zu verlassen, fand ich die Lanche, die an der Seite desselben lag, um die Passagiere ans Land zu bringen, von den Mitgliedern einer Schauspielergesellschaft überfüllt, von welcher man am Tage vorher nichts bemerkt hatte, da sie auf dem Vorderteil des Schiffes im Frachtraum untergebracht gewesen war. Die Mehrzahl derselben schien zu einer Familie zu gehören, bestehend aus einer Frau in mittleren Jahren und deren Gemahl, dem Direktor, zwei erwachsenen und eben so viel halberwachsenen Töchtern, an welche sich noch einige dramatische Bummler angeschlossen hatten. Alle waren Peruaner, hatten aber nichts für ihre Nationalität Charakteristisches, als etwa ihre dunklere Gesichtsfarbe; im übrigen glichen sie in Kleidung, Auftreten und Manieren den Berufsgenossen ihrer Klasse in anderen Ländern. Sie wollten durch Aufschlagen ihrer ambulanten Bühne in der Hauptstadt des Thales zur Verbreitung höherer Kultur unter den Landbewohnern beitragen, und unter den Stücken, die sie zu diesem Ende zum besten geben wollten, war auch, wie ich hörte, die Kameliendame des jüngeren Dumas. Nachdem diese Leute unter lärmendem Geschwätz und fröhlichem Gelächter ihre elenden Habseligkeiten und sich selbst eingeschifft hatten, erbot sich der Agent der englischen Gesellschaft, ein gefälliger junger Mann, mich in seinem Boote ans Land zu setzen, was ich mit Dank

annahm. Man wird auch hier wie in Huacho und Supe durch die Brandung getragen, doch ist die Strecke kurz, und an dem durch einen Felsenvorsprung geschützten Landungsplatz ist die Dünung nur gering. Übrigens ist auch ein eiserner Hafendamm vorhanden, und zwar ein sehr gut gebauter, mit Schienen zur Aufnahme von Ladekarren; allein zur Ebbezeit liegt derselbe ganz trocken und bei Hochwasser beträgt die Tiefe an der Landungstreppe nur einen Fuss, so dass kein Boot anlegen kann, geschweige denn die grösseren Lanchen. Ich glaubte im ersten Augenblick, es handle sich hier wieder um eine Hebung der Küste, erfuhr jedoch, dass im Jahre 1870, wenige Jahre nachdem der Hafendamm erbaut worden war, der Fluss in der Regenzeit in ungewöhnlicher Weise angeschwollen sei und eine solche Masse von Sand und Schlamm herabgeführt habe, dass der Boden des Meeres im Winkel der Bucht, wo sich der Damm befindet, sich um mehrere Fuss erhöhte und derselbe dadurch unbrauchbar wurde.

Die Bucht von Casma ist der südlichste der drei schönen natürlichen Häfen*), welche die Küste von Mittel-Peru besitzt, und beinahe eben so gross, als die anderen beiden, die Buchten von Samanco und Chimbote. Der Landungsplatz ist vor Südwinden durch ein felsiges Vorgebirge geschützt, an dessen Fusse sich eine kleine Ortschaft befindet; eine Reihe von Häusern am Strande, an welche sich eine kurze Strasse von Schilfhütten anschliesst, wie in Supe. Die Einfahrt in den Hafen ist weit und sicher, wenigstens bei Tage; denn die einzige Gefahr, die den Schiffen droht, ist der schon erwähnte schwarze Felsen, von welchem ein scharfes Riff ausgeht, das zur Flutzeit vom Wasser bedeckt wird. Der etwa 400 Fuss hohe felsige Vorsprung am Landungsplatz bietet ein interessantes geologisches Bild, in dem die wechselnden Lagen von Kalk und Thonschiefer, aus welchem derselbe besteht, durch seitlichen Druck so zusammengepresst worden sind, dass sie an der Bergwand grosse Schlangenwindungen bilden. An dem freien oberen Rande der Anhöhe erscheinen diese Windungen durch Verwitterung wie abgeschnitten, am Meere liegen die Umbiegungen zum Teil unter Wasser.

Als ich aus dem Boote an die Landungstreppe getragen worden war und die Plattform erstiegen hatte, kam mir ein Herr Aurelio San Roman entgegen, ein Schwiegersohn meines alten Freundes und Kollegen, des Dr. Mariano Macedo in Lima, der von meiner bevorstehenden Ankunft in Kenntnis gesetzt worden und zum Hafen gekommen war, um mich zu

*) Casma liegt auf 9° 28′ südl. Breite und 80° 42′ westlich von Paris.

empfangen. Herr San Roman, ein Sohn des ehemaligen Marschalls und Präsidenten, ist Besitzer der Hacienda San Rafael, und ich war daselbst während meines Aufenthaltes im Thale von Casma sein Gast. Einer seiner Diener führte mir ein schönes Pferd vor und brachte mein Reisegepäck in den geräumigen Satteltaschen seines Maultieres unter, worauf ich ohne weiteren Verzug in Gesellschaft meines Wirtes den Weg nach seinem Gute antrat, welches fünf Leguas thalaufwärts vom Hafen entfernt liegt. Der Morgen war angenehm kühl und der Himmel bedeckt, wir hatten also das günstigste Wetter für unseren Ritt. Ich hatte von der landschaftlichen Schönheit des Thales wenig erwartet und war überrascht von der üppigen Vegetation, den schattigen, von hohen Algorrobobäumen überwölbten Wegen und den prächtigen grossen Weidenbäumen, die einen eigentümlich erfrischenden Duft verbreiten. Zwei Leguas vom Hafen liegt die Ortschaft Casma, ein ärmliches Küstenstädtchen, wie alle, die von grossen Gütern umgeben sind, und deren Bewohner kein eigenes Land besitzen; die mit einstöckigen kleinen Häuschen besetzte Hauptstrasse schlecht gepflastert, auf dem ungepflasterten Platze eine elende Kirche mit zwei kleinen Glockentürmen aus bemalten Brettern. In der Hauptstrasse finden sich einige von Chinesen und Italienern gehaltene Läden, die der Chinesen scheinen die ansehnlichsten. Alle Waren, die unser Dampfer diesmal für Casma gebracht hatte, gehörten einem chinesischen Kaufmann, der vor fünfzehn Jahren als Sklave d. h. als Kontraktmann für acht Jahre, nach Peru gekommen war und jetzt als der reichste Mann des Thales galt. Dieser Asiate, der sich hatte taufen lassen und bei dieser Gelegenheit den Namen seines früheren Herrn, Larredo, annahm, war als Kajüten-Passagier an Bord, setzte sich aber nicht mit zu Tisch, denn die Söhne des himmlischen Reiches befreunden sich weder mit europäisch zubereiteten Gerichten, noch mit dem Gebrauche der Gabel, er verzehrte also seinen Reis vermittelst seiner Stäbchen in seinem Zimmer. Wiewohl er bei seinem Übertritt zum Christentum seinen Zopf abgeschnitten und kurze Haare getragen hatte, schien ihm doch bei seiner gegenwärtigen Wohlhabenheit seine frühere Bekehrung leid geworden zu sein. Während des Krieges kehrte er nach China zurück und es gelang ihm, auch sein Vermögen dahin zu retten. Nach dem Frieden war er zurückgekehrt und hatte auch sein Kapital in chinesischen Waren wieder mitgebracht. Seit seiner Reise war er nach Sitte seines Landes wieder an Schläfe und Nacken rasiert, und da der Zopf zum Wachsen längere Zeit braucht, so trug er einstweilen einen künstlichen um den Kopf geschlungen. Die Chinesen, die längere Zeit in Peru gelebt haben und freie Leute geworden sind, gefallen sich sehr

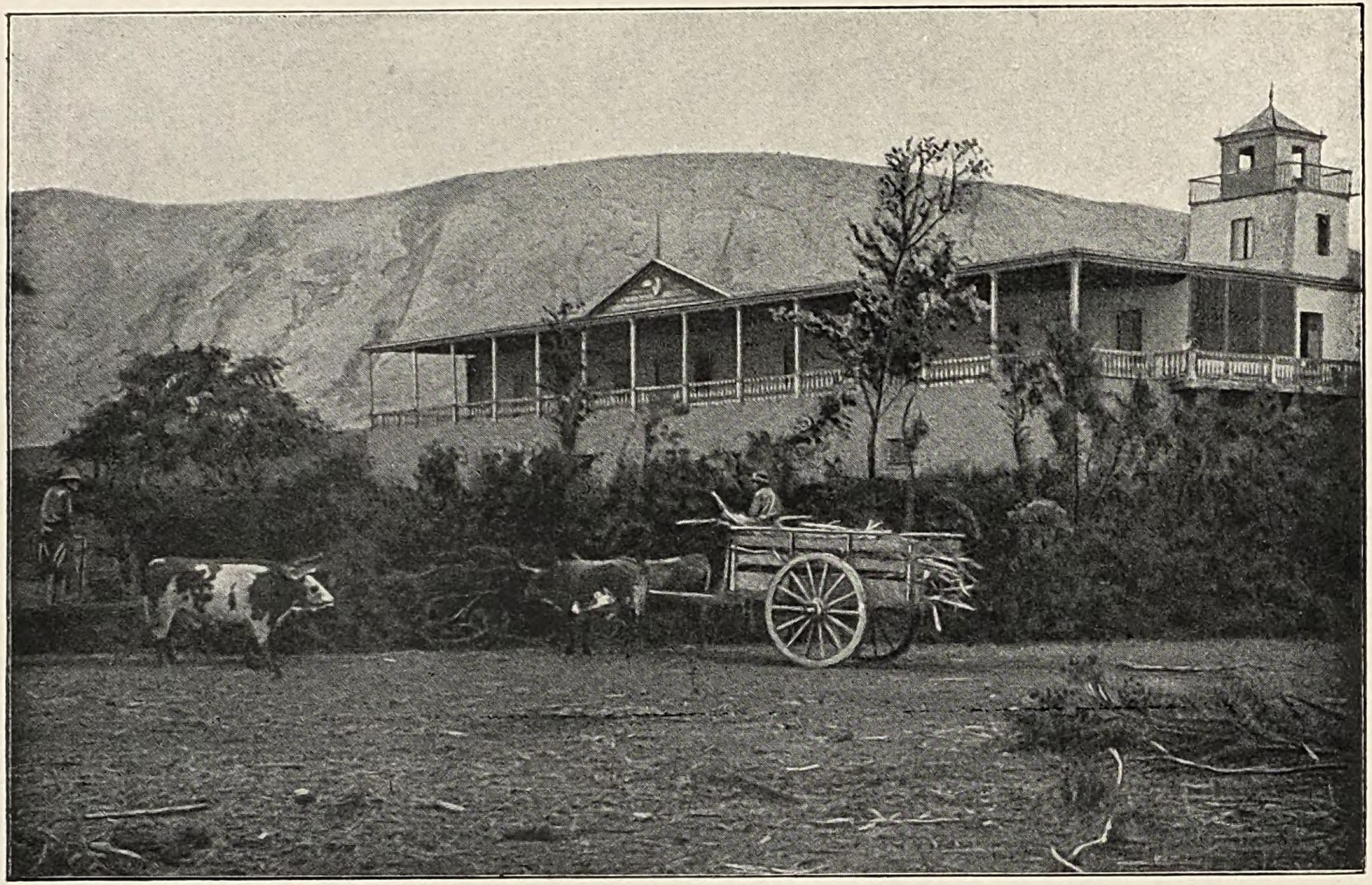
wohl in diesem Lande, wo es ihnen bei ihrem Fleiss und ihrer Sparsamkeit unter so vielen Faullenzern und Verschwendern weit leichter wird, weiter zu kommen und sich ein Vermögen zu erwerben, als in ihrem eigenen Vaterlande.

Nachdem wir uns in Casma im Laden eines Italieners etwas ausgeruht und erfrischt hatten, setzten wir unsern Ritt fort. Der Weg, der bisher noch streckenweise sandig gewesen war, wurde jetzt noch angenehmer. Der Pfad war breit und fest, ohne hart zu sein, die Zweige der Bäume wölbten sich über uns zu Lauben, andere Male ritten wir lange Strecken unter hohem Schilf in geschlossenen grünen Gängen. Im Laube über uns zwitscherten zahlreiche Vögel, girrten Tauben, und Schwärme kleiner grüner Papageien erhoben sich lärmend bei unserer Annäherung. Die Tauben, die sonst so scheu sind, liefen sorglos neben uns auf dem Wege. Es giebt deren hier eine grosse Menge, viel mehr, als den Gutsbesitzern lieb ist, aber es wird ihnen von keinen Jägern nachgestellt. Zweimal auf dem Wege kamen wir über den Fluss, oder wir ritten wenigstens durch das Flussbett, welches zur Winterzeit sehr wenig Wasser enthält. Um $^{1}/_{2}$12 Uhr langten wir auf der Hacienda San Rafael an, wo man mit dem Frühstück auf uns gewartet hatte. Die Dame des Hauses empfing mich als Freund ihres Vaters aufs herzlichste, und ich verlebte zwei angenehme Tage in ihrem gastlichen Hause.

Das Thal von Casma ist bei seiner Ausmündung etwa zwei Leguas breit, bei San Rafael nicht ganz halb so viel. Die ganze, teilweise unter Kultur befindliche Ausdehnung des Thales beträgt etwas mehr als 14 Leguas und fast alles Land dieser ganzen Strecke gehört zu vier grossen Gütern. Zum Gute von San Rafael gehört das Thal in seiner ganzen Breite und in einer Länge von nahezu sieben Leguas nebst dem Recht der freien Verfügung über das ganze Wasser des Flusses. Die Hacienda San Rafael ist die vorletzte des Thales, oberhalb derselben liegt nur noch ein weit kleineres Gut. Das Land ist von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, um so mehr, da es grossenteils seit langer Zeit, wahrscheinlich seit Jahrhunderten nicht bebaut gewesen ist, sondern nur mit Rohr, Gebüsch und Wald überwachsen. Das Zuckerrohr erreicht eine ungewöhnliche Höhe und Dicke, und braucht zu seiner Reife nur ein Jahr, denn im Sommer ist die Hitze im Thale so gross, dass eine Gegend und zwar die fruchtbarste »el purgatorio« — das Fegefeuer — genannt wird. Noch ergiebiger als für Zuckerrohr erweist sich der Boden für die Reiskultur. Der Reis wird im Dezember gesäet, kurz vor dem Eintritt der Regenzeit im Gebirge. Die Felder

werden zur Aussaat nur einmal umgepflügt und dann mit fusshohen Erdwällen umgeben. Drei bis vier Monate bleibt die Saat unter Wasser; wenn dann die Ähren gut entwickelt sind und anfangen sich auf dem Halme umzubiegen und zu senken, lässt man das Wasser ablaufen und die Felder zum Reifen der Frucht abtrocknen. Viel Arbeit erfordert der Reisbau nicht, ausser zur Zeit der Aussaat und der Reife, und beide Male handelt es sich darum, die Frucht, besonders die Saat, vor den Vögeln zu schützen. Die Tauben und die kleinen grünen Papageien richten den grössten Schaden an, da sie die Körner aus dem Boden scharren und verzehren. Um sie zu verscheuchen, werden besonders in den Morgenstunden Knechte in die Felder geschickt, um von Zeit zu Zeit durch Abfeuern von Flinten die kleinen Räuber zu erschrecken. Ist die Saat einmal aufgegangen, so sind die Vögel bis zur Erntezeit nicht mehr zu fürchten, wohl aber das Vieh und die vielen Rehe, welche die Spitzen der Halme abfressen. Der Wildstand in den Dickichten des Thales ist sehr zahlreich, und alljährlich werden durch die leichte Beute auch Pumas (amerikanische Löwen) angelockt. Diese sind zwar sehr gefürchtet, greifen aber, wenn sie nicht gereizt oder verfolgt werden, die Menschen nie an. Im Juni ist die Ernte, und zu dieser Zeit müssen die Felder wieder vor den Vögeln geschützt werden. Im übrigen ist der Reis eine weit wenigerArbeit erfordernde Kulturpflanze als z. B. das Zuckerrohr, vor dessen Anpflanzung die Felder mehrmals in verschiedener Richtung gepflügt und später wiederholt durch Ausjätung von Unkraut gesäubert werden müssen. Die aufgegangene Reissaat dagegen braucht keine andere Hut, als ein paar Knechte zur Überwachung der Bewässerung, der Landwirt kann die Felder sich selbst überlassen bis zur Zeit der Reife und Ernte. Diese muss möglichst rasch eingebracht werden, um sie vor Verlust durch die Vögel zu bewahren.

Der Boden des Thales von Casma scheint für den Reisbau ausserordentlich geeignet zu sein. Wenn der junge Reishalm etwa einen Fuss hoch ist, so treibt er nahe an seiner Wurzel neue Sprossen, sechs bis fünfzehn an der Zahl, welche alle eine Ähre ansetzen, wenn diese auch gewöhnlich nicht der des Haupthalmes an Grösse gleichkommt. Die Ähren sind über einen Fuss lang und enthalten jede 200—300 Körner. Señor San Roman erzählte mir, er habe auf einem seiner Felder eine Reispflanze gefunden, an welcher neben dem Haupthalme noch sechszehn Nebenhalme hervorgesprosst waren. Er zählte mit seinem Verwalter die Körner und es ergab sich, dass ein Samenkorn 4800 hervorgebracht hatte. Wenn nun auch mein würdiger Wirt und sein Beamter



Hacienda San Rafael.

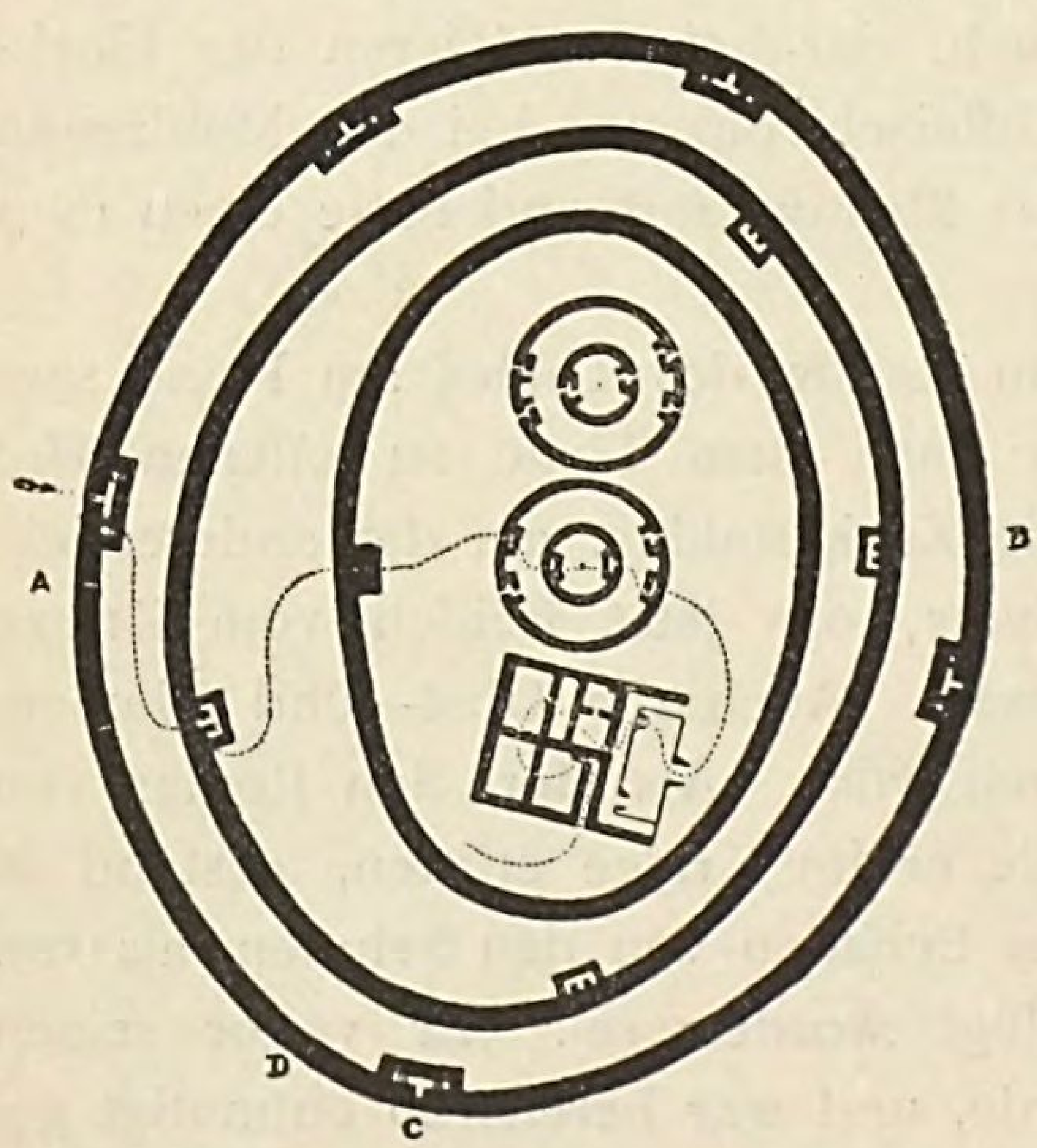
(S. 302.)

in ihrem Eifer einige Körner doppelt gezählt haben, so erläutert dies Beispiel doch die ausserordentliche Ergiebigkeit des Reises. Trotz der erstaunlichen Fruchtbarkeit einzelner Pflanzen ergiebt die Ernte im Durchschnitt nicht mehr als 100—120 Körner auf ein Korn Aussaat, so gross ist der Schaden, den die Vögel, besonders die kleinen grünen Papageien auf den Feldern anrichten.

Auf der Hacienda San Rafael war früher vorzüglich Zucker gebaut worden und sie besitzt eine kleine Zuckermühle. Bei den damaligen niedrigen Preisen des Zuckers fürchtete der Eigentümer mit Verlust arbeiten zu müssen und hatte sich beinahe darein gefügt, die Erzeugnisse seiner Pflanzung preiszugeben, als sich ein Unternehmer erbot, in Erwartung besserer Preise das Rohr für eigene Rechnung gegen Entrichtung von 35 Centavos für den Zentner Rohzucker zu mahlen. Herr San Roman teilte mir mit, er habe sich entschlossen, sich fortan nur dem Reisbau und der Viehzucht zuzuwenden. Beim Reisbau seien allerdings Missernten zu fürchten, besonders in trockenen Wintern, wenn im vorhergegangenen Sommer der Regen nicht reichlich genug gefallen sei. Die Viehzucht dagegen sei ein leichtes und sicheres Geschäft. Unter dem milden Klima vermehrten sich Rinder und Schafe schnell, das Thal ist reich an Futter, und besonders die auf salpetrigem Erdreich wachsenden Kräuter machen das Fleisch der Tiere ausserordentlich schmackhaft. Das Fleisch der Hammel und Schafe verliert den eigentümlichen strengen Geruch, der bei den Tieren des Hochlandes widerlich ist. Das Schöpsenfleisch, das uns bei den Mahlzeiten auf dem Gute vorgesetzt wurde, war überaus zart und hatte einen dem Wildpret ähnlichen Geschmack.

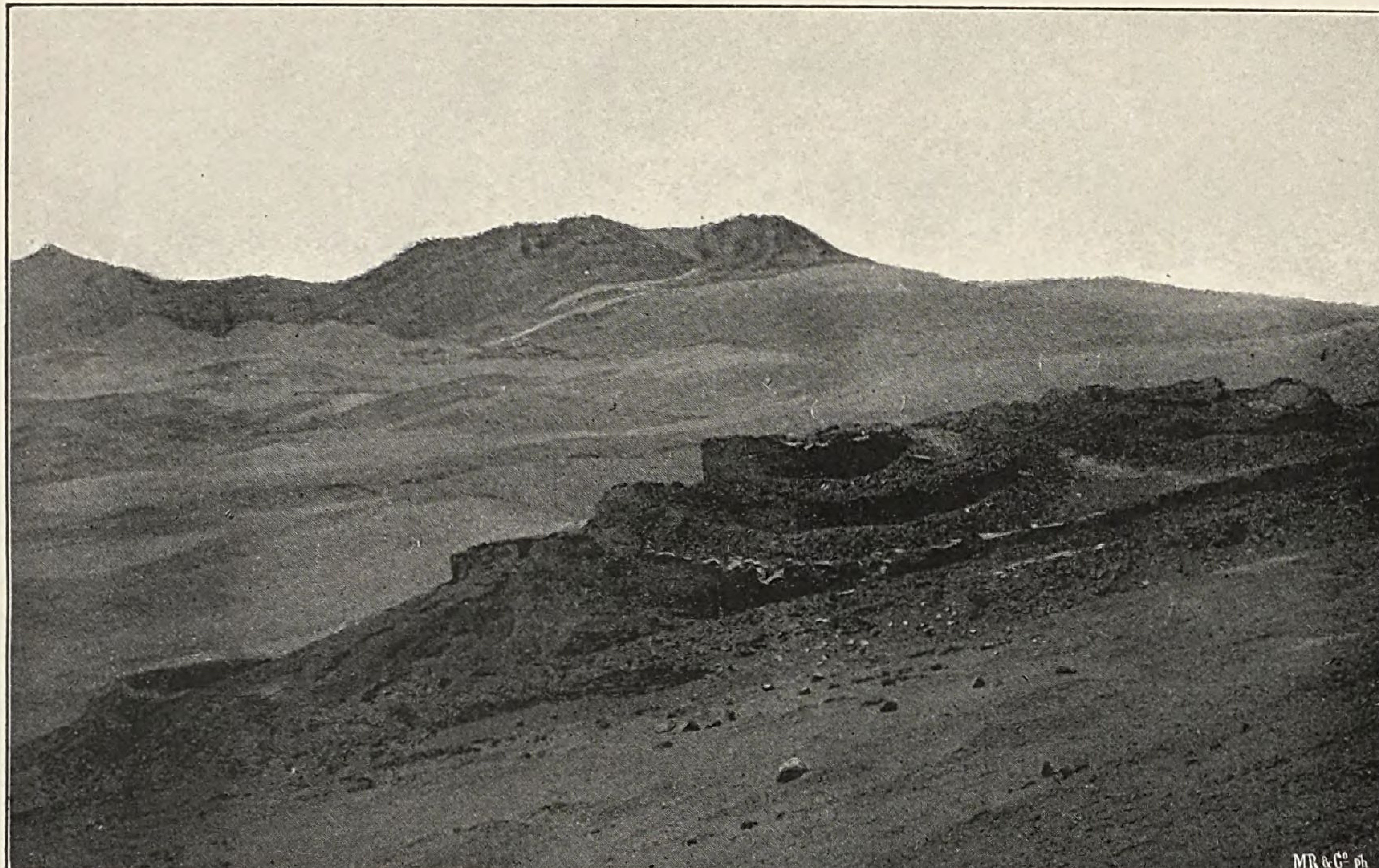
Das Gewese des Guts liegt am Rande des Thales am Fusse sandiger Hügel. Auf einem grossen nach dem Thale zu offenen Hof erhebt sich auf der einen Seite die Zuckermühle, auf der anderen ein einst ansehnlich gewesenes Wohnhaus, das jetzt freilich vom Kriege her noch etwas vernachlässigt aussah. Auch die Obst- und Blumengärten hinter dem Hause lagen noch wüst. Als Herr San Roman von den schweren Verlusten sprach, die er im Kriege erlitten, gestand er mir mit Kummer, dass ihm weniger Schaden von den Feinden, als von seinen eigenen Landsleuten zugefügt worden sei. Er verlor seinen ganzen Viehstand sowie seine Pferde, und war bereits so entmutigt gewesen, dass er im Begriffe stand, sein Gut an einen Ausländer gegen einen geringen Zins auf zehn Jahre zu verpachten, als endlich durch Beendigung des Bürgerkrieges sich Aussichten auf bessere Zeiten eröffneten.

Die grösste Merkwürdigkeit des Thales von Casma, um derentwillen ich die Reise hierher unternommen hatte, sind die Ruinen einer alten Burg oder Festung, Chancaillo genannt, welche sich eine halbe Legua von San Rafael entfernt, auf einem Hügel am linksseitigen Rande des Thales befinden. Die Pferde, auf denen wir gekommen, waren gesattelt und zu meiner Verfügung geblieben, aber da nach Mittag der Nebel sich verzogen hatte und die Sonne heiss brannte, so schlug mein Wirt vor, mit dem Besuche der Festung noch einige Stunden zu warten. Um 4 Uhr machten wir uns auf den Weg, welcher am linken Thalrande durch tiefen Sand führte. Der Sand ist dort an manchen Stellen zu hügelartigen Haufen zusammengeweht, auf welchen, wie man auch im Thale von Ica sieht, uralte Algorrobabäume mit dicken knorrigen Stämmen Wurzel geschlagen haben. Wahrscheinlich reichen diese bis auf den Thalboden und sind erst später vom Flugsande bedeckt worden. Nachdem wir einen Kilometer weit geritten waren, bogen wir rechts in ein muldenförmiges Nebenthal und erblickten dort auf einem 500 Fuss hohen Hügel oder Berge einen Teil der Ruinen, einen niedrigen turmartigen Bau, umgeben von ringförmigen sehr zerfallenen Wällen oder Mauern. Einen Überblick über die ganze Burg gewinnt man erst, wenn man den Gipfel des Hügels erreicht, denn die Burg nimmt nicht den höchsten Punkt des Hügels ein, sondern erhebt sich auf einem etwas in das Thal vortretenden niedrigeren Unterhügel.



Plan von Chancaillo.

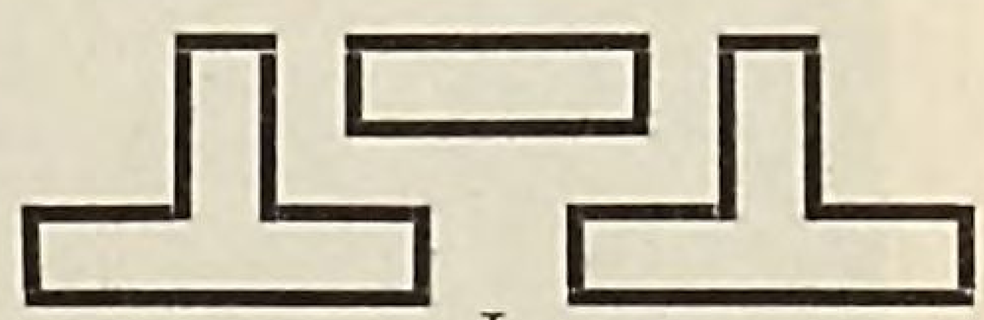
Bei der nachstehenden Beschreibung verweisen wir auf den beigegebenen Plan der Ruinen. Diese bestehen aus drei konzentrischen Ringmauern von ovaler Form, in deren Mitte sich die eigentliche Burg: zwei niedrige runde Türme und ein quadratischer Bau, erhebt. Die drei Wallmauern laufen im allgemeinen parallel umeinander, doch ist der Abstand, der sie von einander trennt, nicht überall derselbe. Der äussere, und auch der zweite Wall, reichen nach der Thalseite zu tief am Bergabhange hinab, nach dem Gipfel des Hügels zu liegt der äussere an manchen Stellen höher als der zweite. Dieser äussere Wall besteht aus



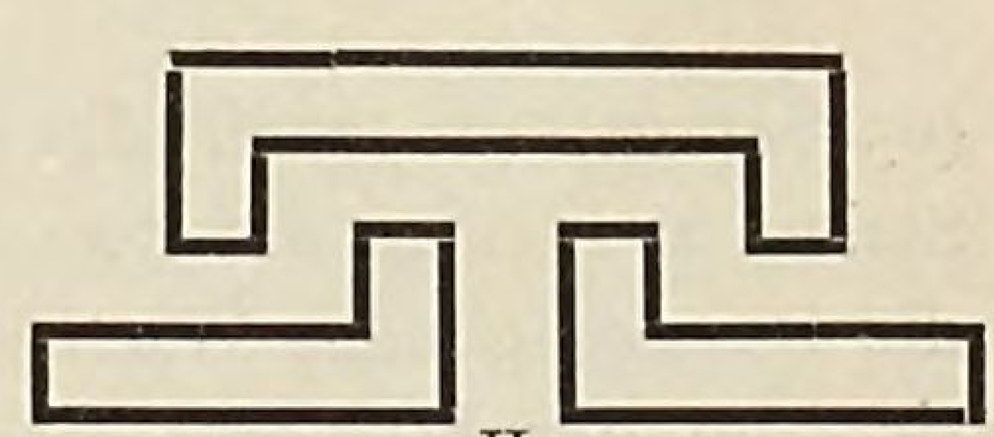
Ruinen von Chancaillo im Thale Casma.

(S. 304.)

einer Mauer von vier Meter Dicke, welche so gebaut ist, dass auf der inneren und äusseren Seite ein Meter dicke Wände von unbehauenen aber glattflächigen Steinen aufgeführt sind, während der Raum zwischen beiden mit losen Steinstücken aufgefüllt ist. Die zweite Ringmauer ist einfach, von geringerer Mächtigkeit und ohne Füllung. Der dritte Wall, welcher die Burgfreiheit oder den eigentlichen Hof umschliesst, ist nur ein Terrassenbau, und nach innen gegen die hügelige Erhebung des Bodens, auf welcher die Türme stehen, mit Geröll und Erde zugeschüttet, um eine Plattform für die Verteidiger zu gewinnen. Rings herum läuft eine niedrige Brustwehr, welche der Besatzung gestattete, mit Speeren, Pfeilen und Steinen gegen erstürmende Feinde zu kämpfen. Die beiden äusseren Wälle haben je vier Eingänge, der innere nur zwei. Die Thorwege sind bei jedem Walle in verschiedener Weise angelegt und liegen einander bei beiden nie in gerader Richtung gegenüber. Die Zugänge zum ersten, und von diesem zum zweiten Ringe haben das gemeinschaftlich, dass sie dem Ankommenden keinen Blick ins Innere der Burg gestatteten. Bei den vier äusseren Thorwegen ist dem Eingang gegenüber ein dickes Mauerstück aufgeführt, um welches ein anderthalb Meter breiter Gang läuft. Bei dem zweiten Wall, der weniger dick ist als der erste, verlängert sich der Eingang durch zwei Mauerstücke, und wird dann durch eine Wand mit zwei seitlichen, rechtwinklig mit ihr verbundenen Fortsätzen oder Flügeln gleichsam umklammert, so dass gleichfalls wieder zu beiden Seiten knieförmige Korridore entstehen. Bei diesen langen Zugängen zum zweiten Ring sind die Balken oder Bohlen von Algorroboholz, die ihre Decke bilden, noch so vollständig erhalten, als seien sie erst seit kurzer Zeit an ihrer Stelle, wiewohl sie gewiss ein halbes Jahrtausend alt sein mögen. Das Holz der Algorrobobäume ist in dem trockenen Küstenklima von unzerstörbarer Härte, und da in der Nähe der Ruinen keine neue Ortschaft erbaut worden ist, auch das Einreissen der Thore und Herausnehmen der Balken eine schwere Arbeit sein würde, so sind sie bis jetzt an ihrem Platze geblieben und werden wohl auch ferner daselbst gelassen werden. Die Balken sind auf drei Seiten behauen, etwa einen Fuss breit und dreiviertel Fuss dick. Mit welchen Werkzeugen die alten Indianer, denen das Eisen nicht bekannt war, die überaus harten Algorrobos so gut zu



I.



II.

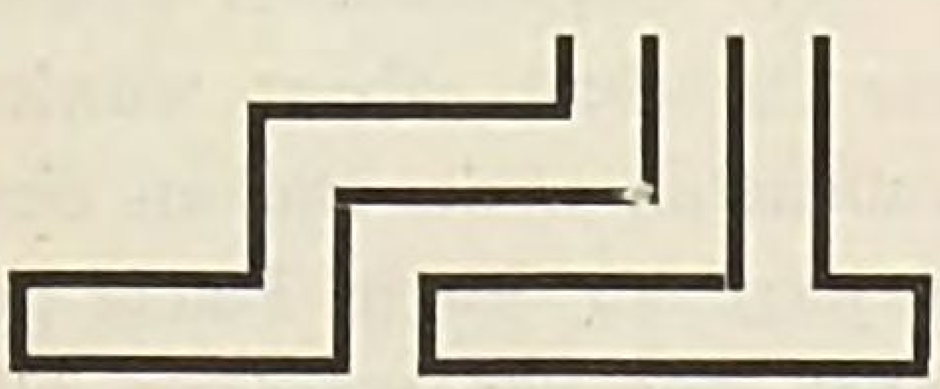
bearbeiten vermochten, ist ein Rätsel, über dessen Lösung die Grabfunde bis jetzt noch keinen Aufschluss gegeben haben.

Die vier Thore des äusseren sowie des zweiten Walles sind unwegsam, der Besucher muss über die scharfkantigen Steine der eingestürzten Mauern klettern. Die beiden Zugänge zum dritten, innersten Ring, der Burgfreiheit, sind Treppen 1,5 Meter breit und 8 Meter hoch. Die Stufen derselben sind zum Teil noch vollständig erhalten, die Flächen der Steine rauh, ein Zeichen, dass sie nicht oft betreten worden waren. Die Burgfreiheit ist nach dem Thale zu bedeutend breiter



Eingang zur Burg.

(65 Schritt) als nach der Hügelseite (25 Schritt), und an mehreren Stellen sieht man auf derselben Mauerreste, vermutlich Wohnungen für die Besatzung oder Wachtzimmer. Die beiden runden Türme, welche sich auf der Plattform erheben, bestehen gleichfalls wieder aus zwei Ringen, von denen die äusseren vier, die inneren zwei Zugänge haben. Auch diese führen nicht direkt in das Innerste des Baues, sondern durch geknickte Gänge, die aber hier nur nach einer Seite hin laufen, nicht wie bei den Aussenringen nach beiden Seiten. Der ringförmige Raum zwischen der äusseren und inneren Mauer der Türme ist 8 Meter breit, der innere bildet einen soliden Kern, der eine kleine runde Plattform von 15 Meter Durchmesser



III.

trägt, auf welcher kleine Wachtzimmer gestanden zu haben scheinen. Die Aussenmauern der Türme kommen sich so nahe, dass man von dem einen auf den anderen hinüberspringen konnte, aber eine Verbindung beider Türme, wenigstens über der Erde, war nicht vorhanden. Ausser den Türmen findet sich auf dem Burghof noch ein viereckiger Bau, in welchem sich Überreste von sieben grösseren Räumen erkennen lassen. Das Material, aus dem die Festung gebaut ist, besteht aus unbehauenen Granitstücken, die in unregelmässiger Weise, aber sehr geschickt, an einander gefügt und mit Lehm verbunden waren. Es scheint, dass alle Mauern einen Überzug von feingeschlämmtem Lehm hatten, wenigstens sieht man den Rest eines solchen in einem vor dem Wetter geschützten Winkel an der Seite eines Thores.

Legen wir uns die Frage vor, zu welcher Zeit wohl dieser Bau entstanden sein mag, so stossen wir auf dieselben Schwierigkeiten wie bei so vielen anderen Ruinen der Küste und des Hochlandes. Nur so viel scheint gleich beim ersten Anblick klar, dass die Burg Chancaillo nicht ein Werk der Inkas gewesen ist. Wir haben in Paramunga und früher in Hervay im Thale von Cañete Festungen kennen gelernt, wie sie die Inkas nach Eroberung der Küste zur Aufrechthaltung der von ihnen eingeführten Ordnung zurückliessen, und die Festung im Thale von Casma, wenn sie von den Inkas herrührte, müsste etwa zur selben Zeit und zum selben Zwecke entstanden sein. Es wäre daher ganz unwahrscheinlich, dass ein solches Werk in einer von den anderen so verschiedenen Weise aufgeführt worden sein sollte, und was ferner gegen eine solche Annahme spricht, ist das gänzliche Fehlen der eigentümlichen Besonderheiten der Inkabauten: die genaue Fügung der Steine, sowie die Form der Thüren und Wandnischen. Ehe die Inkas vom Thale Casma Besitz nahmen, soll dasselbe gleich den übrigen der Küste bis zum Flusse Huaman den Chimus unterthan gewesen sein. Aber auch diese können wir nicht für die Erbauer von Chancaillo halten, denn unter den vielen Bauwerken dieses Volks, von denen noch Ruinen vorhanden sind, findet sich nirgends etwas Ähnliches. Die Verwendung von Steinen war bei ihnen nicht gebräuchlich. Wir sind daher geneigt, die Burg für noch älteren Datums zu halten, nebst den übrigen später noch zu beschreibenden Bauresten für Werke eines Volks, dass einst in Mittel-Peru ein ansehnliches Reich besass, welches das Santathal umfasste, und dessen Hauptsitz sich jenseits der Cordillera blanca in Chavin de Huantar befand. Wir müssen uns hier darauf beschränken, diese Ansicht ohne weitere Begründung auszusprechen, da eine solche erst im dritten Bande bei Beschreibung der Ruinen von Chavin gegeben

werden kann. Die Burg scheint als ein Zufluchtsort gebaut worden zu sein, wie solche auch an anderen Orten des peruanischen Gebiets angetroffen werden, und von denen die interessanteste die Festung Cuelap bei Chachapoyas ist, um den Bewohnern einer Gegend bei einem plötzlichen Überfall von Feinden Schutz zu gewähren. Dahin scheinen die vielen Thore des Aussenrings zu deuten, welche den Flüchtlingen von allen Seiten Zugang boten, sowie Rückzug aus einem in den anderen Ring, wenn ein Wall dem Sturm der Angreifer nicht mehr widerstehen konnte. Die Inkas scheinen die Burg unzerstört gelassen zu haben, denn sie konnte ihnen nichts mehr schaden, vielleicht ihnen als Wachtposten dienen. Ob sie überhaupt in einem Kriege den Zweck, zu dem sie gebaut war, erfüllt habe, oder habe erfüllen können, ist zu bezweifeln, denn wenn auch ihre fünf Mauerwälle stark genug waren, und von einer tapferen Besatzung gegen eine überlegene Zahl von Angreifern verteidigt werden konnten, so hätte doch bei einer Belagerung die Burg sich nicht lange halten können, besonders wenn sie zahlreiche Flüchtlinge in ihren Mauern aufgenommen hätte, denn es fehlte ihr das Wasser noch weit mehr, als dies schon bei Paramunga hervorgehoben wurde. An eine Leitung auf eine solche Höhe war nicht zu denken und die Entfernung bis zum Flusse im Thal beträgt wenigstens eine halbe Legua, die Burg konnte also nur auf kurze Zeit Schutz gewähren. Auch scheint es nicht, dass sie viel benutzt worden sei, denn die noch wohlerhaltenen Stufen der Treppen sind rauh und neu, als ob sie erst eben gelegt worden wären, ohne Spuren von Glättung durch häufiges Betreten. Die eigentümliche Bauart der Eingänge erklärt sich aus dem Umstande, dass die alten Peruaner — auch die Inkas — keine Thüren kannten, die sich auf Angeln bewegten, sondern in ihren Festungen die Eingänge mit Balken, Baumstämmen oder grossen Steinen verlegen mussten, wozu sich die geknickten Gänge hinter den Thorwegen wohl eigneten.

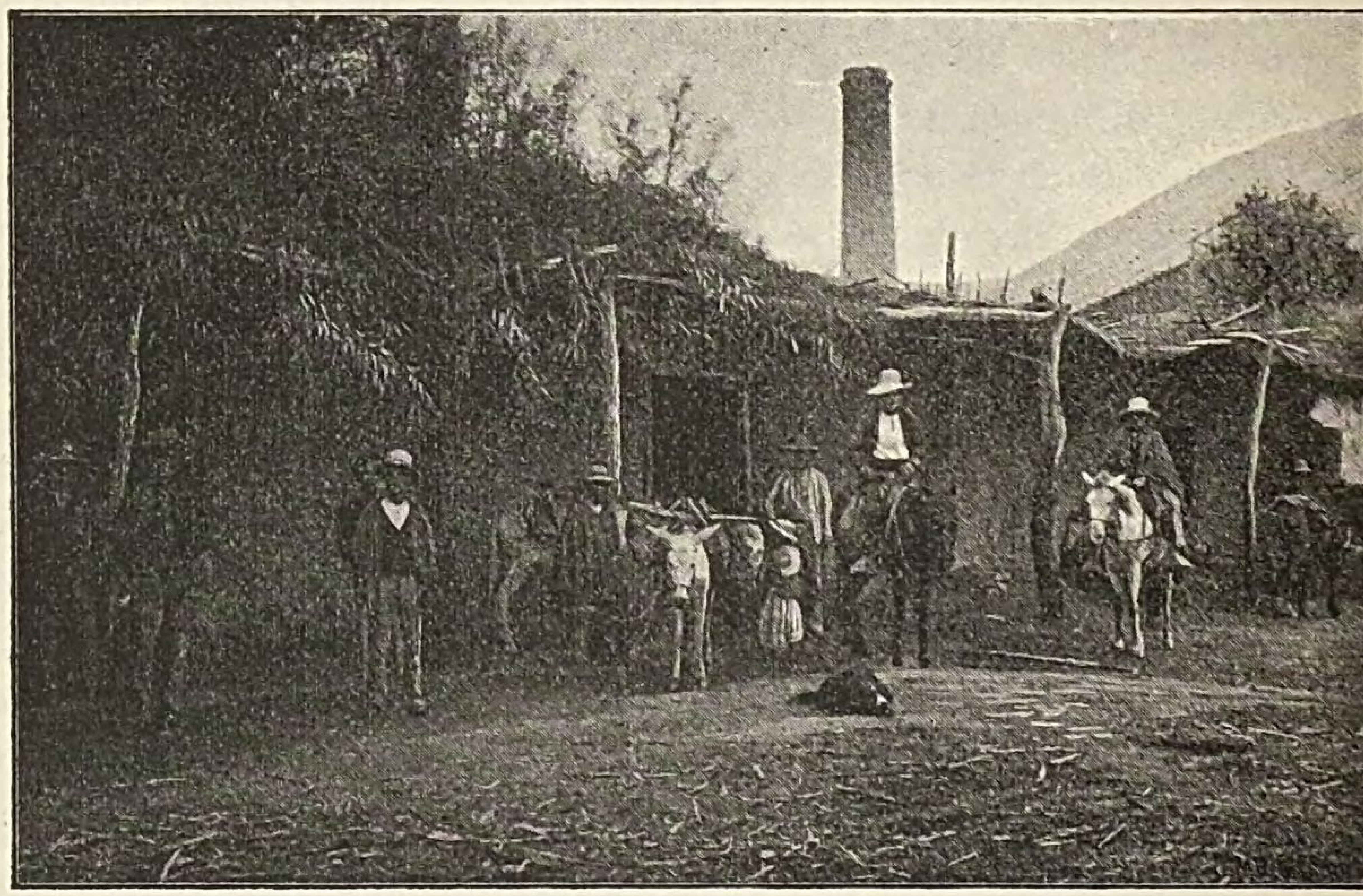
Die Steine, aus welchen die Burg aufgeführt ist, scheinen dem Hügel entnommen zu sein, auf dem sie steht. Dieser ist gleich allen umliegenden Höhen ein Granitfelsen, aber an seiner Oberfläche so verwittert, dass seine Umrisse überall gerundet erscheinen wie bei einem Sandberg, aus dem hie und da das unterliegende Gestein hervorblickt. Wo dieses zum Vorschein kommt, ist es vielfach zerklüftet, in schalige Stücke geborsten und zeigt alle Grade der Verwitterung. Nirgends an der Küste erhält man ein anschaulicheres Bild von der Zersetzung des Granits unter der beständig wechselnden Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme. Es scheint, dass die Nässe der Winternebel tiefer in die

Steinlagen eindringt als ein schlagender Regen. Alle das Thal von Casma begrenzenden Höhen und Berge haben verwitterte und gerundete Umrisse, und dies Thal ist eine Hauptstätte für die Bildung des Sandes, der die Ebenen der Küste und auch viele Berge in dicken Lagen bedeckt. Etwas oberhalb des Orts Casma sieht man einen hohen Sandberg, an den sich eine Reihe ähnlicher Höhen anschliesst, die bis zum Meere hin reichen. Dieser Berg heisst der Cerro manchana oder Manchan, ein Wort der Keshuasprache, welches bedeutet: der zu Fürchtende, Schauerliche. Diese Benennung rührt von einer interessanten Naturerscheinung her. Wenn nämlich im Sommer die Hitze am grössten ist, so hört man zuweilen von diesem Berge ein sausendes oder dumpf dröhnendes Geräusch, fast wie ganz ferner Donner. Dieses wird erzeugt durch Sand, der sich von den oberen Gegenden loslöst, im Herabgleiten immer grössere Mengen von Körnern in Bewegung setzt und mit sich fortreisst: eine Art Sandlawine. Ähnliches wird auch bei einem Sandberge am Wege zwischen dem Ort Santa und Chimbote beobachtet.

Am nächsten Morgen führte mich Herr San Roman auf seinem Gute umher, zeigte mir die Wirtschaftsgebäude, die Speicher, Zuckermühle und Wohnungen seiner Arbeiter: eine Reihe von Rohrhütten vor dem Eingangsthor am Wege nach dem Thale zu. Die meisten Arbeiter waren Chinesen, darunter auch bereits mehrere erwachsene Söhne von Chinesen mit Cholaweibern. Nach der Aussage San Romans waren diese Mischlinge schlechte Arbeiter, denn sie schienen von ihren Eltern nur die Neigung zu deren Lastern, aber nicht ihre guten Eigenschaften geerbt zu haben: sie rauchten Opium, waren unzuverlässig und faul. Die Zahl der von Herrn San Roman beschäftigten Arbeiter war für die grosse Ausdehnung seines Gutes ganz ungenügend, allein seine damaligen Umstände gestatteten ihm nicht deren mehr anzustellen, daher sich von seinen Ländereien nur ein verhältnismässig kleiner Teil unter Kultur befand. Die Verhältnisse des Gutes San Rafael, überhaupt des Thales Casma, erinnerten mich an die Ausführungen des Verwalters von Paramunga über die zur Hebung der Bodenkultur durchaus erforderlichen Reformen, die Trennung der übergrossen Landgüter in kleinere Parzellen und die Vergebung derselben unter billigen Pachtbedingungen an freie Arbeiter. Casma hat ohne Zweifel früher eine zahlreiche Bevölkerung ernährt, und würde dies auch jetzt können, wenn auch seine Wasserversorgung weniger reichlich ist als die der Nachbarthäler. Gegenwärtig ist die Bevölkerung nur sehr gering, sie betrug bei der Zählung von 1876 2500 Seelen und hat sich seitdem gewiss nicht vermehrt. Die ackerbau-

lichen Erzeugnisse des Thales sind unbedeutend. Seine Wichtigkeit besteht vorzüglich in dem Umstande, dass es der nächste Weg von der Küste nach Huaraz, der Hauptstadt des Departements Ancash ist, und dass alle Erze aus dem Santathale auf diesem Wege ans Meer gebracht werden. Die meisten dieser Erze kommen aus den Gruben von Ticapampa, die wir im dritten Bande kennen lernen werden.

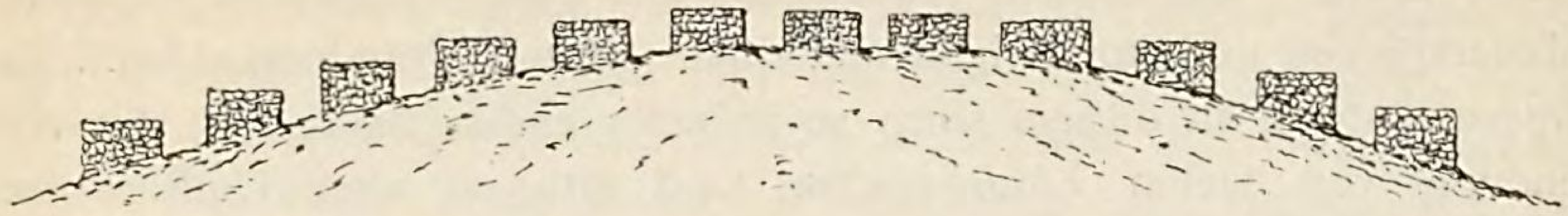
Nachdem wir die Besichtigung des Guts beendigt hatten, kehrte ich in den Vormittagsstunden in Begleitung meines freundlichen Wirtes



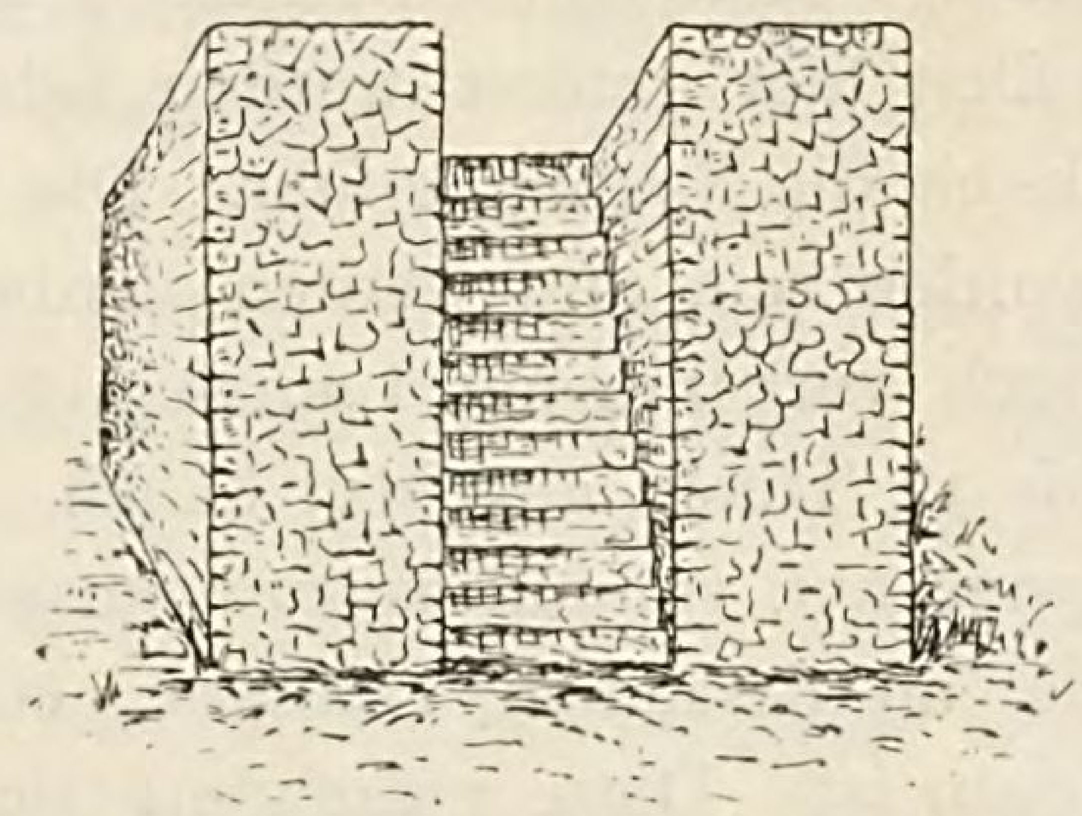
Chinesische Arbeiter in San Rafael.

nochmals zu den Ruinen zurück, um photographische Aufnahmen zu machen, wozu es am Abende zuvor nicht mehr hell genug gewesen war. Als dies geschehen war, ritten wir wieder ins Thal hinunter, um vor der Rückkehr zum Gute noch einige ganz eigentümliche Ruinen zu besuchen, die sich gleichfalls am linksseitigen Thalrande, nur einen Kilometer von der Burg entfernt, auf einem niedrigen Granithügel finden. Dieser Hügel liegt der Festung gegenüber, nur durch eine flache Mulde von ihr geschieden, und besteht aus einem leicht gewölbten, ziemlich scharfkantigen Rücken. Auf der Krümmung desselben sieht man zwölf kubische, massive Mauertrümmer, welche 15—20 Meter lang, 8 Meter breit und 6 bis 7 Meter hoch sind. Diese seltsamen Mauerstücke sind aus unregelmässigen Granitstücken erbaut wie die Wälle der Burg und

bilden eine Reihe in der Richtung von Osten nach Westen. An den östlichen und westlichen schmalen Seiten führen Treppen von fusshohen

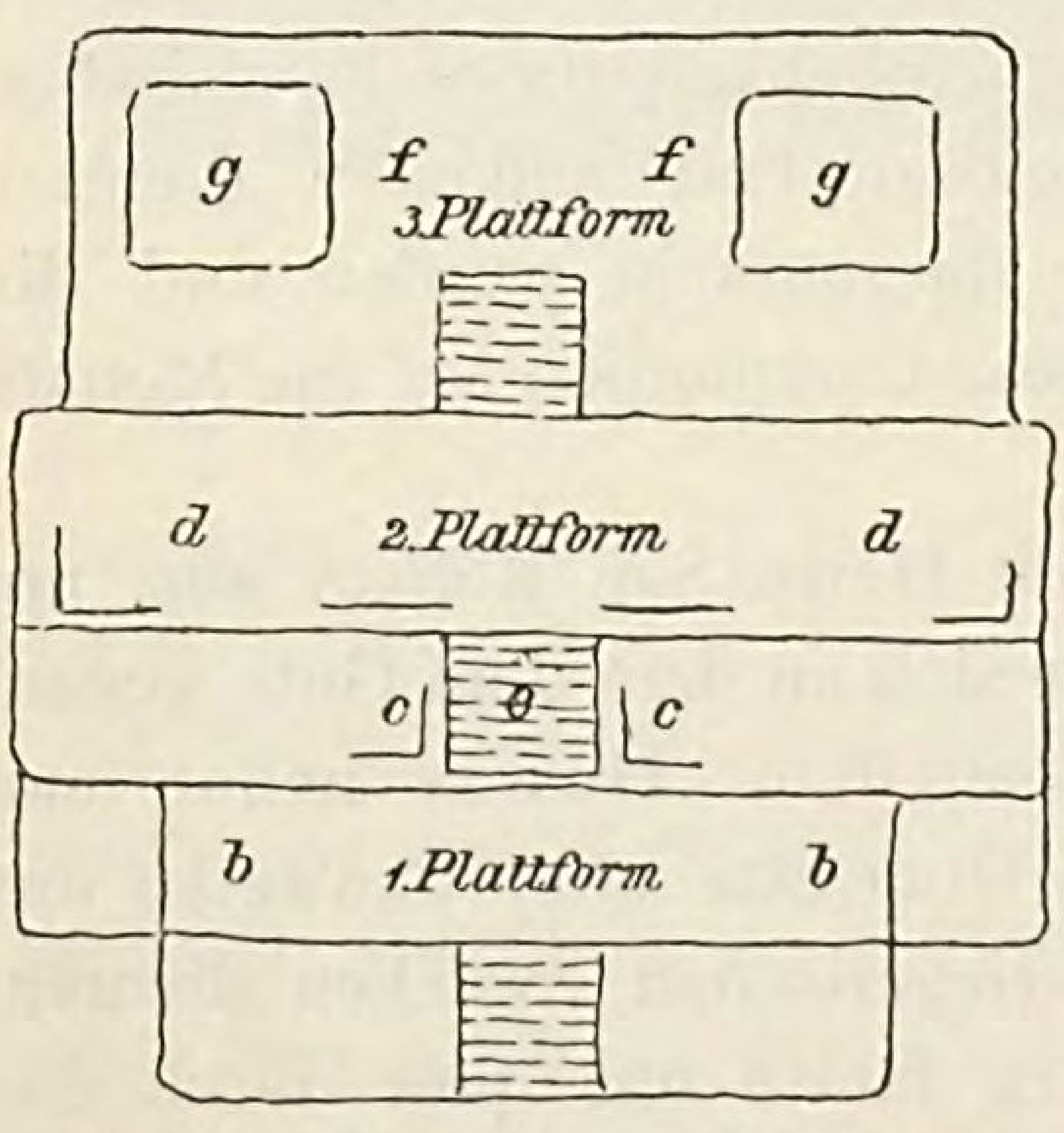


schmalen Stufen hinauf zu einer Plattform. An der östlichen Seite sind die Stufen überall entweder ganz erhalten oder doch erkenntlich, die westliche, dem Winde ausgesetzte Seite dagegen ist bei den meisten stark beschädigt und oft ganz eingestürzt. Man sieht an den schadhaften Stellen, dass das Innere des Gemäuers keinen Hohlraum enthält, sondern mit Steinstücken aufgefüllt ist. Die einzelnen Mauerwürfel stehen wenige Meter getrennt von einander. Welchen Zwecken diese sonderbaren Bauwerke gedient haben mögen, wird durch keine Überlieferung angedeutet. Vertheidigungswerke können sie nicht gewesen sein, denn sie liegen ganz frei und getrennt, auch keine Speicher zum Aufbewahren von Feldfrüchten, denn sie haben keinen Hohlraum, auch keine Gräber, denn an den eingestürzten Stellen sieht man nirgends Schädel oder Gebeine. Die einzige Erklärung, die einige Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint, ist die, dass sie gewissen religiösen Feierlichkeiten dienten, vielleicht Altäre waren, auf denen Opfer dargebracht wurden und die Zahl 12 scheint anzudeuten, dass sich diese Ceremonien auf die Monate des Jahres bezogen.



Nachmittags gegen 4 Uhr ritt ich mit Herrn San Roman aus, um zwei sogenannte Huacas zu besuchen, die sich an dem dem Gute gegenüberliegenden rechtsseitigen Thalrande befinden. Huacas nennt man in Peru, wie bereits bemerkt wurde, alle Überreste alter Bauwerke aus vorspanischer Zeit, die nicht offenbar kriegerischen Zwecken dienten, wie z. B. die Burg Chancaillo. Der Weg führte uns quer durch das ungefähr eine Legua breite Thal in angenehmem Schatten unter Bäumen und hohem Schilf. Wir durchritten das Flussbett, in welchem nur wenig Wasser rieselte, und kamen darauf an einer verlassenen Baumwollenpresse vorüber, deren verrostete Maschinenstücke im Sande umherlagen. Sie gehörten zu einem Gute namens Mojeque, deren nahe am

Wege gelegenen Wirtschaftsgebäude wir jedoch nicht betraten, sondern uns gleich zu der ersten Huaca wendeten, welche sich dort am Thalrande findet. Sie besteht jedoch nur aus einigen aufrecht stehenden Mauerstücken und im übrigen aus einem wüsten Trümmerhaufen. Das Interessanteste an diesem sonst so unbedeutenden Baurest ist die Auffindung von vielen Lamaknochen und Stücken alter Halftern und Stricke in einem Zimmer, wo auch alte Grabstätten aufgedeckt worden sind. An diese Lamaknochen knüpft sich eine Überlieferung, die sich von altersher im Thale erhalten hat. 500 Lamas, welche mit den Schätzen des Tempels Pachacamak beladen und für das Lösegeld des Königs Atahuallpa bestimmt, auf dem Wege nach Cajamarca waren, sollen hier getötet worden sein, als man die Hinrichtung des Inkas durch die Spanier erfuhr. Die Schätze sollen hier im Thale vergraben worden sein und werden seitdem vergeblich gesucht. Die im Zimmer noch vorhandenen Lamaknochen können übrigens nicht mehr als 10 bis 12 Tieren angehört haben. Wir hielten uns in dieser Huaca nicht lange auf, sondern setzten unsern Weg fort, um die zweite zu besuchen, die an derselben Thalseite, etwa einen Kilometer weiter abwärts gelegen ist. Diese präsentiert sich als ein künstlicher Hügel von 80—90 Fuss Höhe, und scheint beim ersten Anblick nur aus aufgeschütteter Erde und Steinen zu bestehen. Bei näherer Besichtigung jedoch ergab sich zu meiner Überraschung, dass der jetzt formlose Hügel einst ein Tempelbau gewesen sei, ein quadratischer Bau mit gemauerten Stufen oder Terrassen, dessen allgemeine Umrisse sich noch aus einigen hier und da stehen gebliebenen Mauerresten erkennen lassen. Durch den beigefügten Plan, der natürlich unter solchen Umständen nicht auf Genauigkeit Anspruch machen kann, versuchen wir dem Leser seine ehemalige Gestalt und baulichen Verhältnisse zu veranschaulichen.



Plan des Tempels von Mojeque.

An der östlichen Seite des Hügels, wo sich Strecken von Mauerwerk erkennen lassen, welches die unterste Terrasse des Baues stützte, bemerkt man in der Mitte den Anfang einer Treppe, welche drei Meter breit in der Dicke der Wand zu den hohen Teilen des Gebäudes emporführte. Nur der unterste Teil dieses Treppenganges ist frei-

gelegt, und zwar neuerdings durch Schatzgräber, welche dort nach dem Golde der 500 Lamas suchten. Einige Stellen der so dem Blicke erschlossenen Treppenwände sind noch mit einer dünnen Schicht von geschlämmtem Lehm bedeckt und mit der dunkelroten Farbe angestrichen, die man gewöhnlich an den Bauwerken der alten Peruaner findet. Der obere Treppenraum ist mit Lehm- und Steinstücken angefüllt, und es hat den Anschein, als ob diese Verschüttung nicht zufällig sondern eine absichtliche gewesen sei, denn die Steine des Schuttes liegen nicht lose übereinander, sondern in Lehm eingebettet und bilden eine feste Masse. Dieser Umstand war die Veranlassung zu den letzten Nachgrabungen, denn man vermutete, dass Schätze in dem Treppengang verborgen und mit Steinen und Erde zugedeckt worden seien.

Steigt man zur Seite der Treppe den steilen und steinigen Abhang des Hügels hinauf, so gelangt man zu dem ersten Landungsplatz der Stufen, dessen rechteckige Form trotz der Unebenheit und Steintrümmer sich noch deutlich nachweisen lässt. Von hier führt zwischen zwei höher gelegenen Plattformen zu beiden Seiten wiederum ein muldenförmig vertiefter Abhang (*e*) weiter hinauf, augenscheinlich ehemals eine Fortsetzung der Treppe. Durch diese gelangt man auf eine grosse Plattform von 140 Schritt Breite, deren Tiefe zu beiden Seiten bis zu den Grenzlinien der ersten Plattform (*b*) etwa 70 Schritte misst. Diese grosse Plattform (*d*) ist mit mächtigen Bausteinen aller Art übersäet, darunter Granitblöcke von ganz beträchtlicher Grösse: drei Meter lang, einen Meter breit und einen halben dick, welche Thürpfosten oder Schwellen gewesen zu sein scheinen. Diese rechteckige Plattform erstreckte sich über die ganze Breite des Hügels. Hier und da liegen noch Steine übereinander, man trifft auf kleine Mauerstrecken und Winkel, aus welchen sich entnehmen lässt, dass zu beiden Seiten der Treppe grosse Mauerstücke (*c*, *c*) standen. Von (*d*) steigt man nochmals durch eine muldenartige Vertiefung hinauf zu der letzten und höchsten Plattform (*f*, *f*), die zwar jetzt eben ist, aber früher zu beiden Seiten des mutmasslich letzten Treppenabschnittes quadratische pyramidale Aufsätze (*g*, *g*) trug. Die Breite der letzten Plattform beträgt 130 Schritt, die Tiefe bis zu (*d*) 50. Auch dieser Teil des Hügels liegt voll von grossen Bautrümmern und an einigen Stellen bemerkt man Mauerreste aus grossen Blöcken.

Dass dieser Bau ein Ort der Gottesverehrung, ein Tempel gewesen sei, darüber kann man bei einiger Bekanntschaft mit dem Charakter altperuanischer Bauten nicht im Zweifel sein. Es fragt sich aber,

welcher Gottheit derselbe geweiht gewesen und aus welcher Zeitepoche er herrühre. Was seine bauliche Anordnung betrifft, soweit sich dieselbe erkennen lässt, so stimmt sie mit denjenigen religiösen Bauwerken überein, welche die Küstenbewohner vor ihrer Unterwerfung durch die Inkas ihren Göttern errichtet hatten, mit den Tempeln in Lurin und im Thale von Lima, dem kleinen in Huaura und den beiden, später zu erwähnenden im Thale von Nepeña und in Eten, welche alle Stufen- oder Terrassenbauten oder breitabgestumpfte Pyramiden waren. Dieser Tempel von Mojeque unterschied sich aber von den übrigen der Küste dadurch, dass er nicht bloss aus Lehmsteinen bestand, sondern einen aus Granitblöcken auf einem künstlichen Hügel errichteten Bau darstellte, der auch an Höhe die andern seinesgleichen übertraf. Versucht man, sich die ehemalige Gestalt dieser ganzen Baumasse zu vergegenwärtigen, und zieht man die noch vorhandenen Überreste in Betracht, so drängt sich unwillkürlich die Ansicht auf, dass diese jetzt so wüste Trümmermasse, wahrscheinlich einst das ansehnlichste Bauwerk der ganzen peruanischen Küste gewesen sei. Mauern aus so grossen Steinblöcken, wie sie auf der Plattform des Hügels liegen, widerstehen Jahrtausenden und werden auch durch Erdbeben nur wenig aus ihrer Lage gerückt. Die vollständige Zerstörung des Tempels konnte also nur durch Menschenhände erfolgt sein, und zwar unter Aufwand von grosser Mühe und Arbeit. Wäre ein solcher Bau zur Zeit der Eroberung durch die Spanier noch unversehrt gewesen, so hätten wir sicher Kunde davon erhalten, so gut als über den Tempel des Pachacamak und die Festung von Paramunga. Ja, ein solcher Bau würde vermutlich bis zum heutigen Tage stehen geblieben sein, denn die Spanier zerstörten die alten Werke nur, um vergrabene Schätze zu suchen, durchwühlten den Boden, verloren aber keine Zeit mit dem Niederreissen von Mauern. Nur wo die vorhandenen Materialien zur Anlage neuer Wohnungen und Kirchen benutzt werden konnten, ersparte man sich die Mühe des Zuhauens, indem man sie alten Gebäuden entnahm. Allein im Thale von Casma sieht man nirgends eine solche Verwendung. Cieza de Leon, ein Beobachter, dessen Aufmerksamkeit nichts irgend Merkwürdiges entging, und der überdies öfters ein lebhaftes Interesse für die Werke der alten Peruaner zeigt, würde gewiss über diesen Tempel berichtet haben, wenn er zur Zeit seiner Reisen noch vorhanden gewesen wäre. Allein wiewohl er auf seinem Wege von Santa nach Huarmey durch Casma gekommen sein musste, so erwähnt er nicht einmal den Namen des Thals. Dies scheint zu beweisen, dass diese Gegend zur Zeit der Ankunft der Spanier bereits in Verfall und entvölkert war, sowie andrerseits das

Vorhandensein so ansehnlicher Ruinen Zeugnis von ihrer ehemaligen Blüte und Wichtigkeit ablegt. Eine solche Wichtigkeit hätte aber das Thal bei seiner geringen Ausdehnung nicht für sich allein erlangen können. In der That, so fruchtbar auch der Boden desselben sein mochte, so wäre doch die Bevölkerung, die es bei Bebauung alles nutzbaren Landes ernähren konnte, nicht hinreichend gewesen, um ein solches Bauwerk aufzuführen, wie der Tempel von Mojeque gewesen ist. Es ergiebt sich aus dieser Erwägung, dass Casma zu jener Zeit nicht allein stand, sondern ein wichtiger Teil eines Reichs oder Staats war, mit dem noch andere Gegenden in Vasallen- oder Bundesgenossen-Verband standen. Welche diese gewesen seien, wird durch Thongefässe angedeutet, die in den Grabfeldern am Fusse der Festung Chancaillo aufgefunden worden sind, und die mit denen von Recuay im oberen Santathale auffallende Ähnlichkeit zeigen.

Das Thal Casma stand daher mit seinen Nachbarthälern, dem grossen des Santaflusses, und dem kleineren und näheren des Nepeña, in alter Zeit in enger Verbindung. Wahrscheinlich waren alle drei Provinzen eines grösseren Reiches, dessen Hauptsitz wir später am Ostabhang der Cordillera blanca, in Chavin de Huantar kennen lernen werden. Alle teilten dasselbe Schicksal, wenn auch vielleicht nicht zur selben Zeit. Die schonunglose Hand eines Eroberers zerstörte ihre Städte und Tempel und dieser Eroberer konnte kein anderer gewesen sein, als einer der Könige von Kusko. Dass die Inkas auf ihren Kriegszügen nicht immer mit der Milde und Nachsicht verfuhren, die ihnen Garcilaso so oft nachrühmt, geht aus den Erzählungen anderer und früherer Berichterstatter, welche die ihnen von den Eingeborenen gemachten Mitteilungen nicht in parteilicher Weise wiedergaben, nur zu deutlich hervor. Die Inkas führten den Sonnendienst in den eroberten Provinzen zwar nicht mit fanatischer Strenge ein, aber mit derselben unerbittlichen Rücksichtslosigkeit, wie vor ihnen die Mohamedaner die Religion ihres Propheten. Die Heiligtümer anderer Götter und Götzen wurden vernichtet, und sie scheinen in ihrem weiten Reiche in der That nur zwei nicht der Sonne geweihte Tempel geschont zu haben, nämlich den Tempel des Pachacamak in Lurin, und den des Huirakocha bei Cacha im Thale des Huillcanota. Von der Zerstörung des Tempels des Pachacamak wurden sie durch das grosse Ansehen abgehalten, in welchem dieses Heiligtum bei allen Volksstämmen der Küste stand, liessen ihn aber nur unter der Bedingung stehen, dass neben diesem Tempel auf einem höheren, ihn gleichsam beherrschenden Ort, auch ein der Sonne geweihter Tempel erbaut werden sollte, so dass schon

durch diese Lage die Unterordnung des Landesgottes unter die Hauptgottheit des Inkareiches angedeutet wurde. Die Verehrung, die sie dem Gott Huirakocha bezeugten, scheint auf andere, nicht ganz aufgeklärte religiöse Anschauungen gegründet gewesen zu sein, denen zufolge Huirakocha als Gott des feuerflüssigen Innern und der erstarrten Oberfläche der Erde, dem Sonnengotte gleichgestellt, ja in gewisser Weise demselben übergeordnet wurde.*) Es ist hiernach anzunehmen, dass die Inkas mit den Tempeln in Chavin und im Santathale auch den Tempel von Mojeque zerstörten, und an der Stelle desselben keine neuen Bauten errichteten, dass vielmehr der Verfall des Thales schon aus jener Zeit datiert. Die Festung Chancaillo liess man bestehen, da sie nicht mehr schaden konnte, und daher keine Veranlassung für die Mühe des Niederreissens vorhanden war.

Am rechten Thalrande, vom Hügel des Tempels nach den Bergen zu, erstreckt sich eine ziemlich ausgedehnte, sanft ansteigende Ebene, auf welcher viele alte Mauerreste vorhanden sind: Andeutungen, dass hier einst eine volkreiche Ortschaft gestanden habe, zu welcher auch die zuerst von uns besuchte Huaca de los Llamas gehörte. Am Fusse der Berge bemerkt man ein grosses, von Dämmen oder Wällen gebildetes Becken zur Aufstauung des Flusswassers, als Rückhalt zum Trinken und zur Bewässerung der Felder in trockenen Wintern, denn der Fluss von Casma ist bei weitem schwächer als die der Thäler Huacho, Supe und Paramunga. Das Becken bildet ein Rechteck von 250 Schritt Länge, 100 Schritt Breite und ist in drei Abteilungen geschieden. Die Dunkelheit begann bereits hereinzubrechen, als wir den Tempel, Huaca de piedra genannt, verliessen und uns zur Heimkehr wendeten. Der Ritt in der Nacht war ein Genuss nach dem heissen Tage und der Weg reizend, denn das Licht des zunehmenden Mondes fiel durch das Laub der Bäume und die Halme des hohen Schilfs, die sich über uns zusammenneigten.

Als wir eine halbe Stunde später im Hofe von San Rafael anlangten, stand die Herrin des Gutes in der Veranda und schalt ihren Gemahl, dass wir so lange ausgeblieben, die Mahlzeit warte unserer schon seit geraumer Zeit. Wir baten nur um eine kurze Frist, um den Staub von den Kleidern zu schütteln und von Gesicht und Händen zu waschen, und begaben uns dann in den Speisesaal, wo erleuchtet von einer freundlichen Lampe mancherlei nach Landesart zubereitete Gerichte in sauberer Weise auf einem tadellosen Tischtuche aufgetragen waren.

*) Das Nähere über diese Frage findet sich in der Einleitung zum dritten Bande unseres Werkes über die einheimischen Sprachen Perus.

Ich war zugleich erfreut und überrascht, denn der Sinn und das Bedürfnis der Reinlichkeit finden sich bei den Landbewohnern in Peru selten, auch bei den Wohlhabenden, und verlieren sich bei längerem Aufenthalt auf den Gütern selbst bei denen, die früher in Städten daran gewohnt gewesen waren. Die Unterhaltung bei Tische beschäftigte sich mit dem, was wir am Tage gesehen hatten, mit dem Tempel, der alten Stadt und dem vergrabenen Golde der 500 Lamas. Der Glaube, dass noch grosse Schätze aus der Inkazeit an vielen Stellen verborgen liegen, ist bei den peruanischen Eingeborenen fester eingewurzelt als die Lehren des Christentums, wird auch von den besseren Klassen der Bevölkerung geteilt, und die blosse Aussicht auf eine mögliche Hebung derselben bringt alle Welt in Aufregung. »Ach, Aurelio«, rief die junge Frau, »wenn wir doch das Gold fänden! Dann brauchten wir nicht in San Rafael zu sitzen!« Als ich sie dagegen an die landschaftliche Schönheit des Thales erinnerte, und den angenehmen Aufenthalt daselbst pries, bemerkte sie mit einem Seufzer: »Sie haben gut reden, Sie sind erst zwei Tage hier, aber wohnen Sie erst ein Jahr unter Cholos und Chinesen, dann will ich Sie wieder fragen!« Ich verwahrte mich höflich gegen die so ausgedrückte Vermutung, gab aber der Frau recht. Die Erörterung der Vorzüge und Nachteile des Landlebens, auch bei den reichsten Gutsbesitzern, brachte das Gespräch auf die mutmassliche Lebensweise der früheren Herren des Landes, der Häuptlinge der eingeborenen Stämme und später der Inkas. Wir kamen alle überein, dass diese Herren trotz ihrer grossen Reichtümer an edlen Metallen und kostbaren Steinen doch nach unseren Begriffen ein elendes genussarmes Leben geführt haben müssten. Von Bequemlichkeit durch Möbel und weichen Lagerstätten wussten sie nichts; wer nicht über Hunderte von Leibeigenen verfügte und sich von diesen auf den Schultern tragen lassen konnte, musste alle seine Wege zu Fusse machen, denn man hatte weder Tiere zum Reiten noch kannte man den Wagen. Die Nahrung auch der reichsten war schlechter als heute die eines Tagelöhners, der sich einiges Geld gespart hat und sich einen guten Tag macht. Denn die Fleischspeisen, die man jetzt geniesst, werden alle von Tieren geliefert, die erst durch die Spanier eingeführt worden sind, als Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, sowie auch die Hühner, Enten und Gänse. Die Inkas kannten an Haustieren ausser einer Art von Hunden nur das Lama, das Alpaca-Schaf, das Meerschweinchen und waren für ihre Fleischnahrung zum grossen Teil auf gelegentlich erlegtes Wild angewiesen. Auch die jetzt allgemein genossenen Gemüse waren ihnen unbekannt mit Ausnahme der Kartoffel, der Yuca, des Kürbisses und

der Bataten. Von Brotfrüchten verfügten sie nur über Mais und Quinoa. Besser versehen waren ihre Mahlzeiten mit Früchten, wie die Chirimoya, Granadilla, Lucuma und Palta, welche die von Europa eingeführten an Wohlgeschmack übertreffen.

Da mir die nördlich von Casma gelegenen Thäler von früheren Ausflügen her bekannt waren und ich zur Zeit keine Veranlassung hatte, den Besuch derselben zu wiederholen, so beschloss ich den am nächsten Tage in Casma fälligen Küstendampfer zu benutzen, um nach Lima zurück zu fahren. Ich verabschiedete mich also von der liebenswürdigen Herrin von San Rafael, die mir viele Grüsse an ihren Vater auftrug und verliess am Morgen das Gut in Begleitung des Herrn San Roman, der darauf bestand, mich wieder zum Hafen zurückzubegleiten. Der Morgen war kühl und der Himmel bewölkt wie am Tage der Herreise, wir hatten beide gute Pferde, die nicht angetrieben zu werden brauchten, und langten daher schon nach einer Stunde in der Ortschaft Casma an. Dort stiegen wir einen Augenblick vor dem Hause des italienischen Krämers, des Geschäftsfreundes des Herrn San Roman ab. Die mit grossen Buchstaben aus freier Hand gemalten Anzeigen der Schauspielergesellschaft, die zugleich mit uns angekommen war, bedeckten überall die Wände, und die Erwartung dessen, was sie zu hören und zu sehen bekommen würden, beschäftigte das Publikum des kleinen Ortes. Nachdem wir kurze Zeit gerastet und das übliche Gläschen Traubenbranntwein genommen, ritten wir weiter. Schon ehe wir den Hafen erreichten, sahen wir von weitem die Rauchsäule des Dampfers, der von Norden herankam. Der Kapitän war pünktlich, er ankerte noch zehn Minuten vor der Zeit, die er mir vor drei Tagen beim Abschied angekündigt hatte. Es waren ziemlich viele Passagiere an Bord, daher alle Kajüten zwei Personen aufnehmen mussten, zuweilen eine sehr unangenehme Notwendigkeit. Indes hatte ich mich nicht zu beklagen, denn mein Gefährte, ein Kaufmann aus Huamachuco, war ein gebildeter junger Mann. Wir kamen abends nach Huacho, mussten daselbst bis zum Nachmittag des nächsten Tages bleiben und langten daher erst abends spät in Chancay an. Schon um 6 Uhr morgens liess der Kapitän durch Läuten und die Dampfpfeife den Hafenkapitän von unserer Ankunft benachrichtigen, denn wir hatten dort nichts zu thun als dieselbe beglaubigen zu lassen, allein erst um 8 Uhr wurde dieser Formalität Genüge geleistet, worauf wir Chancay verliessen und anderthalb Stunden später in die Bucht von Ancon einliefen. Da das Schiff hier 1500 Säcke Zucker mitnehmen sollte, und es daher nicht wahrscheinlich war, dass es am selben Tage noch nach Callao gelangen würde, so

zog ich gleich der Mehrzahl der Passagiere vor zu landen und auf der Eisenbahn nach Lima zu fahren. Es gelang uns, einen von einer kleinen Maschine gezogenen Sonderzug zu erhalten, der uns kurz vor Mittag nach der Hauptstadt brachte.

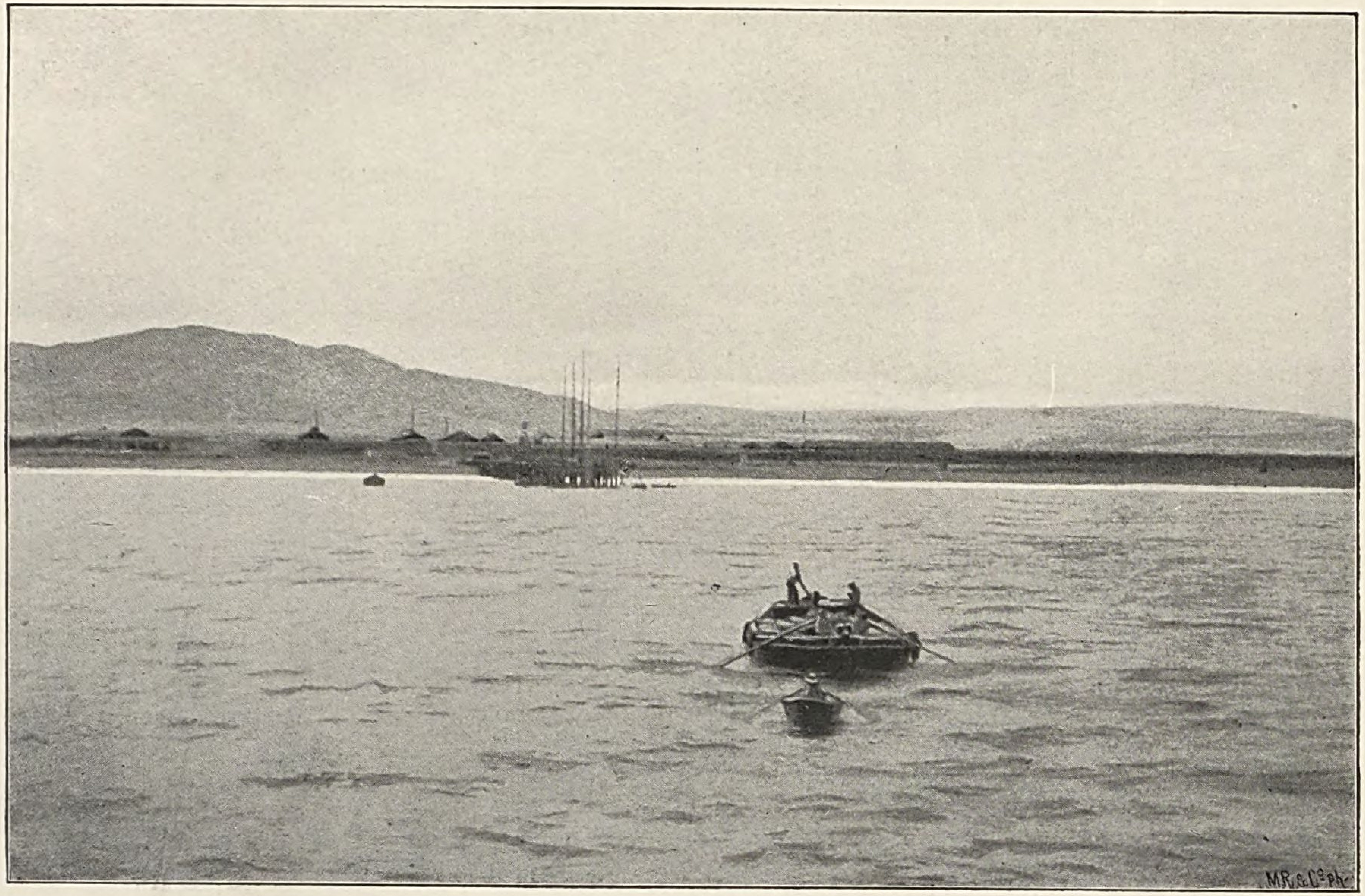
Samanco und Chimbote.

Die Buchten von Samanco und Chimbote liegen innerhalb des 9. Grades s. Br., nur 13 Gradminuten nördlich von Casma*) ganz nahe bei einander, an einer Stelle ihres Umfanges nur durch einen schmalen niedrigen Streifen sandigen Strandes von einander getrennt, aber auch bei Hochwasser nirgends mit einander in Verbindung. Beide bieten sicheren und guten Ankergrund für zahlreiche Schiffe, und besonders Chimbote gilt als der beste natürliche Hafen an der ganzen Westküste von Südamerika. Ich hatte diese Gegenden schon früher kennen gelernt als den Ausgangspunkt für eine Reise in das mittelperuanische Hochland. An einem sonnigen Nachmittag im Mai 1886 verliess ich Lima und schiffte mich in Callao an Bord desselben Dampfers Casma ein, den ich später zu den Reisen nach Huacho, Paramunga und San Rafael benutzte. Schon vor 4 Uhr langten wir in Ancon an, ohne jedoch zu ankern, denn es waren weder Passagiere noch Ladung einzunehmen. Die Bucht schien verlassen, es lag kein Schiff im Hafen, die Jahreszeit, in welcher Seebäder genommen werden, war vorüber, und die Häuser des Ortes standen leer. Dieser Sommeraufenthaltsort entstand unter dem Präsidenten José Balta im Jahre 1870, und infolge der damaligen günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes blühte er rasch auf, ja wegen seines angenehmen Badegrundes drohte er dem beliebten Chorrillos in der Gunst des Publikums den Rang streitig zu machen. Doch dauerte diese Vorliebe nicht lange, denn die Entfernung bis zur Hauptstadt ist zu gross für Geschäftsleute und Beamte, welche die Reise täglich zweimal zurücklegen müssen, und bei der in der Folge eintretenden allgemeinen Verarmung nahm der Besuch dieses Badeortes trotz seiner günstigen Eigenschaften stark ab. — Kurz nach Sonnenuntergang langten wir in Chancay an, berührten am nächsten Morgen Huacho und fuhren an Supe vorüber ohne einzulaufen. Das Schiff hielt sich immer nahe an der Küste, sodass man die bekannten Orte auch ohne Glas deutlich erkennen konnte. Der Fluss von Barranca war noch stark angeschwollen und ergoss eine trübe Wassermasse ins Meer,

*) Der Ort Samanco liegt auf 9° 15′ 50″ südl. Breite.

welche das Blau der See weithin entfärbte. In einiger Entfernung von den Gutsgebäuden von Paramunga sah man die scharfgeschnittenen braunen Umrisse der Festung und nahe am Ufer den Felsen des Galgenberges. In Casma, wo wir am Morgen des zweiten Tages ankamen, verliessen die meisten Passagiere, die nach Huaraz reisten, das Schiff, und am Nachmittag desselben Tages liefen wir in Samanco ein. Diese Bucht öffnet sich am unteren Ende des Thales von Nepeña, dessen Fluss daselbst ausmündet, aber so wasserarm ist, dass er in den Wintermonaten fast ganz versiegt. Die Erzeugnisse des Thales sind aus diesem Grunde unbedeutend, und dies ist wiederum der Grund, weshalb die sonst so schöne Bucht nur selten von Schiffen besucht wird: es ist daselbst wenig zu holen und hinzubringen. In einem Winkel nahe an der Mündung des Flusses liegt eine Anzahl elender Hütten, unter denen ein einziges zweistöckiges Haus steht, die Wohnung des Agenten der Dampfergesellschaft.

Wie bereits bemerkt wurde, liegen die Buchten von Samanco und Chimbote unmittelbar nebeneinander, die Entfernung der Eingänge beträgt aber immerhin 15 Seemeilen, so dass der Dampfer anderthalb Stunden braucht, um das Vorgebirge zu umkreisen, welches die beiden Häfen trennt und teilt. Die Bucht von Chimbote ist oval, fast kreisförmig, nach der Landseite zu von einem flachen Strande umsäumt, auf welchem sich die Wellen mit sanftem Rauschen brechen. Dieser sandige Strand setzt sich nach Süden zu fort und bildet dort den schmalen Streifen, durch welche die beiden Nachbarbuchten getrennt werden. Er ist so flach, dass er zur Flutzeit fast unter dem Wasser verschwindet, aber nach dem offenen Meere zu erhebt er sich und breitet sich nach beiden Seiten in ein felsiges Vorgebirge aus. Die Bucht hat zwei Zugänge, welche durch ein Felseneiland gebildet oder von einander geschieden werden, dessen Spitze sich zu einer Höhe von 1000 Fuss erhebt. Der nördliche, schmälere Eingang wird durch einen Felsen wieder in zwei Kanäle geteilt, deren grösserer 50 Meter breit ist und tiefes Wasser hat, aber infolge eines Befehls der Direktion der Dampfergesellschaft von den Schiffen nicht benutzt werden darf. Der Haupteingang der Bucht ist über 150 Meter breit, hat allerdings nach Norden einige Untiefen, aber in seiner grössten Ausdehnung vollkommen sicheres Fahrwasser. Durch das hohe Land zu beiden Seiten der Eingänge, sowie die vorliegende Insel wird das Innere der Bucht sowohl gegen Winde, als auch vor der Dünung geschützt. Von diesem Umstand, sowie von der beinahe kreisrunden Form der Bucht scheint der Name



Bucht von Chimbote.

(S. 320.)

des Hafens herzurühren, denn Chimbote ist eine verdorbene Aussprache der Keshuaworte Chin poto und bedeutet ein ruhiges Becken*).

Die Bai von Chimbote liegt nicht am Ausgang eines Thales und kein Fluss oder Kanal mündet in dieselbe. Nach Norden erhebt sich ein etwa 1000 Fuss hoher Berg, der die Bucht vom Thale des Santaflusses scheidet. Der Landungsplatz ist ein kurzer Hafendamm, auf dem die Schienen einer Eisenbahn endigen. Wir ankerten ziemlich weit von der Spitze desselben in sechs Faden Wasser, hätten aber ohne Gefahr auf den Grund zu geraten weit näher herankommen können, was jedoch dem Kapitän wegen des rascheren Auslaufens nicht passte. Auf dem Mole angelangt wurde ich von einem Hafenagenten empfangen, der von seinen Geschäftsfreunden in Lima von meiner Ankunft benachrichtigt worden war und eine Wohnung für mich in Bereitschaft hielt: ein freundlicher, dienstfertiger junger Mann, in dessen Hause ich einige Tage verweilte, während ich auf Maultiere wartete, die mir zu einer Reise ins Hochland dorthin geschickt werden sollten.

Trotz ihrer geschützten Lage und ihres guten Ankergrundes wurde die Bucht in früheren Jahren nur selten von kleinen Küstenfahrzeugen besucht und war fast ausschliesslich von Fischern bewohnt, denn sie hatte kein Hinterland und konnte den einlaufenden Schiffen nichts bieten, nicht einmal Trinkwasser. In alten, vorspanischen Zeiten war dies freilich anders gewesen, die öden Sandebenen im Umkreise der Bucht wurden damals durch einen grossen, aus dem Santaflusse abgeleiteten Kanal bewässert und waren ein wohlangebautes Gefilde. Allein seit Jahrhunderten war diese Kultur verschwunden, und erst durch die Anlage einer Eisenbahn, durch welche Chimbote zum Hafen des Santathales erhoben werden sollte, kam neues Leben an das einsame Gestade. Die Bahn wurde zu Anfang der siebziger Jahre angefangen und war eine der vielen, deren Bau damals dem Unternehmer Henry Meiggs übertragen worden war. Da viele Schiffe Baumaterial in den Hafen brachten, zahlreiche Arbeiter, Ingenieure und Beamte beschäftigt wurden, so folgten auch andere Einwanderer dem Zuge, Spekulanten hegten selbst und nährten bei anderen grosse Erwartungen von der Entwicklungsfähigkeit eines neuen Ortes, der sich dort an der Stelle der Fischerhütten entwickelte. Es wurden breite Strassen angelegt und viele, wenn auch nur einstöckige, doch ganz ansehnliche Häuser erbaut. Allein dieser Anlauf war nur von kurzer Dauer. Infolge

*) Chin, schweigend, still; poto, eine runde Kürbisschale, wie sie von den Eingeborenen zum Trinken benutzt werden.

der wiederholt erwähnten wirtschaftlichen Schwierigkeiten blieb auch diese Bahn, gleich den übrigen von Meiggs übernommenen, unvollendet, ein grosser Teil der bereits fertig gewordenen Strecke wurde durch den angeschwollenen Santafluss überschwemmt und wieder zerstört, während des Krieges nahmen die Chilenen alles vorhandene Material an Schienen und Schwellen mit sich fort, und zur Zeit meines Besuches traf ich die neue Ortschaft vereinsamt und im Verfall. Immerhin war aus den früheren besseren Zeiten noch ein Wirtshaus übrig geblieben, das jetzt von einem Chinesen gehalten wurde, aber noch seinen ursprünglichen, anspruchsvollen Titel »Grand Hotel« führte. Es war zwar bescheiden genug, aber doch die beste Herberge, die ich an der ganzen Nordküste Perus zwischen Callao und Lambayeque antraf. Da mein Wirt ein Junggeselle war und keine Haushaltung führte, so nahmen wir im Hotel unsere Mahlzeiten ein, die gut zubereitet und ziemlich reinlich serviert waren, wie ich dies öfters auch in chinesischen Wirtschaften des Inneren fand, wo ich es am wenigsten erwartet hatte.

Nachdem wir also am Tage meiner Ankunft daselbst gespeist hatten, begab ich mich in die nicht weit vom Hotel entfernte Station der Eisenbahn, um mich zu erkundigen, wann ein Zug auf der noch befahrbaren Strecke abgelassen würde. Der weite Raum des Bahnhofes schien verlassen, doch war ich so glücklich nach längerem Umherwandern einen Beamten zu begegnen, von dem ich erfuhr, dass wöchentlich nur einmal ein Zug bis zum Ende der Linie befördert werde, dass aber der nächste am folgenden Morgen abgehen solle. Ich setzte darauf meinen Spaziergang fort, und da ich aus der Maschinenwerkstatt die Schläge eines einsamen Hammers hörte, so trat ich ein. Es fanden sich in dem weiten Gebäude vier Arbeiter: ein englischer Schmied, zwei indianische Gehilfen und ein Chinese, der den Blasebalg trat. Der Engländer sagte mir, die Werkstatt beschäftige im ganzen 15 Personen.

Am nächsten Morgen benutzte ich den Zug zu einem Ausfluge in das Santathal. Der Santafluss ist der wasserreichste der peruanischen Küste und sein Lauf ist der längste. Er entspringt auf 10° 88′ südlicher Breite aus der Lagune Conokocha, welche 3940 Meter hoch am Fusse des Gebirgsknotens liegt, von wo aus die schwarze Küstenkette und die weisse eigentliche Andeskette sich teilen. Der obere Lauf des Flusses, welcher hier Rio de Huaraz genannt wird, folgt eine nordwestliche Richtung und sein Thal scheidet die beiden Gebirgsarme. Innerhalb des 9. Breitengrades biegt sich der Fluss knieförmig, durchbricht die schwarze Kette und strömt in südwestlicher Richtung der Küste zu, wo er auf 8° 58′, wenige Kilometer nördlich von der Bucht

Chimbote sich ins Meer ergiesst. Der untere Teil des Thales bis zum Durchbruch des Gebirges hat mässiges Gefäll, ist weit und grösstenteils mit Zuckerrohr bepflanzt. In der Gegend des Durchbruchs wird es eng und steigt stark, um sich erst später bei einer Höhe von 5000 Fuss mässig zu erweitern. Dieser Teil des Thales ist unter dem Namen Callejon de Huaylas bekannt. Der Callejon steigt allmählich bis zu nahe bei 14000 Fuss und wird auf dieser Strecke zum Anbau der den verschiedenen Höhengraden entsprechenden Kulturgewächse benutzt, als Mais, Weizen, Gerste, Quinoa und Kartoffelarten. Neben Feldfrüchten ist das Thal reich an mineralischen Erzeugnissen, es werden in den dasselbe einschliessenden Bergen zahlreiche Gruben bearbeitet, in denen meist Silbererze gewonnen werden.

Als ich mich in Begleitung meines Wirtes zum Bahnhof begab, trafen wir auf dem Wege einen Herrn, welcher sich mir als Mitreisenden vorstellte, zugleich als einen Kollegen, der sich in Berufsgeschäften nach einer Hacienda des Thales begeben wollte. Auf meine Frage nach der Abgangszeit des Zuges erfuhr ich, dass diese vom Gutdünken des Direktors oder vom Wunsche des Eigentümers der Hacienda Puente abhänge. Wir fanden, dass wir uns nicht hätten zu beeilen brauchen, allein nachdem wir ungefähr eine Stunde gewartet hatten, wurde doch endlich das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Die Bahn führt vom Hafen nach links in nördlicher Richtung durch die Pampa de Chimbote, eine Ebene, die früher bebaut war und wieder fruchtbar gemacht werden könnte, aber nur von dünn stehendem, halbverdorrtem Gestrüpp bedeckt ist. Diese Ebene steigt ganz allmählich bis zu einer gewissen Höhe und neigt sich dann in derselben Weise dem Santathale zu, ganz ähnlich wie die Ebene, welche das Thal von Trujillo hinter dem Cerro de la Campana mit dem Thale Chicama verbindet. Nachdem die dürftige Vegetation aufgehört hat, läuft die Bahn an der linken Seite der alten Inkastrasse, dann im Wege selbst, schneidet ihn und bleibt fortan an dessen rechter Seite, bis sich die Lehmwände, die ihn einfassen, im Flugsande verlieren. Diese Einfassungsmauern sind anderthalb Meter hoch und sieben Meter von einander entfernt.

Dies ist einer der wenigen Orte an der Küste, wo die alte Inkastrasse noch deutlich zu erkennen ist, während im Hochland in mehreren Gegenden sich längere Strecken verfolgen lassen. In den letzten Zeiten der Inkaherrschaft, als die Ausdehnung des Reiches eine sehr grosse geworden war und sich von der Linie bis zum 35. Breitegrade erstreckte, liessen die letzten beiden Könige zur besseren Verbindung der Provinzen zwei grosse Strassen erbauen, von denen die erste, wichtigere und

längste durch das Hochland führte, die Stadt Quito mit der Hauptstadt verband und von Kusko aus durch das Becken des Titicaca-Sees bis nach Chile verlängert worden war. Als dann auch die Küstengegenden unterworfen wurden, hielten es die Könige für zweckmässig, diese gleichfalls durch eine fortlaufende Strasse zu verbinden, welche von Loja an der jetzigen äquatorianischen Grenze nach Tumbez hinabstieg, von dort an in geringer Entfernung vom Meere hinlief bis zum Thale Chincha, und sich hier wieder dem Gebirge zuwandte, um nach Kusko zurückzukehren. Zwischen beiden Hauptstrassen gab es zahlreiche querlaufende Verbindungswege. Diese Wege dienten als Heerstrassen für die Truppen bei militärischen Unternehmungen, den Königen zu ihren oft unternommenen Reisen durch alle Gebiete ihres Reichs, bei denen sie stets von einem zahlreichen Gefolge begleitet wurden; endlich zur Beförderung der königlichen Botschaften. In den Ortschaften, welche die Strassen berührten, befanden sich befestigte Lager mit königlichen Vorratshäusern, worin Waffen, Kriegsgerätschaften, Kleider und Lebensmittel angehäuft waren; in kleineren Zwischenräumen waren sogenannte Tambos errichtet, Herbergen, in welchen die Könige, die meist nur kurze Tagereisen machten, oder auch vornehme Staatsbeamte die Nacht zubrachten; ferner standen längs des Weges in Abständen von 3—4 Kilometer kleine Häuschen oder Hütten für die Sendboten oder Schnellläufer, deren immer mehrere zum augenblicklichen Aufbruch bereit sein mussten. Diese legten die Strecke bis zum nächsten Posten im schnellsten Laufe zurück und überbrachten die Botschaft, die entweder mündlich oder durch Knotenschrift ausgedrückt war, worauf diese ohne Verzug in derselben Weise weiter befördert wurde. Durch diese Posteinrichtung wurde die Regierung in Kusko von allem, was in dem weiten Reiche vor sich ging, sogleich und in viel kürzerer Zeit in Kenntnis gesetzt, als damals in einem der europäischen Länder möglich war. Überresten der Inkastrasse im Hochland werden wir auf späteren Wanderungen wiederholt begegnen und dabei finden, dass diese Anlagen wirklich die Bewunderung verdienten, mit der die alten Chronisten davon reden, an der Küste waren allerdings wegen der günstigeren Bodenverhältnisse keine grösseren Kunstbauten erforderlich. Wenn die Strasse ein Thal durchkreuzte, so war im angebauten Lande der 7—10 Meter breite Weg zu beiden Seiten mit Lehmwänden eingefasst und meist von Bäumen beschattet. In den wüsten Sandebenen liess man die Einfassungsmauern weg und begnügte sich damit, die Richtung durch starke, in den Boden getriebene Pfosten zu bezeichnen. Die Strassen wurden nach Cieza de Leon (Cron. I, 40) unter dem 11. und 12. Könige, Tupak Inca

Yupanqui und Huaina Capak, angelegt; Zarate (Historia del Peru, C. 10) nennt nur den letzten König Huaina Capak als ihren Erbauer, und es scheint allerdings, dass unter diesem die schon früher vorhandenen Wege sehr verbessert und zum Teil neu angelegt wurden.

Auf der Höhe zwischen der Pampa und dem Thal teilt sich die Bahn, eine Zweiglinie läuft nach der Hacienda Puente, dem grössten Gute des Thales. Der Zug hielt daselbst 20 Minuten, in welcher Zeit ich dem mir bekannten Besitzer eine Karte liess, und mit meinem Reisegefährten, einem Doktor Rodriguez, einen Gang durch die Maschinengebäude machte. Der Zug kehrte darauf wieder zum Teilungspunkte der Linie zurück und setzte die Fahrt thalaufwärts fort. Die Bahn senkt sich jetzt und läuft durch Zuckerfelder, über welche sich zwei Ruinen altperuanischer Bauwerke erheben, nämlich zur Linken, zum Teil von Flugsand bedeckt, der Tempel Cantagallo, rechts eine hohe Warte, Castillo del Sol genannt. Hinter diesem letzteren liegt das Gut Rinconada, zu jener Zeit gleichfalls Besitz des damaligen Eigentümers von Puente (Dionisio Derteano), welches seinen Namen von einer Biegung des Thales nach der linken Seite erhält. Um dieser Windung nicht zu folgen, verlässt die Linie das Thal und steigt durch eine anfangs fruchtbare, später aber trockene und steinige Gegend, die Pampa de Vinsos, welche durch eine Reihe von Bergen vom Thale geschieden wird. Auf dem höchsten Punkte angelangt, senkt sich die Bahn durch einen Einschnitt, welcher ehemals ein alter Bewässerungskanal gewesen ist, wieder zum Thale hinunter. Von dort oben hat man einen schönen Blick auf die saftgrüne Thalfläche, deren Zuckerfelder sorgfältig gepflegt zu sein schienen. Sie gehören zum Gute Vinsos (Eigentum der Familie Val de Avellano), an dessen Verwalter, einen Sohn des Besitzers, ich empfohlen war.

Die Gebäude des Gutes liegen nahe am Wege, etwas über dem Thalboden am Abhang der Berge. Im Vergleiche zu denen der benachbarten Hacienda Puente waren sie freilich bescheiden, allein die wirtschaftliche Lage dieses Gutes war trotzdem eine weit bessere, denn die Maschine der Zuckermühle wurde nicht durch Dampf getrieben, sondern durch Wasser, wodurch die Betriebskosten erheblich geringer waren, dasselbe Wasserrad, das die Zuckerfabrik bewegte, trieb auch eine Reismühle. Der Reis wurde nicht zum Verkauf gebaut, sondern für die Arbeiter des Gutes, denen ihr Lohn nach Wahl, entweder in Rationen Reis oder in Geld vergütet wurde. Die Haushaltung des Gutes stand unter dem Ingenieur und Zuckersieder Van Oordt, eines kleinen, in Batavia geborenen und in Deutschland erzogenen Holländers.

Seine noch junge Frau schien früher schön gewesen zu sein, hatte feine Manieren und pflegte in ihrem Hause holländische Reinlichkeit, verbunden mit einer gewissen Eleganz. Sie entschuldigte sich, den Pflichten der Gastfreundschaft nicht genügen zu können, wie sie möchte, allein ihr ältester Sohn, ein Knabe von sechs Jahren, sei schwer erkrankt, und wolle sie nicht von seiner Seite lassen. Der Doktor Rodriguez, in dessen Gesellschaft ich gereist, war gerufen worden, um mit dem Arzte des Gutes eine Konsultation zu halten, durch deren günstiges Ergebnis die ängstliche Mutter sichtlich erleichtert und getröstet schien.

Wir langten gegen Mittag in Vinsos an, und gleich nachdem wir etwas geruht, stieg ich zu dem alten Kanal hinauf, der sich 60 Fuss über dem Thalboden an der linksseitigen Bergwand hinzog. Allein ich war enttäuscht, denn der ehemalige Kanal bestand nur noch aus Andeutungen, eine halb verschüttete, wallartige Stufe am Abhang. Ein Ingenieur hatte sich erboten für 25 000 Sols den Kanal wieder herzustellen und damit die Pampa de Vinsos zu bewässern, allein Señor Val de Avellano mochte diese Summe nicht wagen, und hatte wahrscheinlich wohl daran gethan. Dass übrigens altperuanische Kanäle noch nutzbar gemacht werden können, bewies der Unternehmer Meiggs, denn als die Bahn gebaut wurde, liess er eine alte Acequia wieder herstellen, um Wasser nach Chimbote zu leiten. Gegen Abend machte ich mit dem jungen Gutsherrn einen Spazierritt thalaufwärts. Wir gelangten zunächst an den Fluss, dessen Strom reissend, von unheimlicher schwarzer Farbe, jetzt aber doch schon sehr gefallen war. Das trübe Wasser scheint den Boden zu düngen, ähnlich wie der Nilschlamm; wir kamen durch Gegenden von ausserordentlicher Fruchtbarkeit, wo das Zuckerrohr eine ganz ungewöhnliche Höhe erreicht hatte. Das Ziel unseres Rittes war ein an der linken Thalseite vorspringender Hügel, auf dessen Spitze sich Überreste eines Forts oder verschanzten Lagers befanden, el chingayal genannt, ein im höchsten Grade verfallener, überhaupt unscheinbarer Bau. Allein die Aussicht über das Thal, aufwärts und abwärts, war ausnehmend schön. Nach Sonnenuntergang kehrten wir zurück und machten noch einen Gang durch die Rancheria, die von den Arbeitern bewohnten Hütten. Die Chinesen hatten sich wie anderwärts einen Tempel erbaut, allein da ihrer hier weniger waren, so blieb er hinter denen, die ich früher gesehen, zurück. Die daranstossenden Spiel- und Rauchzimmer waren stinkend und ein Dutzend mit Opium berauschte Menschen lagen auf Matten am Boden.

Die Eisenbahn des Santathales sollte ursprünglich bis zu der Stadt Huaraz, Hauptort des Departements Aucash geführt werden, ja womöglich

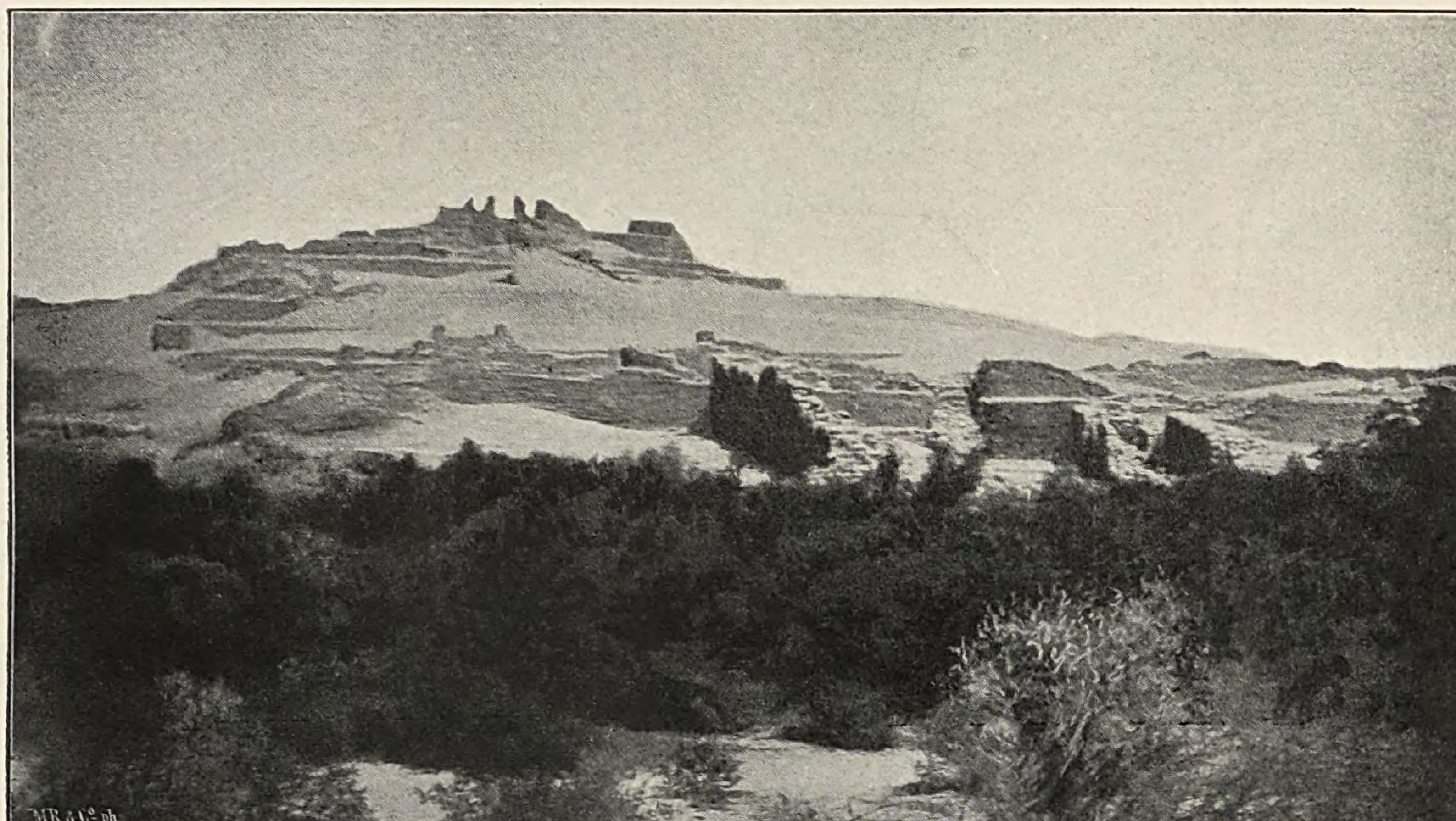
noch darüber hinaus bis nach Recuay, und der Staat hatte dazu die Summe von 33 Millionen Sols bewilligt. Wiewohl es sich nun später herausstellte, dass diese von den ersten Unternehmern geforderte Summe eine viel zu grosse gewesen sei, so gelang es diesen trotzdem nicht die Arbeiten ernstlich in Angriff zu nehmen, daher der Bau der Bahn schliesslich dem Unternehmer Henry Meiggs übergeben wurde, welcher die Linie schmalspurig bis zum Orte Suchiman, 48 Kilometer von Chimbote gebaut hatte, als die Arbeiten wegen Geldmangels eingestellt werden mussten. Der letzte Teil dieser Strecke, welcher zu tief gelegt worden war, wurde durch ein Anschwellen des Flusses wieder weggeschwemmt und zur Zeit meines Besuches wurde die Bahn bis wenig über Vinsos hinaus befahren. Da der Zug, mit dem ich gekommen war, schon am Abende desselben Tages wieder zurückfuhr, so kehrte ich am folgenden Tage zu Pferde nach Chimbote zurück, wobei der junge Avellano mir das Geleit gab und ein Knecht mit meinem Gepäck auf einem Maultier folgte. Hinter dem Gute Rinconada stiegen wir auf die alte Warte, das Castillo del Sol (Sonnenburg), eine abgestumpfte Pyramide von sehr dicken, aus grossen Lehmsteinen aufgeführten Mauern, die auf dem Gipfel eines ins Thal vorspringenden Granitberges liegt. Auf der Spitze des Baues sieht man eine Einsenkung, gebildet durch eine verwitterte Brustwehr. Viele dicke Mauern ziehen sich an den Seiten des Berges hinab, aber alle sehr verwittert und zerfallen. Der Blick auf das Thal bis zum Meere ist noch schöner als der bei der alten Burg bei Vinsos. Nach einem missglückten Versuch einer photographischen Aufnahme stiegen wir wieder herab und ritten nach den gegenüberliegenden Ruinen von Cantagallo, deren nähere Besichtigung ich jedoch auf den Abend verschob, denn der Himmel war unbewölkt und die Mittagssonne brannte heiss.

Wir begaben uns daher ohne weiteren Verzug nach der Hacienda Puente, wo wir schon Tags zuvor einige Minuten verweilt hatten. Der volle Name dieses Gutes ist: Tambo real del Puente, da sich in dessen Nähe an einer durch Felsen eingeengten Stelle eine Brücke über dem Fluss befand. Es war eine Schiffsbrücke, die zu Anfang dieses Jahrhunderts durch einen französischen Ingenieur erbaut wurde, aber schon seit langen Jahren wieder verschwunden ist. Obgleich sich nun die Stelle wegen der felsigen Ufer zur Errichtung einer eisernen oder wenigstens einer Drahtbrücke sehr wohl eignet, so ist dies doch bis jetzt nicht wieder geschehen, sondern die Verbindung der am rechtsseitigen Ufer gelegenen Hacienda Guadalupe mit dem grossen Thale wird durch eine Fähre bewerkstelligt, und zwar ist dies der einzige Ort,

wo man im Sommer den unteren Lauf des Santaflusses trockenen Fusses passieren kann. Zuweilen ist dann wochenlang aller Verkehr zwischen den beiden Ufern unterbrochen, und wenn das Wasser einigermassen niedriger geworden ist, so können die Reisenden nur mit Hilfe eigens dazu angestellter Leute von einer Seite zur andern gebracht werden. Dies sind die sogenannten Chimpadores, von denen eine Gilde von acht Mann unter Führung eines Hauptmanns in dem kleinen weiter unten gelegenen Städtchen Santa stationiert ist. Die Chimpadores*) untersuchen alle Tage die oft wechselnden Furten und deren Tiefe. Will ein Reisender bei Hochwasser über den Fluss, und lässt sich ein Chimpador bereit finden ihn hinüber zu schaffen, so entkleiden sich beide; der Chimpador besteigt ein sehr grosses Pferd und nimmt den Reisenden hinter sich. Wenn das Pferd Boden verliert und schwimmen muss, sinkt es so tief, dass nur die Schnauze aus dem Wasser hervorsieht, und die grosse Gefahr für den Reisenden ist dann, dass er durch den rasch vorbeifliessenden Strom schwindelig wird und vom Rücken des Pferdes gleitet. Eine andere Gefahr bringen zuweilen Baumstämme und Büsche, die im Strome herabschwimmen.

Gewöhnlich bezeichnen die Bewohner der Gegend die Hacienda Puente als »Palo seco«, wie man mir sagte, ein Name, der von einem vertrockneten Baumstamme in einem der Höfe der Ruine von Cantagallo herrührt. Das Gut Puente galt mit Recht als eine der besteingerichteten und einträglichsten Zuckerpflanzungen der peruanischen Küste und ihr damaliger Besitzer war früher einer der reichsten Leute von Lima. Allein der Krieg mit Chile hatte auch diesen stolzen Mann, wie so manche andere zu Falle gebracht. Die Chilenen wollten ihn zur Erlegung einer grossen Kriegssteuer zwingen, und als er sich derselben entzog, liessen sie seine prachtvollen, mit grossem Geldaufwand hergestellten Maschinen zerstören. Nach dem Frieden gelang es ihm zwar unter schweren Opfern seine Zuckerfabrik und Destilliervorrichtungen wieder herzustellen, allein der damals eintretende Fall der Zuckerpreise vereitelte die Hoffnungen, die er auf diese grossen Anstrengungen gesetzt hatte, die verschwenderische Verwaltung des Gutes durch seine Söhne that das Übrige, und schon zu Zeiten meines Besuchs wurde von allen mit den Verhältnissen vertrauten der Bankerott als unabwendbar und nahe bevorstehend betrachtet. Der früher so anmassende Besitzer

*) Chimpador ist ein aus einem Worte der Keshuasprache — chimpa — gebildeter spanischer Ausdruck, indem chimpa die gegenüber liegende Seite bedeutet, also chimpador jemanden, der dahin übersetzt.



Ruinen von Cantagallo im Santathale.

(S. 328.)

wurde durch seinen jähen Sturz körperlich und geistig gebrochen, er verfiel in Schwermut und Stumpfsinn, und starb, nachdem er in solchem Zustande noch ein Jahr lang ein Scheinleben geführt hatte.

Als abends die Hitze etwas nachgelassen hatte, kehrte ich mit dem jungen Verwalter von Vinsos und ein paar Herren vom Gute Puente nochmals nach den Ruinen von Cantagallo zurück, die man von der Hacienda in einer Viertelstunde erreicht. Die Mauerreste liegen auf einem niedrigen Granithügel, zum Teil von Flugsand bedeckt: eine grosse rechteckige Halle, mit Vorzimmern zu beiden Seiten eines weiten Ganges. Östlich von diesen Räumen trifft man Trümmer vieler fast ganz versandeter grosser und kleiner Gemächer, die eine Ortschaft gebildet zu haben scheinen. Am Fusse des Hügels, nach Norden zu, befanden sich grosse Höfe, von denen besonders einer bemerkenswert ist, denn er war rings von Säulen umgeben, die zu beiden Längsseiten eine Kolonnade bildeten. Die Säulen, welche 2,5 Meter von einander entfernt standen, waren aus Adobes gebaut, bestehen aber jetzt nur aus kleinen runden Trümmerhaufen, deren man auf jeder Seite 54 zählt. Was die ehemalige Bestimmung dieser Bauwerke betrifft, so scheinen sie eine Wohnung des Königs oder Häuptlings gewesen zu sein, kein Tempel, wenn auch die Höfe mit den Säulenstellungen zu religiösen Festen gedient haben mögen. Die Mauern von Cantagallo, sowie die des Castillo del Sol sind aus grossen Lehmsteinen gebaut und müssen daher als Werke der Inkas betrachtet werden.

Mein Begleiter, der junge Verwalter von Vinsos, blieb in Puente zurück, während ich mit dem Knecht allein nach Chimbote zurückkehrte. Bei meiner Ankunft erfuhr ich, dass die Tiere, die ich für meine Reise ins Hochland erwartete, inzwischen angekommen seien. Ich war sehr erfreut und hatte die Absicht, sogleich am nächsten Tage aufzubrechen, allein mein freundlicher Kollege, der Dr. Rodriguez, mit dem ich Tags zuvor ins Thal gefahren war, kam abends mich zu besuchen, und stellte mir vor, dass ich Chimbote nicht verlassen dürfe, ohne den sehr schönen untersten Teil des Santathales gesehen zu haben, und erbot sich, da der kommende Tag ein Sonntag war, mich dahin zu begleiten. Ich liess mich auch gern zu diesem Ausflug überreden, da sich in der Gegend, die wir besuchen wollten, die Ruinen einer alten Burg befinden sollten, bekannt unter dem Namen »el Castillo de la Huaca«. Wie schon bemerkt wurde, wird der Hafen vom Thale des Santa durch eine allmählich ansteigende Ebene getrennt, die Pampa de Chimbote, die sich nach dem Meere zu einem kleinen Bergstock erhebt, ganz ähnlich wie der Morro Solar bei Chorrillos. Der Weg ist

nach dieser Seite viel angenehmer als durch die windige und staubige Pampa. Man reitet durch einige Schluchten und erreicht nach einer Stunde das Meer, wo auf dem weichen sandigen Strande einige Hütten liegen, der Ort Coisco, der von den Thalbewohnern als Badeort benutzt wird. Eine halbe Stunde vom Meere entfernt liegt im Thale das Wohnhaus des Gutes Primavera, welches zu Puente gehört. Nachdem wir auf diesem Gute etwas geruht, ritten wir weiter, um die alte Burg aufzusuchen. Wir kamen durch den Ort Santa, ein elendes Dorf, wo jetzt viele freie Chinesen wohnten, und kaum waren wir wieder im Freien, als wir den Hügel mit der Festung vor uns sahen. Aber schon eine Betrachtung von weitem liess mich erkennen, dass ich daselbst keineswegs finden würde, was ich erwartet hatte. Bei der Besteigung erwies sich die Burg als ein Verteidigungswerk, bestehend aus einer zum Teil eingestürzten doppelten Ringmauer, von grober und plumper Arbeit wie die Mauern von Vinsos; beide sind jedenfalls sehr alt und und stammen aus der Zeit vor der Inkaherrschaft, sind aber im Übrigen kaum eines Besuches wert. Um so schöner war auch hier wieder der Blick über das Thal, den man von oben genoss. Ich hätte mir gerne ein Andenken an denselben durch eine photographische Aufnahme mitgenommen, allein als ich mich nach dem Knechte umsah, der meinen Apparat auf seinem Maultier trug, war der junge Mensch verschwunden. In Santa hatte er Bekannte getroffen, eine lustige braune Gesellschaft beiderlei Geschlechts, die den Sonntag mit Branntwein und Chicha feierten, und als wir wieder durch das Dorf kamen, fanden wir ihn bereits so betrunken, dass er Mühe hatte, sich im Sattel zu halten.

Am Montag Morgen reiste ich von Chimbote ab, um meine erste Wanderung durch das Hochland von Mittelperu anzutreten. Doch führte mich der Weg nicht sogleich ins Gebirge, sondern zunächst noch durch Küstengegenden: durch die Thäler von Nepeña und Moro, daher ich deren kurze Beschreibung als hierher gehörig vorwegnehme, während die Fortsetzung erst im dritten Bande folgt. Die Tiere, die mir ein Freund und späterer Reisegefährte aus dem Innern geschickt hatte, waren zwei Maultiere für mich selbst und mein Gepäck und einen Esel für den Führer, der die kleine Herde an die Küste gebracht hatte. Dieser war ein kräftiger und gewandter Cholo: willig, ehrlich und nüchtern, drei Eigenschaften, die sich bei einem peruanischen Mestizen selten beisammen finden. Er leistete mir wesentliche Dienste, denn es war das erstemal, dass ich eine Reise zu Maultier unternahm, ich war mit den Gewohnheiten, dem Eigensinn und den Tücken dieser Tiere ganz unbekannt, in ihrer Behandlung, Fütterung und sonstigen

Besorgung durchaus unerfahren und fand mich daher besonders anfangs oft in ärgerlichen und lächerlichen Lagen. Als ich am Morgen im Begriff war, mein Tier zu besteigen, kam der Kollege Rodriguez, um Abschied zu nehmen, wobei er bedauerte, dass ihm heute seine Berufsgeschäfte nicht gestatteten, mich zu begleiten, er habe jedoch seinem Assistenten befohlen uns den Weg zu zeigen, und dieser werde nicht lange säumen. Um den guten Doktor nicht durch Ablehnung seines wohlgemeinten Anerbietens zu verletzen, mussten wir uns bequemen fast eine Stunde zu warten, und als endlich der Heilgehilfe mit ziemlich verdrossenem Gesichte erschien und wir nun wirklich aufbrachen, stellte es sich alsbald heraus, dass mein Führer den Weg besser kannte als er, daher ich ihm nach kurzer Zeit, zu seiner sichtlichen Zufriedenheit anheimstellte, sich nicht weiter zu bemühen, sondern zurückzukehren.

Der Weg lag anfangs durch die mit Gestrüpp bedeckte Pampa de Chimbote, später zwischen kleinen Haufen von Flugsand, wo man allerdings leicht die Richtung verlieren konnte, da der Wind die Hufspuren in wenigen Stunden verweht. Als der dürftige Pflanzenwuchs schliesslich aufgehört hatte, begann der Weg allmählich zu steigen, bis wir endlich auf der höchsten Stelle einer sandigen Ebene zu einem mit vertrockneten Blumen und Kränzen geschmückten Kreuz gelangten — la cruz blanca — welches dem Reisenden anzeigt, dass er die kleinere Hälfte des Weges zwischen Chimbote und Nepeña zurückgelegt hat. Auf diesem ganzen Wege sieht man zur linken die dunklen Höhen der Cordillera negra, rechts die beiden Buchten von Samanco und Chimbote mit ihren Vorgebirgen und Inseln vor sich. Von dieser Höhe aus kann man die Gestalt der Buchten und ihr Verhältnis zu einander weit besser überblicken als vom Meere, erkennt deutlich den schmalen sandigen Streifen, der ihre Rundung trennt und sich dann zu einem felsigen Vorgebirge erhebt, um welches man fahren muss, um sich von einem Hafen zum anderen zu begeben. Die Klippen zur Seite der Eingänge sind weiss von Guano, denn sie dienen Tausenden von Seevögeln als Ruheplatz. Von der Cruz blanca an beginnt der Weg sich wieder etwas zu senken; man reitet über eine zwei Leguas weite Sandebene — musu pampa — in welcher die Tiere bis über die Knöchel einsinken und gelangt dann zu einem braunen felsigen Berge (cerro prieto), ein Wahrzeichen zur Orientierunng der Reisenden, an dessen Fusse man die Telegraphenleitung trifft und derselben fortan folgt. Von einer Anschwellung des Bodens erblickt man bald darauf das Thal, das sich wie ein breiter grüner Strom durch die Wüste zieht. Mein Reiseziel

war die Hacienda San Antonio, das bedeutendste Gut des Thales, an deren dermaligen Verwalter ich empfohlen war. Von dem Orte, wo wir uns befanden waren die Gebäude desselben noch nicht sichtbar, doch sagte mir der Führer, die Entfernung sei nur gering und man könne auf zwei Wegen dahin gelangen, von denen der eine am Saume der Vegetation, der andere durch die Hecken und Baumgärten des Thales führe. Ich gab natürlich dem letzteren den Vorzug, hatte aber gleich darauf Ursache meine Wahl zu bereuen. Wir mussten den Fluss überschreiten, und mein Maulter benutzte diese Gelegenheit, um mir die erste Probe seines Eigensinns zu geben. Das Wasser war zwar ganz seicht und klar, allein das Tier wollte seinen Huf nicht hineinsetzen und begann, als ich antrieb, dergestalt umherzuspringen und auszuschlagen, dass ich Mühe hatte, mich im Sattel zu halten. Es blieb mir also nichts übrig als zu warten, bis der Führer mit seinem Esel kam, hinter welchem das störrige Maultier ohne weitere Ermunterung durch den Bach schritt. Wir kamen dann durch die Ortschaft Nepeña, ein ärmliches Dorf von Rohrhütten und kleinen Lehmhäuschen, auf dem ungepflasterten staubigen Platz eine verfallene Kirche mit einem paar kläglich winselnden Glöckchen in einem Bretterturm. Die Entfernung zwischen Nepeña und San Antonio beträgt ungefähr eine Stunde und der Weg dahin ist höchst anmutig, führt durch hohe Hecken, Gruppen von Fruchtbäumen, Dickichte von Rohr und Schlingpflanzen, von Bächen klaren Wassers unterhalten und von vielen Singvögeln belebt, daher dieser letzte Teil meiner Tagereise trotz der mancherlei Seitensprünge meines scheuen Maultieres, mich für den ermüdenden Ritt durch die Sandwüste einigermassen entschädigte.

Die Hacienda San Antonio gilt als die beste des Thales von Nepeña, hat ausgedehnten Landbesitz, fruchtbaren Boden und hinreichende Versorgung mit Wasser, war jedoch trotz dieser günstigen Bedingungen durch die misslichen Verhältnisse, unter denen damals alle Güter der Küste litten, sowie noch besonders durch die schlechte Verwaltung und Verschwendung ihres früheren Besitzers in Verfall geraten. Dieser hatte die bedeutenden Summen, die er angeblich, um Verbesserungen im Betriebe einzuführen, hypothekarisch auf sein Gut aufgenommen, einfach verprasst, so dass er sich schliesslich gezwungen sah, die Hacienda seinen Gläubigern zu überlassen. Die englische Bank in Lima hatte als meist interessierte unter den Gläubigern, dieses Geschäft übernommen, und einen bevollmächtigten Verwalter dahin geschickt, an den ich durch den Direktor der Bank empfohlen war. Ich traf diesen Herrn auf dem Hofe des Gutes und wurde aufs Zuvorkommendste von

ihm aufgenommen. Er war ein nordamerikanischer Ingenieur namens Cartland, der unter Meiggs an Eisenbahnen beschäftigt gewesen und später im Lande geblieben war, da er sich daselbst verheiratet hatte; wie mir schien, der rechte Mann für seinen schwierigen Posten: thätig, entschlossen, wachsam, ausserordentlich sparsam, und jetzt zunächst darauf bedacht, seinen Auftraggebern zu beweisen, dass das seiner Leitung anvertraute Gut im stande sei, ohne weiteren Kapitalzuschuss seine Kosten zu decken.

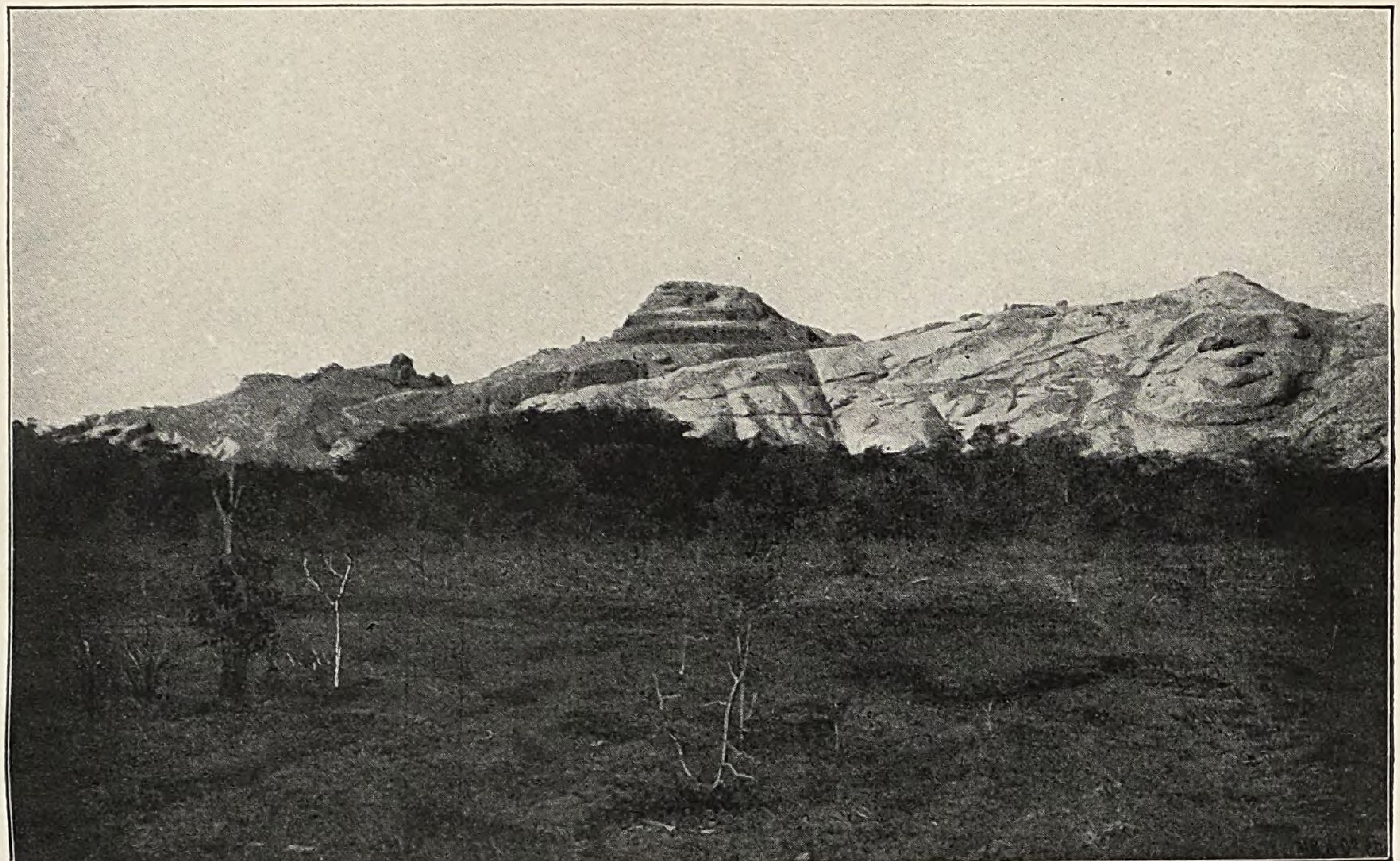
Das Haus liegt auf einer Huaca, d. h. auf einer alten künstlichen Bodenaufschüttung, luftig und geräumig, und könnte ein schöner behaglicher Wohnsitz sein, hatte aber damals gar keine Möbeln mehr, da von dem früheren Inhaber alles Bewegliche mitgenommen oder verkauft worden war. Rings um das Gebäude läuft auf einer Terrasse eine offene Veranda, unter welcher sich die Wohnungen des Dienstpersonals sowie die Vorratsräume befinden. Dem Hause gegenüber liegt die Zuckerfabrik und Destillation. Wegen des ungünstigen Zuckerpreises wurde zur Zeit der ausgepresste Zuckersaft nicht versotten, sondern sogleich der Gärung überlassen und zu Alkohol destilliert. Gewöhnlich lässt man den eingedickten Zuckersaft dreimal durch die Maschine gehen und benutzt nur den unkrystallisierbaren Rückstand oder Sirup zur Alkoholbrennerei. Der so gewonnene Branntwein, Cañaso genannt, hat einen kratzenden Geschmack und einen ebenso widrigen Geruch wie der Fusel des Kartoffelschnapses. Der unmittelbar aus dem ausgepressten Safte hergestellte Alkohol dagegen hat den feinen Duft guten Rums und wird auch so genannt.

Das Thal wurde zu jener Zeit durch eine Bande arbeitsloser, weil arbeitsunlustiger Neger unsicher gemacht und wiederholt war auch auf dem Gute Vieh gestohlen worden. Der Verwalter war daher beständig auf der Wacht und der Revolver fehlte nie in seiner Tasche. Von meinem Schlafzimmer, welches neben dem seinigen lag, hörte ich ihn mehrmals in der Nacht aufstehen, um auf der Veranda und auf dem Hofe einen Rundgang zu machen. Trotz solcher Vorsicht meldete mir am nächsten Morgen mein Führer mit Kummer und Angst im Gesicht, dass unsere Tiere aus der Umzäunung, wo er sie abends gelassen, verschwunden seien: eine Nachricht, die auch mich höchst unangenehm berührte, denn wenn ich auch nicht für die Tiere verantwortlich war, so konnte doch möglicherweise durch ihr Abhandenkommen meine ganze Reise vereitelt werden. Der Verwalter Cartland schickte sogleich berittene Boten aus und liess durch andere die Gebüsche in der Umgegend des Gutes durchsuchen. Da ich selbst dabei nichts weiter helfen konnte,

und auf alle Fälle den Tag nicht verlieren wollte, so erbat ich mir von meinem Wirte ein Pferd und einen Burschen, um einen Ritt thalabwärts zu machen und eine vom Gute zwei Leguas entfernte alte Ruine zu besichtigen. Wir kamen auf dem Wege wieder durch den Ort Nepeña, wo ich den Pfarrer besuchte, an den mir der Dr. Rodriguez ein paar Zeilen mitgegeben hatte. Ich traf einen klug aussehenden jungen Mann mit einem hohläugigen verschwiemelten Gesicht, das zu der Beschreibung passte, die mir mein Kollege von ihm gemacht hatte: »ein ganz fähiger Bursche, dem aber der Wein des Messkelches nicht genügt, und der eine grosse Flasche vorzieht«. Ich hoffte vom Pfarrer etwas über das Bauwerk zu erfahren, das ich zu besehen gedachte, so wie über andere etwa im Thale vorhandene Bauten, fand jedoch, dass sich der junge Priester für die heidnischen Altertümer ebenso wenig interessiere als für die Pflichten seines christlichen Amtes.

Die Ruine Panamarquilla liegt eine Legua unterhalb der Ortschaft Nepeña auf einem niedrigen Granithügel an der rechten Seite des Flusses*). Die Hauptmasse derselben bildet eine vierseitige Pyramide von fünf Stufen oder Terrassen, welche aber zum Teil durch herabgefallenen Schutt bedeckt sind. Bei näherer Besichtigung ergiebt sich, dass die unterste Stufe eine Ringmauer ist, welche die Pyramide umgiebt und drei Meter von ihr absteht. Nach der Südseite sind die Stufen aufgebrochen und man blickt in eine weite, tiefe Grube, in welcher an zwei Seiten noch Mauerreste erkennen lassen, dass sich daselbst im Innern des Baues ein vierseitiger Raum, wahrscheinlich eine Grabzelle befand. Die Zerstörung derselben rührt von Schatzgräbern her, welche auch andere Stellen der Pyramide unterwühlt haben. Man erkennt durch diese Ausgrabungen, dass die Mauern des Baues aus Lehmsteinen bestehen, wie die im Thale des Rimaks, dass sie ein Tempelbau war, der aus der Zeit vor der Inkaherrschaft herstammt. Die Ringmauern scheinen neueren Datums und später zu dem inneren Kern hinzugefügt zu sein. Neben der Pyramide sieht man am Abhange des Berges noch ausgedehnte zerfallene Mauern und Höfe, sowie auf einem nach Süden gelegenen Ausläufer des langgestreckten Hügels einen rechteckigen Bau aus unbehauenen Steinstücken. Die Basis der Pyramide misst 60 Schritt, die Spitze ist so zerstört, dass sich keine Masse angeben lassen.

*) Von dieser Lage rührt vermutlich der Name her, denn in der Keshuasprache bedeutet pana rechts, marca einen Oberstock, Turm, eine Burg, mithin panamarca eine Burg an der rechten Seite, wovon Panamarquilla das spanische Diminutiv ist.



Ruinen von Panamarquilla im Thale Nepeña.

(S. 334.)

Bei meiner Rückkehr nach San Antonio hatte ich die Genugthuung zu hören, dass die verlorenen Maultiere wieder gefunden worden seien. Sie hatten sich durch den Zaun einen Weg in ein frisches Kleefeld gebahnt, und waren, während man sie weit umher gesucht hatte, ganz nahe beim Hause gewesen. Als wir am nächsten Tage die Hacienda verliessen, spielte mir mein Maultier wieder einen seiner mutwilligen Streiche. Ich hatte den Führer mit dem Gepäck vorausgeschickt und als ich aufsteigen wollte, scheute das Tier vor seinem eigenen Schatten, that plötzlich einen Seitensprung und warf mich aus dem Sattel. Übrigens litt ich durch den Fall keinen Schaden, denn der Boden war sandig und weich, nur die kleine Beschämung, wider Willen zur Heiterkeit der Umstehenden beigetragen zu haben. Auch entlief das Maultier nicht, wie dergleichen widerspenstige Tiere zu thun pflegen, sondern trabte nur langsam nach seinem Kleefelde zurück. Als die Reise etwas länger gedauert hatte und das durch eine längere Ruhe erzeugte Kraftgefühl etwas abnahm, wurde diese Mula ganz zahm und erwies sich in der Folge als sehr nützlich und ausdauernd.

Wir verliessen das Thal und schlugen nach rechts über felsigen Boden einen Richtweg ein, der uns nach San Jacinto führte, einem Gute der Familie Swaine, derselben, welche auch die grossen Güter im Thale von Cañete besitzt. Ich hielt mich nicht auf, sondern setzte sogleich meinen Weg fort. Um eine andere Windung des Thales abzuschneiden, schlugen wir wieder einen kürzeren Weg über eine vegetationslose Ebene ein, der uns nach einer Stunde über einen felsigen Sattel in das Thal zurück und zur Hacienda Motucache brachte, gleichfalls ein Swainescher Besitz, wo neben Zuckerrohr auch viel Wein gebaut wird. Auch hier stieg ich nur einen Augenblick ab, um einen Brief abzugeben, um dessen Bestellung mich Herr Cartland, der Verwalter von San Antonio, gebeten hatte. In Motucache erweitert sich das Thal zu einem von hohen Bergen umgebenen Kessel, in dessen Mitte der Ort Moro liegt, dessen Kirche man von weitem aus dem dichten Grün der Vegetation hervorblicken sieht. In der That ist der Pflanzenwuchs in dieser Gegend sehr üppig, denn in diesen höheren Lagen ist noch Überfluss an Wasser und die Sommer sollen sehr heiss sein. Auch würde der Pfad, der zuweilen durch undurchdringliche Dickichte voll von Blumen und Singvögeln führte, sehr angenehm gewesen sein, wenn ihn das ausgetretene Wasser nicht an vielen Stellen schlüpfrig und schlammig gemacht hätte. Vor dem Orte hielt ich, um meinen Führer mit dem Gepäck zu erwarten. Ich wurde von einem Reiter mit seiner Dame eingeholt: beide auf feinen Pferden, der Mann gekleidet wie ein

reicher Gutsbesitzer mit silberbeschlagenem Sattel und Reitzeug, die Frau in einem Reitkleid aus blauem Tuch, mit einem blauen Schleier über ihrem teuren Panamàhut. Ich frug einen alten Mann, der mit einer Ladung Holz vorbeikam, wer die vornehmen Herrschaften seien und erfuhr, dass der Mann ein Chinese von Nepeña, noch vor wenigen Jahren ein Sklave, jetzt der reichste Mann seines Ortes sei, wie sein Landsmann Larredo in Casma; die Frau war eine Chola des Thales, wiewohl sonst die Küstenbewohnerinnen nicht gern einem Asiaten die Hand reichen, daher diese gewöhnlich ihre Lebensgefährtinnen aus dem Hochland beziehen.

In Moro hatte mir Herr Cartland geraten die Nacht zuzubringen und hatte mir zu diesem Ende einen Brief an den Pfarrer mitgegeben. Der Verwalter von San Antonio schien in der Gegend eine beliebte Persönlichkeit zu sein, denn bei der blossen Erwähnung seines Namens erheiterten sich die Gesichter. Ich traf den Pfarrer Plaza in seinem Hause damit beschäftigt, einem Amtsbruder behufs seiner Stellvertretung die erforderlichen Mitteilungen zu machen, denn er wollte am nächsten Tage nach Lima reisen. Als er jedoch Cartlands, seines Gevattersmanns Brief gelesen, hiess er mich sogleich willkommen, und erklärte, seine Reise sei nicht eilig, er könne sie verschieben. Der Pfarrer hatte eine Tochter bei sich im Hause, stellte sie aber der Sitte gemäss als seine Nichte vor. Der Cura war ein heller Zambo mit etwas gekräuseltem Haar, seine Tochter jedoch zeigte nichts von schwarzer Abstammung und war ein nettes, in Lima geborenes und erzogenes Mädchen. Als die Mahlzeit aufgetragen wurde, bedauerte der Pfarrer, dass er wegen seiner bevorstehenden Reise seinen Vorrat von Wein habe ausgehen lassen. Ich liess den Wink nicht unbeachtet, sondern schickte meinen Führer in einen dem Hause gegenüber gelegenen Viktualienladen, um einige Flaschen des sehr guten im Thale gekelterten Weins zu holen. Infolgedessen verlief das übrigens ganz gut zubereitete Essen sehr heiter, das junge Mädchen freute sich, jemanden zu finden, mit dem sie über ihre geliebte Geburtsstadt reden konnte, denn die Peruaner sind für Lima eingenommen, wie die Franzosen für Paris. Nach Tische nahm sie ihre Guitarre von der Wand und sang kleine Liedchen, in welcher ihr Vater später zuweilen mit einstimmte. Als sich die Tochter zurückgezogen hatte, blieb ich mit dem Pfarrer noch einige Augenblicke sitzen, und fragte ihn, ob sich in der Gegend nicht Ruinen und Überreste alter Bauten befänden. Er teilte mir mit, allerdings gäbe es derselben, und zwar sehr interessante, nämlich die Festung Cuchipampa, und zugleich erbot er sich, mich selbst dahin zu begleiten. Ich nahm sein

Anerbieten dankbar an und am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg.

Die Ruinen von Cuchipampa (das Schweinefeld) liegen auf der rechten Seite des Thales auf einer von zwei Schluchten eingefassten Anhöhe. Sie bilden ein grosses Rechteck, 400 Schritt lang und 200 Schritt breit und scheinen ein Fort oder befestigtes Lager gewesen zu sein. Die Mauern bestehen aus unbehauenen Granitsteinen, die Pfosten der Thore sind zum Teil behauen und mit grob gemeisselten Figuren verziert. Die Höhe der Mauern betrug an einigen Ecken noch acht Meter. Das ganze entsprach jedoch keineswegs der Erwartung, die der Pfarrer in dem Eifer seiner Beschreibung bei mir erweckt hatte, denn die Ausführung war plump und grob, die Form der Thorwege bewies, dass der Bau nicht von den Inkas, sondern aus einer älteren Zeit herstammte. Etwas oberhalb Cuchipampas finden sich die noch mehr zerfallenen Überreste eines anderen Forts namens Huancarpon. Auf dem Rückwege nach dem Ort, bestiegen wir einen Hügel oberhalb des Begräbnisplatzes, von wo aus man einen schönen Blick über das Thal hat. Die Gegend von Moro ist äusserst fruchtbar und bringt alle Erzeugnisse der Küste hervor: Zuckerrohr, Baumwolle, Mais, Bataten, Yuca, von Früchten Chirimoyas, Lucumas, Guayaven, Granadillas, sogar wegen ihrer geschützten Lage Ananas, welche nur selten an der peruanischen Küste reifen. Besonders geschätzt ist der daselbst gezogene Wein, doch ist die Quantität zu gering, um einen lohnenden Absatz zu erlauben. Bei der Rückkehr zum Pfarrhause fanden wir den Tisch zum Frühstück gedeckt, und als wir unsere Mahlzeit beendigt hatten, klatschte das junge Mädchen in die Hände, worauf ein Schwarm Tauben ins Zimmer geflogen kam, die sich ihr auf Kopf, Schultern und Hände setzten, ihr Brotstückchen aus den Lippen pickten und sich von ihr füttern liessen, ein reizendes Bild, das mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Als ich mich darauf verabschieden wollte, bestand der Pfarrer darauf, mich ein Stück Weges zu begleiten, worauf er selbst seine Reise nach der Küste antrat, während ich mich nunmehr dem Gebirge zuwendete. Die Fortsetzung dieser Reise in das obere Santathal und über die Cordillera blanca folgt im dritten Bande dieses Werk.

Salaverry.

Die nördlichsten Gegenden der Küste, nämlich die Departements von Trujillo und Lambayeque, hatte ich wiederholt Gelegenheit zu besuchen, das erstemal im September 1885 in Gesellschaft zweier junger

Kaufleute, die von einem deutschen Handlungshause in Lima dahin geschickt wurden, mit dem schwierigen Auftrage, alte, seit langer Zeit fällige Schulden einzutreiben. Wir benutzten zu dieser Reise nicht den kleinen Küstendampfer, der fahrplanmässig alle Häfen anlaufen muss, sondern eines der grossen Postschiffe, welches an den meisten kleinen Stationen wie Ancon, Supe, Huarmey, Samanco und Casma vorüberfuhr und bloss in Huacho und Chimbote kurze Zeit hielt, so dass wir nach nur 36stündiger Fahrt vor Salaverry anlangten.

Man konnte damals Salaverry nicht wohl einen Hafen nennen, sondern nur einen Landungsplatz, da der leicht geschweifte, flache Strand nach dem Meere zu ganz offen liegt, und auch an der Südseite durch einen niedrigen, kaum vortretenden Felsen nur wenig vor den von dorther wehenden Winden geschützt wird. Die Stücke zu einem eisernen Hafendamm und einer Landungsbrücke lagen zwar bereits seit vielen Jahren am Lande, allein durch den Krieg waren die eben angefangenen Vorarbeiten unterbrochen worden, und erst zur Zeit meines letzten Besuches dachte man ernstlich daran, sie wieder aufzunehmen. Das Aus- und Einladen von Gütern, sowie das Landen und Anbordnehmen von Personen wird hier für die Passagiere sowohl als auch für die Bootsleute zu einem schwierigen und zuweilen nicht ungefährlichen Geschäft, an manchen Tagen sogar unmöglich. Denn wenn auch diese Gegend des stillen Ozeans insofern ihren Namen verdient, als daselbst nie Stürme vorkommen, so geht doch die Dünung bei etwas frischem Winde alsbald hoch, und die am Strande auf den Grund stossenden Wellen brechen sich mit heftiger Brandung. Bei unserer Ankunft zeigte sich das Meer so bewegt, dass keine Waren eingeschifft und auch nur wenige der mitgebrachten ausgeladen werden konnten. Auch weigerten sich die Schiffer, die Passagiere zu landen, bis nach Verlauf einiger Stunden die Wellen weniger hoch gingen, und eine der dort gebräuchlichen grossen Lanchen angerudert kam. Der grösste Teil aller Reisenden war für Salaverry eingeschrieben, besonders viele Deckpassagiere. Nachdem das Gepäck dieser Leute untergebracht war, und zwar nicht sehr trocken, denn die Lanche machte Wasser, kam das Einladen der Personen mittels eines durchgesägten Fasses, welches an einer am Ende einer Rahe angebrachten Rolle hinabgelassen und heraufgezogen wurde. Es wurden immer zu gleicher Zeit drei Personen befördert, von denen zwei auf einer Bank im Fasse sassen, während eine auf den Rand treten und sich an der Kette anhalten musste. Auf dem Boden des Bootes lagen Säcke mit Oliven, auf denen das ankommende Fass gewöhnlich umfiel, und seine menschliche

Fracht auf die schwarze ölige Masse ausleerte, zum grossen Ergötzen der von oben herab Zusehenden. Wir drei Deutschen waren die letzten, die man hinunterliess, und wir fanden Plätze auf einer Ruderbank in der Mitte des Fahrzeugs, unbequeme Sitze, aber wie es sich später herausstellte, von allen die sichersten. Es mochten wohl hundert Personen in der Lanche sein, welche von zehn braunen Ruderknechten bewegt und durch einen kräftigen Cholo gesteuert wurde, der auf dem hohen Hinterteil des Bootes stand. Die Dünung ging wieder höher, indes begann die Schwierigkeit erst, als wir dem Lande näher kamen und es sich nun darum handelte zu vermeiden, dass sich die Brandung über den Rand des Fahrzeuges bräche. Als wir uns dem felsigen Vorsprung gegenüber befanden, getraute sich der Steuermann nicht weiter zu fahren, sondern befahl die Ruder aus dem Wasser zu heben. Von seinem erhöhten Standpunkt konnte er das Meer auf eine gewisse Strecke übersehen und die Höhe der heranrollenden Wellen schätzen. Denn der Wellengang ist nicht gleichmässig, auf eine Anzahl hoher folgt stets wieder eine Reihe niedriger. Als er die rechte Zeit gekommen sah, gab er das Zeichen, das Boot wieder zu drehen, worauf die Ruderer unter Aufbietung aller Kräfte und gegenseitiger Aufmunterung durch lautes Geschrei und Zurufen die Lanche durch die Brandung ans Ufer trieben. Von einer hohen Welle wurden wir noch ereilt, als wir bereits nahe am Lande waren. Sie brach sich über das Hinterteil, und die dort sitzenden Leute, die den sichersten Platz zu haben glaubten, wurden durchnässt. Es wurde sogleich ein dickes, am Lande befestigtes Tau über eine Rolle am Vorderteil der Lanche gezogen und dieselbe damit vollends auf den Strand bugsiert. Die Passagiere wurden durch stämmige braune Bursche durch die kurze Strecke der Brandung getragen. Diese Träger bilden eine Gilde und heissen Tasqueros, ein Wort, das nicht der spanischen Sprache angehört, sondern dem Keshua entnommen ist*). Wir gelangten alle ohne Unfall aufs Trockene, nur das Gepäck wurde etwas feucht. Am Lande trafen wir mehrere Bekannte, die von Trujillo herunter gekommen waren, um zu sehen und zu hören, was der Dampfer gebracht habe.

Salaverry ist eine neue Ortschaft, die erst in den siebziger Jahren entstand, als Ausgangspunkt der Eisenbahn, die von der Küste nach Trujillo und dem benachbarten Thale Chicama gebaut wurde. Seit der Zeit wurde Salaverry der Hafen von Trujillo, da es trotz seiner un-

*) Tasca, ein Provinzialausdruck für resaca, Brandung, stammt von dem Keshuawort tathquiy, schreiten, Schritte machen.

geschützten Lage immerhin noch ein besserer Landungsplatz ist als das drei Leguas weiter nördlich gelegene Huanchaco, welches früher als Hafen von Trujillo diente. An dem Orte, wo jetzt Salaverry liegt, stand nur ein Zollhäuschen, nach einem benachbarten Orte Garita de Moche — das Wachthäuschen von Moche — genannt. Dieser Ort ist in der peruanischen Geschichte bekannt als der Schauplatz des hartnäckigsten und blutigsten Kampfes, der im Verlaufe seiner vielen Bürgerkriege ausgefochten worden ist. Am 19. November 1833 stritten dort die Truppen des Präsidenten Gamarra unter Führung des General Vidal gegen den jungen aufständischen Obersten Salaverry von 6 Uhr morgens bis in die Nacht, wobei auf beiden Seiten die Hälfte der Kämpfer tot auf dem Platze blieben: ein Beispiel, das beweist, mit welcher Tapferkeit und Ausdauer sich Peruaner zu schlagen wissen, nur dass sie leider solche Eigenschaften bloss in den Kämpfen untereinander, nicht gegen äussere Feinde an den Tag gelegt haben. Obgleich Salaverry damals schliesslich besiegt wurde, so beugte die Niederlage doch weder seinen Mut, noch verminderte sie die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und als bei der Garita de Moche ein neuer Ort gegründet wurde, so benannte man ihn mit dem Namen des ausserordentlichen Mannes, dessen Andenken durch sein späteres tragisches Geschick seinen Landsleuten um so teurer wurde. Wir haben im ersten Teil dieses Werkes in dem Kapitel über den allgemeinen Begräbnisplatz zu Lima Salaverrys nur kurz erwähnt, da die daselbst eingeschalteten biographischen Notizen dazu dienen sollten, eine kurze Geschichte der Republik zu geben, und eine ausführlichere Besprechung von Salaverrys Laufbahn uns zu Wiederholungen gezwungen haben würde. Wir halten diesen Ort für passend, das damals absichtlich Unterlassene nachzuholen und einiges aus dem Leben dieses Mannes mitzuteilen, der vielleicht der geistig hervorragendste war, den Peru hervorgebracht hat, und dessen Thaten und Schicksale seltsamer und ausserordentlicher klingen, als die Ereignisse eines unwahrscheinlichen Romans.

Der General und Diktator Salaverry.

Santiago Felipe Salaverry war der rechtmässige Sohn seines Vaters gleichen Namens und der Señora Doña Micaela del Solar, und wurde am 3. Mai 1806 in Lima geboren. 1818—1819 studierte er im Colegio San Carlos Latein und Mathematik und setzte seine Lehrer durch die Leichtigkeit seiner Auffassung in Erstaunen. Allein seine grosse Lebhaftigkeit und sein leidenschaftliches Wesen machten ihn unstät, und

seine Fortschritte entsprachen nicht seinen Fähigkeiten. Als im September 1820 der General San Martin mit dem chilenischen Befreiungsheer in Peru gelandet war, hatte er keine Ruhe mehr in der Schule und verliess heimlich das väterliche Haus (20. September), um sich in das Lager San Martins zu Huaura zu begeben. Dort wurde der 14jährige Knabe dem Bataillon Numancia als Kadett zugeteilt, machte unter Arenales und Rudecindo Alvarado zwei Feldzüge in die Sierra mit, kehrte darauf nach Lima zurück und nahm 1823 als Oberlieutenant an der von Santa Cruz und Gamarra befehligten Expedition teil. Nach Ankunft Bolivars in Peru zum Hauptmann ernannt, focht er unter diesem bei Junin und unter Sucre bei Ayacucho. Als nach dem Zuge Sucres durch Hochperu Bolivar wieder zum Heere gekommen war und in Chuquisaca grosse Festlichkeiten stattfanden, hatte Salaverry die Keckheit, Bolivar inmitten der Schmeicheleien, mit denen er von allen Seiten umgeben wurde, die Klagen seines Bataillons und der peruanischen Legion vorzutragen. »Nach so vielen Ehrenbezeugungen, die Se. Excellenz ermüdet haben werden,« sagte er, »halte er die Gelegenheit für günstig, ihm die Not des Bataillons vorzustellen, in welchem er diene«. Und hierauf entwarf er ein Bild von dem traurigen Zustand, in welchem sich dasselbe befand und zog sich zurück. Bolivar zeigte sich über diese Freimütigkeit keineswegs ungehalten, sondern erkannte sogleich den Charakter des jungen Mannes aus seinen Worten. Als der Befreiungskrieg zu Ende war, hatte Salaverry Majors-Rang, trug die Medaillen der Befreier Perus, der Schlachten bei Zepita, Junin und Ayacucho, und hatte als Mitkämpfer bei Ayacucho den Titel eines um das Vaterland Verdienten (benemérito de la patria). Er war damals noch nicht ganz 19 Jahre alt.

Der Marschall La Mar, der nach der Abreise Bolivars und Aufhebung der nach ihm benannten Verfassung zum Präsidenten Perus erwählt worden war, besass zwar anfangs das allgemeine Vertrauen und war beliebt, doch schon vor Ablauf eines Jahres bildeten sich Verschwörungen gegen ihn. Die ernstlichste derselben ging vom Obersten Alejandro Huarique aus. Dieser war politischer Gefangener in der Kaserne des 9. Linienbataillons, bei welchem Salaverry als Major stand. Der Oberst hatte die Truppen für sich gewonnen und liess sie in Abwesenheit der Offiziere im Hofe antreten (23. April 1828). Auf die Nachricht von dieser Meuterei begab sich Salaverry allein zur Kaserne, bloss mit seinem Degen bewaffnet. Er fragte mit lauter Stimme, wer den Truppen befohlen habe anzutreten, und als Huarique mit gezogenem Säbel aus den Reihen auf ihn losstürzte, wich er dem Stosse aus, be-

gann mit seinem Gegner zu ringen und rannte ihm nach wenigen Augenblicken seinen Degen durch den Leib.

Im selben Jahre brach der Krieg zwischen Peru und Colombia aus. Es ist erzählt worden, wie dieser für Peru so unglückliche Krieg besonders durch die Eifersucht und Abneigung La Mars gegen Bolivar und die colombianischen Offiziere herbeigeführt wurde, wie La Mar von Sucre bei Portete de Tarqui geschlagen, durch den Militäraufstand unter Gamarra und La Fuente der Präsidentschaft beraubt und nach Costa Rica in die Verbannung geschickt wurde, wo er ein Jahr später starb. Salaverry machte den Feldzug mit und befehligte das Jägerbataillon, das den Hügel des Portete vergeblich zu verteidigen suchte. Er war ein warmer Freund und Anhänger La Mars, und betrachtete die Rolle, die Gamarra bei dessen Sturze gespielt hatte, als eine Treulosigkeit, blieb auch in der Folge stets ein Gegner Gamarras, wenn er auch während dessen Präsidentschaft weiter diente. Im Februar 1831 zog er sich zwar zurück, wurde aber schon im September von Gamarra aufgefordert wieder einzutreten, und verweigerte ihm seine Dienste auch nicht, da er schon damals die Pläne des General Santa Cruz, des Präsidenten von Bolivia durchschaute, und die Gefahr voraussah, die dem Lande von dorther drohte. Er wurde bei dieser Gelegenheit zum Oberstlieutenant und Subpräfekten von Tacna ernannt. Dort verheiratete er sich mit Doña Juana Perez (1832) einer in Tacna erzogenen Arequipenierin: eine hochgesinnte, mutige junge Dame und würdige Lebensgefährtin ihres Gemahls, dem sie später in seinen wechselvollen Schicksalslagen mit aufopfernder Treue zur Seite stand. Im Oktober desselben Jahres kam Salaverry gegen den Wunsch Gamarras mit seiner jungen Gemahlin nach Lima, da er hoffte, seine rückständigen Gehalte, die sich auf 40 000 $ beliefen, zu erhalten, in welchem Falle er sich ins Privatleben zurückzuziehen gedachte, denn er mochte nicht mehr unter Gamarra dienen. Seine Hoffnung gründete sich auf ein Dekret des Kongresses, demzufolge die Guthaben der Staatsdiener durch Verkauf von Nationalgütern beglichen werden sollten, allein dieser Beschluss kam nicht zur Ausführung. Salaverry sah sich gezwungen wider Willen im Dienste zu bleiben, er sprach aber seine Ansichten unverhohlen aus, daher ihn Gamarra mit zunehmendem Argwohn betrachtete. Am 14. März erschien im Buchhandel eine Broschüre, verfasst und unterzeichnet von Salaverry, in welcher dieser die Regierung in herber Sprache einer abfälligen Kritik unterwarf, worauf er schon am nächsten Tage verhaftet und vier Monate in einer Kaserne gefangen gehalten wurde.

Diese Gefangenschaft wurde der Wendepunkt in Salaverrys Laufbahn. Ergrimmt über die erlittene Behandlung wurde er, was er bisher nicht gewesen war: ein politischer Verschwörer, der fortan seine eigene Erhebung vor Augen hatte und wahrscheinlich schon damals den Plan fasste, eines Tages die Herrschaft an sich zu reissen. Seine gereizte Gemütsverfassung trug wesentlich dazu bei, alle seine Fähigkeiten zur vollen Entfaltung zu bringen. Im Juni brachte man ihn mit anderen politischen Gefangenen an Bord des Kriegsschiffes Monte Agudo, welches den Befehl erhielt nach Norden zu segeln. Der Kommandant (spätere Admiral) Mariategui fürchtete, die versiegelten Weisungen, die ihm Gamarra eingehändigt hatte, möchten den Befehl enthalten, seinen Gefangenen zu erschiessen, und er bot diesem an, den Kurs zu ändern und ihn ans Land zu setzen, allein Salaverry wollte diesen braven Offizier nicht in sein Schicksal verwickeln und lehnte sein Anerbieten ab. Bei Öffnung der Papiere ergab sich, dass er nicht zum Tode verurteilt war, sondern zur Verbannung nach Huayaga, einem kleinen Orte im Departement Amazonas, fern im Innern, jenseits des Marañons. Seine mutige Gattin begleitete ihn ins Exil.

Der Präfekt von Amazonas verfügte nur über eine geringe Anzahl von Truppen und richtete daher an die Regierung das Gesuch, die Besatzung zu vermehren, da er sonst für die Verbannten nicht haften könne. Salaverry beschloss daher der erwarteten Ankunft von Verstärkungen zuvorzukommen und sich bald möglichst seiner Haft zu entziehen. Im August verliess er Huayaga, begleitet von seinem Bruder und zehn Leuten des Ortes, um den Präfekten in Chachapoyas, dem Hauptort des Departements, gefangen zu nehmen. Der Präfekt, der von diesem Anschlage in Kenntnis gesetzt worden war, empfing seinen Besuch, um sich bei dieser Gelegenheit seiner zu bemächtigen, allein Salaverry trat mit solcher Sicherheit auf und wusste ihn dermassen einzuschüchtern, dass der erschrockene Mann, im Glauben sein Gegner verfüge über viele Bewaffnete, statt ihn gefangen zu nehmen, sich selbst seinem Besucher gefangen gab. Die Stadt Chachapoyas erklärte sich darauf für Salaverry und dieser begann ohne Verzug mit den im Orte vorhandenen alten Waffen eine kleine Streitmacht auszurüsten. Er arbeitete Tag und Nacht, um die verrosteten Flinten in brauchbaren Stand zu setzen, und suchte auf den benachbarten Bergen selbst die Feuersteine zusammen.

Als die Kunde von diesen Vorgängen an die Küste gelangte, zog der General Raygada von Trujillo aus, um den Aufstand zu unterdrücken. Im Hochland angekommen, verstärkte er die Polizeimann-

schaft von Trujillo, die er mitgebracht hatte, mit den Milizen von Cajamarca und zwei Kompagnieen Kavallerie. Salaverry war inzwischen auch seinerseits bemüht gewesen, sich zu verstärken und hatte nach und nach 150 Leute teils angeworben, teils in seinen Dienst gepresst. Als diese jedoch hörten, dass die Truppen der Regierung im Anzuge seien, wurden sie kleinmütig, und um die Regierung zu versöhnen und die gefürchtete Strafe von sich abzuwenden, überfielen sie ihren Führer bei Nacht, brachten ihn gebunden nach Chachapoyas, und überlieferten ihn dem abgesetzten Präfekten. Dieser, beschämt und erbittert über die klägliche und lächerliche Rolle, die er gespielt, liess den Gefangenen in Ketten legen und behandelte ihn mit grausamer Härte. Er trachtete danach ihn umbringen zu lassen, wagte aber nicht, offen den Befehl dazu zu geben, sondern versuchte wiederholt, die Wachen zu bewegen, ihn meuchlings zu ermorden, und Salaverry verdankte sein Leben nur der Wachsamkeit seiner Gattin, die bald durch entschlossenes Auftreten, bald durch Bitten die Halbwilden im Zaum zu halten wusste.

In dem General Raygada, der am 5. November in Chachapoyas anlangte, und noch mehr in dem Mayor José de los Rios, fand Salaverry Beschützer gegen den Präfekten und seine Indianer. Man nahm ihm die Ketten ab und milderte das Ungemach seiner Gefangenschaft. Nach sechs Tagen brach Raygada wieder auf, um nach Trujillo zurückzukehren und führte die Gefangenen mit sich. In Cajamarca machte er Halt, um seine Mannschaften einige Tage ausruhen zu lassen. Salaverry wurde in eine Kaserne eingeschlossen, aber während des kurzen Aufenthaltes gelang es ihm, seine Wächter und nach und nach alle Soldaten Raygadas für sich zu gewinnen, und zu einer Erhebung gegen Gamarra zu Gunsten des General Orbegoso zu überreden. Die aufständischen Truppen erklärten Salaverry zu ihrem Führer, und nahmen den General Raygada samt seinem Sekretär Boloña gefangen.

Wir erinnern zum Verständnis dieses Vorganges an das, was früher in den biographischen Notizen über die damaligen Zustände Perus mitgeteilt wurde. Gamarras Regierungszeit war beinahe abgelaufen, und am 19. Dezember sollte er sein Amt als Präsident der Republik niederlegen. Als sein mutmasslicher Nachfolger galt der General Orbegoso, der Kandidat der liberalen Partei; allein man fürchtete allgemein, dass Gamarra diesem nicht gutwillig die Regierung überlassen, sondern den Versuch machen werde, die Wahl seines Kandidaten, des Generals Bermudez im Kongresse durchzusetzen, oder, wenn ihm dies gelingen sollte, ihn mit Gewalt der Nation aufzudrängen, wie dies in der That in der Folge geschah. Salaverry gehörte als Gegner Gamarras

selbstverständlich zur Partei Orbegosos, und da er und Raygada jetzt ihre bisherigen Rollen vertauscht hatten, so machte er seinem nunmehrigen Gefangenen allen Ernstes den Vorschlag, sich der Bewegung zu Gunsten Orbegosos anzuschliessen; allein Raygada wies eine solche Zumutung mit Unmut zurück, was jedoch Salaverry nicht abhielt ihn in Freiheit zu setzen. Dieser zog darauf mit seinen neuerworbenen Truppen nach Trujillo, wo die Behörden Gamarras die Flucht ergriffen, während Salaverry von der ganzen Bevölkerung mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüsst und empfangen wurde.

Als die Regierung in Lima Nachricht von diesen Ereignissen erhielt, schickte Gamarra zur Unterdrückung des Aufstandes eine Division unter dem Befehl des Generals Vidal. Dieser verliess Callao am 12. November zu Schiffe, landete seine Truppen in Santa und zog an der Küste entlang nach Norden. Salaverry erwartete ihn bei der Garita de Moche und dort kam es am 19. November zu der bereits erwähnten Schlacht. Seine Streitmacht belief sich auf 800 Mann, von denen aber kaum die Hälfte eingeübte Soldaten waren. Sein Gegner hatte 500 Mann guter Truppen. Das Gefecht begann frühmorgens und gleich beim ersten Angriff von Vidals Kavallerie verloren die unregelmässigen Truppen der Aufständischen allen Halt, konnten nicht wieder zum Stehen gebracht werden, sondern verschwanden vom Schlachtfeld. Dieser ziemlich klägliche Anfang war zwar von übler Vorbedeutung, hatte indessen auf die Haltung der übrigen Mannschaften keinen Einfluss. Salaverrys Truppen waren allerdings an Zahl geschmolzen, aber die noch übrigen waren alle entschlossene Leute.

Nachdem einige Kanonenschüsse und Musketensalven gewechselt waren, liess Vidal seine Soldaten zum Bayonettangriff übergehen und in wenigen Minuten kam es zum Handgemenge. Salaverry war nach Vidals späterem Bericht stets im dichtesten Getümmel, und der General, der neun Jahre später bei Agua Santa eine unrühmliche Rolle spielte, war damals zwar nicht mehr jung, aber noch im Vollbesitz seiner Kraft und seines Mutes. Nach langem Kampfe gelang es Salaverry, die Angreifer zurückzutreiben und mehrere Offiziere fielen in seine Hände. Allein Vidal war entschlossen, lieber zu sterben als sich von Salaverry besiegen zu lassen. Da dieser nicht wagte seine Gegner bei deren Zurückweichen zu verfolgen, um nicht von der Kavallerie in der Flanke angegriffen zu werden, so konnte Vidal seine Truppen wieder ordnen, worauf er sie zum zweiten Angriff zurückführte. Der Kampf entbrannte noch erbitterter als zuvor, Vidal hatte zwei Pferde unter ihm getötet und focht darauf wie ein gemeiner Soldat. Salaverry trug einen kurzen

blauen Mantel, welcher zu Lappen zerschossen war, aber er erhielt keine Wunde. Nachdem der Kampf so eine Zeit lang gewütet hatte, hörte er ohne Befehl durch Ermüdung der Streiter auf; die Soldaten beider Parteien zogen sich 50 Schritt von einander zurück und ruhten aus. Während dieser Pause ritt Salaverry an den Reihen Vidals vorüber, um seinen Leuten einen Befehl zu erteilen. Der Oberst Coloma, Vidals Stabschef, der am Kopfe verwundet war, rief ihm zu: »Wie lange wollen Sie noch Blut vergiessen?« Salaverry wendete sich zurück und antwortete: »Bis Niemand mehr übrig ist als der General und ich.« Der General Vidal selbst lag noch am Boden, da sein Pferd mit ihm gestürzt war. Als Salaverry an ihm vorbeiritt, ergriff einer der Musiker das Gewehr eines Soldaten und legte auf ihn an. Der General sah es und rief ihm zu: »Nicht auf den Mann schiessen!« Salaverry hatte den Befehl gehört und rief zurück: »Dank für die Grossmut!«

Vidal vermutete jedoch, dass sein Gegner einen neuen Angriff vorbereite und beschloss ihm zuvorzukommen. Er liess, ohne seine Absicht durch äussere Bewegungen zu erkennen zu geben, seine Leute sich in Bereitschaft setzen. Auf ein gegebenes Zeichen feuerten sie aus der nahen Entfernung, in welcher sie sich befanden, eine Salve in Salaverrys Reihen und stürzten darauf mit dem Bayonette vorwärts. Diese Überraschung und die darauf folgende Unordnung entschieden endlich den Tag für Vidal. Vergebens suchte Salaverry mit seinen Reitern die Infanterie seines Gegners niederzuwerfen, Vidal liess sie ein Dreieck bilden, die Kavallerie wurde abgeschlagen, Salaverrys Infanterie zerstreute sich, und so blieb ihm zuletzt nichts übrig als den Fliehenden zu folgen. Er war also besiegt, aber durch seine Niederlage keineswegs gebrochen. Als er erfuhr, dass Vidal am Abende der Schlacht noch bis zu dem nahen Orte Moche marschiert sei, beschloss er, ihn daselbst durch einen nächtlichen Überfall zu überraschen. Er fand nach den unerhörten Anstrengungen des Tages die Kraft, seinen Vorsatz auszuführen, und Leute, die bereit waren, ihn dabei zu begleiten. Als er jedoch in den ersten Morgenstunden im Dorfe ankam, fand er es geräumt und niemand wusste zu sagen, wohin sich Vidal gewendet habe. Dieser wusste, dass er bei Salaverrys Kühnheit auf Alles gefasst sein müsse, und hatte dessen Absicht vereitelt, indem er auf einem Sandhügel der Ebene übernachtete.

Salaverry verliess Trujillo und wendete sich, nur von wenigen Anhängern begleitet, nach Lambayeque. Unterwegs wurde er von Milizen verfolgt, entkam aber nach dem Hafen San José und begab sich von hier auf einem Rohrflosse nach Paita. Auch diesen Ort verliess er alsbald, um sich

mit seinen wenigen Begleitern nach Piura zurückzuziehen. Als er jedoch an den Fluss Chira kam, nahe an der äquatorianischen Grenze, wurde er wieder von Milizen angegriffen und musste sich nach Zosonanga auf äquatorianisches Gebiet flüchten. Die Bewohner des Dorfes, die einiges Geld bei ihm vermuteten, trachteten ihm nach dem Leben, um ihn zu berauben, daher sich Salaverry von neuem zu eiliger Flucht genötigt sah, und jetzt ganz allein auf peruanisches Gebiet zurückkehrte. Dort sass er eines Morgens barfuss und in zerrissenen Kleidern in der Hacienda Sulpira, als eine Abteilung Soldaten, die zur Beschlagnahme von Pferden und Maultieren ausgeschickt waren, hinzukam. Der Unteroffizier erkannte ihn, und da von Gamarra ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, nahm er den wehrlosen Flüchtling sogleich gefangen und lieferte ihn an den Oberst Coloma aus, der sich als Stabschef Vidals damals mit seinem General in Paita befand.

Der Oberst Coloma war ein tapferer und zugleich humaner Mann, der, obwohl ein Gegner Salaverrys, ihm doch wohlwollte und ihn wegen seiner Kühnheit bewunderte. Er begab sich sogleich zu seinem General und forderte diesen dringend auf Salaverry zu retten. Vidal war überrascht und zauderte, gab aber endlich den Vorstellungen seines Waffengefährten nach, und anstatt dem Befehle Gamarras gemäss Salaverry sofort erschiessen zu lassen, beherbergte er seinen gefangenen Gegner, um ihn vor seinen Leuten zu verbergen, in seiner eigenen Wohnung, und schlief drei Nächte mit ihm in demselben Zimmer. Einmal legte Vidal beim Zubettegehen seine Pistolen und seinen Degen auf den Tisch und schlief fest ein. Salaverry, der wach geblieben war, rief ihn bis er aufwachte und sagte dann: »General, Sie wissen, man hält mich für blutdürstig; wenn ich das wäre, hätte ich jetzt Ihren Degen nehmen und Sie ermorden können, und nach Ihrem Tode würden sich Ihre Leute sicherlich für mich erklärt haben.« Vidal, dem sogleich einfiel, was Salaverry mit Raygada gethan hatte, sprang eilig auf und nahm seine Waffen. »Oho!« rief er, »also das haben sie im Sinn! Aber Sie sollen mich nicht überraschen!« und trotz aller Versicherungen Salaverrys, dass er nur im Scherz geredet und nichts Böses beabsichtigt habe, gelang es ihm nicht, Vidals argwöhnisches Misstrauen zu beschwichtigen.

Mit einigen Kleidern von Coloma und etwas Geld von Vidal versehen, schiffte man ihn auf einem amerikanischen Wallfischfänger ein, um ihn von der peruanischen Küste zu entfernen. Allein kaum sah sich Salaverry in Freiheit, als trotz aller Gefahren, denen er eben erst mit Mühe entronnen, wieder neue Unternehmungslust in ihm erwachte.

Er vermochte den Kapitän, ihn wieder nach Lambayeque zurückzuführen, wo er nochmals sein Glück durch eine neue Schilderhebung versuchen wollte. Vidal aber hatte von diesem Vorhaben Kunde erhalten, und nach alle dem, was er für Salaverry gethan, mit Recht aufgebracht über dessen undankbare Ruhelosigkeit, begab er sich in die Nähe des Strandes, um sich seiner zu bemächtigen, sobald er den Fuss ans Land setzen würde. Aus dieser Gefahr wurde Salaverry wieder durch seine kluge und entschlossene Gattin gerettet. Diese befand sich gleichfalls in der Nähe des Landungsplatzes und brachte durch Geld und Überredung einen indianischen Flossführer dazu, in der Nacht hinaus auf das hohe Meer zu rudern und den Kapitän des Schiffes, dessen er ansichtig werden würde, vor dem Landen zu warnen. Dies geschah, das Schiff änderte seinen Kurs und Salavery landete zum grossen Verdruss Vidals in San José.

Vidal kehrte darauf nach Trujillo zurück, erklärte sich öffentlich für den vom Kongresse zum provisorischen Präsidenten erwählten General Orbegoso und schwor diesem und der Volksvertretung Gehorsam leisten zu wollen. Allein das Volk schenkte den Versicherungen dieses alten Anhängers Gamarras keinen Glauben. Unter diesen Umständen erfuhr man in Trujillo Salaverrys Landung in San José. Vidal hatte über 1000 Mann unter seinem Befehl, Salaverry kam allein, aber sein blosser Name reichte hin, die ganze Bevölkerung in eine Aufregung zu bringen, die sich den Soldaten mitteilte. Die Bataillone erklärten sich für ihn, die Offiziere, die sich widersetzen wollten, wurden von den Truppen gefangen genommen und Vidal selbst entkam mit Not nach Santa, nur von wenigen Getreuen begleitet, während Salaverry von neuem in Trujillo einzog. Er verweilte daselbst jedoch nur kurze Zeit, und trat schon wenige Tage später seinen Marsch ins Hochland an, um sich mit dem Heere Orbegosos zum Feldzuge gegen den von Gamarra eingesetzten Bermudez zu vereinigen. Für seine der gesetzmässigen Regierung geleisteten Dienste erhielt er den Rang eines Obersten (18. März 1834).

In seinem Feldzuge gegen Bermudez war weder Orbegoso noch die für ihn im Süden der Republik kommandierenden Generäle glücklich; denn Nieto, welcher für ihn in Arequipa befehligte, wurde von San Roman (dem nachmaligen Präsidenten) bei Cangallo und Miraflores geschlagen und Orbegoso selbst verlor die Schlacht bei Huaylacucho, eine Legua von Huancavelica (16. April). Als er am 23. April den Rest seines Heeres auf die Ebene von Maquinhuayo bei Jauja geführt hatte, um dort seine Gegner zu erwarten, schien sein Untergang un-

vermeidlich. Da erschien statt des feindlichen Heeres der Oberst Sierra und brachte aus dem Lager des General Bermudez die Nachricht, dass sich dessen Truppen zu Gunsten Orbegosos erklärt hätten und dass Bermudez geflohen sei. Dieses in den peruanischen Bürgerkriegen noch nicht dagewesene Ereignis wurde die brüderliche Umarmung von Maquinhuayo genannt. Der Urheber dieser Versöhnung war der Oberst (spätere Präsident) Rufino Echenique. In ähnlicher Weise erklärten sich im Süden die Truppen San Romans für Nieto, worauf Gamarra zu Santa Cruz nach Bolivien flüchtete und Orbegoso nach Lima zurückkehrte (16. Mai). Salaverry wurde für die von ihm in diesem Feldzuge geleisteten Dienste zum General ernannt.

Orbegoso war zwar vom Kongresse bei Ablauf der Regierungszeit Gamarras zum provisorischen Präsidenten erwählt worden, doch bedurfte diese Ernennung noch der Bestätigung durch das Volk, aber bei dem unruhigen Zustande des Landes war es bisher nicht möglich gewesen, die Wahlkollegien einzuberufen. Besonders im Süden drohten durch den Einfluss Gamarras und seines mächtigen bolivianischen Verbündeten neue Unruhen auszubrechen, daher sich Orbegoso im November dahin begab, um diese niederzuhalten und die Wahlen zu seinen Gunsten vorzubereiten. Während seiner Abwesenheit von der Hauptstadt übergab er die Regierung dem Vicepräsidenten Salazar. Obgleich nun bei Maquinhuayo eine Versöhnung der feindlichen Heere stattgefunden hatte, so war diese doch bei mehreren höheren Offizieren nicht aufrichtig gewesen, und besonders der General La Fuente, der alte Parteigänger Gamarras, der diesem bei der Absetzung und Verbannung La Mars geholfen hatte, fuhr fort für seinen Verbündeten zu arbeiten. Er wurde daher von Orbegoso verbannt, kehrte aber Ende Dezember auf einer sardinischen Brigg nach Callao zurück, und begab sich, da man ihn nicht landen liess, an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffs. Einige Tage nach seiner Ankunft (1. Januar 1835) entstand eine Meuterei unter der Besatzung des Forts, die Truppen unter Führung eines Sergeanten Becerra nahmen die Offiziere gefangen und erklärten sich für La Fuente. Zwar lehnte dieser ab, sich an der Bewegung zu beteiligen, bot vielmehr der Regierung seine Dienste an, allein man traute ihm nicht und verbannte ihn aufs neue. Da jedoch die Aufständischen sich nicht ergeben wollten, so erbot sich Salaverry, damals Inspektor der Nationalgarde, das Fort durch Erstürmung zu nehmen, und führte diesen tollkühnen Vorsatz aus. Becerra und seine Mitschuldigen wurden erschossen und Salaverry blieb fortan Kommandant von Callao.

Diese Stellung benutzte er nach Verlauf einiger Wochen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen: am Morgen des 23. Februar 1835 erklärte er sich mit der Besatzung Callaos gegen die Regierung. Der Vicepräsident Salazar, von dem eilig zusammengerufenen Kongresse mit ausserordentlicher Vollmacht betraut, brachte 800 Mann zusammen, die er unter den Befehl der Generale Vidal und Necochea stellte. Als aber am nächsten Tage Salaverry mit 300 Mann anrückte, und sich die Nachricht verbreitete, das Fort Santa Catalina in Lima sei genommen, zerstreuten sich die Truppen der Regierung und Salazar nebst seinen Generälen verliessen die Stadt ohne verfolgt zu werden. Am 25. verkündete darauf ein Maueranschlag den Bewohnern, dass Salaverry als Oberhaupt des Staats (jefe supremo) die Regierung übernehme. Man fragt sich billigerweise, was diesen zu einem solchen Schritte veranlasst haben konnte, nachdem er sich bisher stets als aufrichtiger Anhänger und Verteidiger der gesetzlichen Regierung erwiesen, und erst vor kurzem zur Aufrechterhaltung derselben sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Persönlicher Ehrgeiz und Herrschsucht mochten mächtige Triebfedern gewesen sein, aber gewiss nicht die einzigen, vielleicht nicht einmal der hauptsächlichste Beweggrund. Als dieser muss vielmehr die Gefahr betrachtet werden, die dem Lande von Bolivia aus drohte, dessen damaliger Präsident Santa Cruz seit lange Pläne nährte, deren Ausführung Peru seiner Unabhängigkeit berauben musste. Gamarra war des bolivianischen Präsidenten Schützling und Verbündeter, und Orbegoso hatte sich durch sein bisheriges Auftreten nicht als der Mann gezeigt, dessen das Land in seiner schwierigen Lage bedurfte.

Salaverrys Thaten und Schicksale hatten seit Jahr und Tag das Publikum beschäftigt und in Atem gehalten, er wurde angestaunt, es schien, als ob ihm nichts unmöglich wäre, und allgemein hegte man von ihm die grössten Erwartungen. Daher stiess auch anfangs die Befestigung seiner Herrschaft kaum auf Widerstand. Salazar hatte sich nach Jauja begeben, um Truppen zu sammeln, allein als er ein paar Bataillone zusammengebracht hatte, erklärten sich diese für Salaverry, daher auch Salazar ihrem Beispiele folgte und sich dem Diktator unterordnete. Der General Nieto, früher Vorgesetzter Salaverrys, der ihn anfangs nach Panama verbannte, hatte sich in Huanchaco ausgeschifft, und suchte Trujillo gegen die neue Regierung zu gewinnen. Als aber Salaverry gegen ihn zu Felde zog, empörten sich Nietos Truppen gegen ihn, und stellten sich unter des ersteren Befehl. Im Mai hatte ganz Peru mit Ausnahme der Stadt Arequipa die Regierung Salaverrys anerkannt. In dieser Zeit liess er sich jedoch einen Fehler zu Schulden

kommen, der in der Folge böse Früchte brachte. In Pisco hatte sich der General Domingo Valle Riestra gegen ihn erhoben, doch wurde auch dieser von seinen Truppen nicht nur verlassen, sondern gefangen genommen und nach Callao geschickt. Diesen höchst achtbaren Offizier liess Salaverry erschiessen, nicht in einer zornigen Anwandlung oder aus persönlicher Abneigung, sondern nachdem er lange überlegt und gezaudert hatte, als ein abschreckendes Beispiel für andere. Freilich darf ein Machthaber, der seine Herrschaft gründen oder befestigen will, sich nicht vor harten Massregeln scheuen, aber wenn diese ihren Zweck erfüllen sollen, so muss eine hinreichende Veranlassung dazu vorhanden sein, die von jedermann begriffen wird. Hier aber fehlte jeder Grund für solche Strenge, und Salaverry vergass, dass, wenn Valle Riestras Vergehen den Tod verdiente, kaum ein Offizier in Peru das seinige nicht verwirkt gehabt hätte, und dass er selbst zehnmal hätte erschossen werden müssen. Auch wurde das unglückliche Todesurteil allgemein getadelt und von seinen wärmsten Anhängern lebhaft bedauert.

Obgleich nun fast das ganze Land für die neue Regierung Partei ergriffen hatte, so war die Stellung des jungen Diktators doch keineswegs eine feste, denn seine Hauptfeinde standen ihm noch gegenüber, Gamarra, Orbegoso und Santa Cruz, der mächtigste unter den dreien. Schon seit der Zeit, da Santa Cruz von Bolivar bei seiner Abreise nach Colombia zum Präsidenten des Regierungsrats ernannt worden war, hatte er angefangen ehrgeizige Pläne zu fassen, zu deren Ausführung die damalige politische Lage Perus eine günstige Gelegenheit zu bieten schien. Er beabsichtigte, die drei südlichen Departemente Arequipa, Puno und Kusko von Peru zu trennen, einen Staat daraus zu bilden, diesen mit Bolivia zu vereinigen und so die Konföderation von ganz Peru mit Bolivien anzubahnen. Schon bald nachdem er in seinem Vaterlande Präsident geworden war (Mai 1829) fanden in Arequipa und ein Jahr später in Kusko föderalistische Erhebungen statt, wurden jedoch unterdrückt. Im Jahre 1833 liess Santa Cruz dem General Nieto die Präsidentschaft in einem der neu zu bildenden Staaten anbieten, welche dieser jedoch ablehnte. Als später Gamarra nach Bolivia geflüchtet war, hatte er mit Santa Cruz eine Zusammenkunft in Chuquisaca, um sich mit ihm über die Ordnung der Zustände in Peru zu verständigen. Gamarra und Santa Cruz hatten zusammen auf der Schulbank gesessen, waren später lange Waffengefährten gewesen und kannten sich gegenseitig gründlich, daher auch keiner dem andern traute. Santa Cruz wollte Gamarra gegen Salaverry benutzen, der sich damals bereits der Regierung in Lima bemächtigt hatte, und zeigte sich geneigt, ihm die

Präsidentschaft des mittleren Staates zu übertragen. Auf diese Nachricht schickte Orbegoso von Arequipa aus den General Anselmo Quiroz, um Santa Cruz zur bewaffneten Einmischung in Peru aufzufordern, und Quiroz schloss den Vertrag (15. Juni 1835), wodurch eine Versammlung zur Beratung über die Einrichtung eines Bundesstaates berufen und Santa Cruz der Oberbefehl über die mit den bolivianischen vereinigten peruanischen Truppen übertragen ward. Als Gamarra Kunde von diesem Vertrage erhielt, und bald darauf erfuhr, dass Santa Cruz mit seinem Heere die Grenze überschritten habe, sah er voraus, dass er selbst in dem neuen Staate keine Rolle spielen würde, und suchte sich daher Salaverry zu nähern. Er hatte eine peruanische Division durch ihre Unteroffiziere aufwiegeln lassen und sich zu eigen gemacht. Als jedoch Salaverry an Santa Cruz den Krieg erklärt hatte und durch Abgesandte Gamarra aufforderte, sich zur Verteidigung des Landes mit ihm zu vereinigen, erkannte dieser den Diktator als Staatsoberhaupt an, und stellte sich und seine Truppen unter seinen Befehl. Trotzdem lieferte er gegen den ausdrücklichen Befehl Salaverrys dem gegen ihn heranziehenden Santa Cruz eine Schlacht bei Yanakocha, in welcher er gänzlich geschlagen wurde und nach Ayacucho floh. Von hier begab er sich über Jauja nach Lima, machte sich hier durch Umtriebe verdächtig und wurde gefangen ins Hauptquartier Salaverrys geschickt, der sich damlas in Pisco befand. Allgemein wurde erwartet, dass Gamarra erschossen werden würde, Salaverry jedoch begnügte sich, ihn nach Costa Rica zu verbannen, denn er sagte, Gamarra habe allerdings wegen seines Ungehorsams und dessen für die Republik so verderblichen Folgen den Tod verdient, allein für den Fall, dass er selbst umkäme, sei er doch der einzige, der den Staat regieren könne. Inzwischen zog das bolivianische Heer nach seinem Siege bei Yanakocha im Hochlande weiter und nahm Kusko und Ayacucho.

Im September hatte Salaverry seine Rüstungen beendigt und begann seinen Feldzug gegen Santa Cruz. Er setzte für die Zeit seiner Abwesenheit von der Hauptstadt einen Regierungsrat von vier Personen ein und liess einige Truppen zurück unter dem Befehl des Obersten Antonio del Solar. Sein Stern, der so rasch gestiegen war und so hell geleuchtet hatte, begann nun ebenso schnell wieder zu erblassen. Um die bolivianische Vorhut zu überraschen, zog er zunächst über Ica nach Ayacucho, allein der Versuch misslang, denn die Bolivianer hatten Zeit, sich zurückzuziehen. Inzwischen kam es in Lima alsbald zu Zwistigkeiten zwischen dem Regierungsrat und dem Kommandanten der Truppen, berittene Räuberbanden machten die Umgegend der Haupt-

stadt unsicher, in Huacho kam der General Vidal wieder zum Vorschein und hob eine kleine Streitmacht aus. Endlich (26. Dezember) verliess Solar mit allen Truppen die Stadt und zog sich nach Callao zurück, worauf der Regierungsrat sich auflöste und am nächsten Tage die Räuberbanden unter Anführung eines Negers Namens Leon in der Stadt erschienen, die nur durch 150 von den fremden Kriegsschiffen gelandeten Marinesoldaten vor der Plünderung durch das Gesindel gerettet wurde. Wenige Tage später kam der General Vidal von Huacho an, und Solar, der von Callao aus einen Versuch machte, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, wurde in kläglicher Weise zurückgeschlagen. Am 8. Januar 1836 langte nun auch, nur von einer kleinen Reiterabteilung begleitet, der General Orbegoso an und wurde von der Bevölkerung mit dem grössten Jubel begrüsst, worauf Tags darauf der bolivianische General Moran folgte und die Stadt mit 600 Mann Infanterie und 200 Reitern besetzte. Solar, der sich in der Festung von Callao eingeschlossen hatte, musste sich ergeben, da er wohl hinreichenden Proviant, aber kein Wasser hatte (21. Januar). Nach Orbegosos Einzug in Lima erklärten sich auch die Provinzen des Nordens wieder für den rechtmässigen Präsidenten, so dass um diese Zeit Salaverry nur noch die Gegend besass, wo er sich mit seinem Heere befand.

Am 31. Dezember war er in Arequipa eingezogen, blieb aber nicht in der Stadt, sondern bezog ein Lager in Challapampa, zwei Kilometer nördlich von den letzten Häusern. Durch gewaltsame Rekrutierung, Erhebung von Steuern und anderen Plackereien brachte er binnen kurzem die Bevölkerung der ganzen Provinz gegen sich auf. Als Santa Cruz anrückte, kam es zu einem Kampfe in der Stadt, indem Salaverry die Brücke verteidigte. Doch gab er nach einigen Tagen seine Stellung auf, nachdem er einen Bogen der Brücke hatte sprengen lassen. Er focht gegen Santa Cruz mit Nachteil bei Gramadal, aber später bei der Brücke von Uchumayo, eine Legua unterhalb Arequipa, mit solchem Erfolg, dass man sagt, das ganze bolivianische Heer hätte dort geschlagen werden können, wenn es angegriffen worden wäre, während es sich erschrocken und in Unordnung zurückzog (4. Februar). Nach dem Gefecht von Uchumayo beschloss Salaverry, die Höhen von Paucarpata zu besetzen, um dem Feinde die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden und ihm den Rückzug zu verlegen. Um dieses Manöver auszuführen, musste er in einem Bogen um die Stadt marschieren, über die Hacienda La Congata, die Ortschaften Tingo und Socobaya, wobei er sich der Gefahr aussetzte, von den Bolivianern von Arequipa aus an-

gegriffen zu werden, während er sich auf dem Wege befand. In der That beschloss Santa Cruz sofort, als er von der Bewegung seines Gegners in Kenntnis gesetzt wurde, die Blösse, die sich dieser gab, zu benutzen, und liess ohne Verzug sein Heer aus seinem Lager im Panteon de la Apacheta ausrücken, um Salaverry anzugreifen, ehe er die Höhen von Paucarpata erreicht hätte (7. Februar). Salaverry hatte die Entfernungen und die zu ihrer Zurücklegung erforderliche Zeit richtig berechnet, und würde seinen Plan ungefährdet ausgeführt haben, allein es trat auf dem Marsche eine Versäumnis dadurch ein, dass er aus Übermüdung fest eingeschlafen war, und von den Seinen nicht seinem Befehle gemäss um 3 Uhr morgens, sondern erst bei Tagesanbruch geweckt wurde. Santa Cruz konnte also vor ihm die Höhen von Paucarpata besetzen lassen, war 40 Minuten später mit seinem ganzen Heere zur Stelle und griff die auf dem Marsche begriffenen Truppen an, ehe diese sich sammeln und Stellung nehmen konnten.

Das peruanische Heer zählte zur Zeit wenig mehr als 2000 Mann, Santa Cruz verfügte über mehr als 3000. Die Wege waren von einem reichlichen Regen kotig, und die Gegend, wo die Peruaner angegriffen wurden, bestand aus Feldern, die mit hohem Mais bewachsen und von Lehmwänden umgeben, der Aufstellung und Bewegung der Truppen hinderlich waren. Dort liegt der kleine Ort Socobaya, hinter welchem sich eine von Schluchten begrenzte steinige Ebene, ungefähr einen halben Kilometer breit, allmählich steigend bis zu den Höhen von Paucarpata erstreckt. Hier fand das Treffen statt. Die bolivianischen Jäger, welche den Peruanern bei Besetzung der Höhen zuvorgekommen waren, eröffneten ihr Feuer auf die in Unordnung durch die Felder und über die Lehmwände Herankommenden. Zwei Bataillone der Peruaner waren so verloren worden, als der Oberst Lagomarsino mit der Kavallerie auf dem Kampfplatze erschien, und durch einen glänzenden Angriff die bolivianischen Truppen niederritt und zersprengte; doch verlor er dabei die Hälfte seiner Leute, und seine Pferde wurden so ermüdet, dass er fortan nichts mehr zu thun vermochte. Zwei peruanische Bataillone, welche der Kavallerie folgten und sie unterstützen sollten, zerstreuten sich. Aber durch einen zweiten Angriff der Infanterie wurden die Bolivianer gänzlich geworfen, doch war auch dieser Erfolg ohne Einfluss auf die Wendung der Schlacht, denn da bei dem Angriff die peruanischen Bataillonskommandanten gefallen waren, so blieben die Sieger ohne Befehle und zerstreuten sich gleich den Geschlagenen. Ein Kavallerieangriff, den darauf der Oberst Boza mit den peruanischen Kürassieren ausführte, trieb die bolivianische Infanterie zurück, und die

Schlacht schien gewonnen, als die Reiter vor eine Mauer kamen, hinter welcher ein feindliches Bataillon lag. Dieses empfing die Kürassiere mit einer Salve aus nächster Nähe, welche 45 Mann niederstreckte, worauf der Rest entsetzt auseinander sprengte. Dies entschied die Schlacht: der Schrecken der Reiter ergriff auch die Infanterie und alles löste sich in wilde Flucht auf. Vergebens suchte Salaverry mit einer Lanze in der Hand die Flüchtlinge zurückzuhalten, man sagt, in seiner Wut und Verzweiflung habe er sieben seiner Leute getötet, allein endlich floh auch er mit den letzten, die das Schlachtfeld verliessen. Santa Cruz hatte zu einer Zeit die Schlacht schon für verloren gegeben und den Fuss des Vulkans hinter Arequipa als den Ort bezeichnet, wo man sich wieder sammeln sollte. Als die Kürassiere anstürmten, wollte er die Flucht ergreifen, aber einer seiner Adjutanten soll ihn am Poncho festgehalten haben, worauf er mit dem 6. Bataillon hinter der Mauer Posto fasste.

Die peruanischen Offiziere und auch viele Soldaten flohen der Küste zu in der Richtung nach Islay, wo die Flotte unter dem Admiral Postigo lag. Santa Cruz hatte schon früher, von Puquina aus, den General Miller (Engländer) an die Küste geschickt, um die Verbindung Salaverrys mit dem Meere zu unterbrechen. Als nun eine Masse von 90 flüchtigen Offizieren und 40 Soldaten am Morgen des 8. Januar in der Nähe von Islay ankamen, hielt sie Miller an, und wiewohl er nur 28 Dragoner hatte, forderte er sie auf sich zu ergeben. Unter Vermittelung des Obersten Mendiburu kam es darauf zu einem Vertrage, in welchem allen Sicherheit für ihr Leben verbürgt wurde, worauf sie sich gefangen gaben. Salaverry selbst hatte sich, nur von wenigen begleitet, zuerst nach Tambo gewendet, und gelangte auf entlegenen Wegen am 9. zu einigen Hütten am Strande, zwei Leguas von Islay. Miller erfuhr seinen Aufenthalt und schickte ihm zwei seiner Dragoner, um ihn von Mendiburus Vertrag zu benachrichtigen, und ihm anzubieten, sich unter denselben Bedingungen zu ergeben. Salaverry that dies, gerade zur Zeit, da die peruanischen Kriegsschiffe Truppen gelandet hatten, um ihn zu suchen und aufzunehmen. Der Admiral Postigo wurde darauf von Salaverry aufgefordert, die Flotte zu übergeben, doch weigerte er sich dessen, ging unter Segel und unterstellte sich in Callao dem General Orbegoso.

Als Salaverry und die übrigen Gefangenen Millers nach Arequipa gebracht worden waren, liess Santa Cruz ein Kriegsgericht von zwanzig Offizieren unter dem Vorsitze des Generals Anglada zusammentreten, um die peruanischen Offiziere gemäss dem Dekrete Salaverrys vom

29. August 1835 zu richten. In diesem Erlasse hatte Salaverry an Bolivia den Vernichtungskrieg (guerra à muerte) erklärt, demzufolge Kriegsgefangenen das Leben nicht geschenkt und vom Feinde keine Schonung beansprucht werden sollte: ein unüberlegter, durch seinen leidenschaftlichen Charakter diktierter Beschluss, der nach dem ersten ernstlichen Zusammenstoss bei Uchumayo (5. Februar) durch ein Übereinkommen zwischen dem bolivianischen General Braun und dem Chef des peruanischen Generalstabs, Fernandini, aufgehoben worden war. Der General Fernandini suchte dies in seiner Verteidigung geltend zu machen, allein Santa Cruz, von Anglada befragt, liess diesen Einwand unberücksichtigt, zerriss die Note, die Fernandini dem Gerichte übergeben hatte, und befahl, die Angeklagten zu verurteilen. Salaverry kam erst an, als das Urteil gegen die übrigen bereits gefällt war. Er verwahrte sich gegen das Gericht als nicht befugt und zu Recht bestehend, und verteidigte seinen Krieg und seine Handlungen mit der feurigen Beredsamkeit, die in seinen politischen Überzeugungen wurzelte. Anglada wagte nicht, über das Urteil abstimmen zu lassen, sondern schloss sich nach dem Verhör mit seinem Sekretär ein, liess das Todesurteil aufsetzen und legte es dann den Beisitzern des Gerichts zur Unterschrift vor. Alle unterzeichneten mit Ausnahme des Obersten Baltazar Caravedo, der deshalb aus dem Dienste entlassen wurde.

Am 18. Februar 1836 bestätigte Santa Cruz das Todesurteil bei 9 der Angeklagten, die übrigen wurden zu zehnjähriger Festungshaft begnadigt. Am Abend desselben Tages wurden die Gefangenen auf den Hauptplatz von Arequipa gebracht, um erschossen zu werden. Eine grosse Volksmenge war zugegen. Das bolivianische Heer umgab den Platz. Die Verurteilten wurden auf neun Bänke gesetzt, neben Salaverry sass der General Fernandini, ein schöner, ausserordentlich begabter junger Mann. Als die Reihe an diesen kam, verlangte er einen Beichtvater. Ein Priester setzte sich auf die Bank und Fernandini kniete vor ihm nieder, aber statt zu beichten, stürzte er sich durch die Reihen der Soldaten und entfloh. Allein kaum war er eine kurze Strecke gelaufen, so wurde er festgehalten, das Volk stürzte herbei und erschlug den am Boden liegenden mit Steinen und Knitteln. Salaverry wurde zuletzt erschossen. Als die Soldaten auf ihn anlegten, wollte er sie anreden und rief: »Soldaten, kennt Ihr mich nicht?« Allein auf Befehl des Offiziers trat ein Korporal vor und schoss ihn nieder, worauf die übrigen herzutraten und ihre Flinten auf den Leichnam abfeuerten.

Salaverry hatte bei seinem Tode noch nicht sein dreissigstes Jahr

vollendet. Er war von hoher Gestalt, schlank und mager, hatte aber breite Brust und Schultern, war stark und gewandt und trug den Kopf hoch. Seine Gesichtsfarbe war weiss und blass, die Züge scharf, die Nase etwas gebogen. Unter einer hohen Stirn und buschigen Augenbraunen lagen dunkle, grosse, unruhige Augen. Die Nasenflügel erweiterten sich bei der geringsten Aufregung, die Bewegungen waren hastig und sein ganzes Wesen offenbarte die Leidenschaftlichkeit seines Charakters. Der Gesichtsausdruck war frei und heiter, wurde aber im Zorn schreckenerregend. Der Klang seiner Stimme war laut und rauh und sein Kommando weithin vernehmlich. Sein Geist war lebhaft, seine Auffassungsgabe scharf und rasch, seine Entschlossenheit und Ausdauer ebenso gross wie sein Mut, der oft zur Tollkühnheit wurde.

Die Kunde von dem tragischen Geschicke Salaverrys und seiner besten Waffengefährten wurde überall in Peru mit schmerzlicher Teilnahme vernommen, auch bei denen, die nicht zu seiner Partei gehört hatten. Der Urteilspruch des Militärgerichts wurde als eine leere Förmlichkeit erklärt, was er allerdings gewesen war, und Santa Cruz allein für die Hinrichtung verantwortlich gemacht, die man als einen Mord bezeichnete und ihm nicht verzieh. Und in der That liess der Umstand, dass den Gefangenen durch einen der ersten Generäle des Präsidenten in dessen Namen Sicherheit für ihr Leben verbürgt worden war, dessen Handlungsweise in einem besonders gehässigen Lichte erscheinen. Was sich zu seiner Entschuldigung, vielleicht seiner Rechtfertigung anführen lässt, ist die Erwägung, dass an politische Handlungen ein anderer Massstab angelegt werden muss, als an das Thun und Lassen des bürgerlichen Lebens, und dass für die ersteren nicht immer und ausschliesslich die Gesetze der Moral massgebend sein können, sondern die wohlerwogenen Rücksichten auf den Vorteil und die Wohlfahrt des Staates. Santa Cruz liess Salaverry töten, aus demselben Beweggrunde wie dieser den General Valle Riestra, und zwar war in Santa Cruz Falle dieser Grund weit triftiger als bei dem letzteren. Santa Cruz hatte jahrelang einen politischen Gedanken verfolgt, dessen Ausführung er für die Verhältnisse und Bedürfnisse der beteiligten Länder für naturgemäss und vorteilhaft erachtete, und dessen Verwirklichung jetzt nahe bevorstand. Der heftigste, unversöhnlichste Gegner dieses Planes, der seinem Charakter gemäss denselben bekämpft hätte, so lange er lebte, war durch das Glück des Krieges in seine Hände gefallen, er räumte ihn also aus seinem Wege.

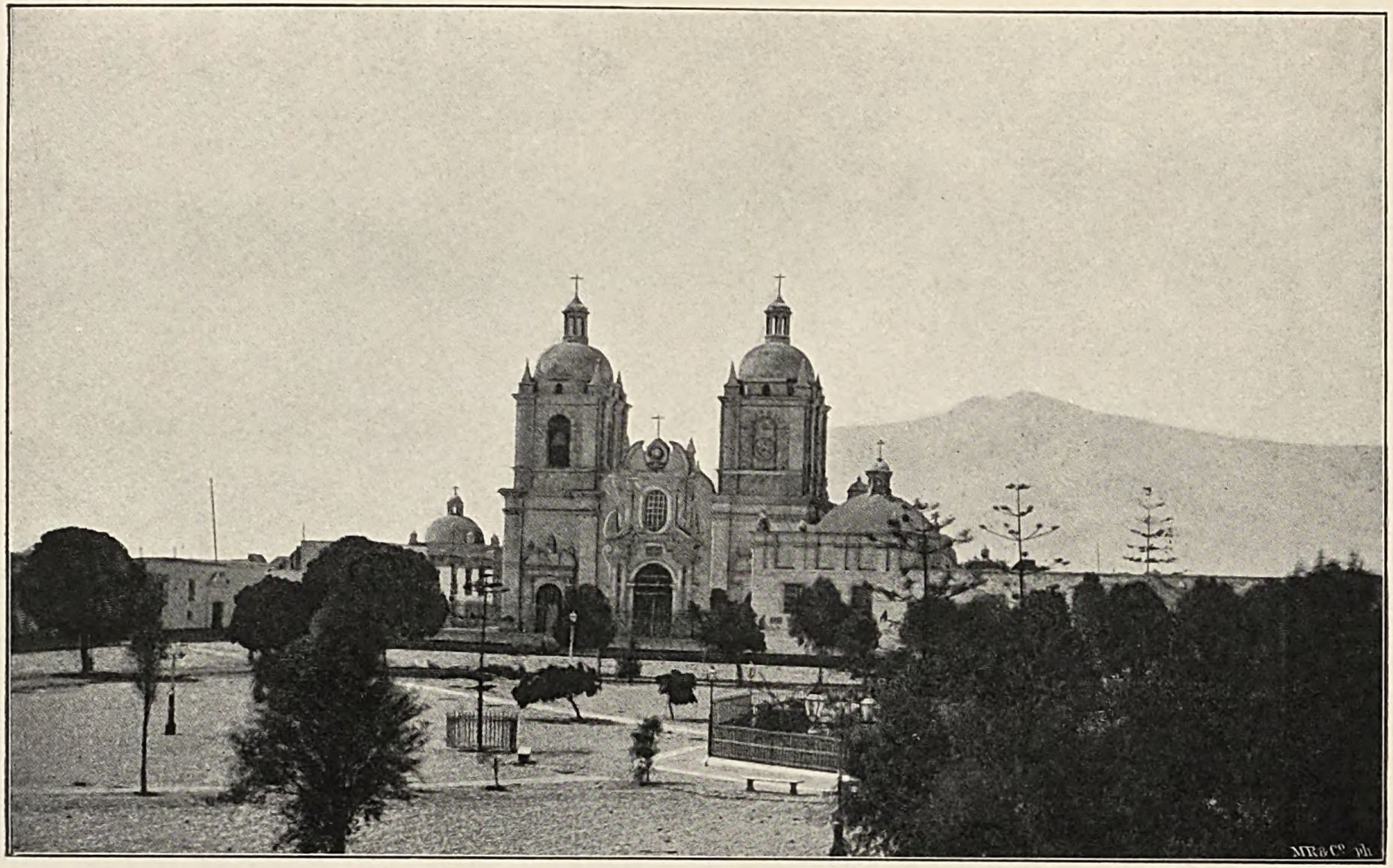
Beide Männer waren durchaus verschiedene Naturen, was wesentlich in ihrer Rassenabstammung beruhte. Salaverry war rein spanischen

Blutes, bei Santa Cruz wog das indianische vor; der erste war leidenschaftlich und ungestüm, der andere bedächtig, aber darum nicht weniger unternehmend, der eine war offen und freimütig, der andere zurückhaltend und verschlossen; Salaverry war verwegen und spielte mit seinem Leben, Santa Cruz war auch in jüngeren Jahren vorsichtig gewesen und besass nur soviel Mut, als zum Soldaten unentbehrlich ist.

Beide waren zum Herrschen geboren, aber während der eine die Menschen durch seine glänzenden Eigenschaften blendete und mit sich fortriss, wusste der andere durch planmässige uud stätige Ordnung und Strenge seine Macht fester zu gründen. Bei solchen Charaktereigenschaften muss man es als wahrscheinlich betrachten, dass Salaverry schliesslich unterlegen wäre, auch wenn er bei Socobaya gesiegt hätte. Im dritten Bande werden wir sehen, wie drei Jahre später auch Santa Cruz von seinem Schicksale ereilt wurde.

Trujillo.

Die Entfernung von Salaverry bis Trujillo beträgt zwei Leguas, eine schmalspurige Eisenbahn verbindet beide Orte, und die Fahrt dauert eine halbe Stunde. Auf halbem Wege hält der Zug einmal an bei dem Dorf Moche. Bis dahin führt die Bahn durch eine sandige Ebene. Hinter Moche jedoch beginnt die Vegetation, die durch das Wasser des Flusses unterhalten und als Thal von Trujillo bezeichnet wird. Der Fluss wird in seinem unteren Laufe nach dem Ort Moche genannt, im oberen Teile nach der daselbst gelegenen Stadt: Rio de Otuzco. Diesen im Sommer wasserreichen, im Winter aber versiegenden Fluss überschreitet die Bahn auf einer Brücke und läuft sodann durch angebautes Land bis zur Stadt. Der Bahnhof liegt am oberen Ende derselben und sah damals unscheinbar und schmutzig aus wie der von Ica. Von der Station führt eine Pferdebahn fast durch die ganze Stadt, bis zum Hauptplatz nahe am unteren Ende. Diese benutzten wir, fuhren bis zum Platze und liessen von da aus unser Gepäck in das ganz nahe liegende Hotel de Italia bringen, welches uns als das beste im Orte bezeichnet worden war. In der That fanden wir daselbst freundliche und ziemlich reinliche Zimmer im Oberstock, mit Thüren auf einen Balkon, auf welchem man frische, über die flachen Dächer der Nachbarhäuser herwehende Seeluft einatmete. Der Eigentümer, ein Italiener, hatte sein Haus seinem Kunstbedürfnis gemäss geschmückt, und den Personen der alten und neuen Geschichte, die er am meisten bewunderte, Denkmäler gesetzt. An den Wänden eines inneren Balkons,



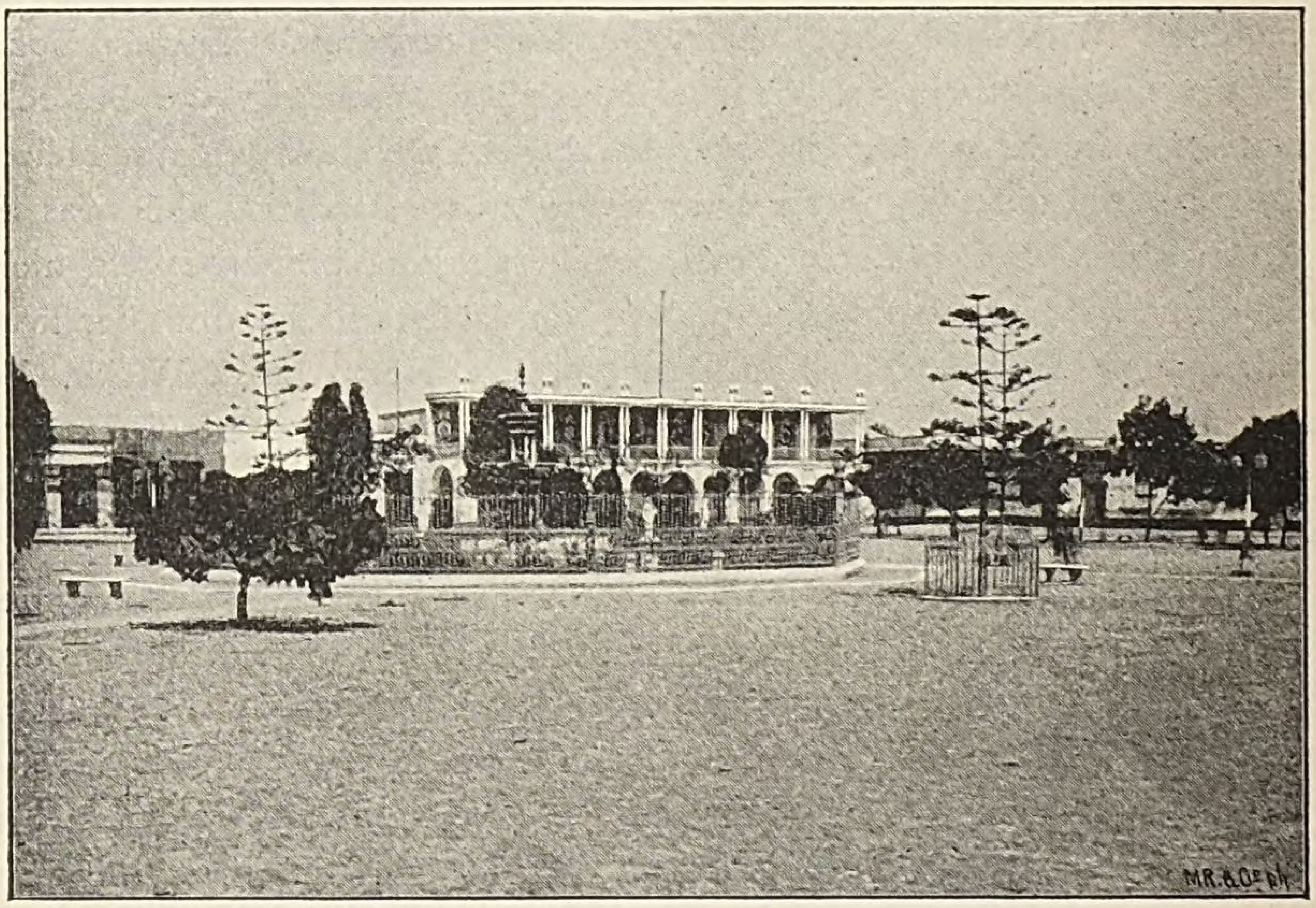
Hauptplatz und Kathedrale in Trujillo.

(S. 358.)

der einen kleinen Hof umgab, sah man gemalte Statuen von Helden aller Zeiten: Hannibal und Scipio als deutsche Ritter, Hercules mit dem Löwen kämpfend, die Gruppe des Laokoon, Cincinatus, Julius Cäsar in langem Bart, Columbus als Burgknappe mit einem Knebelbärtchen, endlich Napoleon, der zweimal abgebildet war. Unangenehm war, dass man im Hause nichts bekommen konnte als Logis, es gab keine Bedienung, keine Speisen und Erfrischungen, zuweilen nicht einmal Wasser. Jeder hatte das Recht, sich seine Schuhe selbst zu putzen, was daher unterblieb. Alle Reisenden und jungen Leute in Trujillo nahmen damals ihre Mahlzeiten in einer ebenfalls von einem Italiener gehaltenen Wirtschaft ein, Salon Garibaldi genannt. Dieses Lokal war sehr unappetitlich, die Wäsche entsetzlich schmutzig, die Bestecke und alles Geschirr verdächtig, aber die Speisen ziemlich gut, das Fleisch besser als in Lima, von Wein zwar keine grosse Auswahl, aber was da war, trinkbar. Bei späteren Besuchen in Trujillo brauchte ich nicht mehr im Hotel zu wohnen, sondern fand freundliche und herzliche Aufnahme im Hause eines Landsmannes, des Herrn Isaak Wiebe, bei dem ich angenehme Tage verlebte, an die ich noch jetzt mit Vergnügen zurückdenke, und daher gern die Gelegenheit ergreife, ihm nach so viel Jahren meine Danksagung zu wiederholen.

In wenigen Stunden kann man in Trujillo alles Bemerkenswerte kennen lernen. Die Stadt liegt in einer weiten deltaartigen Thalausbreitung wie Lima, und gleich diesem auf einer sanft geneigten Ebene. Eine breite Längsstrasse führt durch den ganzen Ort, die Calle del Comercio, welche der Mittelpunkt des Verkehrs ist, und wo alle Geschäftsleute sich jeden Augenblick begegnen und auf dem Fusse grosser Vertraulichkeit zu leben scheinen. Es stehen in dieser, sowie auch in den Seitenstrassen viele sehr gut gebaute Häuser, welche beweisen, dass Trujillo einst bessere Tage gesehen hat, aber jetzt im Verfall ist, im Verhältnis zu früher vielleicht mehr als andere Orte der Küste. Die Calle del Comercio mündet nach unten auf den Hauptplatz — la Plaza — ein grosses Geviert, grösser als die Plaza in Lima. In der Mitte desselben befindet sich ein bescheidener monumentaler Brunnen, umschlossen von einem kleinen achteckigen, umgitterten Garten, den ein Wandelgang von Steinplatten umgiebt. Ebensolche Wandelgänge ziehen sich rings um den Platz, zum Teil beschattet von Bäumen verschiedener Art und Grösse. Dies ist der einzige Spaziergang der Stadt, der aber trotzdem von den Bewohnern wenig benutzt zu werden scheint, denn so oft unsere deutsche Gesellschaft nach der Abendmahlzeit sich daselbst zusammenfand, trafen wir nur selten andere Besucher.

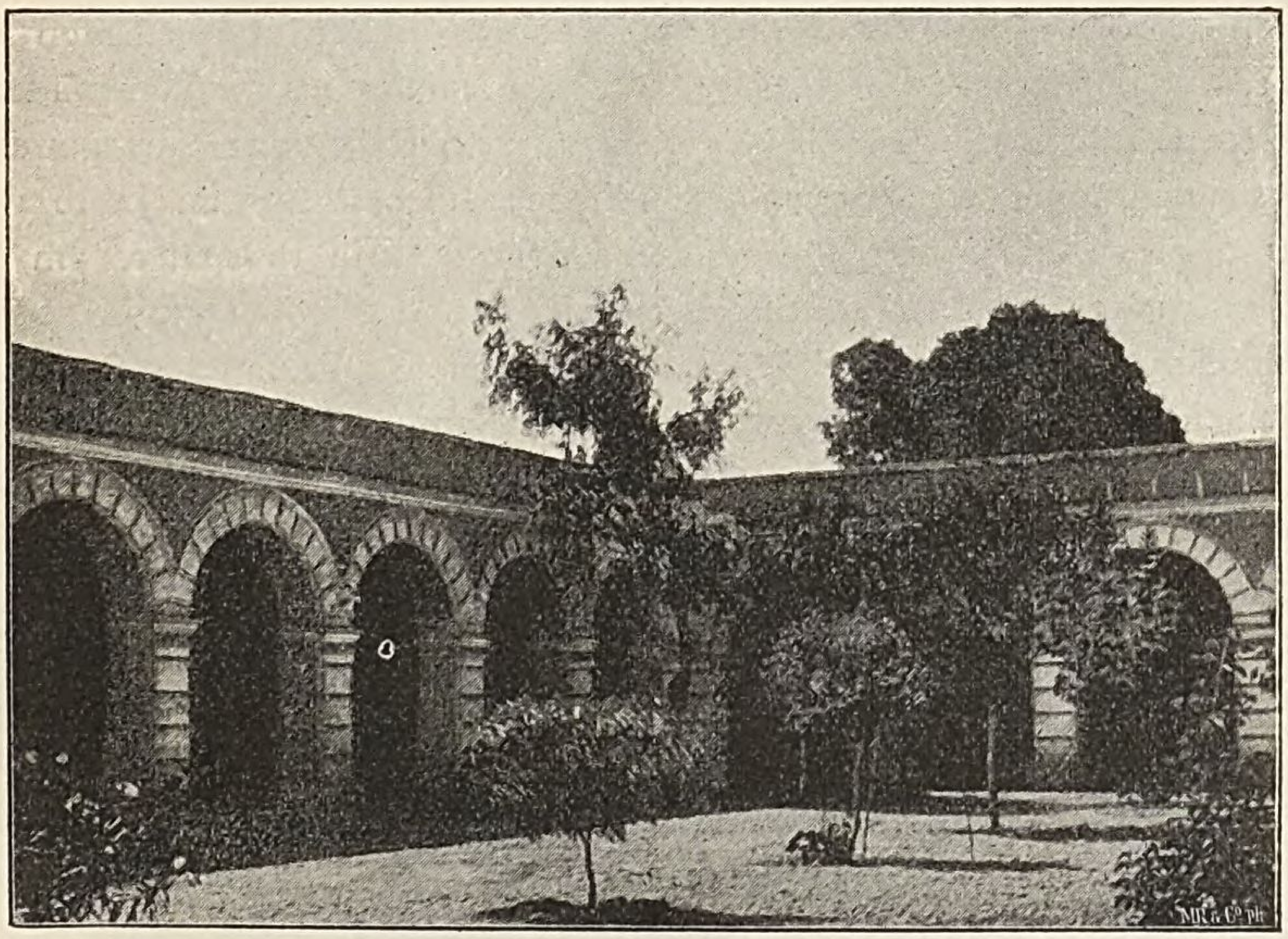
An der Südseite des Platzes steht das Cabildo oder Rathaus, ein Gebäude mit Portalen im Erdgeschoss und Säulenveranda im Oberstock. An der östlichen Seite, aber nicht in der Mitte, erhebt sich die Kathedrale mit zwei niedrigen Türmen an der Stirnseite und einer Kuppel über dem Kreuz. Das Innere der Kirche ist unscheinbar und schäbig, das Gewölbe nicht von Stein, sondern aus übertünchtem Fachwerk. Die Raumverteilung ist ähnlich wie in der Kathedrale von Lima, d. h. beim Eintritt durch das Hauptthor wird der Blick ins Innere durch einen vorgebauten Altar verschlossen, hinter welchem das Chor liegt.



Cabildo oder Rathaus.

Die Sakristei ist voll von Gemälden, aber alle von ganz gewöhnlicher Arbeit. Wie durch das Vorhandensein einer Kathedrale angedeutet wird, ist Trujillo der Sitz eines Bischofs und hatte in seiner Blütezeit unter der Kolonialherrschaft in seinen Mauern Klöster der fünf Mönchsorden, denen die Krone die Erlaubnis erteilt hatte, sich in Peru niederzulassen. Gegenwärtig sind alle diese Konvente eingegangen. Der Kathedrale gegenüber am unteren Winkel des Platzes lag das Ordenshaus der Jesuiten, früher als Kaserne benutzt, jetzt leer und verfallen. Das Kloster der Mercedarier befand sich in der Hauptstrasse, auf welche sich auch ihre Kirche öffnet, die noch benutzt wird; in die Räume um den Kreuzgang ist jetzt das Obergericht verlegt worden. Unweit un-

seres Hotels lag das ehemalige Augustinerkloster, dessen Kirche jetzt geschlossen ist, während die Kreuzgänge als Kaserne dienen. Das Dominikanerkloster lag ausserhalb der Stadt und ist seit lange verfallen. Vom Franziskanerkonvente wird nur noch die Kirche benutzt, die einzige der Stadt, die ein steinernes Gewölbe hat. Die beiden Frauenklöster der Carmeliterinnen und Klarissen sind noch bewohnt. Die Kirche des Carmen ist die reinlichste und eleganteste der Stadt. Die Vergoldung der gewundenen Säulen an den Altären ist so dick, dass sie aussieht wie neu. Das Kloster Santa Clara liegt gleich dem



Kreuzgang des Mercedarier Klosters.

Carmel im oberen Teile der Stadt, allein die dortige Kirche steht gegen die des Schwesterkonvents sehr zurück.

Trujillo ist die zweitälteste Stadt in Peru, sie wurde im selben Jahre wie Lima gegründet (1535). Als Pizarro die Nachricht von der Landung Pedro de Alvarados an der Küste der heutigen Republik Ecuador erhielt, sandte er Almagro nach Quito, um sich der Besitzergreifung dieses zu seinem Gebiete gehörigen Landes zu wiedersetzen. Doch wurde der Kampf vermieden, da Alvarado sich bereit finden liess, gegen eine Entschädigung seine ganze Ausrüstung abzutreten. Nachdem der Vertrag abgeschlossen war, kehrte Almagro an die Küste zurück und gründete an einem von Pizarro bezeichneten Orte und im Namen desselben eine

Stadt, die nach Pizarros Geburtsort in der spanischen Provinz Estremadura Trujillo genannt wurde. Einige Soldaten unter dem Befehle eines Hauptmanns namens Martin Astete wurden daselbst als erste Bewohner zurückgelassen und angesiedelt. Was die Wahl des Orts für die Anlage dieser Kolonie veranlasst habe, wird nicht gesagt. Es würden sich in den nördlichen Provinzen passendere Gegenden gefunden haben, denn die Wasserversorgung des Thales von Trujillo ist ungenügend; was den Ausschlag gegeben haben mag, war der Umstand, dass daselbst früher eine volkreiche Stadt gestanden hat, von welcher später die Rede sein wird. In der Folge liessen sich daselbst viele Spanier von guten Familien nieder und Trujillo galt noch in den ersten Zeiten der Republik als eine aristokratische Stadt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts, welche Zeit die glänzendste des peruanischen Kolonialreiches gewesen zu sein scheint, stand auch Trujillo in seiner Blüte, im Jahre 1614 wurde es zu einem Bistum erhoben, aber fünf Jahre später, am 14. Februar 1619, durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, wobei 350 Menschen umkamen. Der Pater Calancha, der damals Prior des dortigen Augustinerklosters war, beschreibt dasselbe und bemerkt, in Lima habe es keinen Schaden gethan, aber über das unglückliche Trujillo »habe es das Schwert gezückt« und in der kurzen Zeit eines Credo (Glaubensbekenntnisses) alle Kirchen und Gebäude niedergeworfen. Zwei Wochen lang erzitterte die Erde alle Tage mehr oder weniger heftig. Später wurde die Stadt noch zweimal — 1725 und 1759 — von starken Erdstössen heimgesucht, doch waren diese weit weniger zerstörend, als der erste. Als 1683 Lima durch den damaligen Vicekönig Herzog von Palata mit Wällen umgeben wurde, um die Hauptstadt vor einem Überfall durch die Seeräuber zu schützen, die damals die ganze amerikanische Westküste in Schrecken hielten, wurde auch Trujillo aus demselben Grunde mit Mauern versehen, welche mit ihren Basteien einen elliptischen Raum umschlossen. Von diesen sind gegenwärtig noch einige Bruchstücke übrig, z. B. in der Nähe des Bahnhofes, wo die Linie durch die alten Wälle durchgebrochen werden musste.

Trujillo ist Hauptstadt des Departements Libertad, Sitz des Präfekten, eines Obergerichts, unter dessen gerichtlicher Obhut die Departemente Ancash, Cajamarca und Libertad stehen und hatte nach dem letzten Census (1876) noch 7800 Einwohner, deren Zahl sich jedoch vermindert hat. Die Lage Trujillos in einer weiten Thalausbreitung auf sanft geneigter Ebene ist der von Lima ähnlich, nur dass die Entfernung vom Meere eine geringere ist — in gerader Richtung nur fünf Kilometer — während der Abstand vom Fusse der Berge zwei bis drei

Leguas beträgt, also viel grösser ist als in Lima. Das Andesgebirge ist in der Gegend von Trujillo zwar weniger hoch als an anderen Orten der Küste, allein die Formen sind kühn und mannigfach, einige der tiefer liegenden Höhen bilden scharfe Kämme, welche von gewissen Seiten gesehen, steile, ganz unzugängliche Spitzen zu sein scheinen, und von denen eine deshalb der Zuckerhut genannt wird. Darüber erheben sich hohe und höhere Bergrücken, die ineinandergreifen, bis man endlich über dem dunklen Kamm hie und da Schneeflächen leuchten sieht. Das Gestein ist ein rötlichgrauer Granit, und das Gesamtbild des ganzen Berghintergrundes in dem violetten Schimmer der Abendbeleuchtung ein überaus grossartiges. Nördlich von der Stadt liegt unweit der Küste und ganz vom übrigen Gebirge getrennt, ein steiler, felsiger Berg mit geschweiftem Fuss, der die Form einer grossen Glocke hat und deshalb Cerro de la Campana genannt wird. Er nimmt sich von Trujillo aus wie ein einzeln stehender Bergstock, doch ist die Glockengestalt nur die Seitenansicht eines langgestreckten Rückens, der sich bis zum benachbarten Thale Chicama hinzieht.

Trujillo liegt unter dem 8. Breitengrade und ist daher heisser als Lima, besonders im Winter, weil nur selten Nebel fallen und der Himmel weniger bewölkt ist. Das Klima der Stadt steht nicht in gutem Ruf, da öfters bösartige, besonders für Fremde gefährliche Typhusepidemieen beobachtet worden sind. Gewöhnlich wird das Trinkwasser als Ursache dieser Erkrankungen betrachtet, welches allerdings von schlechter Beschaffenheit ist und einen widrigen salzigen Beigeschmack hat, wovon man sich an dem Brunnen auf dem Hauptplatz überzeugen kann. Auch das filtrierte Wasser schmeckt herb und salzig. Demungeachtet möchte dieses Trinkwasser wohl weniger als Krankheitserreger zu betrachten sein, als die anderen Wasserläufe, die in offenen Gossen durch die Häuser geleitet werden, als Abzugskanäle dienen und sehr unreinlich gehalten werden. Würde dieser Übelstand beseitigt, so würde das Klima der Stadt wahrscheinlich im Vergleich zu anderen Thälern als ein gesundes gelten, denn die Wechselfieber und die sonstigen miasmatischen Erkrankungen sind in Trujillo weniger häufig, ohne Zweifel wegen der weniger reichlichen Wasserversorgung des Thales.

Ausser dem Hafen Salaverry sind in der Nachbarschaft von Trujillo noch drei kleinere Ortschaften zu erwähnen: Moche, Huaman und Huanchaco. Die ersten beiden liegen nahe an der Küste, Huanchaco unmittelbar am Strande und war früher, ehe die Eisenbahn gebaut wurde, der Hafen oder Landungsplatz für Trujillo. Jetzt ist dieser Ort

sehr zurückgegangen, wird grossenteils von Fischern bewohnt und zuweilen zu Seebädern benutzt. Am Tage nach unserer Ankunft machten wir einen Spaziergang nach Huaman, einem Dorfe, das der Stadt am nächsten und in der Mitte zwischen Moche und Huanchaco liegt. In der elenden und verfallenen Kirche des Ortes wird ein wunderthätiges Christusbild verehrt: Nuestro Señor de Huaman, welches bei dem Erdbeben von 1619 die Kirche, in der es stand, vor der Flutwelle bewahrte. Wir liessen durch einen braunen Jungen den Sakristan rufen, um uns die Kirche zu öffnen. Nach einiger Zeit kehrte er mit einem kleinen alten Indianer zurück, der vollständig betrunken und lallend auf uns zutaumelte. In zwei Häusern, wo wir eintraten, um Auskunft über das Erdbeben und den Ursprung der Legende zu erhalten, fanden wir die Leute in ähnlichem Zustande wie den Sakristan: alt und jung glotzte uns mit gläsernen Augen an. Wiewohl wir also den wunderthätigen Christus nicht zu sehen bekamen, so reute uns der Spaziergang doch nicht, denn auf dem Rückweg hatten wir beständig das Gebirge in Abendbeleuchtung vor Augen, und der Blick war freier und schöner als vom Platz in Trujillo.

Ein weit freundlicherer Ort als der eben genannte ist Moche, dem ich eines Morgens einen Besuch abstattete. Der Zug verlässt Trujillo um 8 Uhr und langt nach einer Viertelstunde in Moche an. Von der Station sieht man thalaufwärts, eine Legua weit entfernt, einen mit Flugsand bedeckten grauweissen Berg, den Cerro blanco; und am Fusse desselben die braune Pyramide des alten Sonnentempels. Ich hatte geglaubt, dass ich in meinen Ausflug nach Moche auch den Sonnentempel mit einschliessen könnte, hörte aber, dass dies von dort nicht möglich sei. In dem kleinen Wartesaal des Stationsgebäudes traf ich den Pfarrer des Ortes, dem ich mich vorstellte. Er bedauerte, mir nicht selbst als Führer dienen zu können, da er einen Kranken in Salaverry zu besuchen habe, und rief deshalb einen Indianer, dem er auftrug, mich auf meinem Gange durch das Dorf zu begleiten. Moche ist nicht ganz so ärmlich und verkommen, wie die Mehrzahl der kleinen Küstenorte, die meisten Hütten und Häuschen sind aus Adobes, darunter auch einige besser gebaute Häuser. Die Bewohner sind grossenteils reine Indianer, die sich trotz der grossen Bescheidenheit ihrer Wohnungen eines gewissen Wohlstandes erfreuen, denn alle Familien haben einen kleinen Landbesitz mit ziemlich genügender Wasserversorgung. Das Volk von Moche ist heiter und liebt es sich zu vergnügen. Fremde werden bei ihren Festlichkeiten gern gesehen, aber bei ihrem friedlichen, zuvorkommenden, ja unterwürfigen Wesen, haben



Huanchaco.

(S. 364.)

sie doch ein gewisses Selbstgefühl und die Frauen sind zurückhaltend. Während ich mit meinem Führer durch den Ort ging, wurde ich von allen denen ich begegnete gegrüsst, von den Frauen auch aus dem Innern ihrer Häuser. Die Gesichter, die ich sah, waren meist plump und hässlich, die Stirn niedrig, die Augen matt. Die Tracht der Frauen besteht aus einem baumwollenen Hemd und zwei Stücken dunkelblauen Wollenzeug, von denen eines anderthalb Mal um den Leib geschlungen und über den Hüften durch eine rote Binde festgehalten wird; das zweite wird über die Schulter geschlagen, auch wohl wie eine Manta



Familie in Moche.

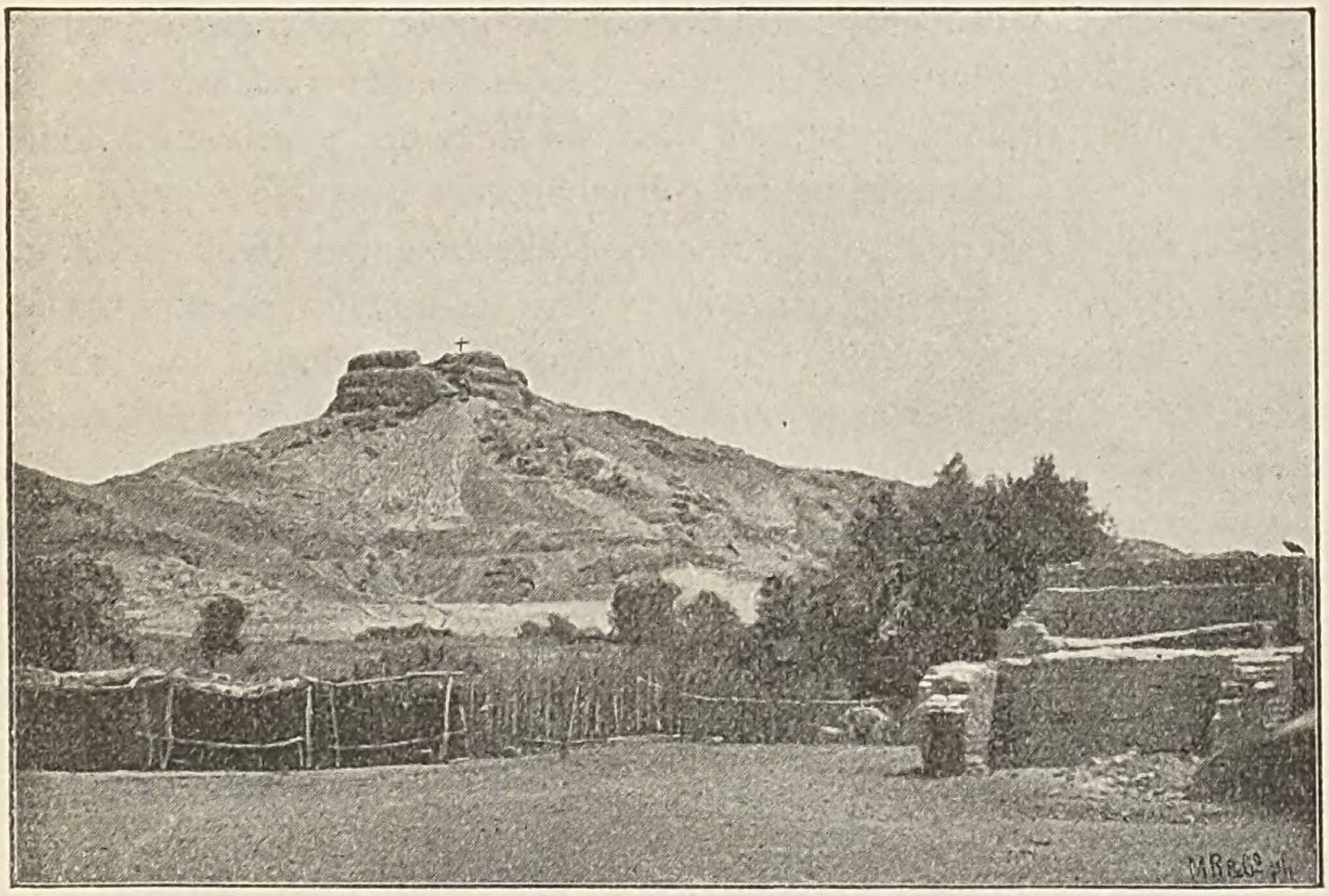
über dem Kopf getragen. Mädchen und auch ältere Frauen tragen Blumen im Haar, der Scheitel ist mit einem kleinen Strohhut bedeckt. Beide Geschlechter gehen barfuss. Die wenigen Möbel der Häuser werden fast nie benutzt, denn bei der Arbeit und beim Essen sitzen die Leute am Boden, oder kauern auf Matten. Rings um das Dorf liegen Obst- und Gemüsegärten, man sieht noch viele Orangenbäume, ein Anblick, den man in anderen Thälern der Küste entbehren muss, denn fast überall sind Apfelsinen und Citronen durch eine parasitische Krankheit eingegangen. Seit dem Bau der Eisenbahn wird Moche von den Familien in Trujillo dem Hafen Huanchaco als Seebad vorgezogen, obgleich der Ort nicht unmittelbar am Strande liegt. Er ist gegen-

wärtig zwei Kilometer vom Meere entfernt, da sich die Küste wie an anderen Orten allmählich gehoben hat. Sobald man die letzten Häuser hinter sich hat, kommt man in tiefen Sand: Dünen, die früher von dem Wellenschlag angehäuft worden sind und sich bis zum Ufer fortsetzen. Vor dem Kriege führte eine Pferdebahn von der Station bis zur See; zur Zeit meines Besuches jedoch war davon nur das Wrack eines Wagens übrig, der ausserhalb des Ortes im Sande begraben lag.

Der Handelsverkehr Trujillos beschränkt sich auf die Versorgung der Stadt und der umliegenden Gegenden mit den Waren des täglichen Bedarfs, die nicht an Ort und Stelle erzeugt werden. Die meisten der überseeischen Güter werden jedoch nicht direkt in Salaverry eingeführt, sondern von Grosshändlern in Lima bezogen. Das wichtigste Absatzgebiet ist das benachbarte Thal Chicama, und wenn man in Trujillo schlechtweg vom Thale spricht, so meint man nicht dasjenige, in welchem die Stadt liegt, sondern das ebengenannte. Auch ist die Eisenbahn, die von Salaverry ausläuft, hauptsächlich zu dem Ende gebaut worden, den Erzeugnissen des Thales von Chicama den Transport an die Küste zur weiteren Verschiffung zu erleichtern. Von Trujillo aus führt die Bahn in nördlicher Richtung über eine lange, sanft ansteigende Ebene zwischen dem Fuss des Gebirges und dem Glockenberg. Sobald man eine Strecke gefahren ist, wird man gewahr, dass dieser Berg, der sich von Süden gesehen als ein alleinstehender Stock darstellt, in Wirklichkeit sich in einen Rücken verlängert, der sich meilenweit an der Küste hinzieht. Auf der Ebene bemerkt man überall, bis hoch hinauf, Spuren früherer Kultur, während gegenwärtig daselbst nichts wächst als halbvertrocknete Tilandsien, deren graublättrige Büschel an manchen Stellen rasenartig den Boden bedecken.

Nach einer Stunde senkt sich die Bahn zum Thale von Chicama hinab, eben so allmählich wie der Anstieg gewesen war. Dieses Thal ist weit, sehr fruchtbar und fast in seiner ganzen Ausdehnung mit Zuckerrohr bepflanzt. Der Anblick ist daher eintönig, man sieht nichts als eine meilenweite hellgrüne Fläche, hier und da unterbrochen durch die Gebäude eines Gutes oder schäbiger staubiger Ortschaften. Die erste solche ist Mocollape, die zweite Chocope, beide Haltestellen im Thale. Die wichtigste Stadt heisst Ascope, ein Ort, der mit Einschluss des umliegenden Distrikts und der daselbst angesiedelten Chinesen eine Bevölkerung von ungefähr 6000 Seelen haben mag. Ascope ist gegenwärtig die Endstation der Bahn, liegt am oberen Ende der bebauten Thalstrecke, 8 Leguas (44 Kilometer) vom Meere und 12 Leguas (66 Kilometer) von Trujillo, und ist der Hauptgeschäftsort der Gegend, von

welchem aus die Gebirgsbewohner sich mit Waren versorgen. Ehe der Zug dahin gelangt, hält er bei der Hacienda Facalà, welche den fruchtbarsten und ergiebigsten Boden des Thales besitzen soll. Was mich veranlasste, dort auszusteigen, war die Ruine einer alten Burg, an welcher die Bahn vorüber führt. Einer meiner Mitreisenden von Trujillo stellte mich zwei Beamten der Hacienda vor, und diese luden mich in zuvorkommender Weise ein, am Frühstück auf dem Gute teilzunehmen. Von ihnen erfuhr ich, dass der Arzt des Gutes ein Deutscher sei, gegenwärtig aber selbst krank und ans Bett gefesselt. Ich liess mich



Ruine bei Facalà.

zu ihm führen und fand einen Thüringer Landsmann, der vor langer Zeit vom Schicksal in diesen Winkel verschlagen worden und dort liegen geblieben war. Er war schon in vorgerückten Jahren und die Farbe seiner Nase deutete an, worin er Trost in seiner Einsamkeit gesucht, aber statt dessen die Gicht gefunden hatte, die ihn jetzt plagte.

Obgleich mir das angebotene Frühstück ganz willkommen gewesen wäre, da sich am Orte kein Wirtshaus befand, so zog ich doch vor, darauf zu verzichten, denn ich wollte den von Ascope zurückkehrenden Zug benutzen, und es blieb mir eben noch die zum Besuch der Ruine erforderliche Zeit. Dieses alte Bauwerk liegt auf einem felsigen Hügel, einem Sporn, der aus dem Abhang eines höheren Berges hervortritt,

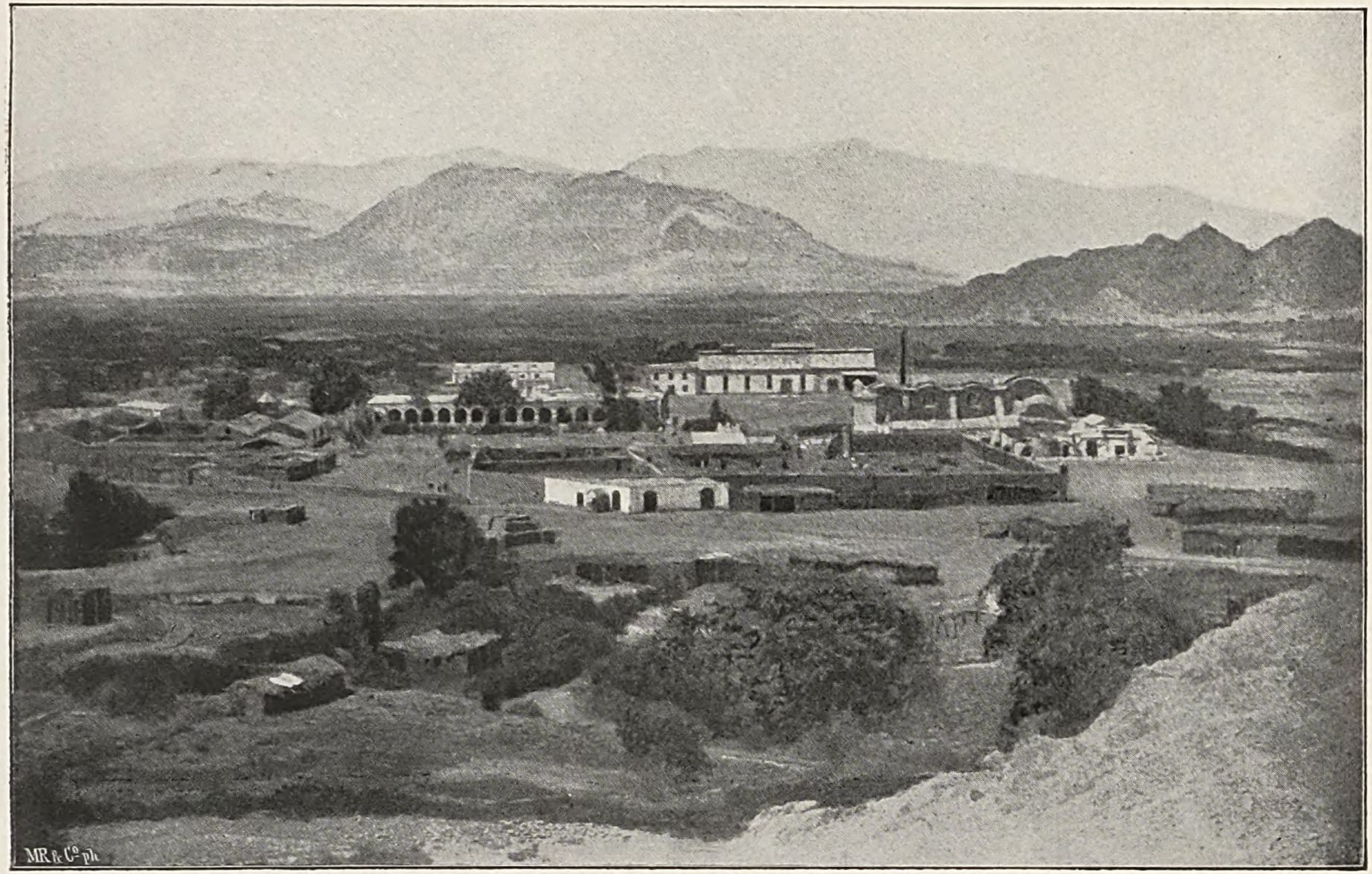
und besteht aus einem runden, turmähnlichen Bau mit drei Stufen, deren jede 10—12 Fuss hoch ist. Die Spitze misst nicht mehr als 12 Fuss im Durchmesser und enthält eine tellerartige Vertiefung, welche nur wenige Menschen fassen konnte. Diese sogenannte Burg konnte also kein Platz der Verteidigung sein, sondern nur eine Warte, von welcher die umliegende Gegend beobachtet wurde, um beim Erscheinen eines Feindes Signale zu geben: ein Bauwerk wie das sogenannte Castillo del Sol im Santathale bei der Hacienda Rinconada, nur noch kleiner und unbedeutender. Wie bei jener so war auch hier das Beste der Blick ins Thal, der den Besucher einigermassen für die Mühe des Besteigens entschädigt. Gerade unter sich, am Fusse der Warte, übersieht man die Gebäude der Hacienda Facalà, über die jedoch nichts zu bemerken ist, als dass sie trotz des gepriesenen Reichtums des Gutes alt, baufällig und vernachlässigt aussahen.

Rechtzeitig war ich wieder an der Haltestelle der Bahn am Fusse des Hügels, fuhr aber nur eine kurze Strecke thalabwärts und verliess den Zug wieder in der Station »el Tanque«, wo mich ein brauner Bursche mit einem Pferde erwartete, um mich nach dem benachbarten grossen Gute Casa grande zu geleiten. Nach einem viertelstündigen Ritte langten wir daselbst an und trafen den mir befreundeten deutschen Verwalter, Herrn R., zu Hause. Für die bestgehaltenen Güter des Thales gelten die beiden nahe bei einander gelegenen Haciendas Tulape und Casa grande. Die erstere ist Eigentum eines Italieners, die andere wurde von einem Deutschen namens Albrecht eingerichtet, der als früherer Pächter von Facalà sich dort ein Vermögen erworben hatte. Aber auch diese beiden höchst wertvollen Besitzungen wurden durch das plötzliche Sinken der Zuckerpreise so schwer getroffen, dass der Deutsche, dem man früher nachgerühmt hatte, er sei der beste Landwirt des Thales, sich ausser stande sah, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und gezwungen wurde, sein schönes Gut, das Ergebnis langjähriger Arbeit, seinen Gläubigern abzutreten, welche den damaligen Verwalter zur Bewirtschaftung desselben einsetzten. Die Gebäude des Guts liegen um einen grossen viereckigen Platz. Die neuen grossen Anlagen zur Zuckerbereitung wurden damals nur teilweise benutzt. Über der Mitte des grossen Speicherhauses erhebt sich ein Turm, an dessen erstem Stockwerk der Wahlspruch des früheren Besitzers angebracht geblieben ist: »Tace, ora et labora«. Im Verhältnis zu den Fabrikgebäuden ist das Wohnhaus klein und durch davorstehende Bäume etwas düster. Der Hofplatz ist auf drei Seiten mit Ficusbäumen umgeben, die zwar erst zwölf Jahre standen, aber schon zu mächtigen



Hacienda Casa grande im Thale Chicama.

(S. 368.)



Hacienda Facala.

(S. 368.)

Stämmen herangewachsen waren. Viele Drosseln und andere ähnliche Vögel (Chiscos) belebten das dichte Laub der Kronen. Es war Posttag, als ich auf Casa grande ankam, der Verwalter war daher sehr in Anspruch genommen, und ich musste mir das Gut einstweilen allein betrachten, aber abends, als er seine Geschäfte beendigt hatte, machten wir zusammen einen Spaziergang durch die Zuckerfelder, bei welcher Gelegenheit er mir manches Interessante über die wirtschaftlichen und Arbeiterverhältnisse mitteilte. Alle Felder sind in sogenannte Quartiere geteilt, welche durch die Bewässerungsgräben von einander getrennt werden und etwa eine Fanegada (400 Quadratklafter) enthalten. Sie sind Rechtecke oder Trapeze, zweimal so lang als breit, mit Längsfurchen, welche 80—100 Ellen messen. Die Arbeit wurde früher durch Sklaven, dann durch Kontraktchinesen gethan, jetzt durch Tagelöhner, welche ihren Arbeitslohn teils in Geld, teils in Reis erhalten. Die Arbeit wird nach Tagewerken bezahlt, und zwar jedes Tagewerk zu drei Real (90 Pfennige). In Casa grande besteht ein Tagewerk darin, 2,5 Furchen Rohr zu schneiden oder auszujäten. Auf der Hacienda Tulape galt schon eine Furche als ein Tagewerk, daher ein fleissiger Arbeiter zwei bis zwei und ein halbes Tagewerk leisten konnte und einen dementsprechenden Lohn verdiente. Die Arbeiter sind zwar jetzt alle frei von ihren ursprünglichen Kontrakten, stehen aber zum grossen Teil unter neuen Kontraktherren (Contratistas). Ein solcher hat 20—120 Arbeiter zu seiner Verfügung und verdingt dieselben wieder an die Haciendas oder beschäftigt sie für eigene Rechnung. Es giebt chinesische und peruanische Contratistas. Ein Arbeiter, der sich auf ein Jahr verdingt, erhält einen Vorschuss von 50 Sol Silber, für zwei Jahre 100 Sol. Die Chinesen verdingen sich in der Regel, wenn sie im Spiel verloren haben und nicht bezahlen können. Gewöhnlich haben die Kontraktherren nicht hinreichende Mittel, um ihren Arbeitern die Vorschüsse zu gewähren und lassen sich von den Haciendas Geld vorstrecken, welches dann durch die Leistungen ihrer Arbeiter wieder beglichen wird. Der Kontraktherr erhält von jedem der von ihm gestellten Arbeiter 10 pCt. des Lohnes; diejenigen, welche nur wenige Leute haben, verdienen also nicht mehr, als dass sie selbst nicht zu arbeiten brauchen.

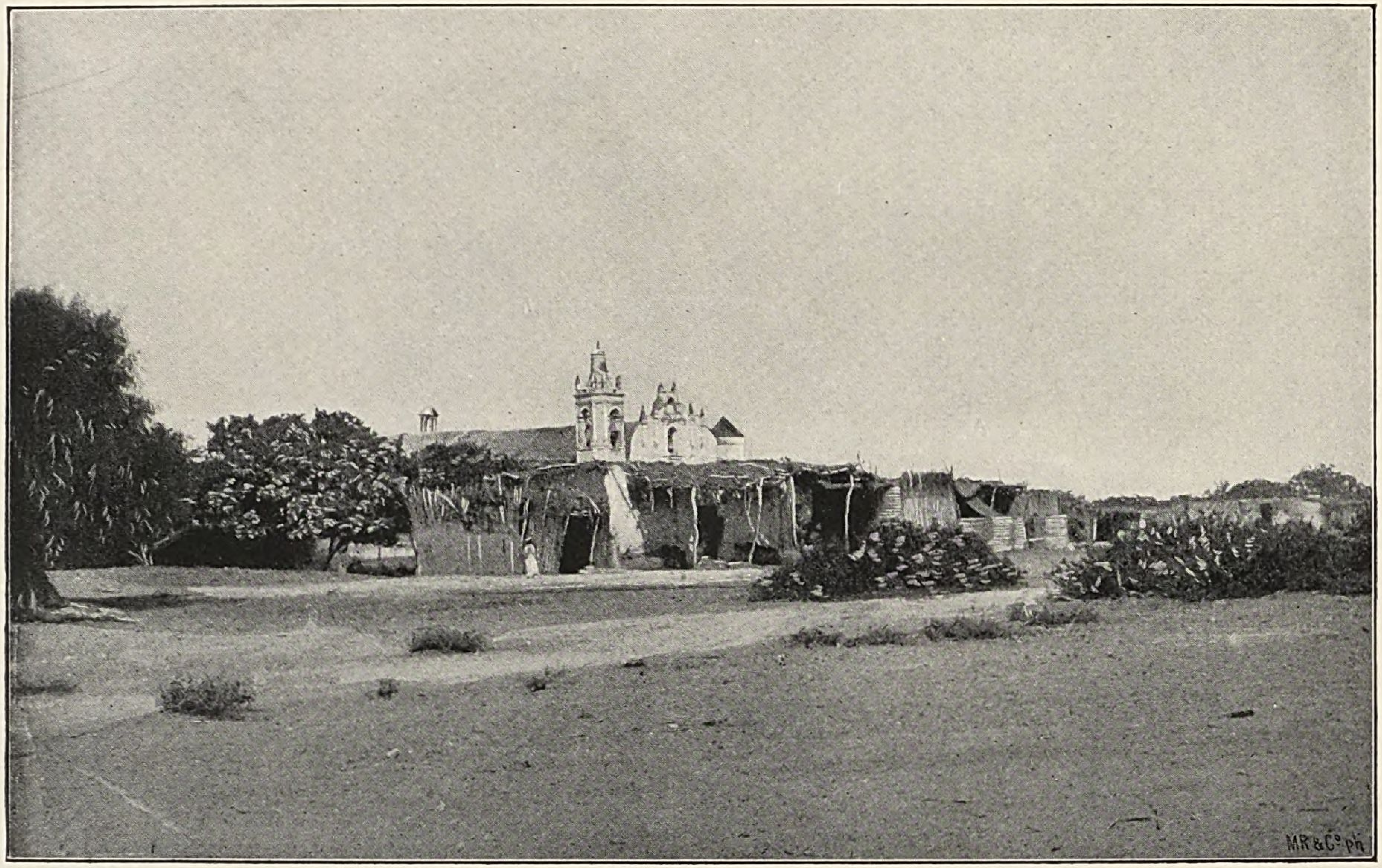
Das Rohr braucht hier 18 Monate zur Reife. Eine Pflanzung von gesäeten Stöcken kann neunmal geschnitten werden, jedoch wird die Pflanzung gewöhnlich nach sechs Schnitten erneuert, da die späteren zuckerärmeres Rohr liefern. — Auf unserer Wanderung besuchten wir Casa chica — das kleine Haus — wo früher der Besitzer des Gutes wohnte, ehe sein Nachfolger Albrecht Casa grande — das grosse Haus

— erbaute. Das dortige Wohnhaus ist verfallen, der früher sehr schöne Obstgarten verwahrlost und ein Teil desselben in einen Gemüsegarten verwandelt, in welchem die Chinesen Kulturpflanzen ihres Landes angebaut haben, vorzüglich die wegen ihrer grossen mehligen Wurzelknollen geschätzte Colocasia esculenta, hier von den peruanischen Arbeitern papa de Canton — chinesische Kartoffel genannt. Die Gutsgebäude waren einem chinesischen Kontraktherrn, der ungefähr 120 Arbeiter beschäftigte, zur Benutzung überlassen worden. Dieser unternehmende Asiate war auch Heiratsagent, Kontratist für Weiber, welche er aus dem Hochland bezog. Findet sich eine gewisse Zahl seiner Landsleute, die in der Lage und willens sind, sich zu verheiraten, so geben sie dem Agenten ein kleines Handgeld, wogegen dieser sich verbindlich macht, ihnen Mädchen aus der Sierra zu liefern, denn die Küstenbewohnerinnen zeigen sich selten geneigt, mit Söhnen des himmlischen Reiches in die Ehe zu treten. Sind die Angeworbenen angelangt, so werden sie in einem Zimmer mit gegen die Wand gekehrten Gesichtern aufgestellt. Sodann treten die Heiratskandidaten ein, und stellen sich in einer durch das Los bestimmten Reihe an die gegenüberliegende Wand, gleichfalls mit gegen die Mauer gekehrten Gesichtern, in gleicher Anzahl wie die Mädchen. Dann klatscht der Agent in die Hände, auf welches Zeichen sich Männer und Frauen umwenden, und die einander gegenüber befindlichen müssen sich als Ehegatten annehmen. Von dieser Entscheidung durch das Los giebt es keine Berufung.

Als ich am nächsten Tage nach Trujillo zurückkehrte, stieg ich in Chocope aus, um zu versuchen, daselbst Tiere zur Fortsetzung meiner Reise zu Lande zu mieten, da ich sonst noch einige Tage auf die Ankunft des nächsten Dampfers hätte warten müssen. Durch einen glücklichen Zufall gelang mir dieses, indem ich einem Manne vorgestellt wurde, der sich, ohne mich früher gesehn zu haben, aus Rücksicht auf einen gemeinsamen Freund, bereit erklärte, die erforderlichen Tiere zu meiner Verfügung zu halten.

Die Ruinen von Chanchan.

Interessanter als die moderne Stadt Trujillo sind für den Reisenden die in deren Nähe gelegenen Ruinen, nämlich der bereits erwähnte Sonnentempel bei Moche und die Überreste der ehemaligen Hauptstadt des Chimureichs: die wichtigsten Denkmale altperuanischer Kultur, die sich an der Küste finden. Die Eingeborenen nennen diese Ruinen



Mansiche bei Trujillo.

(S. 370.)

noch jetzt Chanchan, entstanden aus einem Worte der Chimusprache (jang-jang), welches »Sonne-Sonne« bedeutet, vermutlich wegen der grossen Hitze der Ebene, auf welcher sie sich befinden. Von den Spaniern wurden sie als Hauptort des Landes mit dem Namen »el gran Chimu« bezeichnet. Reisenden, welche die Ruinen zum ersten Male besuchen wollen, ist anzuraten, dies nicht ohne die Begleitung eines kundigen Führers zu thun, da sie sich sonst der Unannehmlichkeit aussetzen, sich in dem Labyrinthe der Mauern zu verirren und an manchen Sehenswürdigkeiten vorbeizugehen, ohne sie zu bemerken.

Verlässt man Trujillo auf dem nach dem ehemaligen Hafen Huanchaco führenden Wege, so kommt man zunächst durch die Vorstadt Mansiche, deren Einwohner noch grossenteils von den alten Eingeborenen abstammen. Nur ungefähr anderthalb Kilometer von den letzten Häusern dieses Dorfes, da, wo die durch künstliche Bewässerung unterhaltene Vegetation aufhört, gelangt man zum Ruinenfelde. Um dasselbe zu überblicken, bestiegen wir den höchsten daselbst befindlichen Hügel, die Huaca del Obispo, welche sich etwas nördlich vom Wege nach Huanchaco erhebt, und gegenwärtig nach einer an ihrem Fusse gelegenen Hacienda auch Huaca de la Esperanza genannt wird. Von der Höhe derselben zeigt sich die weite Ebene bis zum Ufer des drei Kilometer entfernten Meeres mit grauen Mauern bedeckt, die sich in gewissen, aber nicht gleich grossen Abständen rechtwinklig schneiden und hofartige freie Räume zwischen sich lassen. Diese Mauern laufen alle in derselben Richtung, die einen nach dem Meere zu, die andern mit der Küste parallel; nirgends sieht man diagonale oder unregelmässig laufende Wände. Zwischen den Höfen unterscheidet man hier und da enge Wege oder Gassen. Die ganze bebaute Fläche mag etwa 5—6 Quadratkilometer umfassen. Am Rande derselben bemerkt man noch, ziemlich weit von einander getrennt, drei künstliche Hügel, zwei von ihnen mit Bauresten. Der grösste, zwischen unserem Standpunkte und dem Meere gelegene, ist die sogenannte Huaca de Toledo, auf welche wir später noch einmal zurückkommen werden.

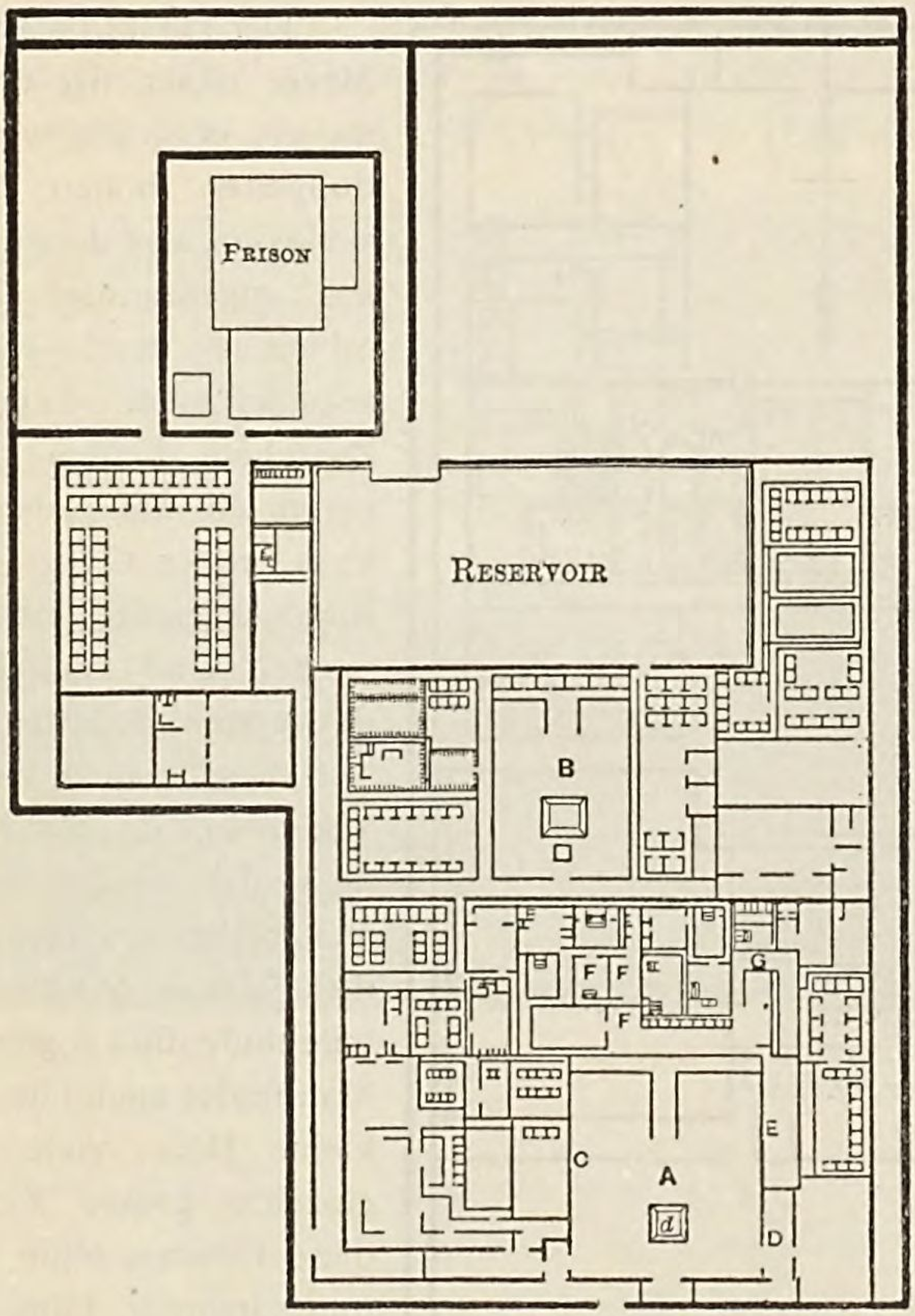
Steigen wir nun von unserem Aussichtspunkte herab und beginnen unsere Wanderung durch die Ruinen in der Richtung nach dem Meere zu, so finden wir, dass die Mauern der von oben erblickten Höfe alle entweder aus an der Luft getrockneten Backsteinen aufgeführt sind, oder aus geschichtetem Lehm bestehen, der mit kleinen Flusssteinen zusammengestampft ist. Die meisten sind unten am Boden dicker und verschmächtigen sich nach oben zu, haben gewissermassen eine keilförmige Gestalt. Ihre Höhe schwankt zwischen vier und acht Metern.

In vielen der von solchen Wänden abgegrenzten Hofräumen sieht man auch niedrigere Mauerreste, in anderen ist der Boden ganz eben, in mehreren der an der Aussenseite gelegenen bemerkt man teils gerade, teils gewundene Furchen, nebst Spuren alter Wasserleitungen, als ob dies Gärten gewesen seien; in einem Hofe liegen noch grosse Haufen von Schlacken, augenscheinlich die Überreste einer Metallschmelze. Die Trennung der bebauten Fläche in abgeschlossene, geviertartige oder rechteckige Abteilungen, die sich auch in den Ruinen der alten Stadt Huadca bei Lima wiederfindet, erklärt sich am natürlichsten so, dass jede derselben von einem besonderen Stamm, einer Gruppe von Familien bewohnt war. Die Wohnungen, die wahrscheinlich nur aus Fachwerk oder Schilfrohr bestanden, haben natürlich keine Spur hinterlassen.

In dem Labyrinth von Lehmwänden und Höfen trifft man sodann auf zwei Einfriedigungen, welche durch höhere Mauern von den übrigen ganz abgeschlossen sind, und welche als Paläste bezeichnet werden, und zwar soll der erste, mehr landeinwärts gelegene, die Residenz des Inka, der zweite des Königs von Chimu gewesen sein. Diese Benennungen sind jedoch ganz willkürlich, denn an keinem der beiden Gebäude lassen sich die architektonischen Eigentümlichkeiten entdecken, die wir schon wiederholt namhaft gemacht haben, und an welchen man die Bauwerke der Inkas sofort erkennt; beide rühren von den Chimus her, und waren ihrer ganzen Anlage und Einrichtung nach ohne Zweifel von den Herrschern des Landes für ihren Gebrauch erbaut; dass sie auch von den Inkas bewohnt worden seien, ist aus den eben angeführten Gründen höchst unwahrscheinlich. Der erste, den Inkas zugeschriebene Palast ist der grössere. Er bildet nicht ein einfaches Rechteck, sondern an die ursprünglich so gestaltete Anlage sind mehrere Erweiterungsbauten angefügt. Das Ganze wird von einer hohen, einfachen Aussenmauer umschlossen und enthält in seinem Innern viele kleine und grössere Höfe, lange Gänge, die wieder zu freien Plätzen führen, auf welche sich Reihen von Sälen und Zimmern öffnen. An vielen Stellen lassen sich noch Wandverzierungen in erhabener Arbeit erkennen; ein ganzes Geviert von Wohnräumen hat Wände, in denen durch schräg und kreuzförmig gestellte Backsteine kleine nischenförmige Vertiefungen gebildet worden sind, deren innere Oberfläche einen sauberen Überzug von fein geschlämmtem Lehm hatte. Von den Eingeborenen werden diese Räume Palomar (Taubenhaus) genannt. An anderen Wänden bemerkt man noch Reste erhabener Figuren,

deren Formen dieselben sind, die man in manchen der in den Gräbern aufgefundenen Geweben wahrnimmt.

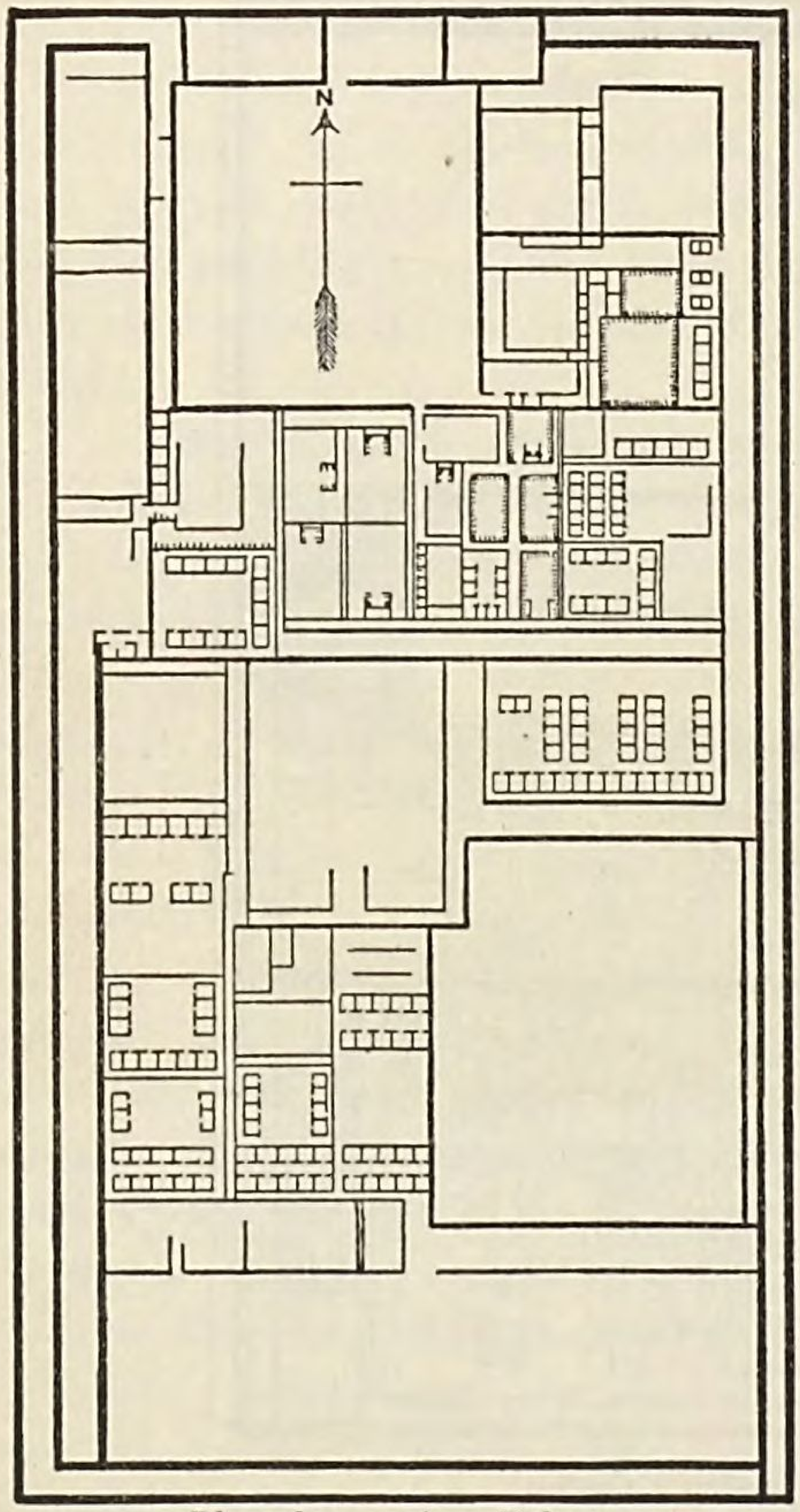
In einer anderen Gegend dieses Palastes findet sich ein grosser Wasserbehälter, ein rechteckiges gegen zwanzig Fuss tiefes Becken, eingefasst von schrägen, mit kleinen Flusssteinen gepflasterten Wänden.



Plan des ersten Palastes.

An beiden Enden des Rechtecks bemerkt man vierseitige gemauerte Vertiefungen, in denen die letzten Reste des Wassers gesammelt wurden, nachdem die grosse Masse schon verbraucht war. Die Kanäle, durch welche dieser Behälter gefüllt wurde, sind verschüttet und nicht mehr nachweisbar; doch scheint in den alten Leitungen noch immer etwas Wasser fortzusickern, denn am Boden wachsen mehrere Feigenbäume. In einer Eckabteilung des Gebäudes befindet sich, von einer besonderen

Mauer umgeben, eine nicht vollendete Pyramide, welche im Innern viele kleine Zellen enthält, in deren einige man durch die eingestürzten Decken hinabblicken kann. Diese Zellen sind nicht gewölbt, sondern ihre Decken gleich den Wänden aus gestampftem Lehm geformt. Dem Anscheine nach waren die Zellen zu Grabstätten bestimmt, aber noch nicht benutzt worden.

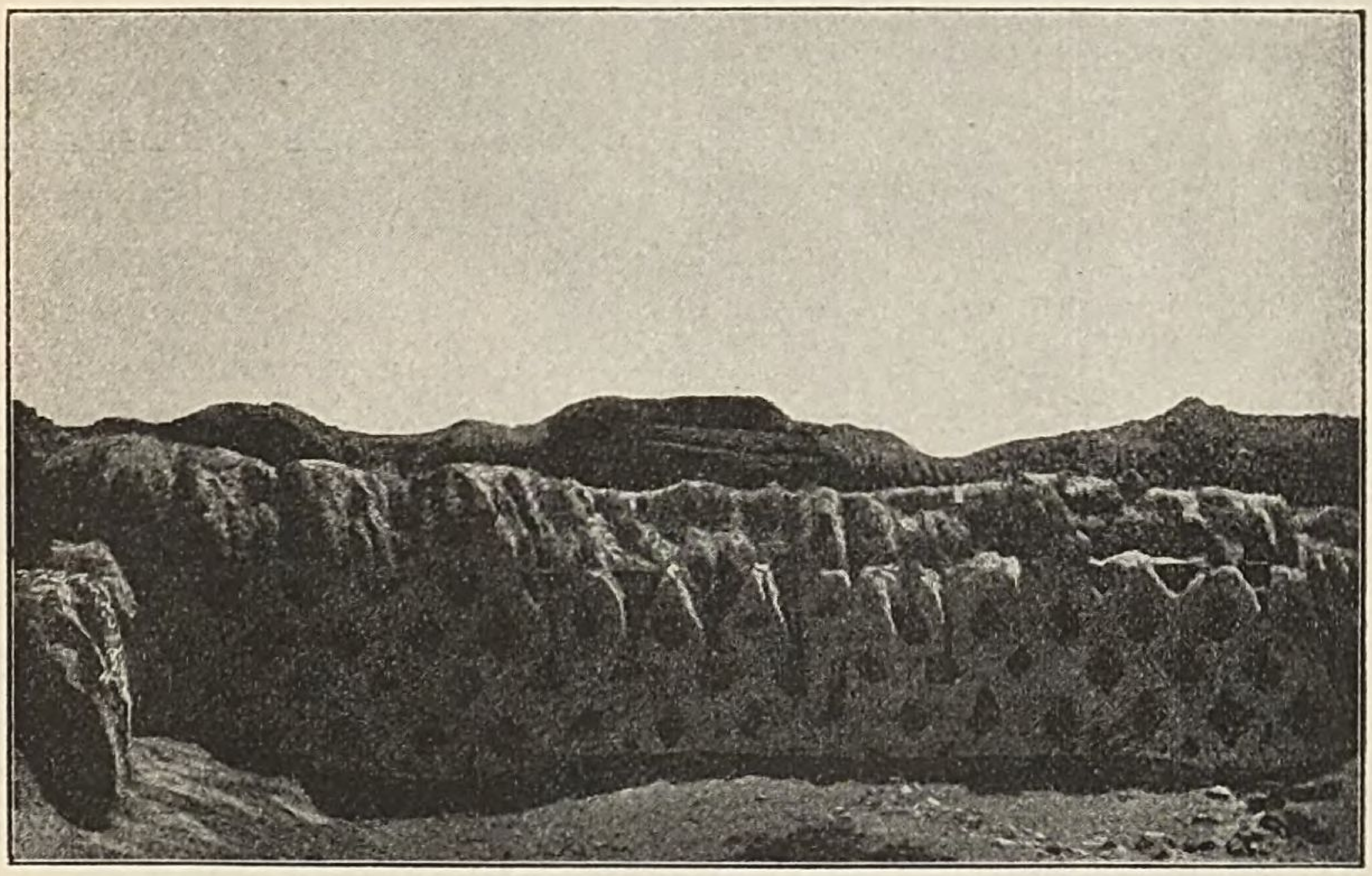


Plan des zweiten Palastes.

Der zweite Palast liegt dem Meere näher, ist etwas kleiner als der erste und wird von einer doppelten hohen Mauer umschlossen, von denen die äussere aus ungebrannten Backsteinen erbaut ist, die innere bloss aus geschichtetem Lehm besteht. Zwischen beiden läuft rings herum ein am Boden nur sieben Fuss breiter Gang. Die innere Raumverteilung ist im allgemeinen eine ähnliche wie die des ersten Palastes, nur lässt sich dieselbe noch weniger leicht erkennen, da durch den Einfluss der Seeluft die Wände weit mehr verwittert, und daher die Umrisse der einzelnen Bauteile undeutlicher geworden sind. Man findet auch hier grosse und kleine Höfe, viele kleine und einzelne grosse Zimmer, alle ohne Fenster, ohne Verbindung untereinander, bloss mit Thüren versehen, die sich auf Plätze oder Gänge öffnen. An der unteren, dem Meere nahen Seite, gelangt man zu einer plattformartigen Erhöhung, woselbst Gänge stark abwärts in ungewölbte Hohlräume führen, die von einigen für Gefängnisse, von anderen für Grabstätten gehalten werden. Die erstere Annahme ist die wahrscheinlichere, da keine Schädel- oder Skelettteile daselbst gefunden worden sind. In einer anderen Gegend dieser selben Bodenerhöhung trifft man wieder auf viele kleine

Räume und einen Saal, dessen Wände mit quadratischen Vertiefungen (palomar) geziert waren.

Verlässt man diesen Palast an seiner unteren Seite, so sieht man keine hohen Lehmwände mehr wie landeinwärts. Die Mauern sind hier eingestürzt und so verwittert, dass sich ihre Umrisse nur aus wellenförmigen Erhebungen des Bodens mutmassen lassen, welche sich bis unmittelbar an den früheren Rand des Meeres erstrecken. Gegenwärtig ist die See durch allmähliche Hebung des Bodens einige hundert Schritt zurückgewichen, wie sich sehr deutlich aus den in dieser Gegend

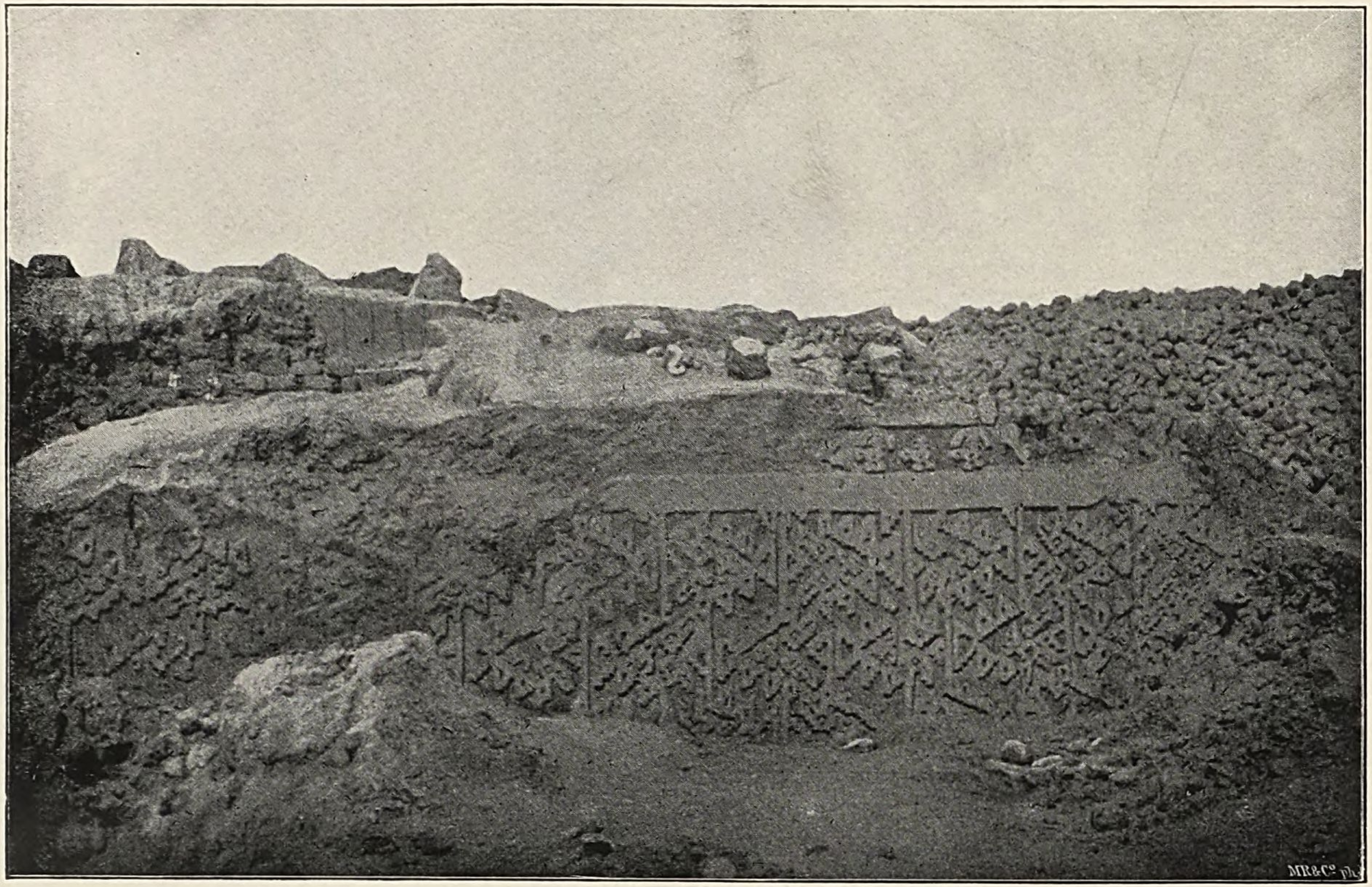


Palomar.

noch sichtbaren Hafenanlagen erkennen lässt, welche trocken im Lande liegen wie der alte Hafen Roms bei Ostia. Diese Landungsvorrichtungen bestanden aus rechteckigen Becken, die sich in ihrer ganzen Breite nach dem Meere zu öffneten. Landeinwärts, von diesen ersten durch schmale Dämme getrennt, bemerkt man ähnliche Bodenvertiefungen, mit den ersten durch Schleusen verbunden, deren Öffnungen in den Dämmen noch sichtbar sind. An die mit der See in Verbindung stehenden Becken schlossen sich höher gelegene, ebenfalls rechteckige oder quadratische grosse Behälter an, die zur Ansammlung von süssem Wasser bestimmt waren, die also zur Sommerzeit, wenn der Fluss durch die im Hochlande fallenden Regen anschwillt, gefüllt wurden, um für die grosse Bevölkerung der Stadt einen hinreichenden Vorrat für die

Wintermonate zu besitzen, in denen der Fluss beinahe versiegt, oder doch sein Wasser durch die oberen Thalgegenden so in Anspruch genommen wird, dass fast nichts das Meer erreicht. Am Boden mehrerer dieser Süsswasserbecken bemerkt man zierlich gewundene Furchen und Beete, welche andeuten, dass man nach Erschöpfung des Wasservorrats den noch feuchten Schlamm sogleich zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte. Alle diese Hafen- und Süsswasserbecken sind seicht und mit gemauerten Wänden eingefasst, welche schräg nach dem Grunde zu einfallen. Diese Bauart musste am Hafen das Bergen der Fahrzeuge erleichtern, indem dieselben auf der geneigten Fläche ohne Mühe aufs Trockne gezogen werden konnten.

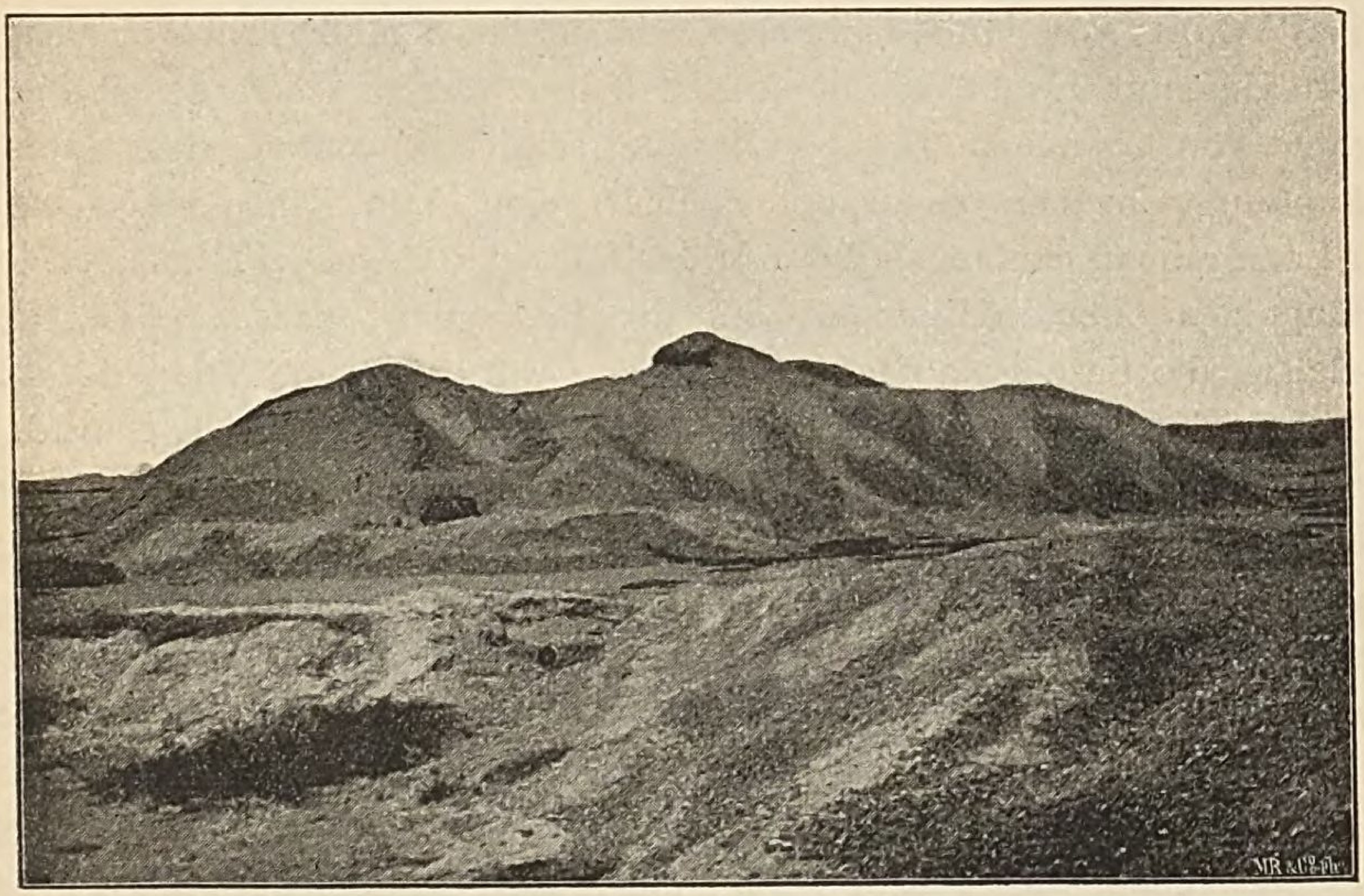
Kehren wir jetzt, nachdem wir das Ruinenfeld bis zum Meere durchwandert haben, noch einmal zu der Gegend zurück, wo wir dasselbe zuerst betraten und besuchen wir die dort gelegenen künstlichen Hügel. Es sind deren vier: die Huaca del Obispo, wohin wir uns anfangs begaben, um einen Überblick über die Ausdehnung der gesamten Ruinen zu gewinnen; die Huaca de Concha, die der Stadt Trujillo am nächsten in geringer Entfernung rechts vom Wege liegt; die Huaca de Toledo und die Huaca de la Rosa. Was den Ursprung dieser Namen betrifft, so sind Toledo und La Rosa nach Schatzgräbern benannt, welche daselbst mit gutem Erfolg gearbeitet haben, Concha nach dem früheren Eigentümer des Grund und Bodens, auf welchem sie liegt; woher die Huaca del Obispo ihren Namen erhalten hat, ist nicht bekannt, gegenwärtig wird dieselbe öfters nach der an ihrem Fusse gelegenen Hacienda Huaca de la Esperanza genannt. Die Huacas liegen mit Ausnahme La Rosas nicht innerhalb der alten Stadt, sondern nahe am Rande des Ruinenfeldes. Auf zweien derselben, nämlich auf Concha und La Rosa finden sich noch Trümmer von Gebäuden, bei den beiden anderen sind keine Mauerreste und überhaupt die ursprüngliche Gestalt kaum erkennbar, da sie durch Ausgrabungen ganz zerwühlt sind. Die höchste der vier Huacas ist die des Obispo. Sie liegt auf einem weiten rechteckigen Platz, der von einer Mauer umschlossen wird. Sie scheint nur aus aufgeschütteter Erde zu bestehen, an den Seiten finden sich nirgends Spuren von Mauern. Auf der abgestumpften Spitze sieht man vier Erhabenheiten, als ob der Bau ursprünglich eine grosse Pyramide mit vier kleineren auf den Ecken der Spitze gewesen sei. Auf der Nordseite ist diese Spitze tief ausgegraben und ungeheure Haufen von Schutt liegen am Fusse derselben. Da bei diesen Ausgrabungen keine Grabhöhlen aufgedeckt worden und keine Skelette gefunden worden sind, so ist anzunehmen, dass dieser Bau ein Tempel, und zwar wegen



Wandverzierungen in der Huaca de la Rosa.

(S. 376.)

seiner Höhe der Haupttempel der alten Stadt gewesen sei, der umliegende freie Platz war der Tempelhof. Auch die Huaca de Toledo mag einen Tempel getragen haben, sie war jedoch vorzüglich eine Grabstätte, ein monumentaler Bau, in dessen Zellen die Könige und Häuptlinge bestattet wurden, wie nach den daselbst aufgefundenen Schätzen vermutet werden muss. Dieser Hügel ist nicht ganz so hoch als Obispo, aber doch weit ansehnlicher als die beiden übrigen. Wie sich an einigen Stellen durch neue Ausgrabungen in alten Schuttmassen erkennen lässt, war der Hügel ursprünglich eine Pyramide mit stufen-



Huaca de Toledo.

förmigen Mauern. Die nördliche und nordöstliche Seite der Spitze ist ganz herausgebrochen und nimmt sich aus wie ein Vulkan, dessen Kraterrand zum Teil eingestürzt ist. Man ersieht aus diesen Ausgrabungen, dass die Aussenseite des Baues gemauert, das Innere aufgeschüttet war. — Die Huaca de La Rosa, welche innerhalb des Ruinenfeldes liegt, scheint ein alter Königspalast auf einer mässigen Bodenerhebung gewesen zu sein. Sie ist interessant durch mehrere wohlerhaltene erhabene Wandverzierungen, welche durch die daselbst vorgenommenen Nachgrabungen sichtbar geworden sind, und von welchen wir statt der Beschreibung eine photographische Abbildung beifügen. Über die letzte Huaca, Concha genannt, ist nichts zu bemerken, als dass sie einen wüsten, formlosen Schutthaufen darstellt.

Nirgends in Peru ist die Schatzgräberei mit solcher Ausdauer betrieben worden, als in den Ruinen von Chanchan, und in der That waren die anfangs erzielten Erfolge derart, dass der später durch fruchtloses Suchen erlahmte Eifer immer wieder von neuem angefacht wurde. Die reichste Ausbeute lieferte die Huaca de Toledo, welche von den Eingeborenen ursprünglich Huaca de Lomayoahuan genannt wurde. Bereits im Jahre 1550, also nur fünfzehn Jahre nach Gründung der Stadt Trujillo, wurden den Spaniern die ersten Angaben über verborgene Schätze durch einen getauften Indianerhäuptling namens Antonio Chayque gemacht. Dieser war Kazike oder Ortsvorstand des Dorfes Mansiche, eines Vororts von Trujillo, welcher, wie bereits bemerkt, am Wege nach dem Hafenort Huanchaco in unmittelbarer Nachbarschaft des Ruinenfeldes von Chanchan liegt. Chayque, ein Nachkomme des Chimuhäuptlings Chaucha, zeigte den Spaniern einen künstlichen Hügel, den er Lomayahuan nannte, und der in der Nähe des ehemaligen Palastes des Häuptlings oder Königs lag, mit der Bedingung, dass ein Teil der Schätze, die daselbst aufgefunden werden würden, zum Besten der Bewohner der Ortschaften Mansiche und Huaman zurückgelegt werden sollte. Die in der Huaca befindlichen Gräber wurden geöffnet, sehr reiche Beute zu Tage gefördert, aber das den Indianern gegebene Versprechen nicht gehalten. Um seinen hintergangenen Landsleuten auf andere Weise zu ihrem Rechte zu verhelfen, gab darauf der Kazike zu verstehen, dass er nun das Vorhandensein noch anderer, weit reicherer Schätze wisse, worauf man ihm 25 000 pesos ensayados (soviel als 42 000 gewöhnliche spanische Thaler) bewilligte, welche in Form von Schuldscheinen oder Pfandbriefen (censo) auf Grundeigentum der Bürger eingetragen, und deren Zinsen den Indianern vergütet werden sollten. Es scheint indessen nicht, dass die infolgedessen angestellten Nachgrabungen sogleich zu einem günstigen Ergebnis führten.

Erst im Jahre 1563, zur Zeit, da Diego de Pinedo Corregidor von Trujillo war, wurden andere Gräber vornehmer Indianer entdeckt. Aus den Büchern des königlichen Schatzamtes zu Trujillo ergab sich, dass im Jahre 1566 Garcia Gutierrez de Toledo in die Staatskasse als das dem Könige zukommende Fünftel vom Werte der von ihm aufgefundenen Schätze 85 547 Castellanos de oro oder Goldthaler einzahlte, während 39 062 Pesos oder gewöhnliche Thaler von dem Funde den Indianern der Ortschaften Mansiche und Huaman überwiesen wurden. Die Schätze wurden in dem Hügel aufgefunden, der noch jetzt Huaca de Toledo heisst, und etwas links vom Wege nach Huanchaco liegt. Zwölf Jahre später, in den Jahren 1577/78, machte derselbe Garcia Gutierrez de

Toledo von neuem erfolgreiche Nachgrabungen, deren Gesamtausbeute einen Wert von 278 174 Castellanos de oro hatte, wowon er in acht verschiedenen Einzahlungen 61 622 an die königliche Kasse entrichtete. Im Jahre 1592 wurden die Arbeiten in derselben Huaca nochmals aufgenommen — nicht von Gutierrez selbst, welcher inzwischen gestorben war —, aber auch diesmal mit gutem, wenn auch nicht so reichem Erfolge, indem das in die Staatskasse bezahlte königliche Fünftel 47 020 Castellanos betrug*).

*) Die Angaben über die Ergebnisse der Nachgrabungen in den Jahren 1566 und 1592 finden sich in den »Antiguedades Peruanas« von Rivero und Tschudi. Ganz genaue Aufzeichnungen über die Einzahlungen Toledos in den Jahren 1577/78 giebt Hutchinson in seinem Werke »Two years in Peru«, London 1873. Hutchinson hatte als englischer Konsul in Callao die von ihm mitgeteilten Angaben von einem in Trujillo ansässigen Landsmann namens Blackwood erhalten, welcher auch dem Verfasser dieser Arbeit als ein durchaus verlässlicher Mann bekannt war. Nach den von dem Bruder dieses Blackwood aus den Büchern der Munizipalität in Trujillo abgeschriebenen Notizen machte Gutierrez binnen Jahresfrist acht verschiedene Einzahlungen an die königliche Kasse von folgenden Summen:

1.	22. Mai	1577	1 Barre	Wert	2 400	pesos	de	oro
2.	12. Dezember	1577	6 Barren	»	8 918	»		»
3.	7. Januar	1578	115 »	»	153 280	»		»
4.	8. März	1578	16 »	»	21 118	»		»
5.	5. April	1578	Schmucksachen	»	6 272	»		»
6.	20. April	1578	3 Barren	»	4 170	»		»
7.	12. Juli	1578	47 »	»	77 312	»		»
8.	Am selben Tage		Schmucksachen	»	4 704	»		»
					278 174	pesos	de	oro.

Der Empfang des diesen Summen entsprechenden Fünftels nebst 1,5 pCt. für den Probierer, zusammen 61,622 Pesos, wurde von den Kronbeamten Francisco Camu und Juan de Vergara bescheinigt. Zählen wir zu diesen Summen die in den Jahren 1566 und 1592 aufgefundenen, indem wir sie nach den damals an die Krone entrichteten Gebühren (20 pCt.) berechnen, so erhalten wir:

für 1566 und 1592	662 880	Castellanos de oro
» 1577/78	278 174	» » »
	941 054	Castellanos de oro.

Der Castellano oder Peso de oro war eine altspanische Münze, welche ursprünglich 490 Maravedis de plata oder 14 Reale und 14 Maravedis wert war. Der spanische Silberthaler oder Peso fuerte war 8 Reale, nach unserem Geld 4,25 Mark wert, also der Castellano zu 14 Realen = 7,43 Mark. Mithin würde der Wert der in der Huaca de Toledo gefundenen Schätze etwa 7 Millionen Mark betragen haben, wobei noch der in der damaligen Zeit wenigstens viermal höhere Wert des Geldes in Betracht zu ziehen ist.

Die Berechnung des Wertes, welche Hutchinson hinsichtlich der von ihm aufgeführten Summen giebt, ist zu hoch, da er irrtümlich den Castellano oder Peso de

Die aus den Königsgräbern in der Huaca von Lomayoahuan zu Tage geförderten Kostbarkeiten bestanden in goldenen Trinkgefässen, Schalen, kleinen Figuren, in Schmucksachen, wie Hals- und Armbändern, in Gürteln und Diademen, kleinen Platten und Blättchen, mit denen Gewebe verziert waren, und manchen anderen Gerätschaften. Der wertvollste der von Gutierrez aufgefundenen Gegenstände war ein kleines Götzenbild von massivem Gold in Form eines Fisches. Nun sollte nach Aussage des Indianers, dessen Angaben zur Entdeckung der Schätze geführt hatten, noch ein zweiter, weit grösserer Fisch vorhanden gewesen sein, und dieser zweite — el peje grande — erhielt die Habsucht der Schatzgräber in beständiger Aufregung und hat sie bis zu unseren Tagen immer wieder zu neuen Anstrengungen angespornt. Als der Verfasser zuletzt Trujillo besuchte (1887), hatte sich eine kleine Aktiengesellschaft gebildet, um die Durchforschung der Huaca de Toledo von neuem in Angriff zu nehmen. Man hatte, wie in einem Bergwerk, einen Stollen von der Ebene bis tief unter den Hügel getrieben und war dabei endlich auf eine grosse Steinplatte gestossen. Hinter dieser Platte vermutete man den goldenen Fisch, und am nächsten Morgen lief die halbe Bevölkerung von Trujillo hinaus, um die Wunder zu sehen, die zu Tage gefördert werden würden. Der Eingang des Stollens war zur Sicherheit mit Militär besetzt. Als aber der Stein gehoben wurde, fand sich nichts darunter als Schutt und lose Erde, und unter dem Gelächter der Zuschauer löste sich die getäuschte Gesellschaft auf.

Die Nachforschungen in der Huaca del Obispo sollen keine Ausbeute ergeben haben, wiewohl dieselbe dem Anscheine nach sehr gründlich untersucht worden ist. Sie hat also den Namen, den man ihr neuerdings gegeben hat — Huaca de la Esperanza — nicht gerechtfertigt. Dagegen wurden nach Angabe des Pater Calancha (Cronica C. 35) aus der kleinen am Wege nach Huanchaco gelegenen Huaca, »la Tasca« genannt, Gold und Silber im Werte von vielen Tausenden gefunden. Escobar Corchuelo gab mehr als 60 000 an »ohne das, was er verheimlichte«. Calancha nimmt es aber mit seinen Zahlen nicht

oro als gleichbedeutend oder gleichwertig mit der Goldunze annimmt, und daher die in den Büchern der Munizipalität zu Trujillo angegebenen Summen mit 16 multipliziert. — Um sich von der Richtigkeit der aus verschiedenen Quellen herrührenden Angaben selbst zu überzeugen, begab sich der Verfasser bei seinem ersten Besuche in Trujillo auf das Rathaus, um die daselbst aufbewahrten Bücher des ehemaligen königlichen Schatzamts einzusehen, erfuhr jedoch zu seinem Bedauern, dass diese Bücher während der Besetzung der Stadt durch die Chilenen im letzten Kriege (1879—1883) abhanden gekommen seien.

gerade genau, denn an einer anderen Stelle schätzt er Corchuelos Fund auf 600 000 Pesos. Nach der Beschreibung Calanchas ist die Huaca de la Tasca dieselbe, die gegenwärtig Concha genannt wird, und am Ende des bewässerten und angebauten Landes, rechts am Wege am Rande des Ruinenfeldes liegt. In neuerer Zeit hat nur der chilenische Oberst La Rosa mit seinen Nachgrabungen in Chanchan einige Erfolge gehabt. Dieser Mann hatte anfangs das Glück, in den Ruinen der später nach seinem Namen benannten Huaca einige reiche Funde zu thun, deren Verkauf ihm etwas über 30 000 Pesos einbrachte. Infolgedessen wurde bei ihm das Suchen nach Schätzen zu einer Manie, und er liess während eines grossen Teils seines langen Lebens bis zu seinem Tode die Arbeiten unermüdlich fortsetzen, ohne jedoch etwas anderes zu erreichen, als dass er den Erlös seiner ersten Funde wieder zusetzte. Durch seine Ausgrabungen wurden die bereits erwähnten, mit interessanten erhabenen Wandverzierungen ausgestatteten Räume aufgedeckt. Der Ort, wo La Rosa seine Schätze fand, war weder ein Tempel noch eine Grabstätte, und die aufgefundenen goldenen und silbernen Gefässe und Schmucksachen scheinen in späterer Zeit daselbst vergraben worden zu sein. Sie befanden sich in der Wandnische eines Zimmers unter einem Haufen Baumwolle, der hoch mit Erde überschüttet war.

Das Volk der Chimus.

Aus den Ruinen der alten Stadt, die wir soeben kennen gelernt haben, sowie aus den Gräberfunden müssen wir schliessen, dass das Volk, welches in alter Zeit diese Gegenden bewohnte, einen ziemlich hohen Kulturgrad erreicht hatte, und zwar schon in der Zeit, ehe es den Inkas unterthan wurde, dass es also diese Kultur aus sich selbst entwickelt hatte und nicht seinen Eroberern verdankte. Was uns die alten Schriftsteller über dieses Volk berichten, ist nur wenig, und auch das Wenige ist keineswegs zuverlässig. Wir erfahren nicht einmal, welches der eigentliche Name desselben gewesen sei, wie sich seine Angehörigen selbst nannten. Der Name, mit welchem es von den Spaniern bezeichnet wurde, war Chimu, von dem Thale, in welchem die ehemalige Hauptstadt lag. Die Sprache desselben nannten die Spanier nach dem Vorgange der Inkas Yunga, d. h. Sprach der heissen Thäler. Die Eingeborenen selbst nannten ihre Sprache Muchic, und dieses Wort hat sich noch in dem Namen des Ortes Moche und des an demselben vorbeifliessenden, von den Bergen herabkommenden Stromes bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Bewohner der Gegend

von Trujillo und der nördlich davon gelegenen Thäler gehörten einer und derselben Rasse an und redeten dieselbe Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten. Wahrscheinlich hatte jede der verschiedenen Gegenden anfangs ihre eigenen Häuptlinge, von denen im Laufe der Jahre einer mächtiger wurde und sich die übrigen unterwarf. Dies war der König des südlichsten Thales, dessen Hauptstadt nahe bei Trujillo lag, von den Eingeborenen Chanchan, von den Spaniern »el gran Chimu« genannt.

Unter den alten Schriftstellern ist Miguel Cavello Balboa der einzige, der einiges über die alte Sagengeschichte dieses Landes erwähnt. Balboa war in seiner Jugend Soldat gewesen und trat erst in vorgerückten Jahren in den geistlichen Stand. Im Jahre 1566 kam er nach Amerika, zuerst nach Bogotà, später nach Quito, wo er 1576 unter dem Schutze des Erzbischofs Pedro de la Peña sein Werk Miscellaneas australes begann und 10 Jahre später beendigte*). Nach Balboas Mitteilungen leiteten die Bewohner der nördlichen Küstengegenden ihren Ursprung von einem fremden Volke her, welches einst auf einer Flotte von Flössen von Norden hergekommen sei, unter der Führung eines Häuptlings Namens Naymlap, dessen Gattin Ceterni geheissen habe. Naymlap und seine Genossen landeten an der Mündung des Flusses Faquisllanga (Facalà?). Die Ankömmlinge erbauten einen Tempel in Chot und stellten daselbst eine Bildsäule auf, welche sie Nampallec nannten, was in ihrer Sprache so viel bedeutete als Bildnis des Naymlap. Die Nachkommen dieser Einwanderer bevölkerten die Gegend, und das angesehenste dieser kleinen Reiche war Lambayeque, dessen Name aus Nampallec entstanden ist. Nachdem diese Gegenden in solcher Weise lange unabhängig gewesen waren, wurden sie vom Könige von Chimu unterworfen, doch mussten sie nur Tribut entrichten, die Verwaltung blieb auch später den Landesfürsten überlassen. Es wird gesagt, dass diese Fürsten immer nur sehr kurze Zeit regierten, denn bevor sie zu ihrer Würde erhoben wurden, mussten sie sich so langem und strengem Fasten unterwerfen, dass gewöhnlich ihre Gesundheit davon für immer untergraben blieb. Mit diesen Fürsten kamen die Inkas zuerst in Berührung und fanden bei ihnen nur den geringen Widerstand, von dem die alten Chronisten berichten; denn wenn sie auch äusserlich ihre früheren Stellungen behalten hatten, so konnten sie doch den Verlust

*) Von dem dritten Teile dieses Werkes, der über Peru handelt, hat Ternaux Compans in seinem Sammelwerke eine französische Übersetzung unter dem Titel: Histoire du Pérou herausgegeben.

ihrer Unabhängigkeit nicht verschmerzen und hegten im Geheimen Groll und Widerwillen gegen ihre Lehnsherren.

Die Könige von Chanchan oder Chimu begnügten sich nicht damit, die Stämme ihrer Rasse unter ihrem Szepter vereinigt zu haben, sondern sie suchten ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen. Trotz der Schwierigkeiten, welche die weiten, die einzelnen Thäler trennenden Wüsten dem Marsche der Heere bereiten mussten, gelang es ihnen wahrscheinlich auf dem Seewege, nach und nach die Küste nach Norden bis Tumbez (Tumpis) und in südlicher Richtung sämtliche Thäler bis Chancay tributpflichtig zu machen. Welcher Fahrzeuge sich die alten Chimus bedienten, wird uns nicht berichtet, doch lässt sich als wahrscheinlich vermuten, dass dieselben ähnlicher Art waren wie die, welche noch jetzt bei den Eingeborenen dieser Gegend in Gebrauch stehen, nämlich flossartige. Kähne konnten sie nicht gehabt haben, denn an der Küste wuchsen zu ihrer Zeit keine Bäume, die sich dazu eignen, und die Wälder mit grossen Baumstämmen, aus denen Kanoes hätten ausgehöhlt werden können, lagen weit ausserhalb ihres Bereichs. In Huanchaco, dem früheren Hafenort von Trujillo, und in Pacasmayo benutzen noch jetzt die Fischer kleine Flösse aus Garben von Schilf oder Rohr, von denen je zwei zusammengebunden und vorn schnabelförmig emporgebogen werden. Sie werden caballitos — Pferdchen — genannt. Auf diesen sitzt oder kniet ein Mann, der mit seinem Ruder das kleine Fahrzeug mit der grössten Sicherheit durch die Brandung steuert. Die grosse Tragfähigkeit dieser kleinen Flösse ist bedingt durch die zwischen den Knoten der Rohrstengel eingeschlossene Luft. Fügt man eine grössere Anzahl zusammen und versieht sie mit einer Plattform, so sind sie im stande, grosse Lasten zu tragen, wie man dies auf dem Titicacasee sehen kann. Da die peruanische Küste selten von heftigen Winden heimgesucht wird, und das Meer hier in der That den Namen des »stillen« mit Recht führt, so können sich solche Fahrzeuge auch weitere Reisen erlauben, und die ersten Bewohner Perus, die Pizarro auf seiner Entdeckungsfahrt antraf, befanden sich auf einem Floss aus Tumbez, dem sein Schiff begegnete. Bei der grossen Ausdehnung des Chimureichs, welches ja eigentlich nur aus einem langen, schmalen Küstenstreifen bestand, und bei der Beschwerlichkeit der Reisen zu Lande lässt sich annehmen, dass die Chimus sowohl zur Erweiterung als zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft in den unterworfenen Thälern sich vorzugsweise des Seewegs bedienten. Man erinnere sich, dass die Wanderungen durch die sandigen, wasserlosen Wüsten zu Fuss gemacht und alle Lasten von Menschen getragen werden mussten, denn die

Chimus hatten keine Lasttiere, nicht einmal das Llama, und scheinen überhaupt ausser dem amerikanischen Hund und dem Meerschweinchen keine Haustiere gekannt zu haben.

Auf dem Höhepunkte ihrer Macht erstreckte sich das Reich der Chimus vom 3. bis 12. südlichen Breitegrade und umfasste nördlich von ihrem Stammsitze die Thäler von Sechura, Piura, La Chira und Tumbez, in südlicher Richtung Virú, Santa, Nepeña, Huarmey, Supe und Huacho*). Die Thäler von Chancay, Chillon und Lima, welche in südlicher Richtung auf das von Huacho folgen, scheinen nicht von den Chimus abhängig gewesen zu sein, sondern vermutlich von dem benachbarten Lurin, wo sich der berühmte Tempel des Pachacamak befand. Sie gehorchten Häuptlingen, aber diese standen wieder unter der Oberhoheit der Priester des Tempels. Die Verehrung und das Ansehen, in welchem dieses Heiligtum bei den Bewohnern des ganzen Landes stand, war so gross, dass die Chimus die Besitzungen der Hüter desselben nicht antasteten. Mit derselben Rücksicht handelten später die Inkas, als sie die Küstenthäler unterwarfen, und die Priester wussten Huaina Kapaks Wohlwollen durch eine günstige und schmeichelhafte Weissagung dergestalt zu gewinnen, dass er ihnen grosse Schätze an Gold und Silber zur Ausschmückung ihres Tempels schenkte. Es gab somit in alter Zeit an der peruanischen Küste zwei Mittelpunkte der Macht und des Einflusses, welche sich in unserer gegenwärtigen Ausdrucksweise als ein weltlicher und ein geistlicher bezeichnen lassen; der erstere war die Hauptstadt der Chimus, der zweite die Tempelstadt des Pachacamak.

Die Chimus waren an der Küste geachtet und gefürchtet wie die Inkas im Hochlande, und die Reiche beider scheinen eine Zeit lang ohne Rivalität neben einander bestanden zu haben. Bei der nie rastenden Eroberungspolitik der Inkas war dies jedoch auf die Dauer nicht möglich, und sobald die beiden Rassen mit einander in Berührung kamen, musste dies alsbald zu einem feindlichen Zusammenstoss führen. Wie die südlichen Thäler nach einander bis Lima unterworfen wurden, ist schon früher erzählt worden; die weiter nördlich gelegenen Thäler Huacho und Supe waren bereits den Chimus tributpflichtig. Der Hergang der Unterwerfung dieser Herren des Nordens wird von den alten Geschichtsschreibern in verschiedener Weise berichtet, und es wiederholt sich hierbei, was man überall in der altperuanischen Geschichte antrifft, dass die Überlieferungen über die wichtigeren Begebenheiten

*) Calancha, Cronica Lib. III, C. I.

nur im allgemeinen übereinstimmen, dass aber in den Einzelheiten derselben, ihrer Zeit und Aufeinanderfolge, die Erzählungen sehr auseinander gehen. Am ausführlichsten sind die Mitteilungen von Garcilaso und Balboa, und gerade diese weichen sehr von einander ab. Garcilaso lässt die Chimus, wie bereits früher berichtet wurde, unter Pachacutec von dessen Sohn Inca Yupanqui durch einen Küstenfeldzug erobert werden, während sie nach anderen Darstellungen vom Hochland aus angegriffen wurden. Balboa erzählt den Hergang folgendermassen:

Der Inka Yupanqui war ein Sohn Huirakochas, der seinen Vater, den Inka Huirakocha, entthronte und seinen Bruder, den rechtmässigen Thronerben Inka Urco ermorden liess, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen: ein argwöhnischer, eifersüchtiger, undankbarer Herrscher, der sich die grössten Grausamkeiten zu Schulden kommen liess. Die Chancas, deren Aufstand unter Huirakocha die Hauptstadt Kusko in Gefahr gebracht hatte, waren auch nach ihrer Unterwerfung dem Inka Yupanqui wegen ihrer Tapferkeit verhasst und ein Gegenstand des Misstrauens geblieben. Er fasste daher im Stillen den Plan, sich ihrer auf hinterlistige Weise zu entledigen. Bei einem Feldzuge gegen die Provinzen Huaylas und Huaraz, in welchem die besten Krieger der Chancas als Vasallen teilnahmen, sandte er dem Oberbefehlshaber des Heeres, seinem Halbbruder Kapak Yupanqui, einen geheimen Befehl, die Chancas nachts zu umzingeln und niedermachen zu lassen. Der Plan wurde jedoch durch die Schwester ihres Häuptlings, die sich bei Kapak Yupanqui befand, entdeckt und seine Ausführung vereitelt. Ehe etwas gegen sie unternommen werden konnte, verliessen die Chancas in der Dunkelheit das Lager, zogen in Eilmärschen gegen Norden, überstiegen die Cordillera zwischen Huanuco und Chachapoyas und liessen sich in den Thälern am Ostabhange der Andes nieder. Der General Kapak Yupanqui, der die Fliehenden verfolgt hatte, sie aber nicht einzuholen vermochte, wendete sich darauf gegen die Conchucos, welche die Chancas auf ihrem Zuge freundlich aufgenommen hatten. Cusmanco, der Häuptling der Conchucos, suchte sich deshalb mit den Chimus an der Küste zu verbinden, und Chimu Kapak, der König derselben, dem die Küste von Huarmey bis Tumbez unterthan war, sandte ein Hilfsheer ins Hochland. Seine Bemühungen waren jedoch vergeblich; Cusmanco wurde in einer Schlacht getötet und die Inkas zogen als Sieger in Cajamarca ein. Kapak Yupanqui begab sich darauf nach Kusko zurück, woselbst er erwartete, die ihm für seine grossen geleisteten Dienste gebührende Belohnung vom Könige zu empfangen. Allein der Inka Yupanqui, eifersüchtig auf seinen

Waffenruhm, beschuldigte ihn, dass er seine Befehle hinsichtlich der Chancas nicht vollstreckt habe, und liess ihn nebst mehreren anderen Heerführern hinrichten.

Auf dem nächsten Feldzuge, welcher gleichfalls nach dem Norden unternommen wurde, gab der König den Oberbefehl über das Heer seinem Halbbruder Tupak Kapak und liess denselben von seinem Sohne und Erben, dem nachmaligen König Tupak Inka Yupanqui, begleiten. Das Inkaheer zog zunächst nach Cajamarca, woselbst eine Besatzung zurückgeblieben war, welche die Chimus wiederholt, jedoch vergeblich, angegriffen hatten. Die Chimus waren zu jener Zeit Rivalen der Inkas und nahmen an der Küste eine ähnliche Stellung ein wie diese im Hochland. Tupak Inka zog von Cajamarca nach dem benachbarten Huamachuco, und stieg von hier aus zur Küste hinab. Die Bewohner des Landes nördlich von Chanchan (Trujillo), welche den Chimus unterworfen waren, trugen ihr Joch mit Widerwillen; sie leisteten daher den Inkas keinen Widerstand, sondern empfingen sie freundschaftlich. Mit den Chimus selbst hatten die Inkas viele blutige Kämpfe, über deren Einzelheiten sich keine Überlieferungen erhalten haben. Schliesslich wurden die Chimus besiegt, worauf Tupak Inka nach Cajamarca zurückging. Seine beiden Onkel, Auqui Yupanqui und Tillca Yupanqui, setzten sodann ihren Marsch an der Küste fort und und beendigten die Unterwerfung des Landes;. endlich fügte sich auch der König in sein Schicksal und begab sich nach Cajamarca zum Prinzen Tupak, worauf dieser mit reicher Beute an Gold und vielen Gefangenen nach Kusko zurückkehrte. Sein Vater, der alte König Inka Yupanqui, benahm sich auch diesmal ebenso ungerecht, undankbar und grausam gegen seine Brüder Tillca Yupanqui und Tupak Kapak, die seinen Sohn begleitet hatten, als früher gegen seinen Bruder Kapak Yupanqui. Aus Eifersucht beschloss er, dieselben umbringen zu lassen, und nur mit Mühe gelang es seinem Sohne, Tupak Kapak zu retten. Tillca wurde gefoltert und auf grausame Weise getötet. — Der Inka Yupanqui, der sich durch seine vielen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten allgemein verhasst gemacht hatte, dankte endlich ab und überliess die Regierung seinem Sohne Tupak. Tupak Inka Yupanqui war tapfer in seinen kriegerischen Unternehmungen, dabei aber von Charakter so mild, dass er ebenso geliebt wurde, wie sein Vater gefürchtet worden war. Er führte so viele neue Einrichtungen, Gesetze und Verbesserungen in der ganzen Verwaltung ein, dass man ihm den Zunamen Pachacutec (der Weltumwender) gab. Dies war also, wie Balboa bemerkt, nicht der

Name eines besonderen Königs, als welchen Garcilaso ihn anführt, sondern der Zuname Tupaks.

Cieza de Leon sagt über die Unterwerfung der Chimus nur wenig (Cron. Lib. II, C. 58) und seine Angaben stimmen im ganzen mit denen Balboas überein. Tupak Inka Yupanqui hörte nach der Eroberung von Quito viel von der Fruchtbarkeit der Küstenthäler. Er stieg daher aus dem Hochlande nach Tumbez hinab, bot den Bewohnern seine Freundschaft an, wurde bereitwillig empfangen und kleidete sich nach der Landessitte. Als er seinen Marsch an der Küste fortsetzte, unterwarfen sich alle Thäler freiwillig, nur der König von Chimu leistete heftigen Widerstand und brachte das Inkaheer in grosse Gefahr. Endlich jedoch unterlag er und wurde vom Sieger mild behandelt. Es wurden Tempel und Festungen im Lande gebaut, darunter Paramunga, Kolonieen angesiedelt und einheimische Bewohner in andere Gegenden versetzt. Viele Gold- und Silberschmiede wurden nach Kusko geschickt. Tupak Inka Yupanqui setzte darauf seinen Marsch an der Küste fort bis Pachacamak, wo er anfangs die Absicht hatte, den Tempel zu zerstören, denselben aber schliesslich unberührt liess und nur die Errichtung eines Sonnentempels befahl.

Montesinos, dessen Denkwürdigkeiten sonst so viel Widersinniges und Ungereimtes enthalten, bringt über die Unterwerfung der Chimus eine Erzählung, die nicht unwahrscheinlich klingt, da sie sich auf eine richtige Würdigung der Verhältnisse stützt (Memorias antiguas C. 26). Nach ihm führte der Inka Huirakocha zuerst Krieg gegen die Chimus. Nach der Unterwerfung Tumipampas im Lande der Cañaris stieg er zur Küste hinab und wurde überall gut aufgenommen, nur nicht von den Chimus, denen er zwei blutige Schlachten lieferte. Jedoch wurde deren Unterwerfung erst durch Tupak Inca Yupanqui beendigt. Diesen nennt Montesinos einen Sohn Huirakochas; Huirakochas ursprünglicher Name sei Tupak Yupanqui gewesen. Die Chimus zogen sich, als sie von Huirakocha besiegt worden waren, ins Hochland zurück, kehrten aber dann wieder und vernichteten die von den Inkas zurückgelassenen Besatzungen. Als Tupak Inka Yupanqui darauf nach Cajamarca kam, überlegte er, auf welche Weise er wohl die Chimus ohne unnützes Blutvergiessen am sichersten unterwerfen könne, und das Mittel, dessen er sich bediente, war die Zerstörung der Wasserleitungen, durch welche die Küstenbewohner ihre Felder befruchteten Da aller Feldbau an der Küste nur durch sorgfältige Verteilung der aus dem Hochlande herabkommenden Flüsse bewerkstelligt wird, so musste in der That in

den Thälern binnen kurzem eine Hungersnot entstehen, wenn im Hochlande das Wasser der Flüsse abgeleitet oder vergeudet wurde.

Aus den vorstehenden Notizen ergiebt sich, dass die von Garcilaso gegebene Darstellung mit den Angaben der anderen drei älteren Chronisten in Widerspruch steht. Garcilaso lässt die Chimus unter Pachacutec von dessen Sohne Inka Yupanqui durch einen Küstenfeldzug erobert werden, während sie nach den anderen vom Hochland aus angegriffen wurden und zwar durch Tupak Inka Yupanqui. Am wahrscheinlichsten klingt die Erzählung Balboas und auch an Montesinos Notiz über die Zerstörung der Wasserleitungen mag etwas Wahres gewesen sein. In einem Punkte jedoch stimmen alle überein, dass nämlich die Chimus erst nach verzweifelter Gegenwehr besiegt wurden. Wenn wir nun auch glauben wollen, dass der siegreiche Inka, wie er auch geheissen haben mag, den überwundenen König von Chimu mit Milde und Grossmut behandelt habe, so kann dies doch an den verderblichen Folgen, die der Krieg über das Land gebracht haben musste, wenig ändern. Es waren sehr viele Menschen umgekommen und von den überlebenden wurden viele in entfernte Gegenden versetzt; noch im 17. Jahrhundert wurde ihre Sprache in Kolonieen am oberen Marañon gesprochen. Das Land wurde entvölkert, und seit jener Zeit scheint auch die Hauptstadt verödet zu sein. Zerstört wurde dieselbe nicht, denn die Mauern stehen bis auf den heutigen Tag; vermutlich wurde nur verbrannt, was brennbar war, und die Bewohner fortgeführt. Zur Zeit der Gründung der Stadt Trujillo, wenige Jahre nach Ankunft der Spanier, war dieselbe bereits verlassen, und wahrscheinlich schon seit langer Zeit. Ausdrücklich bemerkt wird dies allerdings nicht, allein der Umstand, dass einer Stadt, welche nach Ausdehnung ihrer Trümmer zu schliessen über 100000 Menschen fassen konnte, gar keiner Erwähnung geschieht, beweist, dass daselbst damals niemand mehr wohnte.

Was uns über die religiösen Vorstellungen, den Kultus und die Sitten der Chimus überliefert worden, ist ebenso dürftig und unbestimmt wie die geschichtlichen Nachrichten, und das Wenige verdanken wir den Mitteilungen des Vaters Calancha. Nach den Angaben dieses gelehrten Augustiners verehrten die Chimus unter den Himmelskörpern nicht die Sonne als vornehmsten, sondern den Mond — Si —, den sie für ein höheres und mächtigeres Wesen hielten; denn er war auch zur Nachtzeit sichtbar, während die Sonne nur bei Tage, er vermochte die Sonne zu verdunkeln, aber diese nicht ihn, und er hob das Meer zur Flut. Daher feierten sie die Sonnenfinsternisse als Siege des Mondes,

während sie bei Mondverdunkelungen Klagelieder anstimmten. Wenn zur Zeit des Neumonds dieser Trabant nicht sichtbar war, glaubten sie, er habe sich entfernt, um Mörder und Diebe zu strafen. Im Tempel des Mondes — Si-an — opferte man dem Gotte kleine Kinder, welche auf farbige Baumwolle mit Chicha und Früchten gelegt wurden.

Unter den Gestirnen verehrten sie die drei, welche den Gürtel des Orions bilden — Pata — und das Siebengestirn — Fur —, dessen Wiedererscheinen über dem Horizonte zur Nachtzeit den Anfang eines neuen Jahres bezeichnete, daher der Name des Jahres: fur.

Ein anderer Gegenstand der Anbetung bei den Chimus war das Meer — Ni —, welches die Menschen durch seine Fische ernähren half, und als Träger der Flösse ihnen als Verbindungsmittel diente. Man opferte dem Meere Mehl von weissem Mais, welches ins Wasser gestreut wurde, um ergiebigen Fischfang zu erlangen, und der Gefahr des Ertrinkens zu entgehen. Endlich verehrte man gewisse grosse Steine — Pong —, an denen niemand vorüber gehen durfte, ohne ihnen seine Ehrfurcht zu bezeugen. Auf einem Hügel bei dem Hafen von Eten sind noch zwei solcher Steine vorhanden, welche auf einer schmalen Unterlage in der Schwebe liegen und beim Anschlagen einen dröhnenden metallenen Klang geben. Sie sind unter dem Namen Aläk pong — Häuptlingssteine — bekannt.

Ausser diesen Gegenständen der allgemeinen Verehrung, gab es noch, ebenso wie bei den Bewohnern des Hochlands, in jedem Orte, in jedem Hause, eine Menge von Götzenbildern der verschiedensten Art, welche aus Metall, Stein, Thon oder Holz angefertigt und meist so klein waren, dass man sie leicht als schützende Talismane zur Verhütung von Unglück mit sich tragen konnte.

Die Chimus waren vorzugsweise ein Ackerbau treibendes Volk, wiewohl das sehr fischreiche Meer auch wesentlich zur Ernährung der Küstenbewohner beitrug. Dahin deuten die goldenen Götzenbilder in Gestalt von Fischen, von denen einer gefunden und der andere Gegenstand so langer Nachforschungen gewesen ist. Die von den Chimus kultivierten Gewächse waren besonders Yuca (Manihot Aipi), die süsse Kartoffel (Batata edulis) und der Mais. Aus letzterem bereiteten sie gleich den übrigen Eingeborenen Perus ein gegorenes Getränk, die Chicha, von ihnen Kuzio oder Kocho genannt. Mit der künstlichen Bewässerung der Felder, der Anlage von grossen Kanälen und der Verteilung des Wassers durch kleinere Leitungen waren sie ebenso vertraut wie die Inkas. Von Haustieren scheinen sie nur den Hund und das Meerschweinchen gekannt zu haben. Das Lama vermag an

der Küste wegen seines dicken Wollfells nicht auf die Dauer zu leben. Für ihre Fleischnahrung waren die Bewohner daher auf das Wild angewiesen, und litten wahrscheinlich keinen Mangel daran, denn in den Buschwäldern und Rohrdickichten der Thäler leben zahlreiche Rehe und kleine Hirsche.

Aus den in den Gräbern aufgefundenen Gefässen, Götzenbildern, Zierraten und vielen anderen Gegenständen ist ersichtlich, dass die Chimus einen sehr achtbaren Grad von Kunstfertigkeit erlangt hatten,



Thongefässe.

auch finden sich neben vielen frazenhaften Darstellungen nicht selten schon schönere Formen, die eine Veredelung des Geschmacks erkennen lassen. Wie weit es die Chimus in der Kunst der Metallbearbeitung gebracht hatten, sind wir freilich ausser stande aus eigener Anschauung zu beurteilen, denn alle Gegenstände aus Gold oder Silber, die für den Finder keinen anderen als den Metallwert hatten, wanderten alsbald in den Schmelztiegel; dass sie jedoch in dieser Hinsicht den Inkas nicht nachgestanden, darf daraus geschlossen werden, dass nach der Eroberung ihres Reichs viele Gold- und Silberschmiede nach Kusko geführt wurden. Die anderen Gegenstände der Kunstindustrie dieses Volkes haben erst in unserer Zeit grössere Beachtung und Würdigung

gefunden, nämlich die Thongefässe. Bei weitem die Mehrzahl der in den Museen aufbewahrten peruanischen Geschirre aus gebranntem Thon sind Arbeiten der Chimus, und die besten und feinsten stammen aus der Gegend von Trujillo, d. h. aus der Nähe der ehemaligen Hauptstadt Chanchan. Sie sind sämtlich Grabstätten entnommen, indem die Chimus gleich den übrigen Küstenbewohnern ihre mumienartig in Baumwollenzeug eingewickelten Toten, umgeben von den Gerätschaften, deren sich dieselben im Leben bedient hatten, zu bestatten pflegten.

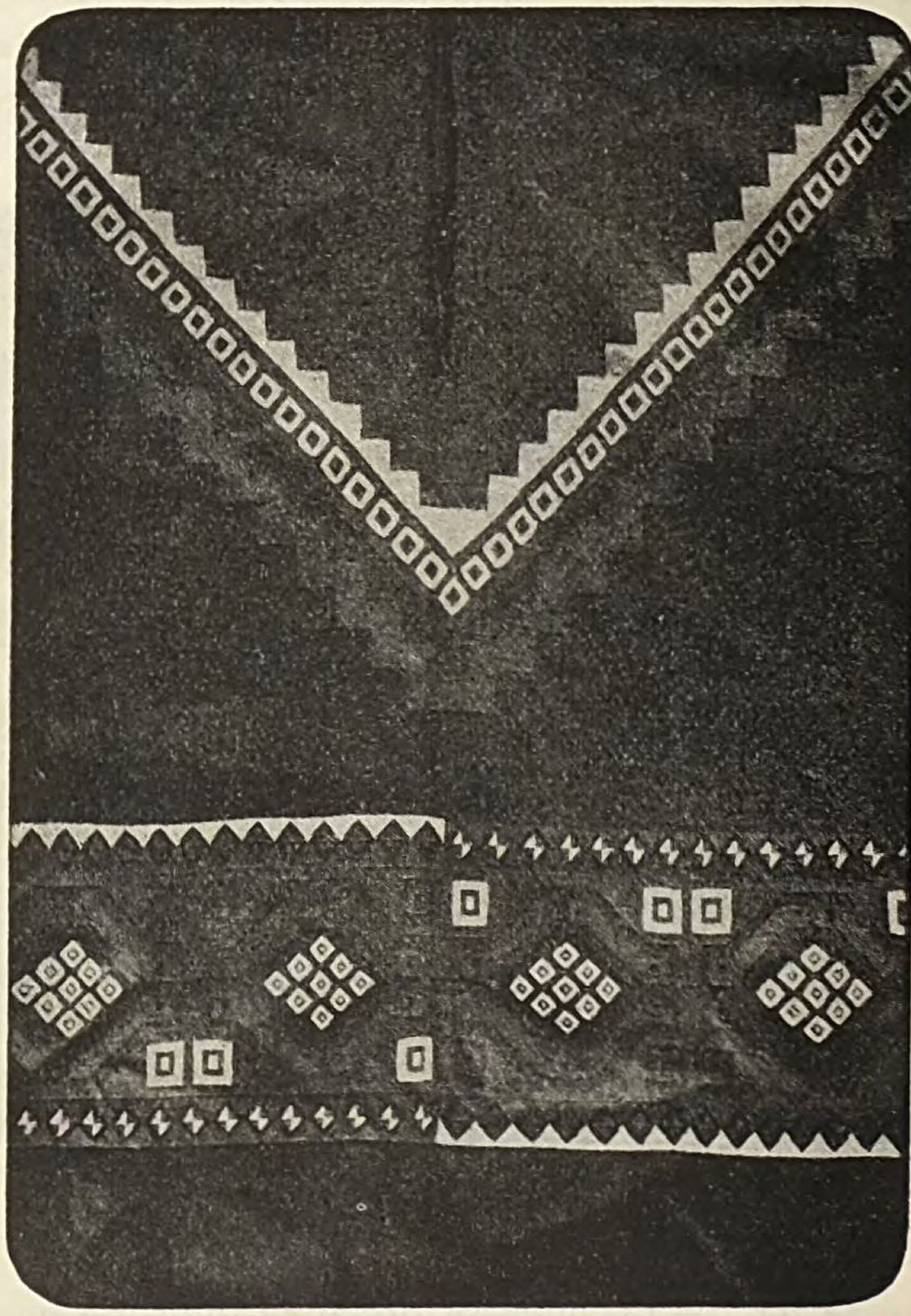


Thongefässe.

Als das Interesse für die Erzeugnisse der alten Industrie zunahm, wurde das Öffnen und Durchsuchen der Gräber zu einem Gewerbe und mit solchem Eifer betrieben, dass gegenwärtig nur wenige verschont geblieben sein mögen. Die daselbst aufgefundenen Thongeschirre sind meist Trinkgefässe, für Wasser oder Chicha bestimmt. Bald aus gelbem, bald aus rotbraunem oder schwarzem Thon geformt, stellen sie die verschiedenartigsten Gegenstände in allerlei Grössen dar: Köpfe männlicher und weiblicher Personen, kauernde, hockende oder liegende Figuren, mitunter auch Gruppen von mehreren Personen, ferner vierfüssige Tiere, Vögel, Fische, Krabben und mancherlei Früchte. Manche Darstellungen sind allegorisch, nicht wenige sehr schlüpfriger Art und

diese scheinen zu bestätigen, was den Chimus von den alten Schriftstellern nachgesagt worden ist, dass sie ein üppiges, sinnliches und zu geschlechtlichen Ausschweifungen sehr geneigtes Volk gewesen seien.

Da die Mehrzahl der in den Gräbern gefundenen Thongefässe Trinkgeschirre waren, so sind fast alle mit bügelartigen Handhaben



Gewebe.

versehen, die zugleich zum Ausgiessen des Inhaltes dienten und daher hohl sind. In der Mitte oder am oberen Ende dieser halbkreisförmigen Röhren ist ein kurzer Aufsatz angebracht, durch welchen die Flüssigkeit eingefüllt und ausgeschenkt werden konnte. Viele der Köpfe waren offenbar Bildnisse und bei nicht wenigen sind Züge und Ausdruck des Gesichts so fein und lebendig, dass sie grosse Ähnlichkeit mit den Originalen vermuten lassen. Doch ist wohl nicht anzunehmen, dass solche Geschirre das Bildnis dessen darstellten, mit dem sie begraben

worden waren, sondern anderer Personen, die dem Toten teuer gewesen und ihm daher zur Begleitung mitgegeben wurden. — Andere Darstellungen scheinen Götzenbilder gewesen zu sein, oder sich doch auf religiöse Vorstellungen bezogen zu haben, für deren Bedeutung sich freilich kaum Vermutungen geben lassen. Sehr häufig angetroffene Darstellungen dieser Art sind Köpfe mit strengen oder zornigen Zügen, fletschendem Gebiss und auffallend grossen, fangartigen Augenzähnen. Diese grossen, an fleischfressende wilde Tiere erinnernden Hauzähne



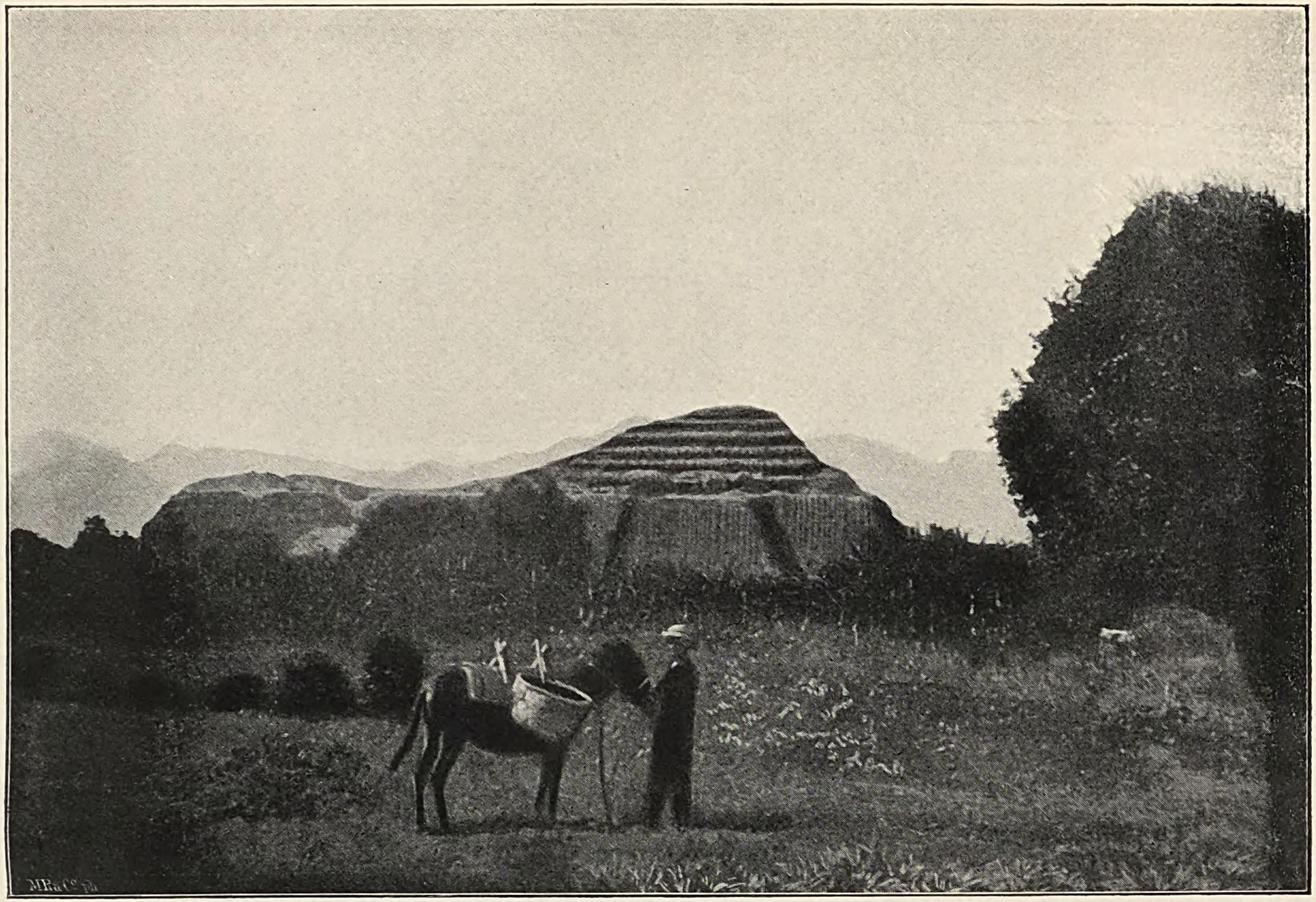
Allegorische Darstellungen.

werden wir später bei den Götzenbildern wieder antreffen, die in den unterirdischen Gängen des Tempels von Chavin de Huantar aufgefunden wurden, dem Hauptort des Volks der Conchucos, welche nach den Angaben Balboas mit den Chimus verbündet waren.

Neben der Kunstfertigkeit in der Bearbeitung edler Metalle und der Formung von Thongefässen besassen die Chimus grosse Geschicklichkeit in der Anfertigung von allerlei Geweben, wovon viele Proben in den Gräbern aufgefunden worden sind. In der Baukunst und im Behauen der Steine scheinen sie dagegen nur geringe Fortschritte gemacht zu haben, da die zur Bearbeitung geeigneten Steinarten an der Küste selten sind, und sodann, da sich in den allenthalben vorhandenen

Lehmlagern ein leicht zu behandelndes Baumaterial darbot. Zudem waren bei dem milden Klima und der Abwesenheit des Regens feste Wohnungen kein Bedürfnis, und das Volk lebte, wie noch jetzt, in Hütten von Fachwerk und Schilf; nur die Wohnungen der Häuptlinge und die Tempel waren gemauert. Die grösseren Bauten der Chimus waren teils aus ungebrannten, an der Luft getrockneten Backsteinen aufgeführt, teils aus bloss geschichtetem, mit Steinstücken vermischtem Lehm, welcher in Bretterformen gepresst und gestampft wurde. Diese letztere bequeme Bauart wurde besonders bei den pyramidenförmigen Tempeln und Grabstätten angewendet. Die Aussenseite derselben war meist in Stufen abgeteilt und die durch solche Wände gestützten Plattformen bestanden in Auffüllungen von loser Erde, in deren Innern sich öfters gemauerte Zellen, Gänge und Gemächer befanden. Eine ähnliche Bauart trifft man bei allen dergleichen Bauwerken der Küste, auch in Gegenden, die nicht von den Chimus abhängig waren, und selbst die Inkas befolgten später bei ihren Befestigungsarbeiten und Sonnentempeln das landesübliche Verfahren.

Die meisten der in der Gegend von Trujillo aufgefundenen Gefässe und sonstigen Gegenstände des Haushalts sind jetzt in europäischen Museen aufgestellt. Für das Berliner Museum für Völkerkunde wurde die sehr vollständige und wertvolle Sammlung des Dr. D. Mariano Macedo in Lima angekauft. In Trujillo befanden sich zur Zeit meines letzten Besuches nur noch zwei Sammlungen, nämlich die sehr reichhaltige des Notars Mateo Ortega, und eine zweite, zwar nicht so zahlreiche, aber nur auserlesene Stücke enthaltende im Hause eines Herrn Gonzalez Pinillos. Auf diese wurde ich durch einen Herrn aufmerksam gemacht, unter dessen Führung ich die Ruinen von Chanchan besucht, und der die Güte hatte, mich im Hause vorzustellen. Dieser Besuch war mir doppelt interessant, indem er mir ausser zur Kenntnisnahme von wertvollen Stücken alter Töpferarbeit, auch Gelegenheit zu einem Einblick in die Landessitten bot. Die Dame, die uns im Salon empfing, war von altem spanischen Adel, hatte schlichtes, dunkles Haar, sehr weisse Haut und einen starken dunklen Schatten über der Oberlippe und an den Vorderarmen, während drei junge Damen, welche Töchter der Familie zu sein schienen, gelbe Hautfarbe und krauses Haar zeigten. Mein Begleiter erklärte mir später, dass diese Mädchen Töchter des Hausherrn von einer sehr dunklen Dienerin seien. Seine rechtmässige Gattin, die keine Kinder hat, zieht die Töchter ihrer Nebenbuhlerin wie ihre eigenen auf, aber deren Mutter darf sich nicht im Salon blicken lassen.



Sonnentempel bei Moche.

(S. 394.)

Der Sonnentempel bei Moche.

Die Inkas befestigten nach ihrer Weise ihre Herrschaft im Gebiete der Chimus durch Anlage fester Plätze mit ständigen Besatzungen, sie führten den Sonnendienst im Lande ein und errichteten Tempel sowie Klöster für Sonnenjungfrauen. Von den damals aufgführten Bauwerken haben sich noch zwei ziemlich gut erhalten: die Festung von Paramunga, die wir bereits kennen gelernt haben, und der Sonnentempel bei Moche, zu welchem wir jetzt den Leser führen wollen. Der Tempel liegt eine Legua südlich von Trujillo, halb so weit thalaufwärts von der Ortschaft Moche, unmittelbar am linken Ufer des nach diesem Orte benannten Flusses. Fährt man auf der Bahn von Salaverry nach Trujillo, so erblickt man, bald nachdem der Zug die Station Moche verlassen hat, die braune Pyramide am Fusse des weissen Berges. Von Trujillo führt der Weg zwischen Gärten und Feldern und ist angenehm zu reiten. Der Tempel präsentiert sich von dieser Seite nicht wie ein Bauwerk, sondern als ein natürlicher Hügel oder hoher Uferrand, der steil nach dem am Fusse hinfliessenden Strome abfällt. Die Zerstörung dieser Seite des Tempels ist Werk des Flusses, doch lag das Bett desselben ursprünglich dem Tempel nicht so nahe, sondern nach Angabe des schon erwähnten Augustiner-Priors Calancha wurde vor nun beinahe 300 Jahren durch einen gewissen Montalva und andere Bürger der Stadt der Strom gegen die Tempelwand geleitet, um diese zu unterwühlen und zum Einsturz zu bringen, was ihnen auch gelang. Seitdem hat das Anschwellen des Flusses im Sommer von Zeit zu Zeit weitere Stücke mit fortgerissen. In der Winterzeit ist das Bett des Flusses wasserleer, doch sind die Ufer mit dichtem Gebüsch und Schilf bewachsen, durch welche ein enger, halb von Zweigen verdeckter Pfad führt. Man überschreitet einen Kanal, der dort im Schatten hoher Bäume fliesst, kommt zu einem kleinen Orangenhain und befindet sich, sobald man aus dem Gebüsch tritt, vor der westlichen schmalen Seite des Tempels.

Dieser besteht aus einem gegen 50 Fuss hohen Unterbau, welcher eine rechteckige, mit Erde aufgeschüttete Plattform trägt, 350 Schritt lang und 200 breit. Auf der Südseite dieser Plattform, nahe an der südwestlichen Ecke nach dem Berge (cerro blanco) zu, erhebt sich eine stufenförmige, rechteckige Pyramide, die ungefähr ebenso hoch ist als der Unterbau. Auch dieser Unterbau hatte ursprünglich schmale Stufen, die jeddch durch die hier zuweilen fallenden Regengüsse verwaschen sind, so dass an der westlichen Seite die Mauern fast glatt

aussehen, aber nicht senkrecht stehen, sondern nach oben etwas zurückweichen. Reitet man um den Tempel, so bemerkt man an der dem Berge zugekehrten Seite, welche Wind und Wetter weniger ausgesetzt ist, an der Wand des Unterbaus drei 10—12 Fuss hohe Stufen. In der Mitte dieser Seite findet sich der Eingang eines Stollens, der von Schatzgräbern herrührt. Ein zweiter Stollen öffnet sich an der nordwestlichen Ecke des Unterbaus nahe am Fluss, durch welchen man zu mehreren Gängen im Innern der Pyramide gelangt, die nicht das Werk der Schatzgräber zu sein scheinen, und mit dem südlichen Stollen in Verbindung stehen sollen. Von hinten, d. h. von der Westseite, ist der Zugang zum Tempel leicht, da er sich dort an einen natürlichen Hügel anlehnt und die Mauern des Unterbaus eingestürzt sind. Steigt man von dieser Seite zur Plattform hinauf, so findet man auch diese vielfach zerwühlt, der nach dem Flusse zu gelegene Teil fehlt, und dort bildet der Bau eine formlose Masse.

Die Basis der Pyramide an der südwestlichen Ecke ist rechteckig, wie die ganze Plattform; man zählt an ihr sieben Stufen, es waren ihrer aber zwei oder drei mehr, die jetzt zerfallen sind. Die übrige Ausdehnung der Plattform war ein Begräbnisplatz, wie die vielen Vertiefungen des Bodens und die umherliegenden Knochen andeuten. Aus diesen Gräbern, sowie aus dem am Fusse des gegenüberliegenden Cerro blanco befindlichen Begräbnisplatze sind die feinsten Thongefässe zu Tage gefördert worden. In dem eingestürzten, dem Flusse zu gelegenen Teile des Begräbnisplatzes wurden auch andere wertvolle Funde gemacht. Im Jahre 1602, so erzählt Calancha, als Montalva und seine Genossen die Unterwühlung der Tempelmauern durch Zuleiten von Wasser bewirkten, entdeckten sie silberne Geschirre und Platten von unreinem Gold, aber dazwischen eine Figur von ganz feinem Golde, vom Gürtel aufwärts eine viertel Elle hoch und von der Gestalt eines Bischofs. Es wurden nach Calancha grosse Schätze an Gold und Silber daselbst gefunden. Angegeben wurden davon 800 000 Dukaten, von denen dem König 104 000 als Abgabe entrichtet wurden (Cronica, l. 35). Calancha schliesst daraus, dass wahrscheinlich der Tempel ein Begräbnisplatz der Chimu-Könige und ein Heiligtum ihres Gottes gewesen sei. Allein bei den Bewohnern der Gegend heisst der Bau bis auf den heutigen Tag Huaca del Sol, und die volkstümliche Überlieferung, die ihn den Inkas zuschreibt, wird bestätigt durch die Bauweise und die dabei verwendeten sehr grossen Backsteine.

Der Südseite des Unterbaus gegenüber zieht sich am Abhang des

Cerro blanco eine dreissig Fuss hohe Mauer hin und stützt eine Terrasse, die ebenfalls einen Begräbnisplatz enthält und ohne Begrenzung in den Fuss des Berges übergeht. Der Boden ist in dieser Gegend in einem weiten Umkreise mit kleinen Thonscherben so bestreut, dass seine Farbe dadurch rötlich wird: ein Zeichen, dass früher hier eine ausgedehnte Ortschaft stand.

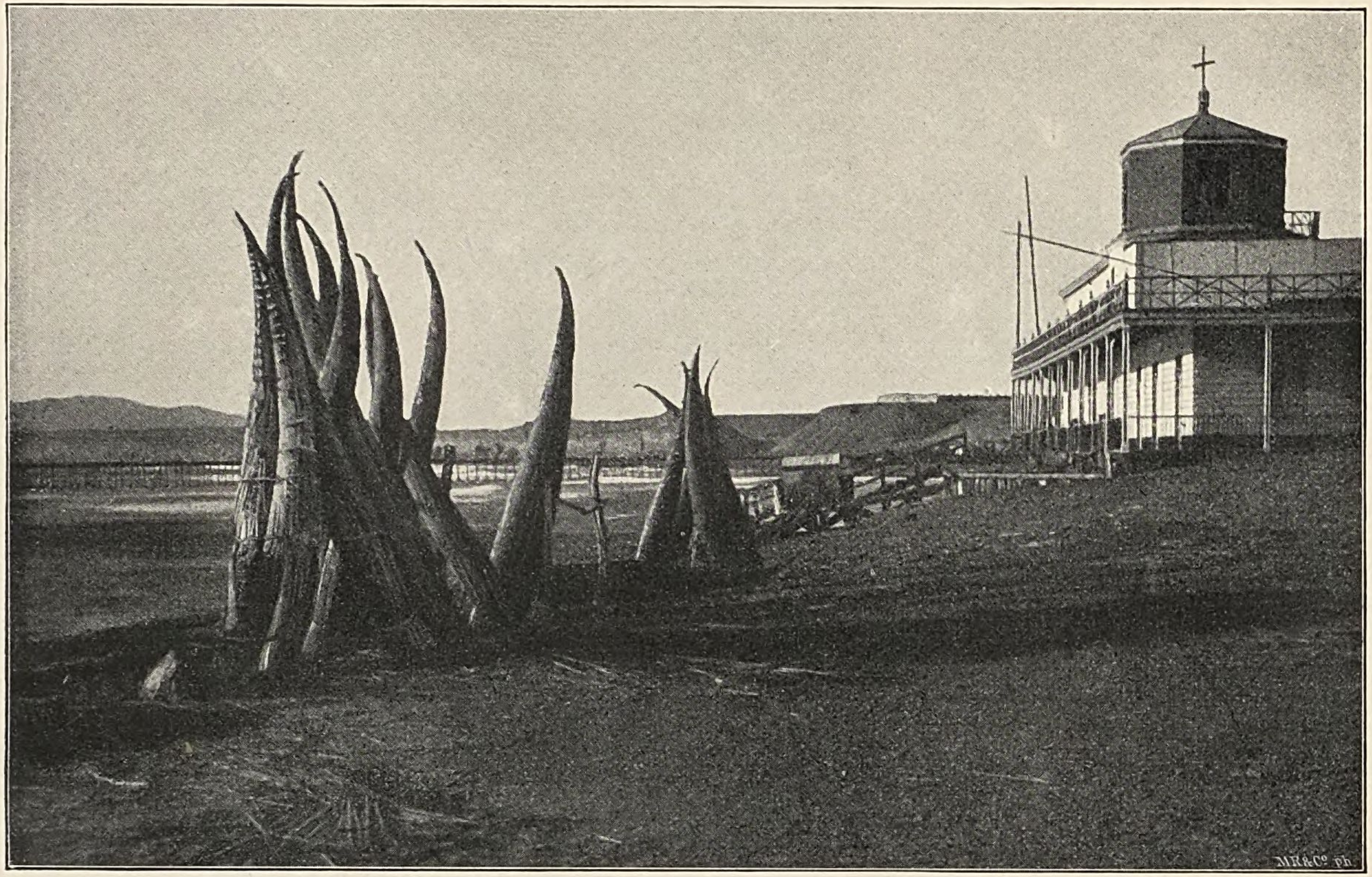
Pacasmayo.

Der in nördlicher Richtung auf Salaverry folgende grössere Hafen ist Pacasmayo, von dem ersteren Orte nur sechzig Seemeilen entfernt, welche von den Dampfern in fünf bis sechs Stunden zurückgelegt werden. Da während meines Ausflugs in das Thal Chicama das gerade fällige Postschiff in Salaverry eingetroffen und wieder weiter gefahren war, und ich nicht die Ankunft des nächsten abwarten wollte, so hatte ich beschlossen, die kurze Strecke zu Lande zu reisen, um bei dieser Gelegenheit auch den unteren Teil des Thals zu sehen; auch war es mir, wie früher bemerkt, in Chocope gelungen, ein paar Pferde und einen Führer zu mieten, mit denen ich mich eines Nachmittags auf den Weg machte. Die Strasse war zwar etwas staubig, aber sonst angenehm, da der Pfad grossenteils durch angebautes Land, oft unter Bäumen oder zwischen buschigen Hecken hinführte. Wir gelangten zunächst nach der kleinen Hacienda, welche der Eigentümer der Pferde bearbeitete, sodann quer durch das Thal nach der Ortschaft Paijan, wo wir einige Zeit hielten, bis die grösste Hitze vorüber sein würde. Gegen Abend setzten wir unsern Ritt fort, und jetzt nach dem Meere zu. Die anfangs noch wohlgenährte Vegetation wurde allmählich dünner, bestand bald nur noch aus einzelnen dürftigen Büschen, endlich verschwanden auch diese, und der letzte Teil des Weges, auf welchem wir bereits das Meer vor uns sahen, lag in einer trockenen und wüsten Sandebene. Bald nachdem die Sonne vor uns ins Meer gesunken war, langten wir am Ufer an, bei einer kleinen Gruppe von Häusern und Hütten, die den Ort Malabrigo bilden. Ehe die Eisenbahn von Salaverry nach Trujillo und Chicama gebaut wurde, war dies der Landungsplatz, wo die Erzeugnisse des Thals, nämlich der zur Ausfuhr bestimmte Zucker, eingeschifft werden musste. Es findet sich daselbst keine Bucht, sondern nur ein in flachem Bogen etwas zurückweichender Strand, und diese ungünstige Lage wird durch den Namen des Orts ausgedrückt, denn Malabrigo bedeutet: schlechter Schutz. Gegenwärtig wird dieser Landungsplatz kaum noch benutzt, die grossen Schiffe der

Gesellschaft fahren stets vorüber, und auch die kleinen Küstendampfer halten nur selten, um Güter zu landen. Der Strand war verlassen, nur einige Boote waren dort aufs Trockne gezogen, auf dem Wasser schwankte ein einsamer kleiner Kutter. Ich fand Unterkommen in einem gutgebauten Hause, das einem Agenten gehörte, aber leer stand, und zu welchem mein Führer einen Schlüssel aus der Nachbarschaft holte. Eine Mahlzeit, und zwar eine ganz gut zubereitete, lieferte uns eine chinesische Garküche, wo wir auch Futter für unsere Tiere kaufen konnten. Die Chinesen sind die Vorsehung der Reisenden im Innern Perus.

Am nächsten Tage ritten wir meistens nahe am Meere auf dem festen, aber nicht harten Strande, der von zahllosen kleinen und grossen Krabben und Schwärmen von Seevögeln belebt war. Einigemale trafen wir auch tote, ans Land gespülte Seehunde, und verscheuchten die darum versammelten Raubvögel, darunter auch viele Kondore, welche das Vorhandensein von Tierleichen auf grosse Entfernungen wittern und sich in unglaublich kurzer Zeit einfinden, um sich gegenseitig die Mahlzeit streitig zu machen.

Nach einigen Stunden verlässt der Weg den Strand und wendet sich nach rechts durch sandige Hügel, wo sich wieder dürftige Vegetation zeigt, die allmählich dichter wird, und gegen Mittag gelangt man nach San Pedro de Lloc, dem Hauptort der gleichnamigen Provinz, zwei Leguas vom Meere entfernt. Hier verabschiedete ich meinen Führer samt seinen Pferden, denn die kurze Strecke bis zum Hafen wird auf auf einer Eisenbahn zurückgelegt. San Pedro gilt zwar als der ansehnlichste Ort und Handelsplatz der Gegend, macht aber einen ärmlichen und schäbigen Eindruck. Er besteht nur aus einer engen, sehr schlecht gepflasterten langen Strasse, von welcher von Strecke zu Strecke sich noch engere Gässchen abzweigen, durch die man ins Grüne sieht. Die Hauptstrasse führt auf den Platz, an welchem die Kirche steht und in der Mitte der übliche, mit einem kleinen Garten umgebene Brunnen. Das Beste in der Stadt ist die Alameda, eine Allee von grossen Weidenbäumen, deren Zwischenräume von hohen Oleanderbäumen ausgefüllt sind. Eine in ähnlicher Weise von blühenden Oleandersträuchen eingefasste Strasse führte vom Orte nach der Bahnstation, eine Entfernung von zehn Minuten. Nachdem ich die Stadt besichtigt hatte, fuhr ich nach dem zwei Leguas entfernten Hafen, wo ich freundliche Aufnahme im Stationsgebäude der Eisenbahn fand, welche damals von einem Landsmann, Herrn Christian Schreitmüller, gepachtet war und unter Verwaltung seines Schwagers stand.



Pacasmayo. Caballitos zum Trocknen aufgestellt.

(S. 398.)

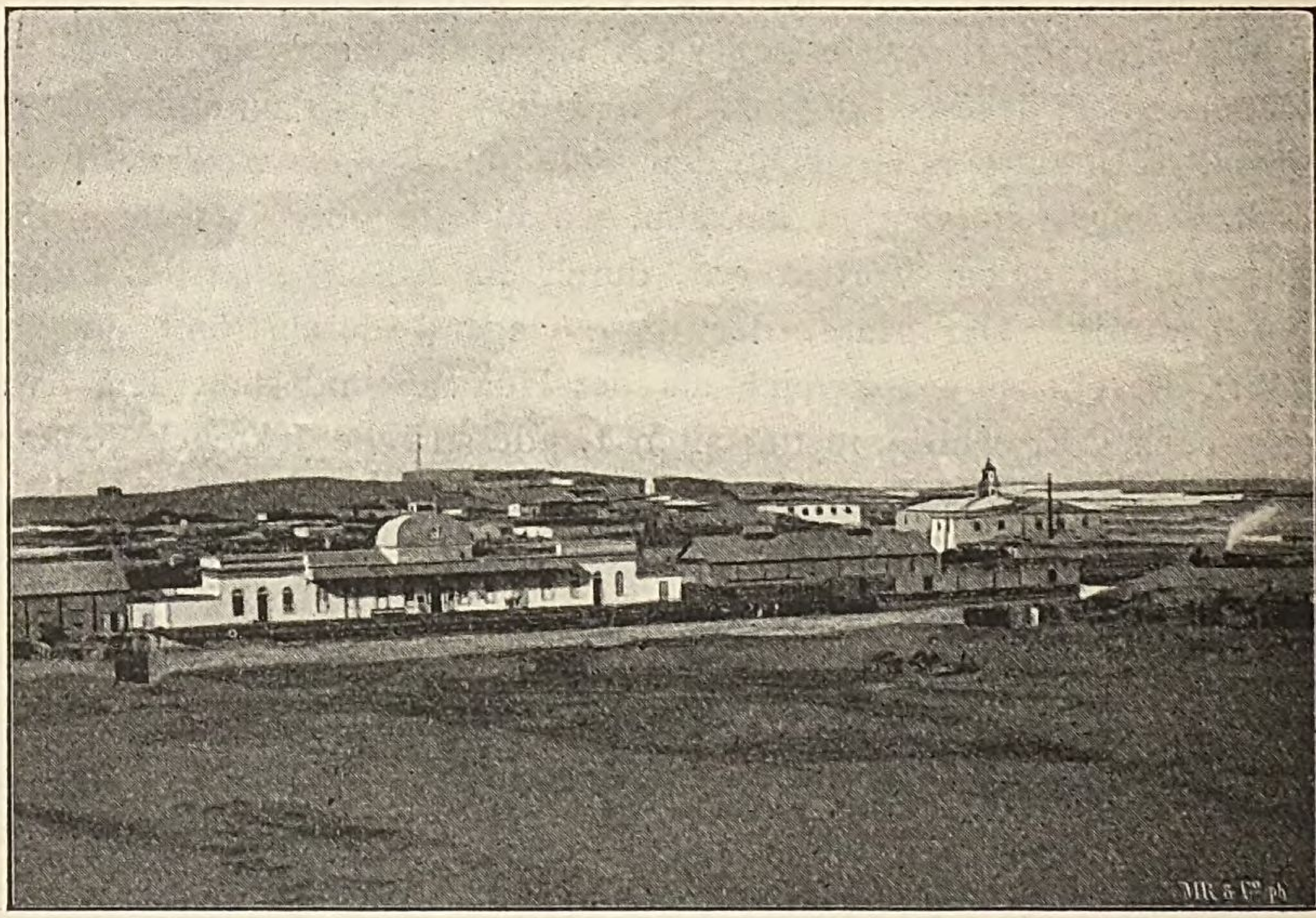
Unter den Häfen der Nordküste nimmt Pacasmayo*) einen hervorragenden Platz ein, nicht sowohl wegen seiner natürlichen Vorzüge, sondern wegen der künstlichen Anlagen, durch welche der Landungsplatz erst geschaffen worden ist, und die Gebäude, die zugleich aufgeführt wurden. Ein gut gebauter eiserner Hafendamm ist 500 Meter weit ins Meer hinausgeführt und durch Schienenstränge mit dem Bahnhof verbunden. Die von hier auslaufende Bahn ist nicht wie die von Chimbote und Salaverry eine schmalspurige, sondern hat normale Breite, denn sie war nicht bloss zur Ausfuhr der Erzeugnisse des Thals bestimmt, sondern sie sollte weiter über das Gebirge bis nach Cajamarca geführt werden und wurde daher als »nördliche transandinische« bezeichnet. Sie gehörte zu den von Henry Meiggs unternommenen Bahnen, und hatte noch nicht den Fuss der Berge erreicht, als die Arbeiten eingestellt werden mussten, worauf die obere Strecke, deren Damm zu tief gelegt worden war, durch ein Anschwellen des Flusses zerstört wurde. Der Fluss, der diese Gegend durchströmt und bewässert, ist ebenso wasserreich als der Huaman und steht dem Santa wenig nach. Er wurde in der alten Landessprache Jektepek genannt, woraus die Spanier Jequetepeque machten. Die Landessprache dieser Gegend war eine Mundart der Chimus, zu deren Reiche das Thal des Jektepek gehörte. Der ursprüngliche Name des Hafens war Pacatnamu, welches Wort die Inkas nach der Eroberung zu Pacasmayo umwandelten, worauf dieser Name von den Spaniern beibehalten wurde.

Pacasmayo, Hauptort der zum Departemente Libertad gehörigen Provinz gleichen Namens, ist zwar ein kleiner Ort von wenig über 500 Einwohnern, aber im Vergleich zu anderen Küstenorten wohl gebaut, und die Häuser, die an dem sanft steigenden Ufer der Bucht liegen, machen einen freundlichen Eindruck. Die ansehnlichsten Gebäude sind neben dem Bahnhof und dem Zollhaus, die Wohnungen einiger Agenten und eine grosse Fabrikanlage zum Mahlen von Reis und Pressen von Baumwolle. Am Tage nach meiner Ankunft machte ich unter Führung eines Bahnbeamten einen Gang durch den Ort. Wir begannen mit der Besichtigung des Hafendammes, wobei wir uns eines Frachtkarrens bedienten, der durch ein aufgespanntes Segel getrieben wurde, wie die Wagen der Saline bei Huacho. Dann besuchten wir die Reismühle, ein ganz stattliches Haus mit einem Turm nahe am Strande, wo wir die Maschine arbeiten sahen. Der gereinigte Reis wird zwischen zwei Mühlsteinen gemahlen, um seine Hülsen zu lösen, dann in eisernen

*) Pacasmayo liegt auf 7° 24′ südl. Breite und 81° 24′ westlich von Paris.

Kübeln gestampft, um die Körner davon zu befreien, und endlich diese durch Reiben geglättet, so dass sie glänzen.

Der neue Hafendamm wird nicht von allen Fahrzeugen zum Landen benutzt. In Pacasmayo, wie in Huanchaco bedienen sich die Fischer noch der alten kleinen Flösse, welche Caballitos genannt werden und deren schon früher in den geschichtlichen Bemerkungen über die Chimus erwähnt worden ist: Bündel oder Garben von Rohr, welche zusammengebunden und vorn schnabelförmig zugespitzt sind, und auf



Stationsgebäude in Pacasmayo.

denen die Fischer reitend oder knieend vermittelst eines Ruders durch die Brandung steuern. Nach jeder Benutzung werden sie aufs Land gezogen und getrocknet. Die beigefügte Abbildung zeigt am Strande aufgestellte Gruppen dieser originellen Fahrzeuge.

Die Orte San Pedro de Lloc und Pacasmayo liegen nicht im Hauptthale des Jektepeks, sondern in einer südlichen Abzweigung desselben, von dem Flussbette durch Hügel getrennt, die sich in der Thalebene erheben, wie wir dies auch in anderen Küstenthälern gesehen haben. Das zum Unterhalt dieser Gegenden erforderliche Wasser wird durch Kanäle weiter oben aus dem Flusse abgeleitet. Diese Verhältnisse wurden mir klar bei einer Fahrt auf der Bahn, die ich am folgenden

Tage in Gesellschaft meines jungen Wirts unternahm. Wie alle von Meiggs unternommenen Arbeiten ist auch diese Bahn in solider Weise hergestellt, die Stationsgebäude geschmackvoll, aus gewelltem Blech und mit gepulverten Muschelschalen beworfen, so dass die Wände aussehen, als seien sie aus grob behauenen Steinen ausgeführt. Die Linie beschreibt im Thal einen weiten Bogen und giebt, bevor sie sich dem Gebirge zuwendet, eine kurze Abzweigung ab. Ehe sie San Pedro erreicht, durchbricht sie eine Reihe von Sandhügeln, ehemalige Dünen, die das frühere Ufer des Meeres bezeichnen. Die Gegend um San Pedro ist reizend und ebenso reich an landschaftlicher Schönheit, als der Ort eintönig und armselig ist. Das Land ist hier in viele kleine Güter geteilt und fruchtbare, frisch grüne Felder aller Art wechseln mit kleinen Orangenhainen ab. An den Rändern der Felder stehen Fruchtbäume: Lúcumas mit dichten, grossen, glänzenden Blättern, Mangos mit sternförmiger Anordnung des Laubes, Pacayen mit hohen runden Kronen. Etwas oberhalb San Pedros liegt der Ort San José, der im Kriege niedergebrannt und erst zum kleinen Teil wieder aufgebaut worden ist. Die Einwohner zogen sich nach anderen Orten, die meisten nach Chepèn, welcher Ort gegenwärtig derjenige des Thals sein soll, der sich am meisten entwickelt, wovon freilich in der Nähe der Station wenig zu sehen war.

Ehe man nach Chepèn kommt, hält der Zug in Talambo, einer der grössten Haciendas in Peru zu welcher 11 000 Fanegadas Land gehören. Dieses Gut ist Eigentum der Familie Salcedo, aber infolge von Zwistigkeiten unter den Gliedern derselben seit langer Zeit in Verfall. Die Stücke zu einer Zuckermühle lagen schon seit vielen Jahren auf dem weiten Hof, es schien wenig Aussicht vorhanden, dass sie jemals aufgestellt werden würden. Die ausgedehnten Ländereien des Gutes sind nur zum kleinen Teil bebaut mit Mais, Gemüse, etwas Zuckerrohr und Reis. Ist ein Strich Landes zum Reisbau benutzt worden, so lässt man ihn Jahre lang brach liegen, und er bedeckt sich alsbald mit üppigem Algorrobogebüsch. Soll dann das Land von neuem bebaut werden, so brennt man das Gesträuch nieder und die Asche dient als Dünger. — Rings um den Hof der Hacienda liegen Wohnungen in grosser Zahl, von denen aber die meisten öde und verlassen aussahen. Der Oberstock des Wohnhauses ist mit einer ganz stattlichen Veranda mit offenen runden Bogen versehen. Dort besuchten wir den Verwalter, der uns wohl zeigen wollte, dass es in seiner Vorratskammer nicht so kümmerlich aussähe wie auf seinem Hofe, denn er bewirtete uns mit einem Cocktail aus feinem Cognac.

In Chepèn teilt sich die Bahn. Die Hauptlinie wendet sich nach rechts thalaufwärts, wird aber nur an den Tagen befahren, an welchen die Dampfer in Pacasmayo eintreffen; nach der linken Seite führt eine Zweigbahn quer durch das Thal und endigt in Guadalupe. Ganz nahe bei Chepèn liegt Lurifico, eines der grössten Güter des Thales und von allen das besteingerichtete. Diese Hacienda gehörte anfangs dem Präsidenten José Balta, dessen unglückliches Ende im ersten Teil dieses Werkes erzählt worden ist. Von ihm kaufte sie der Eisenbahnunternehmer Meiggs und liess sie mit grossen Kosten mit den vollkommensten Maschinen zur Zuckerfabrikation versehen, die damals in den Vereinigten Staaten hergestellt wurden. Als später seine Geldverlegenheiten zunahmen, verkaufte er das Gut an den Guano-Unternehmer Dreyfus, dessen Eigentum sie bis jetzt geblieben ist. Da der Tag unseres Besuchs ein Sonntag war, so wurde nicht gearbeitet, aber wir liessen uns das Maschinenhaus öffnen. Die Ausführung aller Teile war von ausgezeichneter Arbeit und die Stücke trugen die Jahreszahl 1874. Es können damit täglich 500 Centner Zucker hergestellt werden. In den acht Höfen des Gutes finden sich Wohnungen für 1000 Arbeiter. Der Chef des Handlungshauses Graham, Rowe & Co. in Lima, durch welches die Geschäfte des Gutes früher geführt wurden, schätze ein Jahr vor dem Kriege bei den damaligen Zuckerpreisen und Arbeitslöhnen das Reinerträgnis der Hacienda auf 30 000 Pfund Sterling; zur Zeit meines Besuches jedoch vermochte man kaum die Betriebskosten zu decken. Man hatte nicht die hinreichende Menge von Rohr, um die Maschine fortwährend ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend zu beschäftigen und ging damit um, noch zwei benachbarte Haciendas durch Eisenbahnen mit Lurifico zu verbinden, damit diese ihr Rohr daselbst mahlen lassen könnten.

Eine Legua von Lurifico liegt Guadalupe, wo die Zweigbahn endigt. Diese Ortschaft ist der berühmteste Wallfahrtsort der Küste, in dessen Kirche ein aus Spanien stammendes wunderthätiges Marienbild verehrt wird. Es war von Augustinermönchen gebracht worden und daher der Obhut ihres Ordens anvertraut geblieben. Früher hatten die Augustiner deshalb in Guadalupe ein Kloster, doch ist dieses schon seit lange aufgehoben, und seitdem hat auch der Besuch ihrer Kirche durch Wallfahrer abgenommen. Was jetzt dem Orte noch eine gewisse Wichtigkeit erhalten hat, ist eine Messe — la feria de Guadalupe — zu welcher einmal im Jahre viele Leute weit und breit herbeiziehen, sowohl aus der Küstengegend, als auch besonders aus dem Hochland.

Wenn man von Norden zu Schiffe nach Pacasmayo kommt, so fährt

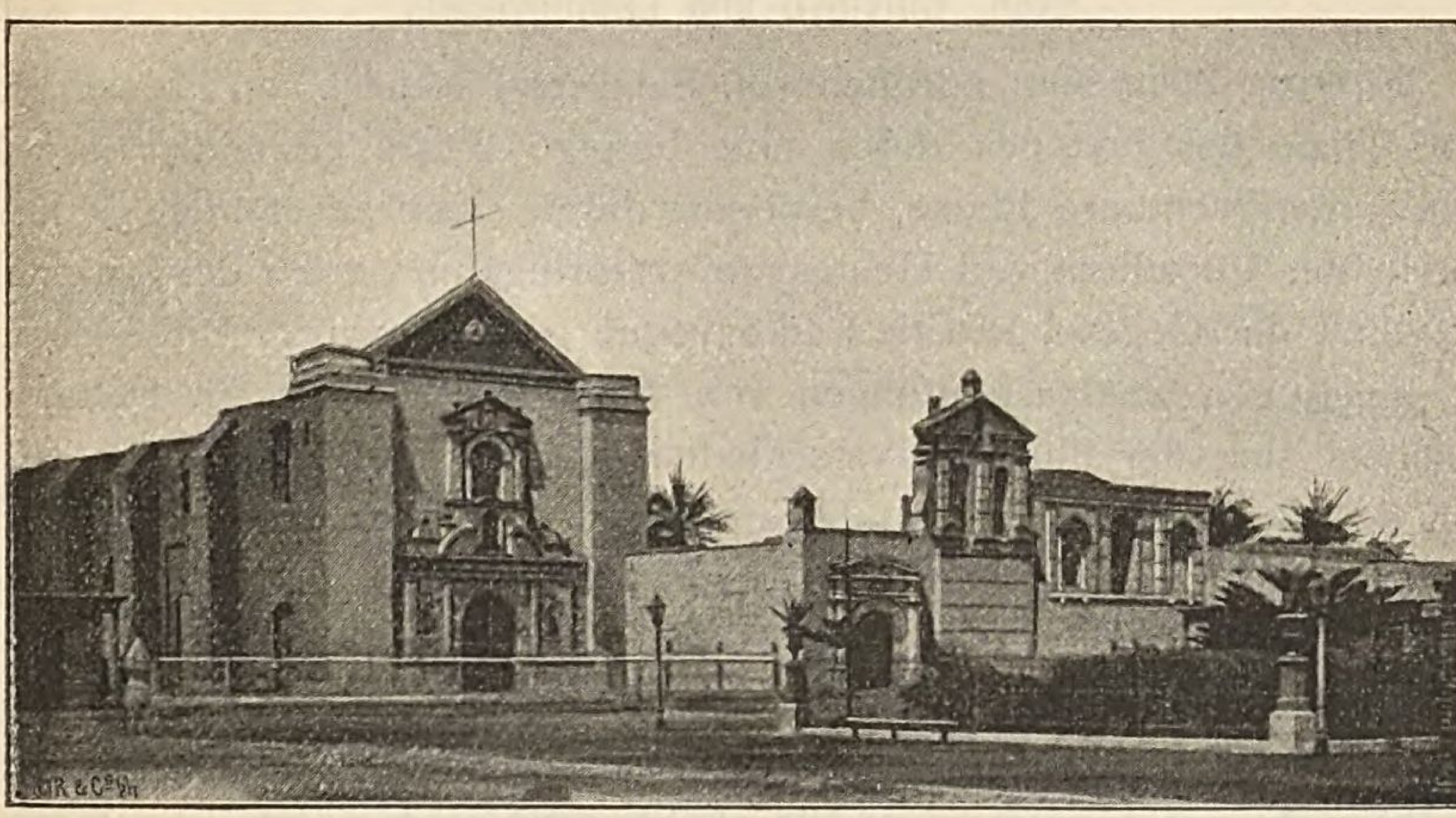


Alameda in San Pedro.

(S. 402.)

398

man an der Mündung des Jektepek vorüber und sieht daselbst inmitten einer grünen Ebene nahe am Meere einen künstlichen Hügel mit geteiltem oder eingekerbtem Gipfel, welcher wegen dieser Gestalt den Namen Huaca de dos Cabezas — die Zweiköpfige — erhalten hat. Ich sprach gegen meinen jungen Wirt den Wunsch aus, dieses alte Bauwerk zu besuchen und er erbot sich mit grosser Zuvorkommenheit mich zu dem Orte, den er selbst noch nicht kannte, zu begleiten. Die Huaca liegt ungefähr anderthalb Leguas vom Bahnhof und der Weg war keineswegs beschwerlich, aber was wir fanden, war doch kaum der Mühe wert, die wir uns genommen hatten. Nirgends vielleicht hatten die Schatzgräber so hart gearbeitet wie hier, denn bei näherer Be-



Wallfahrtskirche in Guadalupe.

sichtigung ergab sich, dass die scheinbare Teilung des Hügels durch eine Ausgrabung entstanden war, welche sich bis zur Basis einer ehemaligen Pyramide erstreckte. Dass dabei etwas gefunden worden sei, wird nicht gesagt, daher man mit Sicherheit annehmen kann, dass die Bemühungen der Sucher vergeblich waren, denn wenn irgend wo Nachgrabungen Gold oder Silber zu Tage gefördert haben, so wird solches in Peru nie vergessen, sondern stets mit Übertreibungen weiter erzählt. Die Huaca de dos Cabezas rührte gleich den künstlichen Hügeln in den übrigen Thälern von Küstenbewohnern her; von Bauwerken im Inkastile habe ich in der Umgegend von Pacasmayo nichts gesehen; möglicherweise jedoch mögen solche in anderen Ruinen vorhanden sein, die ich nicht besuchen konnte. Von der Huaca de dos Cabezas,

welche auf der linken Seite des Jektepeks unweit des Flusses liegt, sah man am gegenüberliegenden rechten Ufer noch andere künstliche Hügel, dem Anscheine nach weniger durch Schatzgräber zerstört, und auf einer etwa 50 Fuss über der Thalsohle liegenden Hochebene ausgedehnte Trümmermassen, so dass alle diese Hügel und Mauerreste zu einer grossen Ortschaft gehört zu haben scheinen. Leider konnten wir uns über diesen Sachverhalt nicht durch eine nähere Besichtigung unterrichten, denn der Fluss war zu sehr angeschwollen, um ihn zu durchreiten. Wir hatten zwei Arbeiter mitgebracht, um Gräber öffnen zu lassen, fanden jedoch nichts.

Eten, Chiclayo und Lambayeque.

Neunzig Seemeilen nördlich von Salaverry, sechzig von Pacasmayo, vom Thale des Jektepek durch eine bergige Wüste getrennt, beginnt eine weite fruchtbare Ebene, bewässert durch einen ansehnlichen Fluss, der in der Cordillera von Hualgayoc entspringt und nach der grössten Ortschaft der Gegend Rio de Lambayeque genannt wird. Diese Ebene ist gleich den Thalausbreitungen von Lima und Cañete ein Delta, in welchem sich der Fluss in verschiedene Kanäle und zwei Arme teilt, von denen der eine bei dem Hafenort San José, der andere bei Eten sich ins Meer ergiesst. Ausser diesen beiden Landungsplätzen findet sich an der Küste, welche diese Thalausbreitung nach dem Meere zu begrenzt, noch ein dritter, Pimentel genannt. Der wichtigste der drei, wenn auch durch seine Lage nicht mehr begünstigt als die anderen, ist Eten, da von hier aus eine Eisenbahn gebaut ist, welche die Hauptorte der Gegend mit einander verbindet und deren Erzeugnisse an die Küste befördert. Die zur Ausfuhr kommenden Landesprodukte bestehen wie in Pacasmayo aus Zucker, Reis und Baumwolle. Die wichtigsten Ortschaften dieses reichen Landstriches sind neben den Häfen, die Städte Eten, Reque, Monsefu, Chiclayo, Lambayeque und Feriñafe. Die Hauptstadt des Departements war früher Lambayeque, jetzt ist der Sitz des Präfekten in Chiclayo.

Was mich zum Besuch dieser Gegend veranlasste, war weniger der Wunsch, die daselbst gelegenen Ortschaften kennen zu lernen, die nicht viel Interessantes bieten, als die Absicht, einen Versuch zu machen, die Überreste der Sprache zu sammeln, die einst im ganzen Reiche der Chimus gesprochen wurde, jetzt aber sich nur noch in einem Orte erhalten hat, nämlich in Eten. Obgleich nun diese Stadt nur in geringer Entfernung von dem gleichnamigen Hafen- oder Landungsplatze liegt,

so begab ich mich doch nicht sogleich dahin, denn ich kannte niemanden im Orte, hoffte aber, mir die erforderlichen Einführungen und Empfehlungen in Chiclayo verschaffen zu können, was mir auch gelang.

Der Dampfer legt die Fahrt von Pacasmayo nach Eten in vier Stunden zurück. Der Ort, wo das Schiff ankert, ist keine Bucht, und Eten verdient den Namen eines Hafens weniger als irgend ein Landungsplatz an der Küste. Ein langer, eiserner Hafendamm oder Mole ist ins Meer hinausgebaut, der gegen die Dünung keinen Schutz gewährt, so dass man dort nicht aussteigen kann, sondern aus den Boten in einem Kasten vermittelst eines Krahns hinaufgewunden wird. Wer sich nicht in Acht nimmt, wenn die Ketten, an denen der Kasten hängt, plötzlich angezogen werden, dem wird der Kopf unsanft zur Seite gestossen. Auf der Plattform des Hafendammes stehen Wagen und eine kleine Lokomotive bereit, um die Passagiere nach dem Zollamt zu bringen, welches sich im Bahnhof befindet. Die Strecke der Küste, von welcher die Landungsbrücke ausgeht, ist durchaus unzugänglich: eine 40 Fuss hohe, von der Brandung ausgewaschene Wand von Lehm und Geröll, die nach dem Meere zu senkrecht abfällt, und durch welche die Bahn in einem tiefen Einschnitt zur Station führt. Dieser für die Anlage eines Hafendammes so unpassende Ort ist trotzdem bei dem Bau der Eisenbahn absichtlich gewählt worden, um beim Landen von Personen und Waren die Verwendung von Boten und Lanchen auszuschliessen, und Passagiere und Güter zu zwingen, sich durch die Bahn befördern zu lassen. Der sogenannte Hafen — puerto de Eten — besteht nur aus dem auf einem weiten, von einer Mauer umgebenen Platze gelegenen Bahnhofsgebäude, woselbst sich auch die Maschinenwerkstatt, Beamtenwohnungen und das Zollhaus befinden. Die Stadt Eten ist von dem Hafen nur zwei Kilometer entfernt und die erste Haltestelle der Bahn, dann folgt Monsefú — fünf Kilometer —, und von hier bis Chiclayo — zwanzig Kilometer — hält der Zug nicht wieder. Die erste Strecke der Bahn liegt durch wohl angebautes Land, wie in der Gegend von San Pedro de Lloc, lauter kleine Landgüter (chácaras), indem jeder Hausbesitzer der benachbarten Orte Eten und Monsefú ein kleines Grundstück inne hat. Hier sieht man Maisfelder, die mit Luzernklee abwechseln, Pflanzungen von spanischem Pfeffer, süssen Kartoffeln und hohen, zierlichen Yucastauden, Reihen von Fruchtbäumen und dazwischen Dickichte von Algorrobos. Nach Chiclayo zu ist das Land weniger sorgfältig angebaut, denn der Boden ist dort öfters salz- oder salpeterhaltig und nur mit Gestrüpp bewachsen.

Der Bahnhof in Chiclayo liegt unmittelbar an den Häusern der

Stadt und eine Strasse führt vom Ausgang gerade auf den Hauptplatz. Diese Strasse scheint die beste der Stadt zu sein, die Häuser derselben sind ziemlich gut gebaut und haben meist einen Oberstock, während sie in den Seitenstrassen bloss aus einem Erdgeschoss bestehen. Der Platz ist von mässiger Grösse und wird durch eine Fortsetzung der Hauptstrasse in zwei Hälften geteilt, deren eine einen Brunnen nebst einem kleinen Garten enthält, während die andere mit Fikusbäumen und Astrapäen bepflanzt ist, in deren Schatten einige Marmorbänke stehen. An der Gartenseite des Platzes erhebt sich die neue, unvollendete Kirche, mit dem Haupteingang unter einer säulengetragenen Vorhalle und zwei Türmen zur Seite derselben. Wiewohl die Säulenstellung etwas plump und schwerfällig ist, so könnte die Kirche, wäre sie fertig geworden, immerhin als eine der besten in Peru gelten, allein die Grundmauern waren für die Last des Baues nicht tief genug gelegt, und haben sich gesenkt, wodurch das Gewölbe und die ganze Vorderwand geborsten ist.

Nach meiner Ankunft in Chiclayo liess ich mich durch einen Gepäckträger sogleich zu dem einzigen im Orte vorhandenen Hotel führen, denn ich hatte unterwegs gehört, das Haus verfüge nur über wenige Zimmer. In der That gab es deren nur drei, von denen ich das einzige freie sogleich in Beschlag nahm und dem Aufwärter erklärte, dass ich keine Zimmergenossen zu haben wünsche, sondern für die beiden noch in der Stube stehenden Betten mitbezahlen werde, eine Vorsicht, die ich noch rechtzeitig traf, denn gleich darauf kam ein sehr unreinlich aussehender neuer Gast, der aber nunmehr auf einem alten, schäbigen Billard im Erdgeschoss kampieren musste. Übrigens war ich selbst nicht viel besser beherbergt, denn mein sogenanntes Zimmer hatte kein Fenster, sondern nur ein Loch in der Decke, eine zerborstene Thür mit einem Vorlegeschloss ohne Schlüssel, einen schmierigen Waschtisch ohne Wasser und einen wackeligen Stuhl. Der Eigentümer dieses elenden Wirtshauses war ein verbummelter Däne, der sich aber nicht um seine Gäste, sondern nur um seine Getränke bekümmerte, und unter dem Spitznamen »der Hundetöter« bekannt war. Nachdem ich mir reine Wäsche für mein Bett und einen Krug Wasser verschafft hatte, machte ich mich auf, um einige Leute aufzusuchen, die ich teils von Lima her kannte, oder durch mitgebrachte Briefe kennen zu lernen hoffte. Man sagte mir im Hotel, der beste Ort in Chiclayo, um irgend einen Fremden oder Einheimischen zu finden, sei der Laden eines Uhrmachers namens Pastrana, dessen Lokal als allgemeiner Versammlungsplatz diene. Ich liess mich also dahin

führen und traf unter den Anwesenden wirklich zwei der Herren, die ich aufsuchen wollte. Als ich diesen auseinandergesetzt hatte, was mich in die Gegend geführt habe, erklärten beide, der Pfarrer des Ortes sei der geeignetste Mann, mir behilflich zu sein, und einer der Herren erbot sich, mich dem Pfarrer vorzustellen. Wir trafen den Cura Sanchez, einen etwas dunkelfarbigen Mann mit buschigen Augenbrauen, im Begriffe auszugehen, doch kehrte er mit zuvorkommender Höflichkeit in seine Wohnung zurück und schrieb mir einen Empfehlungsbrief für seinen Kollegen in Eten, den Pfarrer Pedro Aljandrino Vallejos. Um diese Empfehlung war es mir besonders zu thun gewesen, daher ich später durch einen in Chiclayo ansässigen Landsmann, Herrn Alfred Solf, welcher ebenfalls mit dem Pfarrer von Eten befreundet war, mich bei diesem nochmals durch einen zweiten Brief einführen liess. Durch einen Spanier namens Soriano wurde ich dem Pfarrer in Monsefú empfohlen, da ich gehört hatte, dass auch dort noch einige alte Leute die frühere Landessprache verständen, eine Angabe, die sich später als unrichtig erwies.

Ich war nun im Besitz der Empfehlungsbriefe, um derentwillen ich nach Chiclayo gekommen war, und hätte sogleich nach Eten zurückkehren können, um meine Arbeiten zu beginnen, allein da ich mich einmal auf halbem Wege durch die Provinz befand, so schien es mir zweckmässiger, vorher auch die übrigen grösseren Orte der Gegend zu besuchen, und ich beschloss daher, am nächsten Tage einen Ausflug nach Lambayeque und Feriñafe zu machen. Die Nacht in Chiclayo brachte ich besser zu, als ich erwartet hatte; dank einer Schachtel Insektenpulver schlief ich so gut, dass mich der Lärm in zwei Nachbarhäusern nicht störte, wo bis zu Tagesanbruch getanzt und musiziert wurde. Die Leute in Chiclayo scheinen ein lebenslustiges Völkchen. Vier Fünftel sind Indianer, die in Häusern ohne Möbel wohnen, barfuss gehen und neben ihren einfachen Nahrungsmitteln keine Bedürfnisse haben als Tabak und Chicha. Überall in den Häusern und Hütten sieht man Alt und Jung mit den Kürbisschalen in der Hand, die statt der Gläser dienen. Mädchen und auch schon ältere Frauen pflegen sich mit frischen Blumen im Haar zu schmücken, wie in Moche. Im Tanzen sind sie unermüdlich und brauchen dazu keine grossen Räume, sondern drehen sich im engsten Zimmer.

Als ich am nächsten Morgen in den Zug stieg, wurde ich von einem italienischen Arzte begrüsst, den ich früher einmal in Lima gesehen hatte. Dieser war in der Provinz ansässig geworden und teilte mir einiges über seine Erfahrungen im Lande mit. Der Handel ist un-

bedeutend, da die meisten Bewohner so wenig Bedürfnisse haben: sie tragen keine Schuhe, ihre Kleider bestehen aus den einfachsten Baumwollenstoffen, ihre Häuser und Hütten sind ohne Möbel, sie sitzen nur selten auf Stühlen oder Bänken, meist am Boden auf Strohmatten. Von Getränken nehmen sie nur die im Lande zubereiteten: Chicha und Zuckerbranntwein. Werden sie krank, so rufen sie keinen Arzt, kaufen keine Mittel in Apotheken, sondern behelfen sich mit im Lande gesammelten Kräutern, oder überlassen sich ihrem Schicksal, ohne irgend welche Mittel zu versuchen, ausgenommen Chinin. Der Gebrauch desselben ist allgemein verbreitet und es wird ohne Zurateziehen eines Arztes und ohne Abwägen genommen.

Die Eisenbahn führt bis Feriñafe beständig durch eine fruchtbare Ebene, die reichlich bewässert und gut angebaut ist; dazwischen liegen zuweilen Wäldchen von Algorrobos oder Schilfdickichte. Auch sieht man grosse Strecken brach liegen, auf denen Reis gebaut worden war. Die grossen Güter besitzen so viel Land, dass ein Feld, das einmal Reis getragen hat, ein paar Jahre lang brach liegen gelassen wird, wie dies auch in Pacasmayo geschieht. Wie dort wird das rasch emporwachsende Gebüsch später niedergebrannt, und die zurückbleibende Asche düngt den Boden. Die Vorteile der Reiskultur und ihre Gefahren sind dieselben wie wir sie im Thale von Casma kennen gelernt haben. Die Entfernung von Chiclayo nach Lambayeque beträgt nur zwei Leguas (11 Kilometer) und vier Leguas (22 Kilometer) von hier nach Feriñafe, wo die Bahn endigt. Ich fuhr an Lambayeque vorüber, da ich abends dahin zurückkehren wollte. In Feriñafe begab ich mich auf den Hauptplatz, der in der Mitte des Orts liegt, und von dessen Ecken acht gerade Strassen auslaufen, durch die man bis auf die Felder sieht. Die Stadt ist ziemlich volkreich (7000 Einwohner), hat einigen Handel, führt Reis aus und zählt unter ihren Bewohnern manche wohlhabende Leute, aber der äussere Anblick des Ortes ist höchst dürftig. Die Strassen sind ohne Pflaster und Bürgersteige, man watet in tiefem Sande, die Häuser sind mit wenigen Ausnahmen nur einstöckig.

Nach anderthalbstündigem Aufenthalt in Feriñafe fuhr ich zurück nach Lambayeque. Der Anblick dieser Stadt vom Bahnhof aus ist wenig versprechend, man sieht nur elende Schilfhütten und schlecht gebaute Häuser, welche unregelmässige Strassen bilden. Lambayeque war früher der ansehnlichste Ort der Gegend, ist aber jetzt sehr verfallen, und zwar nicht infolge von Erdbeben, sondern durch Überschwemmungen. Die erste ereignete sich im Jahre 1828, eine zweite 1871, und 1875 stieg das Wasser sehr hoch. Die Stadt hatte ehemals

vier Kirchspiele und war der Hauptort der Provinz, nachdem das sieben Leguas stromaufwärts liegende Zaña durch Austreten des Flusses zerstört worden war. In Zaña sollen sich die Ruinen von fünf Kirchen befinden. Hätte man eine Kirche weniger und dafür einen Deich gebaut, so würde die Stadt vielleicht unversehrt geblieben sein. Der Fluss von Lambayeque hat wenig Gefäll und kein tiefes Bett, daher er zur Regenzeit aus seinen Ufern tritt und oft die ganze Umgegend überflutet. Es giebt gegenwärtig in Lambayeque nur eine wohlgebaute und etwas breitere Strasse, welche auf den Platz führt. Dieser lag früher in der Mitte der Stadt, jetzt an einem Ende derselben, da die weiterhin befindlichen Häuser zerstört und nicht wieder aufgebaut worden sind. Die Kirche wurde erhalten und ist die beste im ganzen Norden Perus. Sie enthält drei Schiffe mit Steingewölben, eine geschmackvolle Kuppel über dem Kreuz, und an der Stirnseite einen gut gebauten, bis zur Spitze aus Stein ausgeführten Glockenturm. Die dicken Mauern sind durch Bogenfenster und Nischen unterbrochen, sodass sich der Bau bei aller Festigkeit doch leicht und gefällig ausnimmt.

Zur Zeit meines Besuchs in Lambayeque war daselbst ein Herr Christian Schreitmüller aus Lima anwesend, der Pächter der Eisenbahn von Pacasmayo, bei dessen Schwager ich zu Gast gewesen war. Von diesem Herrn erfuhr ich, dass sich in der Nähe der Stadt einige Ruinen alter indianischer Bauten befänden, und benutzte daher den Nachmittag, um diese Huacas in Begleitung eines Führers zu besichtigen. Der Weg führte zunächst über den alten Fluss, das jetzt trockene Bett, welches bis zur letzten Überschwemmung den Hauptstrom enthielt, sodann über den gegenwärtigen Fluss — rio nuevo genannt —, ein trübes, träge fliessendes Wasser mit sehr geringem Gefälle. Über beide Wasserläufe führen schlechtgebaute Holzbrücken, auf welchen von beladenen Tieren und Wagen ein Zoll erhoben wird. Nach viertelstündigem Wandern durch Gebüsch auf sehr staubigem Wege wurden wir der Ruinen ansichtig. Es liegen fünf aus Adobes gemauerte teils rechteckige, teils quadratische Massen nahe aneinander, und im Anschlusse daran zwei niedrige, nicht gemauerte Hügel, welche augenscheinlich als Begräbnisplätze dienten. Alle diese Gebäude sind so zerfallen, dass man ihre Raumverteilung und daher auch ihre Bestimmung nicht mehr zu erkennen vermag. Nur so viel lässt sich sagen, dass sie alle mit einander in Verbindung standen, dass die Mauern sich nach den Himmelsgegenden richten und sämtlich in rechten Winkeln auf einander stossen, und dass sie gleich anderen auf künstlichen Bodenaufschüttungen errichteten Gebäuden entweder Burgen von Häuptlingen oder Tempel

gewesen sein mögen. In der Umgebung der Huacas bemerkt man, dass der Boden leicht hügelig oder wellig ist, ohne Zweifel von darunter liegenden Überresten alter Mauern, woraus sich schliessen lässt, dass an diesem Ort eine grössere Stadt gestanden hat. Eine zweite Stadt lag auf halbem Wege zwischen Lambayeque und dem Meere, Alt-Lambayeque genannt, wo sich gleichfalls weitläufige Mauertrümmer sowie mehrere künstliche Hügel befinden, die man von der Höhe der Huacas aus deutlich erkennen konnte.

Als ich abends von meinem Spaziergange zurückgekehrt war, lud mich Herr Schreitmüller ein, mit ihm zu speisen. Er war zwar selbst in Lambayeque nur zum Besuch, hatte aber früher seinen ständigen Wohnsitz dort gehabt und besass noch ein eigenes Haus. Er bewirtete mich mit einem mir neuen Getränk: Chicha de Mani — ein mit Zusatz von Erdnüssen bereitetes Maisbier — mit Rotwein versetzt, eine Mischung von sehr angenehmem Geschmack, allein ich fand die stark schäumende Chicha trotz des Zusatzes von Wein zu dick und sättigend, um bei heissem Wetter zur Stillung des Durstes genossen zu werden. Im Übrigen war die Mahlzeit die beste, zu der ich mich niedersetzte, seit ich Lima verlassen hatte, und ich behielt sie in dankbarem Andenken im Gegensatze zu der kümmerlichen und elenden Beköstigung, mit der ich mich von jetzt an wochenlang begnügen musste. Herr Schreitmüller bot mir freundlichst an, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, ein Anerbieten, das ich gern angenommen hätte, allein mein Gepäck war in Chiclayo geblieben, daher ich dahin zurückkehren musste.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Monsefú und liess mich zum Hause des Pfarrers führen, einem grossen Gebäude am Hauptplatze in der Nähe der Kirche. Der Pfarrer, Don Fulgencio Zeijas, war nicht zu Hause, allein ich wurde von seiner Tochter, der ich in Chiclayo vorgestellt worden war, freundlich empfangen. Sie führte mit Hilfe zweier älterer Tanten die Haushaltung ihres Vaters. Nachdem ich einige Zeit in Gesellschaft dieser Frauen verweilt und mich über die Verhältnisse des Orts mit ihnen unterhalten hatte, bat ich sie, mir zu gestatten, durch einen Spaziergang in den Strassen ihre Stadt etwas kennen zu lernen. Monsefú ist etwas besser gebaut als Feriñafe, sonst ist die Anordnung der Strassen dieselbe, d. h. von den Ecken des vierseitigen Platzes gehen acht Strassen aus, durch welche man ins Freie sieht. Die Häuser sind alle einstöckig und die meisten sehr klein. Sie bestehen aus einem, selten zwei Vorderzimmern, die sich mit einer Thür nach der Strasse, mit einer anderen nach innen öffnen. Diese Thüren dienen zugleich als Fenster. Trotz der Kleinheit der Häuser beherbergen sie

doch eine zahlreiche Bevölkerung, denn der Ort soll gegen 7000 Einwohner haben. Bei ihrer Bedürfnislosigkeit erfreuen sich manche derselben eines bescheidenen Wohlstands, denn neben der Hut- und Mattenflechterei, welche nicht wenige Leute beschäftigt, haben die meisten Hauseigentümer etwas Landbesitz, der ihnen gestattet, den Mais für ihre Chicha zu bauen. Tanz und Chicha sind die Hauptvergnügungen wie in den anderen Orten, und Festlichkeiten sind häufig. Gasthäuser und Herbergen für Fremde giebt es nicht, aber viele Schenken, und ich war einigermassen erstaunt, in diesem ärmlichen Orte deutsches Versandbier von fünf verschiedenen Brauereien zu finden. Englisches Bier ist seit der Einführung des deutschen nicht mehr verkäuflich.

Als ich wieder ins Pfarrhaus kam, war auch der Priester zurückgekehrt, ein alter Herr von über 70 Jahren, aber noch rüstig und lebhaft. Er war von seinem Freunde Soriano in Chiclayo von meinem beabsichtigten Besuche und dessen Zweck benachrichtigt worden, und brachte alsbald das Gespräch auf die Angelegenheit, die mich herführte. Ich erfuhr von ihm, dass, was mir von einem Fortleben der alten Landessprache in Monsefú mitgeteilt worden war, auf einem Irrtum beruhe, denn der Pfarrer Zeijas war seit langen Jahren in seinem Amt und hatte auch unter den ältesten Mitgliedern seiner Gemeinde niemanden gekannt, der die im benachbarten Eten gebräuchliche Sprache verstanden, geschweige denn gesprochen hätte. Während die Unterhaltung über die frühere Verbreitung dieser Sprache noch weiter geführt wurde, trat ein anderer Geistlicher ein, der von seinem Amtsbruder freudig bewillkommnet, und mir zu meiner angenehmen Überraschung als der Pfarrer von Eten vorgestellt wurde: gerade der Mann, um dessen Bekanntschaft es mir am meisten zu thun gewesen war. Ich drückte dem würdig aussehenden Mann meine Genugthuung aus, so unerwartet Gelegenheit gefunden zu haben, mich ihm vorzustellen, und bemerkte ihm, dass es meine Absicht gewesen sei, am nächsten Tage in Eten bei ihm vorzusprechen. Zugleich überreichte ich ihm die Empfehlungen, die ich von Chiclayo mitgebracht hatte. Er öffnete sie, warf auf den Brief seines Amtsbruders nur einen flüchtigen Blick, aber das Schreiben meines Landsmannes S. las er zweimal. Dann faltete er den Brief, steckte ihn in sein Gewand, reichte mir die Hand und sagte: »Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung!« Dies ist in Peru eine gebräuchliche Höflichkeitsformel, an deren Sinn selten derjenige denkt, der sie ausspricht, allein der Pfarrer von Eten meinte wirklich, was er sagte, und bewies es in der Folge. Er lud mich noch am selben Abend ein, mit ihm nach seinem Orte zu kommen, was aber der alte

Priester von Monsefú nicht zugeben wollte, sondern darauf bestand, ich müsse die Nacht sein Gast bleiben; und da dieses Anerbieten in so herzlicher Weise ausgesprochen wurde, dass ich nicht wohl an der Aufrichtigkeit desselben zweifeln konnte, so fürchtete ich den würdigen Herrn durch eine Ablehnung zu verletzen. Ich begleitete also den Pfarrer von Eten abends zum Bahnhof, blieb aber die Nacht in Monsefú. Am nächsten Morgen wurde ich auf sonderbare Weise geweckt durch einen Hahn, aber nicht durch dessen Krähen, sondern indem ich wiederholt ein leichtes Stossen und Drücken an meinem Körper fühlte, und als ich die Augen aufschlug, den grossen Kampfhahn des Pfarrers Zeijas vor mir im Bette stehen sah. Der gute Pfarrer hatte mir vermutlich sein eigenes Bett abgetreten und der Hahn mochte gewohnt sein, seinen Herrn morgens zu besuchen, um etwas zu fressen von ihm zu bekommen. Als er seinen Irrtum erkannte, liess er das besondere Gackern vernehmen, durch welches die Hühnervögel Verwunderung oder Überraschung zu erkennen geben.

Am nächsten Tage begab ich mich mit dem Vormittagszuge nach Eten. Als ich auf dem Platze anlangte, an welchem die Kirche und das Pfarrhaus steht, trat der Cura Vallejos gerade aus dem Thore seines Hofs, im Priestergewand unter einem Thronhimmel von kirschrotem Sammt, um einer schwerkranken Frau die Sterbesakramente zu reichen. Da die Kranke fromm und wohlhabend war, so wurde diese heilige Handlung mit all dem religiösen Pomp vollzogen, über die der Pfarrer verfügen konnte. Vor ihm her schritten sechs Indianer mit Trommeln und einer Klarinette, und hinter dem Thronhimmel folgte eine kleine Prozession alter Weiber, die nicht weit zu gehen brauchten, denn die Kranke wohnte unmittelbar neben der Pfarre. Ich trat ins Haus, wo ich von einem Famulus empfangen wurde, und bald darauf kam auch der Pfarrer selbst zurück und stellte mich seiner Familie vor: einer älteren Haushälterin, einer Nichte, einem Neffen und nebst dem erwähnten Famulus noch zwei Dienstboten. In Monsefú war mir gesagt worden, was auch der Pfarrer Vallejos bestätigte, dass es zur Zeit in Eten zwar nicht wenige Schanklokale, aber weder Gasthäuser noch sonstige Herbergen oder Mietswohnungen gebe, ich daher schlechterdings auf die Gastfreundschaft des Pfarrers angewiesen sei. Ich nahm daher das Anerbieten bei ihm zu wohnen dankbar an, allein da mein Aufenthalt voraussichtlich mehrere Wochen dauern würde, so schien es mir selbstverständlich, dass ich meinem Wirte dafür eine entsprechende Entschädigung, einen Beitrag zu seinen Haushaltungskosten entrichtete. Allein der Pfarrer Vallejos betrachtete nach altperuanischer

Sitte die Gastfreundschaft als eine Ehrenpflicht und war durchaus nicht zu bewegen, irgend welche Vergütung anzunehmen. So anerkennenswert eine solche Gesinnung auch sein mochte, so hätte ich doch lieber gesehen, wenn der gute Pfarrer weniger eigensinnig gewesen wäre; denn die Mahlzeiten, die uns vorgesetzt wurden, waren kärglich und elend zubereitet, die Wäsche des Bettes, das man mir gab, hatte schon viele Wochen gedient und war von Flohflecken rötlich, allein als Gast durfte ich nicht klagen, mir nicht erlauben, um reine Betttücher zu bitten. Dabei war der Pfarrer genau und liebte das Geld, wie ich wiederholt bemerkte, wenn ihm Sporteln für Messen und andere kirchliche Handlungen entrichtet wurden. Einmal, als er für eine Beerdigung eine Summe erhalten hatte, liess er das Paket Banknoten auf seinem Betttische liegen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm einige Hundertsol-Noten unter die anderen zu schieben. Damals war das Papier schon sehr im Kurse gesunken und man führte immer grosse Summen bei sich, die nur wenig wert waren. Der Pfarrer, der ins Nebenzimmer gegangen war, kehrte alsbald zurück und steckte die vergessenen Banknoten ein, ohne sie nachzuzählen. Ich glaubte, er würde sie behalten, hatte mich aber geirrt. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück trat er vor mich hin und sagte: »Mein werter Herr, wenn Sie irgend wo Geld fänden, was würden sie thun?« Ich erwiederte: »Wenn ich den Eigentümer nicht kennte, so würde ich wahrscheinlich das Geld behalten.« »Nein, das würden Sie nicht thun«, rief der Pfarrer »und desshalb müssen sie mir auch erlauben, ebenso zu handeln«. Damit zog er meine Scheine aus der Tasche und gab sie mir zurück. Es blieb mir also nichts übrig, ich musste Bohnen mit Reis nebst einigen Brocken zähen Hammelfleisches tagtäglich weiter essen. Der Pfarrer war ein Ehrenmann und ein Charakter, wie man solchen in Peru selten antrifft. In seiner Jugend hatte er ungewöhnliche Körperstärke besessen und war in seinem sechzigsten Jahre noch eine hohe kräftige Gestalt. Er war ein leidenschaftlicher Patriot, und so oft die Rede auf den Krieg mit Chile kam, wurde er so aufgeregt, dass er nicht auf seinem Sitze zu bleiben vermochte. »Ich war nicht zum Priester geboren«, rief er, »ich hätte Soldat werden müssen, und wenn wir mehr solche Offiziere gehabt hätten, wie ich einer gewesen wäre, so hätten uns die Chilenen nicht besiegt, wenigstens nicht so schmählich geschlagen.«

Der Ort Eten ist ziemlich ausgedehnt und volkreich, wird aber nicht Stadt genannt, da sich daselbst keine Munipalität befindet, sondern nur villa oder pueblo, was ungefähr dieselbe Bedeutung hat, wie bei

uns Marktflecken. Die Häuser bestehen fast alle nur aus einem Erdgeschosse, die besseren sind aus ungebrannten Backsteinen erbaut, auch zum Teil mit Kalk beworfen und getüncht, die geringeren sind nur Rohr oder Schilfhütten. Die Bewohner, etwa 5000 an der Zahl, sind vorwiegend unvermischte Indianer, und alle: Männer, Frauen, Alte und Junge, ja schon die Kinder, beschäftigen sich mit dem Anfertigen von Strohhüten, welche unter dem Namen von Panamahüten in den Handel kommen. Die Wohlhabenderen, meistens Mestizen, sind zugleich Kaufleute und Arbeitgeber, welche das Material anschaffen, gegen Lohn verarbeiten lassen und zu Markte bringen. Der Stoff, aus welchem die Hüte geflochten werden, kommt aus Guayaquil und besteht aus Streifen von jungen, noch in der Knospe gerollten Blättern einer niedrigen Palmenart, der Carludovica palmata. Die schmalen, gerissenen Streifen der Blätter bleiben am Stiele fest, werden erst in kochendes Wasser, dann in eine Lösung von Citronensäure gebracht, in kaltem Wasser ausgewaschen und getrocknet. Beim Trocknen rollen sich die Streifen spiralförmig und bilden gewissermassen Cylinder, wodurch das eigentümliche glatte Aussehen der Hüte entsteht. Je feiner die Streifen, desto wertvoller ist die Ware. Grobe Hüte werden in anderthalb Tagen geflochten und mit einem Thaler bezahlt, an den feinsten arbeitet ein geschickter Flechter zehn bis zwölf Wochen, und für solche Hüte werden Preise bis zu 150 Thalern verlangt. Von der frühesten Zeit an lernen die Kinder die Kunst des Flechtens. Geht man durch die Strassen, so sieht man durch die offenen Thüren im Innern der Häuser die Flechter jeden Alters am Boden sitzen und arbeiten. Sie plaudern dabei, achten kaum auf ihre Finger und die Strohhalme fliegen umher, als arbeiteten sie mit einer grossen Anzahl von Stricknadeln.

In dieser Weise beschäftigt lebten die Bewohner von Eten viele Jahre in völliger Abgeschiedenheit von ihren Nachbarn, heirateten bloss unter einander und bewahrten ihre altgewohnte Lebensweise so wie ihre besondere Kleidung. Diese besteht bei den Frauen in einem Kleide von dunkelblauer oder schwarzer Farbe, Capuz genannt, welches um die Lenden einen Bund hat und über die Schultern zusammengenommen ist wie die antiken Gewänder, so dass die Arme ganz frei bleiben. Mädchen und Frauen tragen Blumen im Haar, welches in zwei Zöpfe geflochten ist. Beide Geschlechter gehen barfuss, die Mädchen ziehen nur bei ihrer Trauung Schuhe an, legen dieselben aber sogleich wieder ab, wenn sie aus der Kirche nach Hause kommen, denn sie können nur mit nackten Füssen tanzen. Was die Bewohner aber ganz besonders von den übrigen der Gegend unterscheidet, ist

ihre Sprache, welche dieselbe ist, die einst an der ganzen Nordküste von Peru herrschend war. Vor 250 Jahren wurde diese Sprache nach dem Zeugnis des Pfarres D. Fernando de la Carrera, welcher Cura in Reque bei Eten war, und eine Grammatik der Yunga- oder Chimusprache schrieb, noch in 34 Kirchspielen der Küste gesprochen, ausserdem in mehreren Orten des Hochlandes, wohin nach Unterwerfung der Chimus ein Teil der Bevölkerung versetzt worden war. Die Inkasprache scheint bei den Chimus weder in ihrem Stammlande, noch bei den ins Gebirge versetzten Küstenbewohnern sich eingebürgert zu haben. In der Gegend des Departements Cajamarca findet man daher eine Lücke, eine weite Unterbrechung der Keshuasprache an Orten, wo früher Chimustämme angesiedelt gewesen waren. In diesen Gegenden ist sowohl die Inkasprache, als auch die der Chimus gänzlich vergessen, und hat dem Spanischen Platz gemacht. Dass die Sprache der Inkas bei den Chimus so wenig Eingang fand, rührte wohl zum Teil von der Abneigung her, welche dieselben nach Aufhören allen Widerstandes noch im stillen fortwährend gegen ihre fremden Herren nährten, aber wohl noch mehr von dem Charakter der Mundarten des Hochlandes, welcher von dem ihrer eigenen Sprache so ganz verschieden war.

Seit wann die Chimusprache in den Küstenthälern ausser Gebrauch gekommen ist, lässt sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich ist sie allmählich verschwunden, indem die älteren Leute, die daran festhielten, starben und die Kinder mehr das Spanische vorzogen. Gegenwärtig ist an den meisten Orten von der früheren Landessprache nichts übrig geblieben, als einzelne Worte und ein besonderer Accent in der Aussprache des Spanischen. Der einzige Ort, wo sich die Chimu- oder Muchiksprache jetzt noch erhalten hat ist Eten, daher diese Sprache in Peru gewöhnlich als Lengua de Eten bezeichnet wird. In neuerer Zeit fängt sie auch hier an Boden zu verlieren. Seit die Eisenbahn gebaut worden ist, die am Hafen beginnt und die Stadt mit allen grösseren Orten der Gegend verbunden hat, wurden die Etener aus ihrer Abgeschiedenheit gezogen, fremde Kaufleute kamen und eröffneten Läden und Trinklokale, und die jungen Leute besuchten natürlich auch die Städte der Nachbarschaft, die jetzt leicht und gegen ein geringes Fahrgeld zu erreichen sind. Die Wirkung solcher neuen Verhältnisse konnte nicht lange ausbleiben und musste natürlich die früheren Gewohnheiten ändern. Am nachteiligsten machte sich der Einfluss der Neuerungen bei der alten Landessprache bemerklich. Die jungen Leute fangen an, sich derselben zu schämen, bedienen sich vor Fremden stets des Spanischen, reden ihre heimische Mundart nur unter sich und mit

spanischen Worten mehr und mehr vermischt. Dies ist der Anfang vom Ende. In wenigen Jahren wird auch in Eten diese Sprache verschwinden, wie sie seit lange in den übrigen Ortschaften der Thäler des Nordens erloschen ist, und gleich der Chibchasprache in Bogotà wird sie in nicht ferner Zukunft zu den toten zählen.

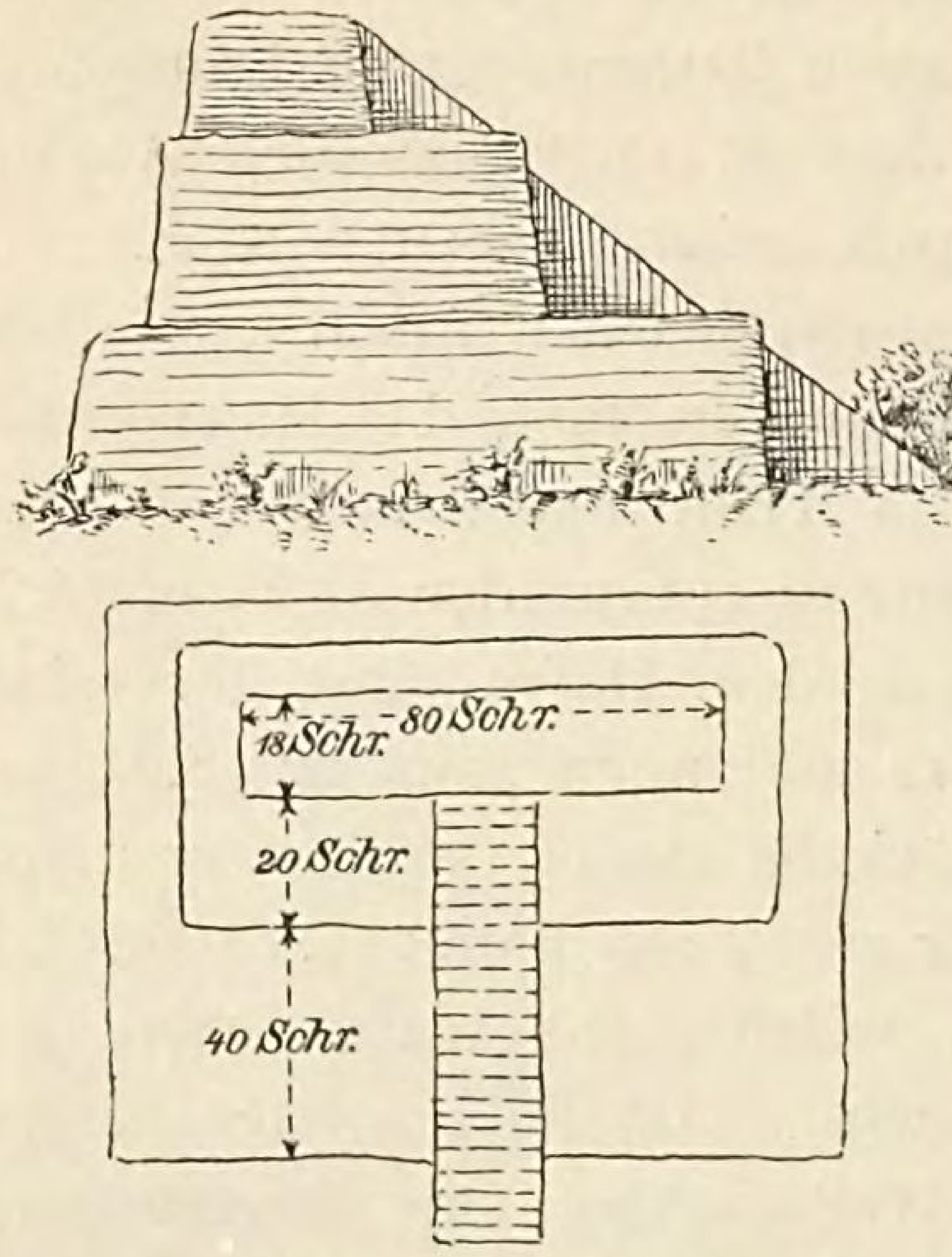
Diese Verhältnisse waren die Veranlassung zu meinem Besuche in Eten. Ich wünschte mich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob und wie weit die daselbst übliche Mundart mit der alten Chimusprache übereinstimme und zugleich die Überreste der noch vorhandenen, aber im Erlöschen begriffenen Umgangssprache zu sammeln. Dazu bedurfte ich der Hilfe des Pfarrers, und obgleich dieser den Kopf schüttelte und sich wunderte, wie sich jemand für die unschönen Laute einer so rohen Sprache interessieren könnte, so war er doch bereit mir jeglichen Beistand zu leisten, der im Bereich seiner amtlichen Stellung lag. Zu diesem Ende führte er mich am nächsten Tage bei mehreren Bürgern der Stadt ein, unter anderem beim Ortsvorstand — dem Gobernador. Dieser erbot sich allerdings sogleich, mir unentgeltlich alle Dienste zu leisten, die in seiner Macht ständen, allein ich zog doch vor, seine Bereitwilligkeit noch durch ein entsprechendes Geschenk zu ermuntern, wofür er sich anheischig machte, mir jeden Morgen vier ältere Einwohner des Ortes, sowohl Männer als Frauen, in die Wohnung des Pfarrers zu schicken, um daselbst die Fragen zu beantworten, die an sie gestellt werden würden. Dies geschah, die bestellten Leute kamen, und unter denselben waren stets einige, die der spanischen Sprache so weit mächtig waren, dass sie den anderen, die nur die einheimische verstanden, die vorgelegten Fragen begreiflich machen konnten. Diese waren vorbereitet und bestanden aus Wortverzeichnissen, Formularen für Deklination und Konjugation, Fürwörter, Zahlen und andere Redeteile. Ich hatte hierbei Gelegenheit mich zu überzeugen, wie grosse Schwierigkeiten diejenigen zu überwinden haben, die zum ersten Male die Elemente einer unbekannten Sprache bei ungebildeten Völkern sammeln. Das Befragen der Leute war etwa vierzehn Tage lang fortgesetzt worden, und hatte nur eine sehr unbefriedigende Ausbeute ergeben, als ich mit einem Huthändler bekannt wurde, welcher bessere Schulen besucht hatte, die spanische Sprache und Grammatik kannte, dabei aber als geborener Etener die Landessprache von Kind auf gesprochen hatte und mit einer Frau verheiratet war, die mit der letzteren noch vertrauter schien als mit der spanischen, daher sich auch die beiden Eheleute, wenn sie allein waren, stets der einheimischen Mundart bedienten. Für einige Dienste, die ich diesem Manne zu

leisten vermochte, liess sich derselbe bereit finden, täglich einige Stunden mit mir zu arbeiten, wobei die Grammatik des Pfarrers Carrera zu Grunde gelegt wurde. Es ergab sich dabei, dass die in dieser angegebenen Formen und Worte mit den noch jetzt in Eten gesprochenen im wesentlichen übereinstimmen, nur dass in einer gewissen Anzahl von Worten bestimmte Konsonanten durch andere ersetzt werden.

Diese Arbeiten wurden unterbrochen durch einen Ausflug, den ich nach den sogenannten tönenden Steinen in der Nähe des Hafens und nach zwei Huacas oder alten Ruinen im Thale machte. Der Pfarrer Vallejos, der Gobernador und der Ortsanwalt (pocurador de la municipalidad) begleiteten mich. Der Weg nach dem Hafen führt über eine öde Ebene, die früher Meeresboden war und noch ganz mit Salz gesättigt ist, was den Boden hart und bröckelig macht, so dass er unter dem Hufschlag der Pferde knirscht. Wir ritten am Stationsgebäude der Eisenbahn vorbei nach dem Berge zu, welcher das Wahrzeichen des Hafens ist und Punta de Eten genannt wird. Am Fusse dieses Berges liegen Massen von Steinen, die vom Wellenschlag eine abgerundete Form haben und sehr hart sind, daher man sie zu den Bürgersteigen in Eten und Chiclayo verwendet hat. Sie haben das Gefüge von Diorit, doch scheint das Gestein nach seiner Bildung später von neuem einer grossen vulkanischen Hitze ausgesetzt gewesen zu sein, und hat infolgedessen eine porzellanartige Härte angenommen. Inmitten vieler kleineren liegt dort ein sehr grosser Stein auf einem Block, der ihm als Unterlage dient, aber ihn nur in geringem Umfange berührt und ihn gewissermassen in der Schwebe hält. Der Stein ist gegen neun Fuss lang, unregelmässig rechteckig und hat abgeschliffene Kanten. Schlägt man mit einem Hammer oder Steine daran, so tönt der Stein wie Bronze, und die aufgelegte Hand fühlt die Schwingungen. Früher lagen zwei solcher Steine neben einander, der eine ist aber von seiner Unterlage heruntergestürzt, wahrscheinlich nicht von selbst, und liegt neben dem Block, der ihn früher trug. Diese Steine stammen noch aus der Zeit vor der Inkaherrschaft und waren bei den alten Chimus Gegenstände der Verehrung. Sie hiessen Aläk pong, Häuptlingssteine.

Auf dem Rückwege liessen wir die Stadt links liegen und wendeten uns nach rechts in die bebaute Gegend des Thales. Eine Reihe hoher Sanddünen bezeichnet dort die Grenzlinie des ehemaligen Meeresstrandes. Neben dem Gestrüpp, dass sie bedeckt, wurzeln dort auch viele Algorrobobäume mit dicken knorrigen Stämmen, welche die Fähigkeit besitzen, in tiefem Sande zu gedeihen. Etwa vier Kilometer von Eten, links vom Wege, der nach Reque führt, liegt die erste Huaca,

eine Stufenpyramide mit quadratischer Basis und rechteckiger Plattform, deren Gestalt und Masse sich aus der beigefügten Zeichnung ergeben.



Pyramide bei Eten.

Die Pyramide besteht aus drei Stufen oder Terrassen, über welche vom Thalboden aus bis zur Plattform in einer Flucht eine grosse Freitreppe führte, deren Stufen allerdings nicht mehr vorhanden sind. Trotz diesem Mangel ist dies die besterhaltene Tempelruine, die ich in Peru angetroffen habe und welche den gleichen Zwecken dienenden Bauten in Centroamerika und Mexiko am ähnlichsten ist. Die Terrasse, welche zur Seite des Aufganges eine 30 Schritte breite Stufe bildet, ist zum Teil mit Gebüsch bedeckt. Mit der Pyramide in Verbindung stehen noch einige Mauerreste von früheren Einfriedigungen oder Höfen. Einen Kilometer weiter thalaufwärts in der Richtung nach Reque liegt eine zweite Huaca. Diese ist etwas höher als die erste (100 Fuss gegen 90), nicht pyramidenförmig, sondern burgartig, mit lotrechten aber sehr verfallenen Mauern. Am Fusse derselben, auf einer zwanzig Fuss über dem Thalboden liegenden Terrasse findet sich ein ausgedehnter Begräbnisplatz. Von der Höhe beider Huacas überblickt man die schöne Thalebene, die mir blühend schien wie die Gegend bei San Pedro, besser angebaut und gepflegt als die Umgebungen von Monsefú und Chiclayo. Der Pfad, den wir abends bei der Rückkehr zur Stadt einschlugen, lag durch diese Chacaras und war äusserst anmutig. Bäume und Sträucher waren durch Schwärme von Singvögeln belebt, worunter besonders viele schwarze Drosseln mit blauem Metallglanz auf dem Gefieder des Halses. Alle Vögel schienen zutraulich, selbst die Tauben waren ohne Scheu. Wir kamen auf unserem Ritte zum Ufer des Flusses, der gleich den Wasserläufen bei Chiclayo aus dem Fluss von Lambayeque abgeleitet ist. Aber ein grosser Teil seines Wassers wird durch eine starke Quelle geliefert, die oberhalb des Ortes Reque zu Tage tritt, daher der Fluss auch in den trockensten Wintern nicht versiegt. Reque ist von Eten anderthalb Leguas entfernt, ein unbedeutender Ort, dessen Bewohner nur von den Erzeugnissen ihrer Felder leben, denn Hüte oder Matten werden daselbst nicht geflochten.

Nachdem ich einen Monat in Eten verweilt und diese Zeit für meine Zwecke nach Möglichkeit ausgenutzt hatte, riefen mich die Geschäfte meines Berufes nach Lima zurück. Für meinen Wirt, den braven, ehrenwerten und tapferen Pfarrer, hatte ich eine wahre Zuneigung gefasst und drückte ihm meine Dankbarkeit und Hochachtung beim Abschied in warmen Worten aus, worauf er mich schweigend umarmte. Er und seine Hausgenossen begleiteten mich zum Hafen. Das Schiff, in welchem ich zurückkehrte, war die Serena, damals der neueste und prächtigste Dampfer an der Küste. Ich erinnere mich nicht, jemals mit so grosser Genugthuung eine Kajütentreppe hinabgestiegen zu sein und die elegante Bequemlichkeit und gute Verpflegung mit so anerkennendem Behagen genossen zu haben, als diesmal nach dem frugalen Leben in Eten.

Payta.

Payta ist der erste peruanische Hafen, den die von Panamà nach Lima fahrenden Postschiffe berühren. Für den Reisenden, der von Europa kommt und hier zum ersten Male die peruanische Küste erblickt, ist der Kontrast mit der üppigen Vegetation von Guayaquil, die er eben erst verlassen hat, eine keineswegs angenehme Überraschung, denn die Umgegend von Payta gehört zu den trostlosesten des ganzen Landes; man sieht nirgends eine Spur von Grün. Der Hafen ist allerdings vorzüglich, geräumig bei leichter Einfahrt, vor Winden geschützt, mit gutem Ankergrund und genügender Tiefe bis nahe ans Ufer, überhaupt nächst der Bai von Chimbote der beste natürliche Hafen nicht nur in Peru, sondern an der ganzen Westküste. Er wird daher auch vielfach von amerikanischen Walfischfängern benutzt, welche die zur Jagd ungünstige Jahreszeit hier zubringen. Der Hafendamm ist gut gebaut, und das aus Eisen und gewelltem Blech in England zugerichtete und hier aufgestellte Zollhaus ein ansehnliches Gebäude. Aber abgesehen von diesem und den Wohnungen einiger Hafenagenten ist der Ort der elendeste und kläglichste, den man sich überhaupt vorstellen kann. Vom Meere aus betrachtet, sehen die um die Bucht herumliegenden Häuser aus wie Haufen von Schutt, die vom Wasser ans Land geschwemmt sind. Die Wohnungen sind von Fachwerk aus Bambusrohr und Lehm gebaut. Bei vielen ist der Lehm abgefallen, sie stehen schief, wie vom Winde halb umgeweht. Die Strassen sind unebene Hohlwege ohne Pflaster, voll von Löchern, tiefem Staub und Unrat, der Hauptplatz ein Sandfeld, die dort stehende Kirche gleicht einem bau-

fälligen Speicher, auf welchem statt der Türme zwei wackelige, blau und weiss gemalte Holzgerüste aufgerichtet sind: Glockenstühle ohne Glocken. Die Stadt hat keinen Brunnen, keine Leitung; der tägliche Bedarf an Wasser muss aus dem benachbarten Flusse, der Chira, herbeigeschafft werden, was früher auf Eseln geschah, jetzt auf einer Eisenbahn.

Der Verfasser war einst durch Berufsgeschäfte genötigt, vierzehn Tage an diesem Orte zuzubringen, und hatte hinreichende Gelegenheit, die Bevölkerung zu beobachten, vermochte aber nicht ausfindig zu machen, wovon eine grosse Zahl derselben ihr Leben fristet. Viele fischen nachts, andere beschäftigen sich mit Lasttragen und Hafenarbeiten, die meisten faullenzen. Man sieht Kinder und Erwachsene durch die offenen Thüren in allen möglichen unmalerischen Stellungen halbnackt am Boden liegen. Die Mehrzahl der Einwohner ist braun und schwarz, es giebt aber auch einige weisse Familien, und in diesen mehr hübsche Gesichter als man erwartet. Das Hauptvergnügen des Volks besteht im Baden, und die einzige Unterhaltung, die ich während meines Aufenthaltes in Payta hatte, war, von der Veranda meiner Wohnung dem lärmenden Schwarm am Strande zuzusehen. Alte und Junge, besonders Frauen, lagen schwimmend und plätschernd stundenlang im Wasser, sahen aber darum nicht reinlicher aus, wenn sie endlich wieder herauskamen. Das Seebad und das überaus weiche, nicht zu heisse Klima wird auch von manchen Europäern, die länger in Payta gelebt haben, so geschätzt, dass sie trotz der sonstigen Unannehmlichkeiten und Mängel den Aufenthalt daselbst mit keinem anderen vertauschen mögen.

Payta liegt auf 5° 6′ südl. Breite, 175 Seemeilen von Eten, und ist Hafen der Stadt Piura, des Hauptortes des gleichnamigen Departements. Die Entfernung zwischen Payta und Piura beträgt auf dem Reitwege nur 14 Leguas (78 Kilometer), aber die Eisenbahn, welche gegenwärtig beide Orte verbindet, macht einen Umweg durch das Thal des Flusses Chira und berührt die am linksseitigen Ufer desselben gelegenen Ortschaften La Huaca und Sullana. Der Rio de la Chira ist ein wasserreicher Fluss, auch im Winter, lässt sich aber zur Berieselung der benachbarten Gegend nicht verwerten, da diese, tablazo de Payta genannt, eine Hochebene ist, die 150 Fuss über dem Thalboden liegt. Die Chira entspringt auf äquatorianischem Gebiete aus zwei Seen (Mamayacu und Huaringas) und heisst in ihrem oberen Laufe Rio de Quiroz. Sie mündet sechs Leguas nördlich von Payta bei der Ortschaft Amotape und enthält in ihrem unteren Laufe so viel Wasser, dass sie für kleine

Fahrzeuge schiffbar ist und von Hunderten von Kaimans bewohnt wird. Die Berge nördlich von Amotape, die sich bis zu 1200 Meter erheben, werden Cerros de la brea (Teerberge) genannt, da daselbst Erdpech und Steinöl zu Tage tritt. Das Vorkommen brennbarer Fossilien in dieser Gegend war bereits seit alter Zeit bekannt, denn schon die Inkas verwendeten Erdpech bei ihren Bauten, und unter der spanischen Kolonialherrschaft wurde dasselbe als eine wenn auch wenig ergiebige Einnahmequelle der Staatseinkünfte aufgeführt; allein erst in neuester Zeit hat man die Ausbeutung des Steinöls planmässig und mit gutem Erfolg in Angriff genommen.

Die petroleumhaltigen Gebirgsschichten finden sich überall in den dem Meere nahe gelegenen Gegenden des Departements Piura und sollen sich südlich sogar bis Lambayeque nachweisen lassen. Sie erstrecken sich vom linken Ufer des Tumbez bis zum Vorgebirge Punta Aguja, dem Landvorsprung, mit welchem sich die Wüste von Sechura nach dem Meere zu vorwölbt, also von 33° 33′ 16″ bis 6° 38′ südlicher Breite und in einer von 60 bis 120 Kilometer wechselnden Ausdehnung zwischen dem 82. und 83. Längengrade westlich von Paris. Der nördliche und mittlere Teil dieses langen Landstreifens scheinen die ergiebigsten zu sein, wenigstens ist dort das Vorkommen für die Ausbeute insofern am günstigsten, als sich die Fundorte zum Theil in unmittelbarer Nähe des Meeres und bequemer Landungsplätze befinden. Im nördlichsten Teil der Petroleumregion, als welche die Gegend vom Tumbez bis zum Thale Mancora bezeichnet wird, ist Steinöl in 72 Thälern nachgewiesen, welche zusammen einen Flächenraum von 16 000 Quadratkilometern bilden. Die mittlere Region umfasst den Küstenstreifen am Fusse der Theerberge (cerros de la brea) vom Thale Mancora bis zur Silla de Payta. Es ist die am weitesten nach Westen vortretende Gegend der peruanischen Küste, deren äusserste Punkte das Cabo blanco die Punta Talara und die Punta Pariñas sind, und in welcher man bis jetzt 16 steinölhaltige Thäler entdeckt hat; der südliche Teil ist am wenigsten untersucht, doch sollen sich, wie bemerkt, die Petroleum führenden Bergschichten über die Grenzen des Departements Piura hinaus bis in die Gegend von Lambayeque erstrecken. Dieser Landstrich wird von einer Reihe 400 Meter hoher Berge durchsetzt, die sich unter den Einfluss der Winternebel mit dichter Vegetation bedecken, welche sich vortrefflich zu Futter für Vieh eignet.

Die Ausbeutung und Verarbeitung des Petroleums wird bis jetzt durch drei Aktiengesellschaften betrieben. Die älteste ist die Oficina de Zorritos mit einem Kapital von 100 000 £ in der Flur der Hacienda

Mancora, 34 Kilometer von der Stadt Tumbez. Die Ölbrunnen befinden sich in geringer Entfernung vom Meere und die Gebäude der Raffinerie nur 80 Meter vom Ufer. Die daselbst ausgebeuteten Ölquellen fliessen bereits von 17 bis 8 Jahren und bis jetzt zeigt sich noch keine erschöpft. Diese Gegend scheint die ölreichste zu sein. Ein zweites industrielles Unternehmen ist die 1889 von Engländern gegründete London pacific Petroleum Co. mit einem Kapital von 250 000 £. Die Gesellschaft hat einen Landstreifen an der Küste gekauft, welcher 400 000 englische Acres umfasst, und an der Punta Talara ihren Sitz aufgeschlagen, woselbst in der vor kurzem noch öden Sandwüste eine grosse Fabrikanlage entstanden ist, eingerichtet mit allen Erfindungen der Neuzeit: Dampfmaschinen, elektrischem Licht, Telegraphen, sogar Telephonverbindung nach Payta mit 80 englische Meilen langer Leitung. Die bis jetzt von dieser Gesellschaft ausgebeuteten Brunnen finden sich in der Quebrada Negritos. Das dritte Unternehmen, gleichfalls mit englischem Kapital gegründet, ist The Heath Petroleum Co. (Lim.), erst im Entstehen begriffen (seit 1891) und liegt in der nördlichen Gegend, einige Kilometer von der Oficina de Zorritos, 30 Kilometer von Tumbez. — Ausser diesen drei Anlagen zur Verarbeitung des Petrols haben sich noch mehrere Bohrgesellschaften oder Syndikate gebildet, um in den steinölhaltigen Distrikten weitere Untersuchungen anzustellen.

Ein Vorteil für die Ausbeutung des Petrols in Peru ist der Umstand, dass sich das Öl meist in geringerer Tiefe findet, als in anderen Ländern, nicht über 800 englische Fuss, oft schon bei 30 Fuss, während zum Beispiel in Pensylvanien die Ölschicht erst bei 2000 Fuss erreicht wird. Trotz dieser leichteren Zugänglichkeit und der guten Beschaffenheit des Petrols ist die bis jetzt gewonnene Menge allerdings noch eine geringe, aber doch in raschem Zunehmen begriffen*).

Neben den Lagern von Erdpech und Steinöl finden sich in dem Departement Piura grosse Massen von Eisenerz, zum Teil von so vorzüglicher Güte, dass man am Feuer einer gewöhnlichen Schmiede einige Erzarten zu Stangen verarbeiten kann. Die Erzgänge finden sich vorzüglich zwischen den Flüssen Piura und Quiroz und erstrecken sich bis zur äquatorianischen Grenze. Dazu kommt, dass wie schon aus dem Vorkommen von Petrol geschlossen werden konnte, Steinkohle gleich-

*) Die Ausbeute betrug: 1885: 650 000 Liter, 1888: 1 801 000 Liter, 1891: 2 802 000 Liter. Bis jetzt sind 49 Brunnen eröffnet, welche 1892 500 000 Fässer zu 160 Liter gaben; freilich eine bescheidene Menge im Vergleich zu den Vereinigten Staaten mit 64 Millionen und Baku mit 15 Millionen Fässern.

falls vorhanden ist, wiewohl in Anbetracht der Schwierigkeit des Transports noch wenig zu deren Ausbeute unternommen worden ist. Doch ist dies nur eine Frage der Zeit, und es könnte sich in nicht zu ferner Zukunft ereignen, dass durch den Besitz von Steinöl, Eisen und Kohle aus dieser bisher vernachlässigten und gering geschätzten Gegend eine der wichtigsten des peruanischen Gebiets würde, deren Erzeugnisse der verarmten Republik einigen Ersatz bieten könnte für die schweren Verluste, die sie erlitten. Wir wünschen dem schwer heimgesuchten Lande von Herzen, dass dies geschehen möge, und dass die Schale des Missgeschicks, die über dasselbe ausgegossen worden ist, sich nun endlich geleert habe. Denn wenn Peru viel unverdientes Wohlergehen genossen hat, so hat es neben manchem verschuldeten doch auch viel unverschuldetes Unglück zu erdulden gehabt. Nach dem Verlust des Guanos und Salpeters folgten binnen kurzer Frist die Entwertung aller Landeserzeugnisse, die früher dazu beigetragen hatten, seine Handelsbilanz günstig zu gestalten: der Preisfall des Zuckers, der Wolle, der Chinarinde, des Kupfers und endlich auch der des Silbers, auf dessen gesteigerte Erzeugung man so grosse Hoffnungen gebaut hatte.

Die Stadt Piura liegt nicht im Thalgebiet der Chira, sondern an einem Flusse, der noch auf peruanischem Gebiete entspringt, zwar einen ebenso langen Lauf hat wie die Chira, aber weit weniger Wasser, und im Winter schon in Piura, zehn Leguas vom Meere, gänzlich vertrocknet. Dieser Fluss wird in seinem oberen Laufe Rio Huarmaca, bei seiner Mündung Rio de Sechura genannt, läuft anfangs von seinem Nachbarflusse durch einen Gebirgszweig getrennt, nähert sich in der Gegend von Piura der Chira bis auf wenige Leguas, worauf beide ihre Richtung wieder ändern und entfernt von einander das Meer erreichen, die Chira bei Amotape, der Huarmaca oder Rio de Piura in der Bucht von Sechura. Die Gegend zwischen beiden Orten, die der Fluss zur Zeit des Regens durchläuft, liegt den grössten Theil des Jahres trocken und bildet eine 32 Leguas breite Wüste (Despolado de Sechura). Obgleich also dort kein Wasser und kein Pflanzenwuchs zu sehen ist, so leben daselbst zahlreiche wilde Pferde und Esel, die sich von einer Wurzel — Yuca del Monte — ernähren, welche sie aus dem Boden scharren. Die unregelmässig fallenden, aber zuweilen sehr reichlichen Regengüsse bewahren diese Wurzeln vor dem gänzlichen Vertrocknen.

San Miguel de Piura war die erste Kolonie, welche die Spanier in Peru gründeten. Ehe Pizarro seinen Zug nach Cajamarca im Hochlaud begann, liess er einige seiner Leute in einem befestigten Lager zurück, als Sammelplatz oder Zufluchtsort für Zurückkehrende oder Neu-

ankommende. Die erste Niederlassung befand sich an einem Tangarara genannten Orte, der aber später als ungesund erkannt wurde, daher die Besatzung nach der Gegend übersiedelte, wo die heutige Stadt noch steht. Sie liegt in der Thalausbreitung zwischen zwei Flüssen, hat drei Kirchen (früher ebenso viel Klöster), ist Sitz des Präfekten, eines Obergerichts und hat jetzt noch 7500 Einwohner. Das Klima ist sehr heiss und trocken, aber nicht ungesund. Eine sehr lästige Unannehmlichkeit ist, wie in Ica, der vom Winde herbeigeführte feine Staub oder Wüstensand, der sich um die Stadt anhäuft. Auch schwillt der Fluss, der allerdings im Winter versiegt, in den Sommermonaten durch die Regengüsse im Hochland nicht selten so stark an, dass die Stadt von Überschwemmungen bedroht wird. Die Gegend an der westlichen, rechten Seite des Flusses ist trocken und wüst, an der östlichen liegen viele grosse Haciendas, in welchen vorzüglich Viehzucht betrieben wird.

Der nördlichste und letzte Hafen Perus ist Tumbez auf 3° 33' südl. Breite, 125 Seemeilen (280 Kilometer) von Payta entfernt. Die kleine Stadt Tumbez liegt nahe an der äquatorianischen Grenze, doch wird diese nicht durch den an der Stadt vorbeifliessenden gleichnamigen Fluss gebildet, sondern die Grenzlinie kreuzt diesen, und endigt etwas weiter nördlich in der Bucht, in welcher der Rio de Jubones mündet. Der Fluss von Tumbez führt viel Wasser und ist in seinem unteren Laufe für Bote schiffbar, denn in dieser Gegend fällt bereits viel Regen und das rechte Ufer des Flusses ist mit dichter Vegetation bedeckt. In alter, vorspanischer Zeit war Tumbez (Tumpiz) eine ansehnliche Stadt, eine wichtige Kolonie der Inkas mit Festung, Vorratshäusern und einem Sonnentempel. Gegenwärtig ist der Ort ganz unbedeutend und nur dadurch merkwürdig, dass er der erste war, an welchem im Jahre 1527 Francisco Pizarro mit den dreizehn Gefährten, die auf der Insel Gorgona bei ihm ausgehalten hatten, das von ihm so lange vergeblich gesuchte Land endlich betrat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichnis der Tafeln.

	zu Seite
Der Innenhafen in Callao (Muelle y dársena)	38
Miraflores — Der Morro Solar	50
Kirche in Magdalena	66
Thorweg und Stadtmauer von Huadca	80
Mauer der Burg in Huadca	82
Tempel des Rimak	92
Huaca de los cinco cerritos bei Magdalena	98
Ruinen von Mamacuna bei Pachacamak	112
Ruinen der Stadt Pachacamak	122
Herrenhaus auf der Hacienda Gomez	134
Ruinen von Hervay	138
Huaca de la Centinela bei Tambo de Mora	152
Die Chincha-Inseln vor der Abtragung des Guanos	178
Henry Meiggs	216
Bahnhof in Arequipa	240
Hauptplatz von Arequipa, der Bergstock des Chachani	242
Seitenansicht der Kathedrale	246
Jesuitenkirche in Arequipa	248
Die Schwefelquellen in der Schlucht Yura	260
Der Vulkan Misti bei Arequipa	264
Brücke bei Huaura	272
Hauptplatz in Huacho	274
Festung Paramunga	284
Gerro de la horca	288
Hacienda San Rafael	302
Ruinen von Chancaillo im Thale Casma	304
Bucht von Chimbote	320
Ruinen von Cantagallo im Santathale	328
Ruinen von Panamarquilla im Thale Nepeña	334
Hauptplatz und Kathedrale in Trujillo	358
Huanchaco	364
Hacienda Facalà	368
Hacienda Casa grande im Thale Chicama	368
Mansiche bei Trujillo	370
Wandverzierungen in der Huaca de la Rosa	376
Sonnentempel bei Moche	394
Pacasmayo, Caballitos zum Trocknen aufgestellt	398
Alameda in San Pedro	402

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Der **erste** Band des vorliegenden Werkes ist betitelt:

Lima.

638 Seiten mit 21 Textbildern und 32 Tafeln.

Broschirt M. 16,—. In gediegenem Halbfranzbande M. 20,—.

Obgleich dieser erste Band sich vorzugsweise mit der Beschreibung der Stadt Lima beschäftigt, so wird an diese auch die Besprechung vieler allgemeiner Einrichtungen und Verhältnisse des Landes geknüpft. An die Aufführung der **Kirchen** und **Klöster** schliessen sich **Bemerkungen über Religion und Kultus**; die Erwähnung der vornehmsten Staatsgebäude giebt Gelegenheit zu Mitteilungen über **Verfassung**, **Verwaltung**, **Militärwesen**, **Gesetze** und **Rechtspflege**, **Schulen** und **Unterricht**. Dazwischen sind **geschichtliche Notizen** eingeflochten, welche zwar getrennt stehen, um nicht zu ermüden, aber eine fortlaufende und zusammenhängende Übersicht der Ereignisse seit der Entdeckung des Landes bis auf die gegenwärtige Zeit enthalten. Sie beziehen sich auf die **Eroberung des Landes**, die **Gründung der Stadt** und **Kolonialherrschaft** und geben in der Form von kurzen Biographieen der leitenden Persönlichkeiten, die **Geschichte Perus** seit seiner Lostrennung von Spanien.

Eine grosse Anzahl von Abbildungen, welche meistens nach photographischen Aufnahmen gefertigt sind, begleiten die Schilderungen des Verfassers und führen interessante **Volkstypen**, **Denkmäler**, **Gebäude** und **Landschaften** dem Leser vor Augen.

Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

Anleitung

zu

wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen

in Einzeldarstellungen verfasst.

Herausgegeben von

Dr. G. **Neumayer,**

Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg.

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage in zwei Gross-Oktav-Bänden.

Preis eines jeden Bandes:

Broch. 10 Mark, in eleg. Ganzleinenband 11 Mark 50 Pf.

Inhalt des ersten Bandes (42 Bogen und 2 Karten):

Fr. Tietjen, Geographische Ortsbestimmungen. — W. Jordan, Topographische und geographische Aufnahmen. — v. Richthofen, Geologie. — H. Wild, Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus. — J. Hann, Meteorologie. — E. Weiss, Anweisung zur Beobachtung allgemeiner Phänomene am Himmel. — P. Hoffmann, Nautische Vermessungen. — C. Börgen, Beobachtungen über Ebbe und Flut. — v. Lorenz-Liburnau, Beurteilung des Fahrwassers in ungeregelten Flüssen. — O. Krümmel, Einige Oceanographische Aufgaben. — M. Lindeman, Erhebungen über den Weltverkehr. — G. Neumayer, Hydrographie und magnetische Beobachtungen an Bord.

Inhalt des zweiten Bandes (40 Bogen):

A Meitzen, Allgemeine Landeskunde, politische Geographie und Statistik. — A. Gärtner, Heilkunde. — A. Orth, Landwirtschaft. — L. Wittmack, Landwirtschaftliche Kulturpflanzen. — O Drude, Pflanzengeographie. — P. Ascherson, Die geographische Verbreitung der Seegräser. — G. Schweinfurth, Pflanzen höherer Ordnung. — A Bastian, Allgemeine Begriffe der Ethnologie. — H Steinthal, Linguistik. — H. Schubert, Das Zählen. — R. Virchow, Anthropologie und Prähistorische Forschungen — R. Hartmann, Säugetiere. — H. Bolau, Waltiere. G Hartlaub, Vögel. — A. Günther, Reptilien, Batrachier und Fische. — v. Martens, Mollusken. — H. Möbius, Wirbellose Seetiere. — A. Gerstäcker, Gliedertiere. — G. Fritsch, Das Mikroskop und der photographische Apparat.

Dr. F. v. Richthofen,

Professor an der Universität Berlin.

Führer für Forschungsreisende.

Anleitung zu Beobachtungen über Gegenstände der

physischen Geographie und Geologie.

Gr. 8°. 47 Bogen mit zahlreichen Holzstichen.

Preis broch. 10 Mark, in eleg. Ganzleinenband 11 Mark 50 Pf.

INHALT: Einleitung. — Kap. I. Messung und Zeichnung. — Kap. II. Beobachtungen über klimatische Gegenstände — Kap III. Beobachtungen über biologische Gegenstände. — Kap IV. Beobachtungen über Veränderungen an Fels und Erdboden — Kap. V. Beobachtungen über Bodenwasser und Quellen. — Kap. VI. Beobachtungen über die mechanische Arbeit der fliessenden Gewässer. — Kap. VII Beobachtungen an Eis und Gletschern. — Kap VIII. Beobachtungen an den stehenden Gewässern des Festlandes. — Kap IX. Beobachtungen an Meeresküsten. — Kap. X. Beobachtungen bei Seefahrten. — Kap XI. Beobachtungen über die mechanischen Wirkungen der atmosphärischen Strömungen. — Kap. XII Beobachtungen über den lockeren Erdboden. — Kap. XIII. Beobachtungen über Gesteine. — Kap. XIV. Beobachtungen über Vulkane u. s w. — Kap XV und XIV. Beobachtungen über den Bau der Gebirge. — Kap. XVII. Beobachtungen über nutzbare Mineralien.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

92

XIV Am 147 f

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Middendorf, Ernst W.

Peru Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthalts

Bd.: 2

Berlin 1894

4 Am.a. 228 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11469533-3